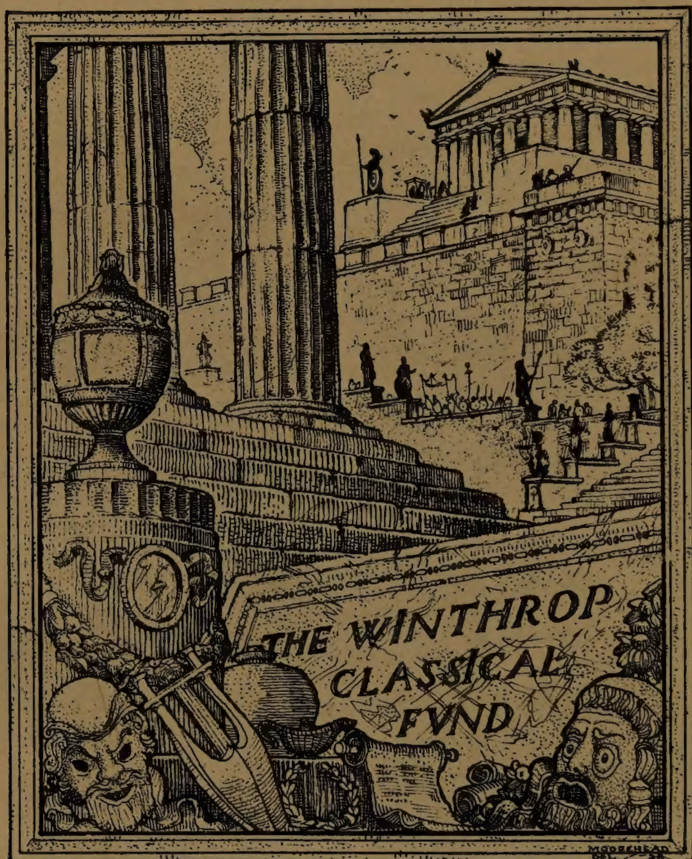

THE WINTHROP
CLASSICAL
FVND

GRUNDFRAGEN DER HOMERKRITIK

VON

PAUL CAUER

DRITTE UMGEARBEITETE
UND ERWEITERTE AUFLAGE



VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG · 1923



VORWORT

Von dem seit lange vergriffenen Werk erscheint hier die erste Hälfte in wesentlich veränderter Gestalt. Hinzugekommen sind: ein Kapitel über den Hexameter uud im einzelnen viele neue Abschnitte, zum Teil an Stelle von älterem Bestande, der gekürzt oder gestrichen wurde. Im ganzen ist von dem, was hier auf 406 Seiten vorliegt, weit über ein Drittel neu geschrieben.

Die zweite Hälfte wird außer dem dritten Buche (»Der Dichter und seine Kunst«) ein viertes bringen, in dem die Komposition jedes der beiden Epen im Zusammenhang untersucht und die Untersuchung bis zu einer vorläufig abschließenden Gesamtansicht geführt wird. Die Arbeit daran ist so weit gediehen, daß, wenn kein unerwartetes äußeres Hindernis dazwischentritt, das Erscheinen vor Ostern 1922 zu erwarten ist.

MÜNSTER i. W., Pfingsten 1921. PAUL CAUER

VORWORT ZUR ZWEITEN HÄLFTE

Anfang Juli 1921 bat mich Paul Cauer, wenn seine Erkrankung ihm die Vollendung seiner »Grundfragen der Homerkritik« unmöglich mache, für ihn einzutreten und das Buch abzuschließen. So klar ich mir darüber war, wieweit meine Leistung von der seinen abstehen müßte, sagte ich mir doch, daß nicht leicht ein anderer diese Arbeit so wie ich in seinem Sinne tun könne. Fast dreißig Jahre hatten wir mündlich und schriftlich über homerische Probleme verhandelt, im einzelnen oft voneinander abweichend, aber vollkommen einig in der Grundeinstellung gegenüber diesen von der Wissenschaft so lange und so leidenschaftlich verhandelten Fragen. Und darüber war ich mir vom ersten Augenblicke an klar, daß es sich nur darum handeln könne, seinen Gedanken zum Ausdruck zu verhelfen, nicht meine Meinung auszusprechen, die zu

hören ja niemand verlangte. Gern habe ich von dem Meinen etwas hinzugegeben, wenn ich der Zustimmung des Freundes sicher sein konnte — und ich bekenne mich willig zu einigen Tönnchen für den kritischen Walfisch der ehedem Bursianischen Jahrbücher —, abweichende Meinungen habe ich grundsätzlich nicht geäußert: in seinem Buche sollte niemand sprechen als Cauer selbst.

Als er seinen wissenschaftlichen Nachlaß bestellte, waren vom dritten Buche die ersten fünf Kapitel vollendet; das sechste zu schreiben war ihm später noch vergönnt.

Zwei weitere Kapitel sollten dieses Buch zum Abschluß bringen: VII. Komposition, VIII. Dichtung und Sage. Mit dem siebenten hatte er noch einen Anfang gemacht, aber eben nur einen Anfang, den nicht wohl ein anderer vollenden konnte; der für das achte Kapitel vorgesehene Inhalt ist mir niemals recht klar geworden, insbesondere sein Verhältnis zum dritten Kapitel des zweiten Buches.

Das vierte Buch sollte drei Kapitel enthalten:

I. Grenzen und Möglichkeiten der Kritik.
II. Die Odyssee.
III. Die Ilias.

Aber in bezug auf das zweite sprach er es sogleich aus, daß er »niemand »zumuten möchte, aus seinen Aufzeichnungen eine in seinem Sinne »gehaltene Behandlung der Odyssee herzustellen«. Mir schien es das richtige, die drei letzten Kapitel der zweiten Auflage (III. Charakter der beiden Epen, IV. Grenzen der Kritik, V. Recht der Kritik) als die drei ersten des vierten Buches weiter bestehen zu lassen, nur berichtigt und ergänzt, soweit das mir überlieferte Material es gestattete, und als viertes ein neues Kapitel über die Komposition der Ilias hinzuzufügen. Dabei hatte ich nach dem Willen meines Freundes vor allem seine beiden großen Rezensionen der Bücher von Bethe und Wilamowitz (Göttingische gelehrte Anzeigen 1917 S. 201 ff. und 513 ff.) sowie ein Kollegheft über die Komposition von Homers Ilias aus dem Revolutionswinter zu benutzen.

Wenn Cauer allein das Wort haben und nicht neben ihm der Herausgeber sprechen sollte, so mußte ich darauf verzichten, Literatur heranzuziehen, die er selber nicht mehr hatte benutzen können. Schwer ist mir das nur bei einem Buch gefallen, beim zweiten Bande von Erich Bethes Homer (Leipzig 1922). Gewiß würde Cauer mancher Einzelhypothese dieses Buches gegenüber die Stellung eingenommen haben, die er so oft gegenüber Wilamowitz und Bethe einnahm, die des nüchtern nachprüfenden und ablehnenden Phokion gegenüber dem phan-

tasiebeschwingten Demosthenes. Aber den Grundriß hätte er, glaube ich, mit freudiger Zustimmung anerkannt und gern sich bemüht, auf dem von Bethe gelegten Fundament weiterzubauen. Er hätte sich gefreut mit Bethe auf demselben Standpunkt zu stehen, wenn dieser als Entstehungsort unserer Ilias und unserer Odyssee das peisistrateische Athen annimmt (339, 345); und wenn er sah, daß Bethe trotzdem die peisistrateische Rezension ablehnt (355), so hätte er lächelnd festgestellt, daß auch die freiesten Köpfe Vorurteilen unterliegen können, die sie mit der akademischen Muttermilch eingesogen haben.

Anfang Oktober 1921 war es mir vergönnt, noch einige Tage bei Paul Cauer in Münster zu verleben. Er sah, wie mir erst später klar wurde, das sichere Ende voraus und wollte nur den Menschen, die ihn lieb hatten, die immer noch festgehaltene Hoffnung nicht benehmen. Außer der Herzschwäche quälte ihn eben in jenen Tagen ein lästiges, den spärlichen Schlaf kürzendes Hautleiden: aber die Grundstimmung seiner Seele war die, die Kaiser Marcus so oft mit dem Worte ἵλεως bezeichnet. Soweit die Kürze der Zeit es gestattete, sprach er die noch zu behandelnden Probleme seines Buches mit mir durch, mühsam dem hinfälligen Körper die Kraft dazu abringend, aber klarsten Geistes, immer noch bereit, auch in den Ausführungen übelwollender Gegner ein förderndes Wahrheitsmoment aufzusuchen und festzuhalten. Und auch in den letzten Wochen seines Lebens hat er, bis in das Stadium des dämmernden Bewußtseins hinein, nicht aufgehört, die altvertrauten Probleme durchzudenken, auch als die geschwächte Hand ihm den Dienst zur Niederschrift seiner Gedanken weigerte.

Das Leben hat Paul Cauer vieles versagt. So hat es ihm auch nicht gegönnt, daß er sein Werk nach seinem Grundplan vollende. Wenn es durch einen Notanbau abgeschlossen werden mußte, so kann das niemand schmerzlicher empfinden als der Herausgeber.

FRANKFURT A. M., Juli 1922. EWALD BRÜHN.

INHALT

VIERTES BUCH

DIE BEIDEN EPEN ALS GEGENSTAND DER KRITIK

GRUNDFRAGEN DER HOMERKRITIK

»Du hast nicht recht!« Das mag wohl sein;
Doch das zu sagen ist klein.
Habe mehr recht als ich! Das wird was sein.
GOETHE

EINLEITUNG

Homer ist das Problem der Probleme. Volle vier Menschenalter sind verflossen, seit Wolf seine Prolegomena schrieb, und noch will der Streit, den sie angeregt haben, kein Ende nehmen. Nicht einmal die Nebenfrage, von der Wolf ausgegangen war, ist entschieden, in welchem Verhältnis die homerische Poesie zur Schrift stehe oder, wie wir heute die Aufgabe stellen müssen, wann Ilias und Odyssee zuerst aufgeschrieben worden seien. Wenn wir aber weiter wissen wollen, ob denn nun die großen Epen die Schöpfung eines einzigen oder das Werk vieler sind, so drängt sich uns vollends eine Menge widerstreitender Antworten entgegen. Der Gelehrte strikter Observanz pflegt auf jeden herabzulächeln, der über Homer mitspricht und nicht erkennen läßt, daß ihm Voraussetzungen und Formeln der kritischen Analyse geläufig sind; die große Zahl aber der gebildeten Verehrer des Dichters, und unter ihnen doch auch mancher philologisch gebildete, läßt sich den Glauben an den einen schöpferischen Genius, Homer, nicht ausreden. Seitdem gar ein Forscher wie Erwin Rohde diese Partei durch das Gewicht seiner Stimme verstärkt hatte, war weniger als je zu erwarten, daß sie bald nachgeben werde. Dabei steht für den, der sich eine feste Meinung bilden möchte, die Sache jetzt nicht mehr so einfach wie vor 50 oder 60 Jahren, wo noch die Schlagworte »Einheitshirte« und »Liederjäger« ihren Sinn hatten. Auch wer in der Schärfe auflösender Kritik an Lachmann sich anschließt und vielleicht über ihn hinausgeht, bemüht sich doch meistens, was der Stifter der Schule nicht getan hatte, daneben der unverkennbaren Einheit im Epos zu ihrem Rechte zu verhelfen, die Frage zu beantworten, wie und wo und wann der durchgehende Plan entstanden sei, der trotz aller Widersprüche die Handlung zusammenhält. Und wer umgekehrt die Einheit z. B. der Odyssee verteidigt, behauptet doch nicht, daß Homer nach Vollendung der Ilias mit α 1 angefangen und bis ω 548 die vierundzwanzig Gesänge in ihrer jetzigen Reihenfolge verfaßt habe. Auch er wird genötigt sein, ältere und jüngere Bestandteile zu sondern, diese oder jene Partie dem eigentlichen Dichter abzusprechen, sei es, daß er sie für unecht hält und einem Interpolator zuweist oder daß er annimmt, Homer habe hier aus älterer Poesie ein Stück aufgenommen und mit nur leiser

Bearbeitung in sein eigenes Werk eingefügt. So haben sich die feindlichen Standpunkte einander genähert; jeder hat, indem er den andern zu widerlegen suchte, das Wahrheitsmoment, das auch drüben vorhanden war, mehr und mehr anerkennen müssen und es so unwillkürlich zu einem Teile der eignen Ansicht werden lassen.

Danach könnte nun jemand meinen, der Tag des Friedensschlusses nahe heran; doch hat das noch gute Wege. Indem die Forschung nach immer neuen Richtungen den Stoff zu durchdringen suchte, änderten sich nicht nur Bestand und Grenzen der Teile, in die man das Ganze zerlegen zu können meinte, sondern Art und Sinn der Zerlegung selber; es macht doch einen großen Unterschied, ob Fugen einer Zusammensetzung gesucht werden oder Schichten eines Niederschlages, Glieder in zusammenfassendem Aufbau oder Wurzeln und Zweige natürlichen Wachstums. Und je mehr man auf seiten der Unitarier sich bemühte, den Beobachtungen der analytischen Kritik gerecht zu werden und sie in das eigene Gesamtbild zu verarbeiten, desto mehr ergab sich auch hier ein Wandel des Begriffes. So sind neuerdings heftige Kämpfe gerade zwischen Vertretern verschiedener Einheitshypothesen geführt worden, wobei das Stachelnde in dem Unwillen lag, der von beiden Seiten empfunden werden mußte, daß der andere das gemeinsame Symbol falsch gedeutet habe und folglich mißbrauche.

Demgegenüber werden hier und da wohl auch Stimmen des Kleinmutes laut, die zu endgültigem Verzicht raten. Sollten sie, was nicht zu fürchten ist, Erfolg haben und wirklich einmal für Ilias und Odyssee die homerische Frage begraben werden, so würde sie auf anderen Gebieten lebendig bleiben oder von neuem erwachen. Lachmann hatte erst den Nibelungen, dann Homer seine Forschung zugewandt; aber die klassische Philologie hat mit dem von ihm ererbten Kapital freier und selbständiger weiter gearbeitet als die deutsche, so daß diese in die Lage kam, von der Schwesterwissenschaft etwas für die Anregung zurückzuempfangen, die sie ihr einst gegeben hatte. Das gleiche gilt für das Verhältnis zwischen Homerkritik und Bibelkritik. In dem Vorwort zu seinen Homerischen Untersuchungen, das an Julius Wellhausen gerichtet war, hob Wilamowitz den Parallelismus der Aufgaben hervor und erneuerte damit eine innere Beziehung, deren sich Wolf selber deutlich bewußt gewesen war. Der Analyse des Pentateuchs steht die der Evangelien zur Seite, für die sich allmählich doch die Grundanschauung durchgesetzt hat, daß sie eine rein philologische Tätigkeit ist oder werden muß. Wieder in einen anderen Kreis versetzen uns die Forschungen, die man begonnen hat der juristischen Literatur der Römer zuzuwenden, um aus den Sammlungen und Aufzeichnungen der Epigonen die klassischen Werke der Blütezeit in Reinheit und Voll-

kommenheit wiedererstehen zu lassen. Platon, Thukydides, Herodot haben heute jeder seine »homerische Frage«. Aber wir brauchen gar nicht im Altertum zu verweilen, wenn wir Beispiele finden wollen. Lehrs war wohl der erste, der die Homerforscher an den Faust erinnerte. Um gegen Lachmanns Kritik die Person des einen Dichters wieder glaublich zu machen, wies er auf die Widersprüche und Anstöße hin, die in Goethes Lebenswerk als Spuren seines allmählichen Wachstums stehengeblieben seien. Die Analogie hat allgemeine Anerkennung gefunden, aber sie wirkt in umgekehrter Richtung: Homer wird nicht wie Goethe, Faust wird wie die Ilias betrachtet. Mit Faust hat man Hamlet oft zusammengestellt; und er ist ihm gerade auch als Gegenstand der Kritik nahe verwandt. Die Untersuchung wird darauf ausgehen, die Elemente zu scheiden, die Shakespeares Genius in eins verschmolzen hat, aus ihnen frühere dichterische Bearbeitungen der Hamletsage in ihren Grundzügen wiederherzustellen, und wird in der Verfolgung des poetischen Motivs vielleicht bis in die Gedankenwelt antiker Tragödien emporsteigen.

Überall haben wir, an mannigfaltigen Stoffen und in verschiedenen zeitlichen und räumlichen Umgebungen, doch im wesentlichen die gleiche Sachlage: ein Werk der Literatur, das den Ertrag einer durch wechselnde Formen fortgeführten geistigen Tätigkeit abschließend darstellt, das nun nicht mehr, wie es von naiven Lesern geschah, bloß als ein fertiges genossen sondern als ein werdendes begriffen werden soll. Auch die Methode der Forschung ist, so ungleich nach Art und Menge die äußeren Hilfsmittel sind die in ihren Dienst treten, doch in der Hauptsache immer wieder dieselbe: das einzelne Werk muß aus sich heraus verstanden, in seinen Teilen geprüft und verglichen, nach dem Gesamtbilde dann, das man so gewonnen hat, wieder jeder Teil beurteilt und an seinen Platz gestellt werden. Die homerische Frage, als Typus eines methodischen Problems gefaßt, besitzt ewige Dauer. Alle jene innerlich verwandten Aufgaben, von denen hier ein paar Beispiele genannt wurden, müssen mit dem Rüstzeug bearbeitet werden, das an Homer ausgebildet und erprobt worden ist; und jede wird dann wieder zu seiner Vervollkommnung etwas beitragen. Der Vergleich mit der Faustkritik lehrt, wie wenig im Grunde die Frage nach der Person des Autors bedeutet, die dort ja im voraus gelöst ist. Und wer sich einmal klargemacht hat, was im Nibelungenliede aus historischen Verhältnissen und Personen der Völkerwanderung geworden ist, der wird vorsichtig werden in der Annahme bestimmter geschichtlicher Ereignisse, von denen in Ilias und Odyssee eine Kunde erhalten sein könnte. Der Gedanke an die Kodifikation des römischen Rechtes kann vor dem Irrtum warnen, der noch heute verbreitet ist, daß die Aufzeichnung des Epos gerade in der Zeit seiner Blüte

habe erfolgen müssen. Und so werden von allen Seiten her, je weiter die Betrachtung sich vergleichend ausdehnt, neue Anregungen, neue Einsichten, neue Fragen sich ergeben.

Aber auch in einem andern Sinne trägt die homerische Forschung einen universellen Charakter: es gibt schlechterdings keinen Zweig der Philologie, den sie nicht mitpflegen müßte, um von ihm Nutzen zu ziehen. Homer steht am Eingang der griechischen Literatur; auf alle Späteren hat er eingewirkt, ist von jedem irgendwie verstanden oder mißverstanden worden; seit der Zeit der Ptolemäer hat sich dann eine fortlaufende gelehrte Arbeit seiner bemächtigt, der wir eine Fülle wertvoller Nachrichten verdanken: so wird, wer Homer ganz erkennen will, gezwungen alle Perioden des griechischen Geisteslebens bis in die spätesten hinab mit seinem Blicke zu umspannen. Doch auch abgesehen von dieser zeitlichen Ausdehnung, es ist als ob der alte Dichter eine ähnliche Vielseitigkeit, wie er selbst sie besessen hat, von seinen Erklärern verlangte; jedenfalls weiß er diejenigen zu strafen, die sich solcher Forderung entziehen. Welchen Schaden hat die Absonderung der sogenannten höheren Kritik gestiftet! Unbekümmert um Sprache, Versmaß, religiöse Anschauungen, Kulturverhältnisse suchte man allein durch logische Analyse die Fugen der Komposition aufzudecken und die ursprünglichen Teile herzustellen; dabei konnten keine richtigen Resultate gewonnen werden. Das ist kein Vorwurf für die großen Männer, die mit genialer Kraft diese Methode der Untersuchung begründet haben, nur für manche von den kleinen, die ihnen gefolgt sind, und namentlich für jeden, der heute noch bei diesem Verfahren beharrt. Die zentrale Stellung des sprachlichen Problems wurde von Fick erkannt, der die sachliche Analyse des Inhaltes der Epen dadurch ergänzen wollte, daß er den mundartlichen Bestand in den verschiedenen Partien verglich. Aber die Art, wie er diesen vortrefflichen Gedanken durchführte, war nicht geeignet ihm bei Fernerstehenden Vertrauen zu erwecken. Er setzte eine bestimmte Theorie über die Entstehung von Odyssee und Ilias als diejenige voraus, die von der »höheren Kritik« bereits erwiesen sei, und beschränkte sich auf die Aufgabe, diese Theorie nun nachträglich auch durch sprachgeschichtliche Beweismittel zu stützen, wobei er denn, da die Rechnung nirgends recht stimmen wollte, gedrängt wurde der eigenen Logik wie dem Text der Gedichte Gewalt anzutun.

So einfach, wie Fick meinte, läßt sich die Verbindung zwischen den verschiedenen Zweigen der Forschung nicht herstellen: durch Anregung neuer Fragen können sie sich gegenseitig fördern, nicht durch Mitteilung fertiger Antworten. Dies gilt in allen Beziehungen. Auch die scharfsinnigste und besterwogene Hypothese, die durch Zerlegen der Handlung

nach inneren Widersprüchen und Übereinstimmungen gewonnen ist, kann nicht beanspruchen, daß die von ihr gebotene chronologische Anordnung der Teile für den Metriker oder den Kulturhistoriker oder den Mythologen einfach maßgebend sei. Und umgekehrt: man kann versuchen, und man hat zum Teil versucht, nach metrischen Erscheinungen, nach den Verhältnissen der Kultur, nach der Art wie die Götter wirkend dargestellt sind, das Epos in seine älteren und jüngeren Lagen aufzulösen. Aber man soll nicht meinen mit einer einzelnen dieser Methoden das Gesamtproblem zu bewältigen, und etwa erwarten, daß die Schichten, die durch das Überwiegen älterer oder jüngerer Formen des Hexameters abgezeichnet werden, zugleich das reinliche Bild einer klar abgestuften Kulturentwicklung geben, oder daß die Stücke, die den religiösen Anschauungen nach die ältesten sind, auch den ursprünglichen Kern der Handlung hübsch abgerundet und in sich geschlossen darbieten werden. Die Untersuchung muß auf jeder Linie besonders geführt werden, sonst wird eine Betrachtungsweise durch die andere beengt und verwirrt; immer wieder aber muß zwischendurch der Blick auf das gemeinsame Ziel wie auf die Bewegung in den übrigen Abschnitten gelenkt werden, um die gegenseitige Verständigung rege zu erhalten und ein Zusammenwirken von überallher zu letzten Entscheidungen vorzubereiten.

Daß diese Pflicht oft versäumt wird, bedarf leider keines Beweises. Man braucht nur zu sehen, wie Männer, die auf benachbarten Gebieten arbeiten, also aufs beste einander ergänzen könnten, statt dessen in heftiger Polemik sich ereifern, einer dem andern das Recht und die Bedeutung der Aufgabe, die er gerade sich gewählt hat, abstreiten. Die persönliche Erbitterung, die dadurch genährt wird, ist nicht einmal die schlimmste Folge. Die Wissenschaft selbst muß leiden, indem sie durch Isolierung ihrer Zweige der befruchtenden Anregung verlustig geht, die herüber und hinüber wirken könnte. Diesem Übel entgegenzuarbeiten war von Anfang an der Zweck, den ich dem vorliegenden Buche gesetzt hatte. Indem ich darin einige der wichtigsten prinzipiellen Fragen erörterte und entweder zu entscheiden oder der Entscheidung zu nähern suchte, wollte ich zugleich den Zusammenhang deutlich machen, der zwischen scheinbar getrennten Aufgaben der Homerkritik besteht, und die Wege bezeichnen, auf denen die von verschiedenen Seiten her geführten Untersuchungen sich gegenseitig fördern können.

25 Jahre ist es her, daß solches zuerst hier unternommen wurde; und während dieser ganzen Zeit, besonders aber in den beiden letzten Lustren, ist in allen Zweigen der Homerforschung mit Eifer und glücklichem Spürsinn gearbeitet worden. So erscheint jetzt möglich, was ich mit Absicht früher hintangehalten hatte, über die grundsätzliche Untersuchung der

Methoden hinauszugehen und eine abschließende Lösung zu versuchen — zwar nicht für das Gesamtproblem, doch für diejenige Frage, von der aus es einstmals zuerst ergriffen worden war und die naturgemäß, wenn wir vom Näherliegenden allmählich zum Ferneren und Fernsten emporsteigen, zeitlich im Vordergrunde steht: wie und wann sind Ilias und Odyssee, in der uns überlieferten Gestalt, als literarische Gebilde geschaffen worden? Der Beantwortung dieser Frage ist das vierte Buch gewidmet.

ERSTES BUCH

TEXTKRITIK UND SPRACHWISSENSCHAFT

Wo der Herstellung eines Textes wissenschaftliche Arbeit gewidmet wird, da ist immer das natürliche Ziel, ihn so zu drucken, wie der Verfasser selbst ihn niedergeschrieben hat. Für Schriftsteller der neueren Zeit läßt sich das mit ziemlicher Vollkommenheit erreichen; aber auch für alte und älteste schwebt es doch als Aufgabe vor, die überall den entscheidenden Maßstab abgibt, und deren Lösung eigentlich nur durch tatsächliche Schwierigkeiten oder praktische Rücksichten beinträchtigt wird. Bei Homer ist es prinzipiell unmöglich die Aufgabe so zu fassen. Die Person des Dichters selbst ist in Dunkel gehüllt. Und wenn wir darauf verzichten es zu durchdringen und in unbestimmter Mehrzahl von den Verfassern sprechen, so bleibt doch die Frage: haben sie überhaupt geschrieben, oder war es ihnen genug zu sinnen und zu sagen? Irgend einmal sind ja die beiden Epen aufgeschrieben worden: waren die, welche das taten, selbständige Dichter oder nur die Ordner des Überkommenen? Und was war auf sie gekommen: schon unsere Ilias und Odyssee in ihren Hauptteilen, oder zerstreute Elemente älterer Poesie, aus denen etwas Zusammenhängendes erst geschaffen werden mußte? Im Grunde ist das eben jene Frage, ob die Dichter geschrieben haben, nur in anderer Wendung. Sie wird uns später um ihrer selbst willen beschäftigen. Hier sollte sie nur daran erinnern helfen, daß die Aufgabe der Textkritik bei Homer nicht nur schwer zu lösen sondern fast noch schwerer zu stellen ist. Wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn sie im Laufe der Untersuchung ihren Platz und ihre Gestalt ändert.

ERSTES KAPITEL

HANDSCHRIFTEN

Für die Befestigung und Verbesserung der unentbehrlichen Grundlage, die alle Arten von Homerkritik in der handschriftlichen Überlieferung suchen müssen, haben die letzten Jahrzehnte Bedeutendes geleistet. Unabhängig von Arthur Ludwich, dessen kritische Ausgabe 1907 mit dem zweiten Teile der Ilias vollendet wurde, haben in England Walter Leaf und, in dessen Sinne weiter arbeitend, Thomas W. Allen die Handschriften der Ilias nach neuen Gesichtspunkten untereinander verglichen und zu gruppieren gesucht. Durch die Papyrusfunde sind unsere bisherigen Ansichten über die Geschichte des Homertextes zunächst erschüttert und dann dauernd auf eine neue Grundlage gestellt worden, auf deren Verbreiterung und Befestigung wir noch hoffen dürfen.

Ludwichs Odyssee erschien 1889 und 1891. Drei Hdss. erklärte er auf Grund sorgfältiger Prüfung, worüber die Praefatio berichtete, für älter als — von den Papyris abgesehen — alle übrigen der Odyssee; nach ihnen im wesentlichen hatte er den Text hergestellt[1]). Es waren dies: ein Mediceus (Laur. 32, 24) des zehnten Jahrhunderts, ein Laurentianus (52) derselben Zeit und ein Palatinus (45) aus dem Jahre 1201. Danach sah die Varietas lectionis ziemlich anders aus als bei La Roche (1867/8), der Text selbst war nicht wesentlich geändert. Wenn bis dahin Immanuel Bekkers Ausgabe von 1843 als beste Darstellung des überlieferten Textes gegolten hatte, so zeigte sich jetzt, daß sie dieses Vertrauens in hohem Grade würdig gewesen war. Zu einer gleichen Ansicht gelangte für die Ilias Hefermehl in seiner Anzeige der Ludwichschen Ausgabe (BphW. 1908 Sp. 678).

1) Auf sie bezieht sich die Leydener Dissertation von P. C. Molhuysen, De tribus Odysseae codicibus antiquissimis (1896), deren Verfasser alle drei vollständig verglichen hat und manche Nachträge zu Ludwichs Apparat bringt. Allen hat dann für seine 1908 (in der Bibliotheca Oxoniensis) erschienene Odyssee-Ausgabe weitere Hdss. in ansehnlicher Zahl herangezogen. In der Praefatio gab er eine Einteilung aller in 17 Familien; darauf folgte 1910 eine begründende Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses und des Wertes der angesetzten Gruppen in dem Aufsatz »The Text of the Odyssey« (Papers of the British School at Rome V 1).

Für die Odyssee waren die neu herangezogenen Hdss. den früher benutzten auch darin ähnlich, daß doch keine von ihnen eine Schreibweise zeigte, die im Druck einfach hätte beibehalten werden können. Der Laurentianus 52 (*F*) z. B., dieselbe Hds., der wir eine so wertvolle Lesart wie das später noch zu würdigende ὧς ἔφατ᾽, αὖτάρ οἱ αὖτις πόρον ι 360 verdanken, ist doch an metrischen Anstößen reich und bedarf, wenn danach ein lesbarer Text gedruckt werden soll, durchaus der emendierenden Hand des Herausgebers. Eine Sonderstellung nimmt die Hds. der Bibliothek Rylands in Manchester ein, deren Bruchstücke Hunt veröffentlicht hat[2]). Es sind kleine Reste von μ—ο und σ—υ, zusammenhängende Partien aus φ—ω, geschrieben gegen Ende des 3. oder zu Anfang des 4. Jhdts. nach Chr. Die wenigen Schreibfehler sind von zweiter Hand größtenteils berichtigt. Das Material ist Pergament; der Entstehungszeit nach gehört diese Hds. eher mit den Papyris zusammen.

Für die Ilias haben wir den vorzüglichen Venetus *A*; ganz ohne Fehler ist jedoch auch dieser nicht. Nur ein paar Proben: Πηλέως υἱέ Π 21, τοῦ γ᾽ ἰθὺς βέλος πέτετ(ο) Υ 99, ἀπ᾽ ὀφθαλμῶν ἐκέδασ᾽ ἀχλύν Υ 341, τεταρπώμεθα Ψ 10 (anders 98), ὅτι τάχιστα Ψ 11 (anders 403), Βορέης, Βορέῃ als Versanfang[3]) I 5. Ψ 195, παρὲξ ἐλάσσῃσθα Ψ 344, μέγα (für μέλαν) δέ ἑ κῦμα Ψ 693, οὔτ᾽ Ὀδυσσεύς Ψ 119, αὖτ᾽ ἔριψε Ψ 842 (anders 845), μύσαν ὅσσ᾽ ὑπὸ βλεφάροισιν Ω 637. Man möchte auch Αἴᾱν Ἰδομενεῦ τε Ψ 493 zunächst mitrechnen; denn wenn hier vom Schreiber Länge des α ausdrücklich markiert ist, so geht daraus nur hervor, daß er selbst sich des Anstoßes bewußt war, ebenso wie in der zu Ψ 697 (κάρη βάλλονθ᾽ ἑτέρωσε) beigeschriebenen Variante βᾰλόνθ᾽. Nicht immer war eine Korrektur glücklich. Λ 333 steht δουρὶ κλυτὸς Διομήδης mit übergeschriebenem ει, aber K 230 δουρὶ κλειτὸς Μενέλαος mit übergeschriebenem υ. Δ 542 war die ursprüngliche Lesart des Venetus χειρὸς ἑλοῦσ᾽ ἀτὰρ βελέων; daraus hat der Korrektor gemacht ἑλοῦσα αὐτάρ, also nicht bemerkt, daß seine beiden Verbesserungen einander aufheben. Der Syrische Palimpsest hat Ὀδυσσεύς statt Ὀδυσεύς Ψ 709. 719. 755, aber ποσί statt ποσσί Ψ 749, Ἀχιλῆος statt

2) Catalogue of the Greek Papyri in the John Rylands Library, Manchester. Vol. I (1911) edited by Arthur S. Hunt. Nr. 53. 3) Wilamowitz, Sitzgsber. preuß. Akad. 1910 S. 377, erinnert daran, daß der Dichter mit seiner nordionischen Heimat rechne; so dürfe man ihm ein attisches Βορρῆς nicht aufdrängen. Daß die Ionier die beiden letzten Silben zusammenzogen, sei klar; wie sie die erste aussprachen, sei des Suchens wert. Nun hat Ψ 195 der Heidelberger Papyrus (3. Jhdt. vor Chr.; herausgegeben von Gerhard 1911) ein ΒΟΡΕΑΙ, das durch zweimalige Korrektur in ΒΟΡΡΗΙ geändert ist. Hatte der Korrektor recht? und hatten wir recht, als wir es, nach dem Vorgange von Sachs (1856), ebenso machten? Darüber kommt auch Wackernagel, der ja Attizismen bei Homer grundsätzlich anerkennt, sorgfältig abwägend zu keiner bestimmten Ansicht (SUH. 151 f.). — Über Αἶαν (so) am Versanfang vgl. Kap. 7.

᾿Αχιλλῆος Ω 309. — Das sind bekannte Erscheinungen, an die hier nur kurz erinnert werden sollte; möge man die Beispiele hinzunehmen, die — unter etwas anderem Gesichtspunkte — van Leeuwen in den Vorbemerkungen seiner 2. Ausgabe (1912; p. XXVII sq.) zusammengestellt hat. Es ist klar, daß man auch der besten Überlieferung gegenüber nicht ganz ohne metrische Korrekturen auskommt und daß im Grunde nur über das Maß solcher Korrekturen gestritten wird.

Als beste Überlieferung erweist sich der Venetus *A* durch die Korrektheit des eigenen Textes; wertvoller noch ist er durch den Reichtum an Nachrichten über die Textkritik der Alten. Daß beide Vorzüge unmittelbar zusammenhängen, möchte man annehmen; der Tatbestand spricht aber dagegen. Ludwich hat gezeigt (AHT. I 131—146), daß Text und Scholien in dieser Handschrift ursprünglich gar nicht zusammengehörten, vielmehr Randbemerkungen und beigeschriebene Varianten oft einen andern Text voraussetzen, als den dem sie jetzt beigeschrieben sind. Unter 104 Stellen im ersten Gesange der Ilias, für welche Aristarchs Lesart überliefert ist oder erschlossen werden kann, sind 32, an denen der Venetus *A* im eignen Texte diese Lesart nicht hat (AHT. II 177 ff.). Und unter den 72 Fällen, in denen er zu Aristarch stimmt, kommt es nur einmal vor, daß er mit dieser Übereinstimmung unter den Hdss. allein steht (A 241 τότε); in allen übrigen Fällen gibt es mehrere — meistens ist es die große Mehrzahl, oft die Gesamtheit —, die Aristarchs Lesart ebenfalls in ihrem Texte haben. Man darf also schließen: wenn von der venezianischen Hds. nur der Text, ohne alle Scholien und beigefügte Varianten, erhalten wäre, so würden wir in ihr zwar eine brauchbare Vulgata, doch keinen Anhalt haben, um der alexandrinischen Textgestalt näher zu kommen.

Walter Leaf[4]) war es, der diesen Schluß zog, und aus ihm die Frage ableitete: gibt es andere Urkunden, die uns in dieser Beziehung bessere Dienste leisten? Er ging auf zwei untereinander nahe verwandte Codices zurück, deren hervorragenden Wert zuerst C. A. J. Hoffmann behauptet und begründet hatte[5]), Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, beide aus dem 14. Jhdt., und verglich sie mit denjenigen beiden, die in La Roches Apparat nächst *A* den ersten Platz einnahmen, Laurentianus 32, 3 (*C*) und Laurentianus 32, 15 (*D*), beide aus dem 11. Jhdt. Um einen sicheren Maßstab für die Schätzung einer Hds. zu gewinnen, suchte er jedesmal festzustellen, wie viele unter den ihr eigentümlichen Lesarten auf alte Überlieferung zurückgingen. Und hierfür gab es mehrere Anhaltspunkte.

4) Leaf, The manuscripts of the Iliad, Journal of Philology 18 (1889) S. 181 ff. und 20 (1892) S. 237 ff. 5) Hoffmann, Das 21. und 22. Buch der Ilias, nach Hdss. und Scholien herausgegeben. Clausthal 1864.

Eine Lesart konnte (1) durch Didymos oder Aristonikos als alt bezeugt sein, und zwar entweder so, daß sie einem der drei großen Alexandriner zugeschrieben war (1 *a*), oder so, daß sie nur irgendwie von Didymos oder Aristonikos erwähnt war (1 *b*); sie konnte aber auch auf andere Weise als alt erkennbar sein (2), indem sie z. B. mit ἐν ἄλλῳ oder γράφεται im Venetus *A* beigeschrieben war oder in einem Grammatikerzitat bei Eustathios vorkam. An dritte Stelle kamen dann Lesarten, die, an sich brauchbar, einer Hds. eigentümlich, sonst aber nicht bezeugt waren. Nach dieser Methode gewann Leaf in bezug auf 1 und 2 folgendes Bild:

	1 *a*	1 *b*	2	zusammen
C	2	3	2	7
D	10	5	13	28
Vind. 5 u. Lips.	42	12	37	91

Die Inferiorität von *C*, der Vorzug der beiden von Hoffmann empfohlenen Hdss. sprang in die Augen. Leaf hatte gewiß recht: die bisherige Überschätzung der Hds. *C* beruhte darauf, daß sie einen leidlich korrekten, bequem benutzbaren Durchschnittstext darstellt, während jene beiden durch eine Menge von Fehlern entstellt sind, zwischen denen man das Gute erst mühsam heraussuchen muß. Aber diese Mühe lohnt sich. Wenn ein Text unter den Lesarten, die er mit keinem andern gemein hat, so viele nachweislich alte enthält, so ist die Vermutung berechtigt, daß auch unter den übrigen ihm eigentümlichen Lesarten manche altüberlieferte versteckt sein werden. Dieser Gedanke trägt weiter: mit der von Leaf angegebenen Betrachtungsweise ist ein Mittel gewonnen, um überhaupt die Ilias-Hdss. auf ihren Wert und auf ihre gegenseitigen Beziehungen zu prüfen.

Leaf selbst hat die Arbeit noch ein Stück gefördert. Er hat für sich alle Stellen gesammelt, an denen in den Scholien oder bei Eustathios eine alte Variante bezeugt ist — »rund 2000« —, und hat auf diese Stellen hin mehrere Hdss. durchgesehen, wobei besonders zwei Pariser (Grec 1805 und Supplément grec 144) als wertvoll anerkannt wurden. In großem Umfang hat dann Allen die Aufgabe ergriffen und hat 79 italienische Hdss. der Ilias nach der Leafschen Methode durchforscht und zu gruppieren gesucht[6]). Abgesehen von wenigen, die sich durch ungewöhnliche Selbständigkeit oder ungewöhnliche Kontamination der Einordnung entzogen, glaubt er 15 Familien unterscheiden zu können, und vermutet, daß auch die außeritalischen Hdss. unter eine oder die andere dieser Familien fallen werden. Insbesondere gilt ihm das (S. 112)

6) T. W. Allen, The text of the Iliad, Class. Rev. XIII (1899) p. 110—116. Daran schließen sich weitere höchst wertvolle Aufsätze von ihm in demselben und in den folgenden Bänden der gleichen Zeitschrift. — Seine entsprechende Arbeit für die Odyssee s. oben Anm. 1.

von jenen beiden, Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, die der von ihm angenommenen Familie *h* nahe stehen und wesentlich dazu beitragen können, deren gemeinsamen Charakter kenntlich zu machen Diese Gruppe — der Allen aus Italien 8 Hdss. zurechnet, unter ihnen als älteste einen Marcianus (458) des 12. oder 13. Jhdts., mit Ξ 419 beginnend — überragt auch hier, wie früher bei Leaf, alle andern an altem Besitz; im einzelnen sind natürlich die Zahlen etwas verändert, da Allen eine viel größere Menge von Hdss. in die Vergleichung hereingezogen hat, so daß manche Lesart, die früher isoliert erschien, jetzt in mehreren Exemplaren auftritt. Auch in der Klassifizierung der Lesarten hat Allen etwas geändert, indem er die Kolumnen 1 *a* und 1 *b* zusammenfaßte und in Kolumne 2 als altbezeugt auch solche Lesarten rechnete, die in einem Papyrus sich finden. Danach hatte die Familie *h* unter 184 ihr eigentümlichen Lesarten 49, die von Didymos und Aristonikos erwähnt werden, und 7, die durch die Randscholien in *A*, durch Eustathios oder einen Papyrus als alt erwiesen sind (etwas anders später; s. S. 22). Die vier an Wert zunächst stehenden Familien hatten zwar von der zweiten Art durchschnittlich ebensoviel, von der ersten aber, also Lesarten die als Bestandteile ältester kritischer Wissenschaft gesichert sind, zusammen nur 12, gegen 49 in *h*. Wir dürfen hoffen, daß auch unter den übrigen für *h* charakteristischen Lesarten, die durch kein Parallelzeugnis äußerlich gestützt sind, Brauchbares und Gutes sich finden werde.

Dieser Hoffnung widerspricht Arthur Ludwich, der aus den Vorarbeiten seiner eignen Ilias-Ausgabe heraus »Beiträge zur homerischen Handschriftenkunde« veröffentlicht hat[7]). Er rühmt die Verdienste der beiden Engländer, findet aber Allens Einteilung vorläufig nicht überzeugend und hegt namentlich Zweifel gegen die praktische Verwendbarkeit von *h*, weil in dieser Gruppe »die nichtsnutzigsten Fehler und abscheulichsten Interpolationen« in einer Üppigkeit wuchern, daß man »sich immer erst »durch einen Wust von offenkundigen Nichtsnutzigkeiten hindurchquälen »müsse, ehe man auf ein Goldkörnchen stoße, dessen Echtheit unbestreit»bar sei«. So ist es freilich. Aber daraus folgt doch nur, daß es schwer ist den Archetypus von *h* wiederherzustellen; der Wert dieser Urhandschrift bleibt unberührt. Welche von den für *h* charakteristischen, d. h. sonst nirgends oder nur versprengt vorkommenden Varianten echt erscheinen und Vertrauen verdienen, muß in jedem einzelnen Falle sorgfältig geprüft werden; die bloße Tatsache, daß eine Lesart in *h* erhalten ist, spricht noch nicht für sie. Wer sich also streng eine »Rekonstruktion des bestbeglaubigten Textes« zur Aufgabe gemacht hat, muß auf die Benutzung

7) In einer Festschrift für C. F. W. Müller, enthalten im 27. Supplementbande von Fleckeisens Jahrbüchern (1900) S. 31—81.

von *h* verzichten; wer aber darüber hinaus den Text zu emendieren wünscht und sich vor »inneren Gründen« nicht fürchtet, für den bietet *h* eine unverächtliche Fundgrube.

Einen ersten Anhalt für unser Urteil geben gewisse Lesarten, über deren Ablehnung allerdings kein Zweifel sein kann. Σύν τε δύ' ἐρχομένω — καί τε πρὸ ὃ τοῦ ἐνόησεν (K 224), dafür hat *h* ἐρχομένων, weil dem Schreiber die eigentümlich homerische Satzfügung nicht vertraut war. Für νηῶν ἐκφορέοντο (T 360) setzte er aus gleichem Grunde ἐκ νηῶν ἐφέροντο, für δεινὰ δ' ὁμοκλήσας προσέφη im Nachsatze (Π 706) δεινὸν ὁμοκλήσας. Wo Achill vom Strome bedrängt wird, Φ 241 f., ὦθει δ' ἐν σάκεϊ πίπτων ῥόος· οὐδὲ πόδεσσιν εἶχε στηρίξασθαι, ὃ δὲ πτελέην ἕλε χερσίν, gab der Subjektswechsel und gleich danach das scheinbar neu einführende ὃ δέ Anstoß; der Urheber von *h* glich beides aus und schrieb εἴα für εἶχε. Ω 392 ἐπὶ νῆας (statt ἐπὶ νηυσὶν) ἐλάσσας zeigt den nach späterer Denkgewohnheit korrekteren Kasus, I 354 ἵκοιντο (für ἵκανεν), N 329 ἀφίκοιτο (für ἀφίκοντο), K 239 μηδ' εἰ βασιλεύτερος εἴη (für ἐστιν) eine Vorliebe für den obliquen Modus in der Satzfügung. Wenn von denen, die an die Arbeit gehen, H 417 f. gesagt wird: τοὶ δ' ὡπλίζοντο μάλ' ὦκα, ἀμφότερον, νέκυάς τ' ἀγέμεν, ἕτεροι δὲ μεθ' ὕλην, so ist die Ungleichmäßigkeit ἀμφότερον .... ἕτεροι δέ der homerischen Redeweise ebenso natürlich, wie sie dem Regelbewußtsein eines Pedanten widerstrebt: *h* hat ἀμφότεροι. Umgekehrt ist Z 261 (ἀνδρὶ δὲ κεκμηῶτι μένος μέγα οἶνος ἀέξει), P 21 f. (συὸς κάπρου ὀλοόφρονος, οὗ τε μέγιστος θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι πέρι σθένεϊ βλεμεαίνει) das charakteristisch anschauliche Adjektiv durch das alltägliche Adverb ersetzt: μάλα ἀέξει, μάλιστα βλεμεαίνει. Fast in der gesamten Überlieferung lautet I 73: πᾶσά τοι ἔσθ' ὑποδεξίη, πολέεσσι δ' ἀνάσσεις; Aristarch schrieb πολέσιν γὰρ ἀνάσσεις in seinen beiden Ausgaben, wie Didymos bezeugt, der verständig bemerkt: ἔχει δέ τι Ὁμηρικὸν καὶ ἡ διὰ τοῦ "δέ" (so hat auch Ludwich gedruckt). Durch γάρ wird das Verhältnis der Begründung deutlicher, und so steht in *h*. Dagegen Z 447 (εὖ γὰρ ἐγὼ τόδε οἶδα κτλ.) hat der Halbdenker, wer immer für *h* die Verantwortung trägt, den kausalen Zusammenhang — »nur für die Ehre kämpfe ich« — nicht verstanden und ihn beseitigt: εὖ μὲν ἐγὼ τόδε οἶδα. Zur Unzeit klug war er auch I 558, meinte, ein Mann, der die Braut dem Gotte streitig zu machen wagte, müsse mehr durch Schönheit als durch Stärke sich ausgezeichnet haben, und schrieb κάλλιστος für κάρτιστος.

Reichlich sind, wie wir sehen, die Proben dafür, daß in *h* der Ausdruck ins Ebene und nüchtern Verständige gezogen ist; auch χεῖρε statt χεῖρα N 783, ἐγχριμφθείς statt ἐγχρίμψας Ψ 334 gehören dazu. Wenn im Gegensatz hierzu *h* dann und wann einen Ausdruck bietet, der grammatisch

oder stilistisch vom Gewöhnlichen abweicht, so ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er nicht gemacht sondern aus älterem Bestande übernommen wurde. Ξ 382 lautet in der großen Mehrzahl der Hdss.: ἐσθλὰ μὲν ἐσθλὸς ἔδυνε, χέρεια δὲ χείρονι δόσκεν. Niemand würde daran Anstoß nehmen. Wenn wir aber in *h* lesen: χέρηι δὲ χείρονα, so empfinden wir sofort, daß das unmittelbare Übergehen von der Person des einen zu der des andern der Sprache Homers viel gemäßer ist als ein strenger Parallelismus; Leaf hat deshalb recht getan, in seiner Ausgabe so zu drucken. Οὔτε ποτ᾽ ἀντεφέροντο μάχῃ (Ε 701), συμφερόμεσθα μάχῃ (Λ 736) sind wieder an sich ganz in Ordnung. Doch *h* u. a. haben an beiden Stellen den Akkusativ; so muß gefragt werden: welcher Kasus macht in dieser Verbindung den Eindruck des Ursprünglichen? welcher läßt sich psychologisch aus den Gedanken oder der Gedankenarmut eines Abschreibers besser erklären? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein: μάχῃ ist abgeschliffen, μάχην als Objekt kraftvoll vorgestellt. — Εἰ μὲν δή μ᾽ ἐθέλεις τελέσαι τάφον Ἕκτορι δίῳ, ὧδε κέ μοι ῥέζων, Ἀχιλεῦ, κεχαρισμένα θείης: so sagt Priamos Ω 660 f. Mehrere Gruppen von Hdss., unter ihnen *h*, bieten ῥέξας. In welcher Richtung ist ein Abirren in der Überlieferung leichter zu verstehen? Nach dem Typus λάθε βιώσας ist griechisch gedacht ῥέξας θείης; das Partizip enthält nichts von dem Begriff der Vorzeitigkeit. Wie schwer es uns heute fällt, das feine Element der Aktionsart in den Formen des Aoriststammes zu empfinden, wissen wir aus Erfahrung; die durchgedrungene Variante ῥέζων scheint anzuzeigen, daß schon im späteren Altertum die Auffassung der Zeitformen sich vergröbert hatte. Nun haben wir umgekehrt Μ 101 (Σαρπηδὼν δ᾽ ἡγήσατ᾽ ἀγακλειτῶν ἐπικούρων) den Aorist, wo wir das Imperfekt erwarten, weil es in den vorangehenden Gliedern derselben Beschreibung durchweg gebraucht ist: εἵπετο 91, ἦρχε 93, ἦν 95, ἦρχεν 98. Wenn hier in *h* ἡγεῖτο steht, so sieht das zunächst wie eine syntaktische Korrektur aus, und dann wäre der Text von *h* wieder, wie in den zu Anfang besprochenen Fällen, der spätere. Aber ἡγεῖτο ἀγακλειτῶν gibt den Hiatus in der trochäischen Cäsur des dritten Fußes; Ahrens und Nauck haben gezeigt, daß dieser berechtigt war, doch aus Unverstand vielfach von Grammatikern und Abschreibern getilgt worden ist, indem sie Flexionsformen änderten, Flickwörtchen einsetzten [8]). So werden wir Nauck zustimmen, wenn er auch an unserer Stelle ἡγεῖτο für das Bessere und Echte hielt. — Kasus und Numeri von ἕκαστος, wo es in der Apposition steht, sind in den Hdss. oft verwechselt, worüber ich früher (Fleckeisens Jahrb. 125 [1882] S. 241 ff.) einige Beobachtungen und Folgerungen mitgeteilt habe.

8) Ahrens in seinen Homerischen Exkursen, Philol. 6 (1851) S. 11—27; jetzt Kl. Schr. I S. 123ff. Nauck, Krit. Bem. VIII, BPt. 26 (1880) S. 210—219.

Nur genaue Besinnung auf den sachlichen und logischen Zusammenhang kann jedesmal entscheiden. Danach habe ich I 87 f., wo von den sieben Feldwachen erzählt wird — κὰδ δὲ μέσον τάφρου καὶ τείχεος ἷζον ἰόντες· ἔνθα δὲ πῦρ κήαντο, τίθεντο δὲ δόρπα ἕκαστος — den Plural gefordert und in meiner Ausgabe geschrieben; dasselbe hätte Σ 299 geschehen sollen, wo das vorhergehende ἐν τελέεσσι deutlich die Gliederung nicht in Personen sondern in Gruppen von Personen gibt. In *h* findet die Änderung an beiden Stellen auch eine äußere Stütze.

Auch in bezug auf die Wortwahl bietet *h* manchmal etwas minder Gewöhnliches, das eben dadurch den Eindruck der Echtheit macht. So könnte ἐς θάλαμον κατεδύσετο Ω 191 das Ursprüngliche sein statt κατεβήσετο. In diesem Falle wäre freilich mit der Änderung nichts gewonnen. Aber διαπρὸ αἰχμὴ ἱεμένη ῥῆξ' ὀστέον (M 184 f.) ist anschaulicher als das stereotype αἰχμὴ χαλκείη; obendrein steht eben dieses Beiwort im vorhergehenden Vers an derselben Stelle, so daß man leicht sieht, wie es von da hier eingedrungen ist. Ὀρινομένους ὑπὸ καπνοῦ ist nicht so treffend und charakteristisch gesagt wie ἀτυζομένους; so haben Θ 183 alle Hdss., I 243 nur einige, zu denen (nach Monro und Allen) die von *h* gehören. — Wie Priamos sieht, daß der geliebte Sohn dem gefährlichen Feinde stand halten will, ᾤμωξεν δ' ὁ γέρων, κεφαλὴν δ' ὅ γε κόψατο χερσὶν ὑψόσ' ἀνασχόμενος: so pflegt hier (X 33 f.) gelesen zu werden. In *h* heißt es λάζετο χερσίν: das ist an sich schwächer; aber es malt rührender die Bestürzung des Greises, und läßt Spielraum zu einer Steigerung am Schluß der Rede: ἦ ῥ' ὁ γέρων, πολιὰς δ' ἄρ' ἀνὰ τρίχας ἕλκετο χερσὶ τίλλων ἐκ κεφαλῆς (77 f.). Daß Abschreibern κεφαλὴν λάζετο ungewohnt vorkam, zeigt die Erklärung ἥψατο, die in einer Handschrift (Marc. IX 2) in den Text gedrungen ist; so könnte (trotz Ψ 686) auch die Vulgata dem Wunsche zu helfen entsprungen sein.

Solches Bestreben braucht nicht immer zu etwas Verkehrtem geführt zu haben; innerhalb einer Sprache, die so viel Konventionelles enthält wie die homerische, konnte es auch dem Abschreiber einmal gelingen, durch leichte Änderung einen gefälligen Wechsel, vielleicht gar einen charakteristischen Zug hervorzubringen. Was H 186 in *h* steht, φέρων ἀν' ὅμιλον Ἀχαιῶν, klingt weniger steif als die herrschende Lesart, die den Ausgang von 183 wiederholt, φέρων ἀν' ὅμιλον ἁπάντῃ. Aber wer möchte entscheiden, ob durch unbewußtes Zurückgleiten des Auges die Wiederholung oder durch wählerische Rücksicht die Abwechslung entstanden sei, ob Ἀχαιῶν oder ἁπάντῃ der Dichter gesagt habe? — Meriones heißt Π 619 δουρικλυτός, N 266 πεπνυμένος in demselben Formelverse (τὸν δ' αὖ .... ἀντίον ηὔδα); da er in Π das Wort nimmt, um dem Äneas gegenüber seine Kraft im Speerkampf zu rühmen, in N,

um einen Vorwurf zurückzuweisen, den er aus den Worten des befreundeten Führers Idomeneus herauszuhören meint, so sind beide Epitheta gut an ihrem Platze. Aber wie N 254? Da kommt er, sich eine Lanze zu holen. Vortrefflich wäre δουρικλυτός, nach *h*, weniger lebendig[9]) πεπνυμένος nach den übrigen, zu denen ein Papyrus gehört. Das Bessere kann das Ursprüngliche sein; aber es kann auch anders gegangen sein. — Menelaos schilt N 620 ff. in längerer Rede die Troer, die ihm durch Entführung seiner Gemahlin schweren Schimpf angetan haben und jetzt die Schiffe der Achäer zu verbrennen trachten; während es sogar im Genusse — Schlaf, Liebe, Tanz und Gesang — für Menschen eine Grenze der Sättigung gibt, sind die Troer unersättlich im Kampfe. Dieser Gedanke bildet den Anfang wie den Schluß der Rede (621. 639). Wenn in solchem Zusammenhang mit dem Zorne des Zeus gedroht wird, ξεινίου, ὅς τέ ποτ᾽ ὔμμι διαφθέρσει πόλιν αὐτήν (625), so ist der Sinn deutlich: die frechen Angreifer sollen selbst ins Unglück gestürzt werden. Demgegenüber erscheint πόλιν αἰπήν, mit üblichem Beiwort, hier nichtssagend. Aber so haben *A* und die weitaus meisten Hdss., nur wenige, darunter die wichtigste der *h*-Familie (Lips. 1275), αὐτήν. Und diesmal ist es mir doch sehr wahrscheinlich, daß der sinnreichere Wortlaut vom Dichter herrührt, das geläufige Epitheton einem Abschreiber aus der Feder lief. Wir müßten sonst den Urheber von *h* für einen Mann halten, der auf Grund eindringender psychologischer Betrachtung in selbständigen Konjekturen glücklich war; und das würde zu der Vorliebe für das Gewöhnliche nicht stimmen, die wir vorher bei ihm kennen gelernt haben.

Auf Grund psychologischer Erwägung möchte ich noch an zwei Stellen die Form des Gedankens, die in *h* überliefert ist, als die ursprüngliche in Anspruch nehmen. Achill schließt sein Gebet für Patroklos mit dem Wunsche (Π 246 ff.): αὐτὰρ ἐπεί κ᾽ ἀπὸ ναῦφι μάχην ἐνοπήν τε δίηται, ἀσκηθής μοι ἔπειτα θοὰς ἐπὶ νῆας ἵκοιτο τεύχεσί τε ξὺν πᾶσι καὶ ἀγχεμάχοις ἑτάροισιν. Wenn einige, unter ihnen *h* und der Syrische Palimpsest, ἱκέσθω schreiben, so könnte das ja willkürliche oder unwillkürliche Vergröberung sein. Aber wir wissen durch Aristoteles (Poet. p. 1456^{b}, 15 f.), daß Protagoras an μῆνιν ἄειδε θεά Anstoß nahm, weil der Dichter im Gebete den Imperativ anstatt des Wunschmodus angewandt habe; einen Versuch, dies zu rechtfertigen (κατὰ τὴν ποιητικὴν ἤ τοι ἄδειαν ἢ συνήθειαν), haben die Scholien (*A*) zu A 1 erhalten. Dieses Bedenken hat also die alten Erklärer beschäftigt. Nun ist die

9) Darauf hat Karl Franke hingewiesen: De nominum propriorum epithetis Homericis (Greifswalder Dissert. 1887) S. 28. Durch diese treffliche Arbeit ist die hier angewandte Betrachtungsweise zuerst angeregt worden.

zweite Person des Imperativs in Gebeten, und zwar nicht bloß bei Anrufung der Musen, ganz gebräuchlich; in dritter steht — außer ἐχέτω Γ 282, das von anderer Art ist — naturgemäß der Optativ, wofür Beispiele leicht zu finden sind. Aber der Sohn der Göttin ist gewöhnt, daß Zeus ihn hört (236 f.); und vollends jetzt ist er sich bewußt etwas zu leisten (239 f.), und meint dafür auch etwas fordern zu können. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß das kraftvolle ἱκέσθω vom Dichter beabsichtigt war und auf Grund undichterischer Bedenklichkeit in ἵκοιτο korrigiert worden ist. — Priamos klagt über die gefallenen Söhne (Ω 498 ff.): τῶν μὲν πολλῶν θοῦρος Ἄρης ὑπὸ γούνατ᾽ ἔλυσεν· ὃς δέ μοι οἶος ἔην, εἴρυτο δὲ ἄστυ καὶ αὐτούς, τὸν σὺ πρῴην κτεῖνας ἀμυνόμενον περὶ πάτρης. Wenn dem in *h* u. a. καὶ αὐτός gegenübersteht, so scheint auf den ersten Blick die Vulgata den besseren, ja ein *ipse quoque*, »ebenfalls«, überhaupt keinen rechten Sinn zu geben. Aber »selbständig« geht leicht in den Begriff »allein« über; und so wird ja αὐτός schon bei Homer gebraucht: ἔχει δέ τε κίονας αὐτός α 53; Τυδεΐδης δ᾽ αὐτός περ ἐὼν προμάχοισιν ἐμείχθη Θ 99 (vgl. auch ζ 218. ψ 171). Das ist etwas ganz anderes: »Der mein einziger war und auch allein die Stadt beschirmte.« Leaf hatte vollkommen recht: einen so vortrefflichen Gedanken möchte man selbst durch Konjektur, wenn es darauf ankäme, herstellen. Für den Wert der Überlieferung, der wir ihn verdanken, legt er — καὶ αὐτός — das wirksamste Zeugnis ab.

Um so weniger ist es zu verstehen, daß Allen und Monro dem Beispiele Leafs nicht gefolgt sind und doch αὐτούς gedruckt haben. Ja, was soll man dazu sagen, daß sie an keiner der hier herausgehobenen Stellen die Lesart von *h* in den Text gesetzt haben? Wichtiger freilich bleibt die theoretische Frage: wie kommt es, daß jene alten Varianten und diese guten Lesarten sich im Texte gewisser Hdss. erhalten haben? wo liegt der Ursprung dieser Familie? — Leaf hielt es für möglich, daß *h* der Abkömmling einer alten, vielleicht voraristarchischen Ausgabe sei (JPh. 18 [1890] p. 204). Da wäre es doch seltsam, daß sich von dieser Ausgabe sonst keine Spur und keine Erwähnung erhalten hätte. Auch ist die Menge der bewahrten alexandrinischen Lesarten, so sehr *h* damit andre Gruppen von Hdss. überragt, doch an sich nur gering; man würde nicht verstehen, wie in einer aus ältester Quelle direkt abgeleiteten Textgestalt gerade diese paar versprengten Reste des früheren Bestandes übrig geblieben sein sollten. Dieses Bedenken spricht freilich auch gegen die zweite an sich mögliche Annahme: daß *h* auf die Textesrezension eines Späteren zurückgehe, der, ähnlich wie der Verfasser des Viermänner-Kommentars, Ausgewähltes aus alter grammatischer Wissenschaft für sich oder seine Leser nutzbar machen wollte. Die tatsächliche

Planlosigkeit der Auswahl bliebe wieder unbegreiflich. So ist Allen zu einer dritten Hypothese gelangt: irgendein früher Abschreiber hätte Varianten am Rande notiert; ein späterer oder mehrere spätere hätten hier und da, ohne bewußtes Prinzip, nur etwa durch die äußere Form der Randbemerkung veranlaßt, diese als Korrektur genommen und in ihrer eigenen Abschrift verwertet; so sei allmählich eine kleine, scheinbar willkürliche Auswahl alter Lesarten in den Text gedrungen [10]).

In *h* finden sich nach Allens letzter Zählung 221 charakteristische Lesarten, unter ihnen 71 (statt 56), die alten Varianten entsprechen (vgl. oben S. 16). Diese lassen sich nach der aufgestellten Theorie erklären, die übrigen — mehr als zwei Drittel der Gesamtzahl — zunächst nicht. Wie wir gesehen haben sind unter ihnen einige vortrefflich, so daß sie den Stempel der Ursprünglichkeit an sich zu tragen scheinen und gleicher Herkunft wie jene 71 sein könnten; andre deuteten auf nüchtern verstandesmäßige Überarbeitung hin, also auf ein bewußtes Eingreifen. Im ganzen glaube ich deshalb, daß für die Sonderstellung von *h* die volle Erklärung erst noch gefunden werden müßte, wenn auch zu vermuten ist, daß sie in der von Allen eingeschlagenen Richtung liegen wird (wir werden im folgenden Kapitel auf diesen Punkt zurückkommen). Möglich wäre es ja, daß durch eine überraschende Entdeckung uns ein Originalstück einer mit dem Archetypus von *h* verwandten Textgestalt beschert würde. Die Papyrusfunde haben uns schon manche unverhoffte Aufklärung gebracht, freilich auch manches neue Rätsel aufgegeben.

Einzelne Papyrus-Hdss. — und zwar gerade die älteren, aus der Ptolemäerzeit — bieten einen Text, der in seinem Bestand an Versen von der herrschenden Überlieferung stark abweicht; die Frage, wie das zu erklären sei, soll uns im zweiten Kapitel beschäftigen. Zunächst fassen wir vorzugsweise die weit überwiegende Menge solcher Papyri ins Auge, die sich der Vulgata anschließen, in der Art ihrer Varianten und in manchen einzelnen derselben mit den Hdss. des Mittelalters übereinstimmen und deshalb derjenigen Stufe in der Geschichte des Hometextes zugerechnet werden können, die wir für die Archetypi dieser Hdss. ansetzen müssen [10a]). Von unmittelbarer Verwandtschaft mit *A*

10) Class. Rev. 14 (1900) p. 290f. Gegen Einwendungen von Leaf hat Allen diese Erklärung verteidigt in dem Anm. 1 zitierten Aufsatz p. 16ff. 10a) Arthur Ludwich hat im J. 1900 in den »Beiträgen zur homerischen Handschriftenkunde« (Fleckeisens Jahrbb. Suppl. 27 S. 34—36) ein genaues bibliographisches Verzeichnis aller auf Homer bezüglichen Papyri zusammengestellt. In seinem kritischen Apparat sind die Lesarten leider nur zusammenfassend mit Π bezeichnet; Genaueres bietet die Ausgabe [2] von Monro und Allen (1908), einiges auch van Leeuwen (1912/13).

oder einer der von Allen angenommenen Familien ist noch nicht viel zutage getreten[11]).

Auch auf dieser Stufe gibt es in nicht ganz geringer Menge Schreibungen, die, indem sie das Metrum verletzen, Korrektur fordern. Daß ein größeres Stück so annähernd frei davon ist wie Mus. Brit. 732 (Hunt JPh. 26 [1899] p. 25—59), umfangreiche Abschnitte aus N und Ξ (1. Jhdt. nach Chr.), oder die Odyssee-Hdss. der Rylands-Bibliothek (oben S. 13), erscheint als Ausnahme. Und doch begegnen auch dort Ξ 235 πειθεο ἐγω, 209 ομοιω[θη]ναι φ[ιλοτητ]ι, wo noch zwei der ältesten Zeugnisse denselben oder einen ähnlichen Überschuß von Silben bieten. Anderwärts finden sich, um einige Beispiele anzuführen: εχευαν für ἔχεαν Σ 347, ικανον μετα für ἵκοντο μετά Γ 264, αινιηνεσ für Ἐνιῆνες Β 749, ειλασσωμεσθα ανακ[τ]α Α 444, wo unsere Hdss. teils ἱλασόμεσθα teils ἱλασσώμεθ᾽ haben. Der in unerträglicher Gestalt überlieferte Vers η 89 (ἀργύρεοι δὲ σταθμοὶ ἐν χαλκέῳ ἕστασαν οὐδῷ), den zu ändern sich auch Arthur Ludwich entschlossen hat, zeigt in einem Leipziger Papyrus (III, aus dem 4. Jhdt.; Blaß Ber. Sächs. Ges. d. Wiss. 1904 S. 211 f.) eben jene Form und Folge der Wörter. Ob ein bei Ζ 449 einmal an den Rand geschriebenes ευμμελιοιο Erklärung zu [ευμμελι]ω sein soll oder Variante, ist nicht sicher (Oxyrh. 445). Möglich wäre auch das zweite; ein Vindobonensis (49) hat ἐυμμελίοιο im Text, obwohl es vor Πριάμοιο eine Silbe zu viel ergibt. Auf der andern Seite wird der Vers unvollständig durch Schreibungen wie εκδυοντο für ἐξεδύοντο Γ 114, βοωπι ποτνια Σ 357, was übrigens hier und Ο 49 auch in *A* u. a. so geschrieben ist und von Aristophanes gebilligt wurde. Manchmal ist der Fehler von derselben oder einer späteren Hand korrigiert: τροιηθεν μολοντα Ω 492 im Bankesianus in τροιηθε geändert, in αθηναιης ζ 291 die Silbe ναι eingeklammert (Fayûm Towns and their Papyri [1900] p. 93), in ἀμφ οδυσσηα χ 281 das erste σ (Oxyrh. 448); andrerseits in οσομενη Ω 172 ein zweites σ eingeschoben (Kenyon, Classical Texts from Papyri in the Brit. Mus. [1891] p. 100 ff.; Nr. 128), [ο]νειδειον Φ 393 aus ονειδεον hergestellt (Grenfell and Hunt, New class. Fragments [1897] p. 5 ff.). Freilich kommt auch das Umgekehrte vor, daß ein Fehler erst hineinkorrigiert ist: χρυση, wie Ε 724 der Vers verlangt, in χρυσεη geändert (Oxyrh. 760), desgleichen χρυσηι in χρυσεηι Ω 699 (Pap. Mus. Brit. 128, Class. Texts [1891] p. 100 ff.), ähnlich wie an der vorher erwähnten Stelle (χ 281) im Harleianus dem richtigen Ὀδυσῆα noch ein σ übergeschrieben ist. Im

11) Auf eine Ausnahme hat Allen (Class. Rev. 13 [1899] p. 115) hingewiesen. Ein paar andere sind hinzugekommen. Ein Bruchstück aus Ζ (Oxyrh. 445) zeigt in Text und Scholien Verwandtschaft mit dem Venetus *A*; Stücke aus χ und ψ (Oxyrh. 448) stimmen mit zwei Hdss. (Vindobonensis 133 und Monacensis 519 *B*) in bemerkenswerter Weise überein.

ganzen finden wir — auch abgesehen von stärkeren Proben individueller Nachlässigkeit (Oxyrh. 446, N 58—99) — in den Papyris bestätigt, woran wir uns bei den Pergamenthandschriften erinnert haben: daß die Schreiber, und vermutlich ebenso die Leser, in früheren Zeiten an unmetrischen Silbengruppen weniger Anstoß nahmen als wir tun würden.

Fruchtbarer ist natürlich die Betrachtung der sprachlich guten und in positivem Sinne lehrreichen Lesarten, die wir den Papyris verdanken. Wenn wir, wie billig, den schon früher bekannten Bankesianus, andrerseits den um 300 nach Chr. geschriebenen Pergament-Codex der Rylands-Bibliothek mitrechnen, so gibt es jetzt neun Stellen, an denen diese alten Niederschriften eine Konjektur bestätigen, die dem Digamma zuliebe gemacht war.

B 213 ὅς ῥ᾽ ἔπεα, dafür ὅσσ᾽ ἔπεα Pap. Mus. Brit. 126 (Kenyon, Class. Texts p. 81 ff.). Der Text, dem 4. oder 5. Jhdt. nach Chr. angehörig, mit Akzenten und Lesezeichen, war flüchtig und mit manchen Mißverständnissen geschrieben, die dann von einer zweiten Hand nur zum Teil korrigiert worden sind. Dabei ist ὅσσ᾽ stehen geblieben; es soll ὃς bedeuten, was Bentley gefordert, Bekker² (ὃς ϝέπεα) und Nauck geschrieben haben.

B 316 hat derselbe Papyrus τὴν δ᾽ ἐλιξάμενος, unmetrisch geschrieben für τὴν δὲ ἐλιξάμενος, während in allen übrigen Hdss. δ᾽ ἐλελιξάμενος steht. Durch die Lesart des Papyrus wird wieder Bentleys Korrektur bestätigt, welche diesmal auch Bekker² und Nauck nicht angenommen hatten; Payne Knight und Cobet waren die Entschlossenen gewesen, van Leeuwen und Mendes da Costa (schon 1887) mit Recht ihnen gefolgt.

B 795 ist τῷ μιν ἐεισαμένη in allen Hdss. überliefert. Heyne forderte ϝεισαμένη, Bekker² schrieb ἐϝεισαμένη, Nauck τῷ μιν εἰσαμένη. Und so, ohne Vorsilbe, steht es in einem Oxforder Papyrus, den Petrie im J. 1889 herausgegeben, Leaf für seine Ausgabe (I² p. XXVI) selbst verglichen hat.

Γ 103 οἴσετε δ᾽ ἄρν᾽ wurde von Heyne und Payne Knight durch Tilgung des δ᾽ dem ϝ entsprechend geändert. Bekker² ist ihnen gefolgt, während Nauck die Korrektur nur unter dem Text erwähnt. Wieder jener Papyrus (Mus. Brit. 126) hat richtig οἴσετε ἄρν᾽. Eine einzelne dieser Schreibungen könnte man bei der schon erwähnten Flüchtigkeit der Schrift für zufällig halten; drei zusammen, innerhalb weniger hundert Verse, stützen sich gegenseitig.

Z 493 πᾶσιν, ἐμοὶ δὲ μάλιστα, τοὶ Ἰλίῳ ἐγγεγάασιν: statt dessen in einem alten Zitat (Epiktet diss. III 22, 108) μάλιστα δ᾽ ἐμοί, τοί, und so haben nach Hoffmanns Vorgang Bekker² und Nauck drucken lassen. Ein Papyrus des 2. oder 3. Jhdts. nach Chr. (Oxyrh. 445), in dem die Worte ebenso, ohne Kürzung des οι vor Ἰλίῳ, gestellt sind, hebt jeden Zweifel an der Richtigkeit der Korrektur.

Ψ 198 — — — — — — ὠκέα δ' Ἶρις
ἀράων ἀίουσα μετάγγελος ἦλθ' ἀνέμοισιν.

Der Ausgang des ersten Verses ist einheitlich so überliefert; um des für Ἶρις angenommenen ϝ willen forderte Bentley ὦκα δὲ Ἶρις, und ihm ist Payne Knight gefolgt, während Bekker[2] und Nauck bedenklich blieben. Die Verbindung ὠκέα Ἶρις schien durch Fälle wie O 172, auch B 786. E 368. Λ 195 u. a. gestützt zu werden. Nachdem jetzt in einem Papyrus des 3. Jhdts. vor Chr. (Hibeh 22, ergänzt durch die von Gerhard herausgegebenen Heidelberger Stücke) die Lesart ΩΚΑΔΕΙΡΙC als überliefert zutage getreten ist, werden wir kaum zweifeln können, daß sie, auch in dem späten 23. Gesange, die echte ist. Die Berechtigung des ϝ im Anlaute des Namens der Göttin hat Menrad eingehend begründet: »Über die neuentdeckten Homerfragmente«, Sitzungsber. der Bayer. Akad. phil.-hist. 1897 II S. 328 ff.

Ω 320 διὰ ἄστεος ist aus dem Bankesianus bekannt und seit lange richtig verwertet, gegenüber dem unmetrischen δι' ἄστεος einiger Hdss. und der Vulgata ὑπὲρ ἄστεος. Auf diese Stelle müssen wir in anderem Zusammenhange (Kap. 4) zurückkommen.

γ 372 θάμβος δ' ἕλε πάντας ἰδόντας oder πάντας Ἀχαιούς, dafür hat ein Genfer Papyrus (Nicole, Revue de Philol. 18 [1894] p. 102) θάμβησε δὲ λαὸς Ἀχαιῶν. Er bestätigt also diejenige Lesart, durch die ein Anstoß beim ϝ vermieden wird. Wenn er sie zugleich modifiziert, so könnte das, was er bietet, auch an sich als das bessere erscheinen; denn die nicht gerade schöne Wiederkehr des ἕλε innerhalb von zwei Versen (372. 374) wird beseitigt, worauf Blaß, Interpolationen S. 14, rühmend aufmerksam gemacht hat. Es kann aber auch umgekehrt sein und der erste Herausgeber recht haben, daß die Scheu vor Eintönigkeit einem Schreiber Anlaß zur Korrektur gegeben hätte. Nach dem, was Kurt Witte (Singular und Plural [1907] S. 79 f.) über das sekundäre Auftreten des Singulars von λαός bei Homer gelehrt hat, wird man geneigt sein der zweiten Erklärung den Vorzug zu geben (vgl. unten Kap. 6).

χ 234 haben fast alle Hdss. ὄφρ' εἰδῇς, eine Wiener des 13. Jhdts. (Nr. 133) ὄφρα ἴδῃς. Ohne dies zu beachten, forderte Cobet MCr. 302 ὄφρα ϝιδέῃς; danach haben van Leeuwen und da Costa ὄφρα ϝίδῃς gedruckt. Jetzt erscheint in der alten Pergament-Hds. der Rylands-Bibliothek ὀφρα ιδης.

Zu den im vorstehenden gesammelten Fällen gesellt sich ein ähnlicher aus Hesiods Ἀσπίς, wo in V. 15 Gottfried Hermann statt des Versausganges οὐ γάρ οἱ ἦεν gefordert hatte οὐ δέ οἱ ἦεν, und dieses nun in einem Papyrus aus der Zeit um 400 nach Chr. zu lesen steht (Paris supplém. Grec 1099). Durch das alles wird die sprachgeschichtliche Textkritik, soweit

sie darauf ausgeht die Wirkungen des ϝ wiederherzustellen, in erfreulicher Weise gestützt. Das Entsprechende kann man in bezug auf die Behandlung kontrahierter Vokale leider nicht sagen. Außer den schon erwähnten beiden Fällen, in denen das ε von χρυσέη nachträglich eingeschoben ist, findet es sich auch von erster Hand geschrieben in einem kleinen Stück aus dem 3. Jhdt. vor Chr. (Brit. Mus. 689[b]; Grenfell a. Hunt, New classical fragments [1897] p. 5): [χ]ρυσεην Δ 111; und auf demselben Blättchen steht Δ 113 [σα]κεα, in Übereinstimmung mit fast allen Hdss., statt des durch den Vers geforderten σακη. Vollends hart ist die Synizese ἦμος δ' ἑωσφόρος Ψ 226 auf einem Papyrus derselben Zeit, eben jenem, der uns das ὦκα δὲ Ἶρις erhalten hat, und nicht minder τοις δ' Αγελεως μετ' εε[ιπεν] χ 247 in der Pergament-Hds. Rylands. Dagegen ist erwünscht, auf dem Leipziger Papyrus (III) des 4. Jhdts. nach Chr., τηλεθάοντα η 114, allerdings nur als Bestätigung dessen, was an dieser Stelle auch die meisten Hdss. haben. Den Versschluß ἠδὲ ἴαυον ω 209 änderten van Leeuwen und da Costa (1892), nach ι 187. ο 557, in ἠδ' ἐνίαυον; heute lesen wir so in Rylands Hds. — Weiter verdient hervorgehoben zu werden, daß Ω 192, wo κεχάνδει handschriftlich überliefert und auch für Aristarch bezeugt ist, ein Papyrus des 1. Jhdts. vor Chr. (Brit. Mus. 128) das von Fick (in seiner Ausgabe 1886) eingeführte ο in der Stammsilbe hat: [κεχ]ονδει. Wie πέπονθα zu πείσομαι ἔπαθον, so stellt sich κέχονδα zu χείσεται σ 17, ἔχαδε Δ 24 u. s., so daß Wackernagel recht hat, wenn er vermutet, daß κεχανδότα Ψ 268. δ 96 nur auf einem Textfehler beruhe (BphW. 1891 S. 1476). Derselbe Gelehrte fand durch eben diesen Papyrus Ω 681 seine Forderung (KZ. 28 [1887] 132) von πυλαουρούς für πυλαωρούς unterstützt.

Viele werden Κ[λυται]μήστρης willkommen heißen, das Λ 113 einer der Oxyrhynchus-Papyri (Nr. 748, 3. Jhdt. nach Chr.) bietet, das älteste Beispiel dieser Schreibung in griechischen Handschriften, in denen sonst erst im 10. und 11. Jhdt. Κλυταιμήστρα neben Κλυταιμνήστρα auftritt. In den besten lateinischen Hdss. freilich ist *Clytaemestra* oder *Clytemestra* die vorherrschende Form; und die attischen Vasen lassen durchweg und zwar in zahlreichen Beispielen das ν weg. So ist die Vermutung entstanden, Κλυταιμήστρα sei der eigentliche und echte Name; und man muß fast fürchten für rückständig zu gelten, wenn man an μν festhält. Auch Paul Kretschmer hat sich, in seiner Untersuchung über den Dialekt der Vaseninschriften [12]), der neueren Ansicht angeschlossen. Ebenso möglich bleibt

12) Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht (1894) S. 167. In einer Anzeige dieses Werkes (WklPh. 1895 S. 1165) habe ich die oben vorgetragenen Bedenken zum erstenmal ausgesprochen. In ähnlichem Sinn hat dann Arthur Ludwich (Kritische Miszellen, Königsberger Prog. 1897) zu der Frage Stellung genommen.

doch, daß μν lautlich in der Sprache des täglichen Lebens zu μ geworden wäre[13]), wofür ja andere Beispiele aus dem Griechischen der Vasen vorliegen: Μήσιλ(λ)α, Ἀ[γ]αμέμμω[ν]. Die Entscheidung muß von einer anderen Seite her kommen. Papageorgios, der erste entschlossene Vertreter der Schreibung ohne ν, erinnerte an das Epitheton δολόμητις, das Klytämnestra bei Homer einmal hat (λ 422), und an die Worte Agamemnons in der Unterwelt (λ 429): οἷον δὴ καὶ κείνη ἐμήσατο ἔργον ἀεικές. Aber der angeführte Vers kann auch ohne etymologische Beziehung sehr wohl verstanden werden, ebenso wie ω 199: οὐχ ὡς Τυνδαρέου κούρη κακὰ μήσατο ἔργα, oder ähnliche Wendungen bei Äschylos (Agam. 1054ff. τί ποτε μήδεται; | τί τόδε νέον ἄχος μέγα | μέγ᾽ ἐν δόμοισι τοῖσδε μήδεται κακόν; — Choeph. 91 ἥτις δ᾽ ἐπ᾽ ἀνδρὶ τοῦτ᾽ ἐμήσατο στύγος). Daß dergleichen gesagt werden konnte, lag in Charakter und Handlung begründet; auch Ägisthos heißt in der Odyssee δολόμητις, fünfmal. So ist es mir nicht möglich, mit Bruhn (Einleitung zur Elektra [1912] S. 48f.) in den angeführten Stellen aus Homer und Äschylos einen Beweis für die Existenz der Namensform Κλυταιμήστρα zu finden. Er selbst hatte in seinem Kommentar zur Taurischen Iphigenie (1894) hervorgehoben, daß die Königin vom Chor (208) bezeichnet wird als ἁ μναστευθεῖσ᾽ ἐξ Ἑλλάνων, ohne Nennung ihres Namens; daraus ergebe sich klar, daß dem Euripides die Form Κλυταιμνήστρα, nicht Κλυταιμήστρα geläufig gewesen sei. Gewiß ist das richtig: hier wollte der Dichter nicht von einer schon vorher genannten Person etwas erzählen, sondern durch seine Worte den Namen der Person ersetzen. Und ganz etymologisch mutet doch an, was wir im Prolog des Orestes lesen, 19ff.: γαμεῖ δ᾽ ὁ μὲν δὴ τὴν θεοῖς στυγουμένην | Μενέλαος Ἑλένην, ὁ δὲ Κλυταιμνήστρας λέχος | ἐπίσημον εἰς Ἕλληνας Ἀγαμέμνων ἄναξ. So glaube ich nach wie vor, daß durch Bruhns glückliche Beobachtung die Frage entschieden ist, und zwar für Κλυταιμνήστρα, während er selbst dies nur für Euripides gelten läßt, für Äschylos und Sophokles sich an die Schreibung des Laurentianus, ohne ν, gebunden hält.

Dem syntaktischen Gebiete gehört Γ 54 χραίσμοι an, wie in einem Papyrus aus Oxyrhynchus (Nr. 751) von zweiter Hand statt χραίσμῃ hergestellt ist. Den Optativ hatte bisher nur eine Mailänder Hds.; Bekker[2] aber schrieb so, um die kondizionale Entsprechung herzustellen: οὐκ ἄν τοι χραίσμοι κίθαρις τά τε δῶρ᾽ Ἀφροδίτης ἥ τε κόμη τό τε εἶδος, ὅτ᾽ ἐν κονίῃσι μιγείης. Doch an einer ganz ähnlichen Stelle ist der Konjunktiv durch seine längere Form, die der Vers verlangt, gesichert,

13) Nachmanson, Über die Lautverbindung μν, Glotta IV (1912) S. 245—248, zeigt, wie unbequem diese Verbindung den Griechen war; er erwähnt auch Ἀγαμέμμων, sagt jedoch nichts über Κλυταιμήστρα.

Λ 386 f.: εἰ μὲν .... πειρηθείης, οὐκ ἄν τοι χραίσμῃσι. Auch ρ 540 liegt die gleiche Gedankenverbindung unzweifelhaft vor. Danach sehe ich keinen Grund, von der so gut wie einstimmigen handschriftlichen Überlieferung dem Papyrus zu liebe abzuweichen, um so weniger als auch er ursprünglich den Konjunktiv hatte; die Korrektur kann durch eben die grammatische Erwägung veranlaßt worden sein, die später Bekker[2] anstellte. — Für ἦ ῥά νύ μοί τι πίθοιο; Η 48 (= Ξ 190) hatte Nauck nach dem Muster von Δ 93 ἦ ῥά κέ μοι vorgeschlagen, was die beiden Holländer schon 1887 in den Text setzten. Nun bietet in Ξ der Papyrus Mus. Brit. 732 ΗΡΑΝΜΟΙ. Dabei können wir bleiben; van Leeuwens Annahme (Ilias[2] p. XXXVIII), daß ἦ ῥ' ἄν μοι schon Verderbnis gewesen sei für ἦ ῥά κέ μοι, ist möglich, aber nicht nötig. — β 102 (= ω 137) κεῖται in einem durch αἴ κεν eingeleiteten Satz und ε 395 dasselbe in einem von ὅτ' ἄν beherrschten Gedanken haben Wolf und G. Hermann in κῆται geändert; so bietet jetzt für ω Rylands Hds. — Isoliert stand bisher der Gebrauch des Mediums von ἕπω in der Verbindung ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτὸν Τρῶες ἕποντ(ο) Λ 473 f.; deshalb wurde dafür von La Roche u. a., auch von mir, aus Λ 483 das Aktiv eingesetzt. Jetzt bringt ein Papyrus (Oxyrh. 550) zu Λ 563—565 (ὣς τότ' ἔπειτ' Αἴαντα ..... Τρῶες ὑπέρθυμοι ... νύσσοντες ... αἰὲν ἕποντο) die Variante: ὥς ῥα τότ' ἀμφ' Αἴαντα κτλ., die mit Recht von Blaß gelobt wird. Denn das anschauliche ἀμφ' Αἴαντα ..... ἕποντο, am Anfang und am Ende einer ausgeführten Schilderung, ist dem homerischen Denken gemäßer als das logisch zusammengehaltene Αἴαντα ... νύσσοντες ... ἕποντο. Von hier aus findet dann aber das Medium auch in 474 seine Bestätigung. — Ein Bruchstück (α 81—102) aus dem 2. Jhdt. vor Chr., das in den Tebtunis Papyri erscheinen sollte und von Allen für seine Odysseeausgabe schon benutzt ist, hat α 85 ὀτρύνομεν ὅττι τάχιστα, was, verglichen mit Ψ 71 (θάπτε με ὅττι τάχιστα, πύλας Ἀίδαο περήσω) und den dort zur Erklärung dienenden Stellen Ζ 340. Ξ 129 f., sehr den Eindruck des Ursprünglichen macht.

In bezug auf den Wortgebrauch bieten die Papyri besonders an drei Stellen interessante Abweichungen. Auf die eine, χ 130 ἄγχου τη[ς] statt ἄγχ' αὐτῆς (Pap. Oxyrh. Nr. 448), hat Blaß hingewiesen: diese Lesart werde allen denen willkommen sein, die das αὐτοῦ attischen Gebrauches aus Homer austreiben wollen (Archiv III [1906] S. 265). In der Tat könnten wir uns freuen, die dem Epos ursprünglich fremde und erst in jüngeren Partien aufkommende Verwendung von αὐτοῦ im Sinne von *eius* hier beseitigt zu sehen; doch kann ου für αυ in einer wenn schon im ganzen guten Abschrift des 3. Jhdts. nach Chr. auch auf Zufall beruhen. Sollte, wie beim ϝ, die Zahl der Beispiele sich mehren, so würde dieser

Zweifel gehoben sein. — Hibeh-Pap. 20, von Grenfell und Hunt etwa 280—240 vor Chr. angesetzt, ergibt in einem seiner Bruchstücke, das nur wenige Buchstaben der Zeilenmitten E 796—803 enthält, für 797 die Ergänzung: [ἀσπίδος ἀμφιβρότ]ης, [τῷ τείρετο, κάμνε δὲ χεῖρα]. Da stand also nicht, wie in allen Hdss. εὐκύκλου, sondern, wie B 389. M 402. Υ 281, und wie an unsrer Stelle Eustathios als Variante gibt, ἀμφιβρότης, was in den sachlichen Zusammenhang viel besser paßt und deshalb von Robert (Studien zur Ilias [1901] S. 177) gefordert worden war. Darauf hat Bolling AJPh. 35 S. 129f. hingewiesen. — Nicht minder bedeutend ist eine Variante in einem Papyrus des 3. Jhdts. nach Chr., der aus Δ größere Stücke bewahrt hat (Mus. Brit. 136; Kenyon, Classical texts from Papyri etc. [1891] p. 93ff.). In der Ἐπιπώλησις schilt Agamemnon, Δ 338ff.:

ὦ υἱὸς Πετεῶο διοτρεφέος βασιλῆος,
καὶ σύ, κακοῖσι δόλοισι κεκασμένε, κερδαλεόφρον,
τίπτε καταπτώσσοντες ἀφέστατε, μίμνετε δ᾽ ἄλλους;

Der Papyrus hat λόγοισι für δόλοισι, und das sieht wirklich wie etwas Altes und Gutes aus. Der Gedanke wird schärfer, wenn gerade ein Vorzug, die Redegewandtheit, zum Vorwurf gewendet wird. Und daß die Gelehrten des Altertums an dem seltenen λόγος bei Homer Anstoß nahmen, wissen wir auch sonst. In der Odyssee zwar (μαλακοῖσι καὶ αἱμυλίοισι λόγοισι α 56) ist es unbeanstandet geblieben; in der Ilias aber gab es zu ἔτερπε λόγοις O 393 die Variante ἔτερπε λόων, deren Zweck deutlich ist. So läßt sich vermuten, daß auch Δ 339 λόγοισι das Ursprüngliche war.

Im übrigen wird man nicht allzu bereit sein dürfen, neue Lesarten deshalb zu bevorzugen, weil sie durch einen Papyrus bezeugt sind. Oft sind es wirklich keine Verbesserungen, wie οὐκ ἀγαθὴ πολυκοιρανίη B 204 statt des kräftigeren ἀγαθόν (Pap. Hibeh Nr. 19), ἀλλ᾽ ἀκέων für ἀλλὰ ἑκών Z 523 (Pap. Oxyrh. 445), ἦμαρ für ἄλκαρ Λ 823 (Genfer Pap.; Nicole, Revue de philol. 18 [1894] p. 107), ἐλαύνων für ἐλαύνειν, das erst von zweiter Hand wiederhergestellt ist, Ψ 434 (Mus. Brit. 128). Und auch, wo auf den ersten Blick die Variante etwas Ansprechendes hat, ist Vorsicht geboten. Λ 525 mag ἐπιμὶξ ἵπποι τε καὶ ἄνδρες (Pap. Oxyrh. 550) manchem natürlicher erscheinen als ἵπποι τε καὶ αὐτοί; und ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας steht B 554. Π 167. Doch auch die Gegenüberstellung von αὐτοί ist nicht unerhört (αὐτῶν τε καὶ ἵππων B 762); und das Schlichtere kann so gut wie vom Dichter auch vom Abschreiber eingesetzt worden sein. Patroklos hat in seiner Kindheit einen Spielgefährten erschlagen, dann, flüchtig, bei Peleus Aufnahme gefunden. Daran erinnert die Seele des Verstorbenen im Traum den Achilleus (Ψ 87f.): ὅτε παῖδα κατέκτανον Ἀμφιδάμαντος νήπιος, οὐκ ἐθέλων, ἀμφ᾽ ἀστραγάλοισι χολωθείς. Wenn dafür in einigen Hdss. und nun in einem

Papyrus (Oxyrh. 447) νήπιον steht, so wird man anerkennen müssen, daß dadurch ein neuer und rührender Zug in den Gedanken hineinkommt: die Harmlosigkeit des Unglücklichen, der dem Jähzorn des Knaben zum Opfer fiel, während νήπιος neben οὐκ ἐθέλων und nach vorhergehendem με τυτθὸν ἐόντα (85) entbehrlich erscheint. Anstoß aber gibt es nicht, und so wird man doch vielleicht vorziehen bei der Vulgata zu bleiben. Im ganzen ist unser Vertrauen zu dieser, und zwar gerade zu ihrer reinsten Darstellung in *A*, durch die Lesarten der Papyri eher bestärkt als erschüttert worden.

ZWEITES KAPITEL

DIE VULGATA

Wolf glaubte, daß der in unsern Handschriften mit durchschnittlicher Übereinstimmung erhaltene Homertext auf der Rezension des Aristarch beruhe (Proleg. 256 sq.). Von neueren Forschern hat besonders Nauck diese Ansicht festgehalten und lebhaft vertreten. Er erinnerte gern (z. B. praef. Od. I p. X) an Proben der Verehrung, die Aristarch bei späteren Grammatikern genoß, und die stellenweise bis zum Aufgeben des eignen Urteils geführt hat. Zu πτερύγος B 316 lautet ein Scholion *A* (und fast wörtlich ebenso *T*): »πτερύγος« παροξυτόνως. καὶ ὁ μὲν κανὼν θέλει προπαροξυτόνως ὡς »δοίδυκος«. ἀλλ' ἐπειδὴ οὕτως δοκεῖ τονίζειν [so *T*; στίζειν *A*] τῷ Ἀριστάρχῳ, πειθόμεθα αὐτῷ ὡς πάνυ ἀρίστῳ γραμματικῷ. Und etwas Ähnliches finden wir, ebenfalls in *A*, zu ψευδέσσι Δ 235 bemerkt. Hier wird erst aus Herodian mitgeteilt, daß Aristarch ψευδέσι las wie σαφέσι, Hermappias dagegen ψεύδεσι wie τείχεσι, weil Homer niemals ψευδής außerhalb der Zusammensetzung (φιλοψευδής, ἀψευδής) gebraucht habe; und dann folgt das Urteil: καὶ μᾶλλον πειστέον Ἀριστάρχῳ ἢ τῷ Ἑρμαππίᾳ, εἰ καὶ δοκεῖ ἀληθεύειν. Das ist ja deutlich und aufrichtig gesprochen; und wenn alle Nachfolger Aristarchs so dachten, dann hat Nauck recht. Aber davon wissen wir nichts; die Person des Grammatikers, dessen Bekenntnis hier vorliegt, ist an beiden Stellen unbekannt. Es ist auch an der ersten nicht etwa Herodian; denn der wußte, weshalb Aristarch πτερύγος schrieb. Vereinzelte Äußerungen irgendwelcher unverständigen Epitomatoren oder gar eines einzigen dürfen wir doch nicht so verallgemeinern, daß wir um ihretwillen annehmen, Aristarchs Urteil sei für alle Folgezeit maßgebend geblieben. Das tat aber Nauck, wenn er (Mél. Gr.-Rom. III [1868] p. 14) meinte, die »Verirrungen der aristarchischen Kritik« hätten deshalb so viel geschadet, »weil die aristarchische Festsetzung des homerischen Textes »in einem der kritischen Methode ermangelnden Zeitalter fast kanonisiert »wurde«. — Auf der entgegengesetzten Seite steht Arthur Ludwich. Frühere Äußerungen von ihm (AHT. II 198. 211) mußte man so verstehen, daß er dem Aristarch jeden Einfluß auf die Vulgata absprechen

wolle. Später hat er, angesichts der ersten Papyrusfunde, die Frage in einem Programm und in einer größeren Monographie[1]) aufs neue behandelt und im Zusammenhange damit sein Urteil etwas modifiziert. Es lautete jetzt dahin (Homervulg. S. 15): daß der Text der homerischen Gedichte »im großen und ganzen ungeschädigt, aber auch ungeläutert durch das alexandrinische Fegefeuer hindurchgegangen« sei. — Eine mittlere Stellung schien Wilamowitz einzunehmen, der in der »Einleitung in die griechische Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889; S. 138) auf diesen Punkt zu sprechen kam: Aristarchs »Ausgaben« seien bald verschollen, sein Einfluß aber notorisch sehr groß gewesen. Neuerdings erklärt er (IlH. 7): »von einer Vulgata im 3. Jhdt. oder gar früher zu reden«, sei unmöglich. »Vor Zenodotos liegt ein Chaos, eine Masse ganz gewaltig »abweichender Handschriften, unter ihnen aber auch recht zuverlässige. »Daß er und erst recht Aristophanes die besten ausgewählt haben, dürfen »wir glauben; jedenfalls haben sie uns den Text geschaffen, im Homer »gar nicht anders als in allen alten Dichtern.« Damit ist der Eindruck, den man aus den Scholien zunächst empfängt, treffend bezeichnet, eben in seiner Zwiespältigkeit; und darin liegt ein Stachel, weiter zu forschen. Das Bedürfnis danach ist verstärkt worden auch durch die Schrift von Nicolaus Wecklein, Über Zenodot und Aristarch (aus den Berichten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1919), in der ein halbes Tausend Homerstellen mehr oder weniger eingehend behandelt werden. Er glaubt, daß »Aristarch von der attischen Überlieferung weniger abhängig war als Zenodot und die handschriftliche Vulgata« (S. 79, vgl. 63), tritt einer Überschätzung Aristarchs und Unterschätzung Zenodots mehrfach entgegen, bringt aber die entscheidenden Fragen nicht zur Lösung, auch nicht zu klarer Formulierung.

Daß es schon vor den Alexandrinern etwas gab, was »Vulgata« — *Graeco eius rei vocabulo* — genannt wurde, beweisen die Stellen, an denen als Quelle einzelner Lesarten ἡ κοινή oder αἱ κοιναί oder αἱ δημώδεις zitiert werden (AHT. I 14 f.). Den herkömmlichen Text eines verbreiteten Volksbuches zu beeinflussen ist immer schwierig. Aristarch hatte obendrein zahlreiche Gegner und hat mit manchen seiner Doktrinen nicht einmal die allgemeine Billigung der Gelehrten gefunden, geschweige denn des großen Publikums. Didymos hätte sein Werk, eine Wiederherstellung der aristarchischen Rezension, wohl kaum unternommen und jedenfalls hätte es ihm nicht so viel Mühe gemacht, wenn nicht schon in seiner Zeit Aristarchs Lesarten zu einem guten Teil vergessen gewesen wären. Endlich ist es ja Tatsache, daß keine der vorhandenen Homer-

1) Über Homerzitate aus der Zeit von Aristarch bis Didymos. Königsberger Vorles.-Verz. Okt. 1897. — Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen. 1898.

Hdss., auch keine von denen die mit kritischen Zeichen versehen sind, genau den aristarchischen Text bietet. Es kommt darauf an, zu ermitteln, ob die voraristarchische Vulgata ebenso oder anders zu seiner Ausgabe gestanden habe wie die spätere.

Mit großem Fleiß hat Ludwich den Stoff zusammengebracht. Als Repräsentanten der alten Vulgata nahm er die Homerzitate bei Platon, Aristoteles und Äschines, für die nacharistarchische eine gleiche Zahl von Zitaten im Lexikon des Apollonios Sophistes. Bei jenen dreien fand er 30 Zitate, innerhalb deren aristarchische Lesarten bezeugt sind, bei Apollonios ebenso viele auf den ersten 18 Seiten der Bekkerschen Ausgabe. Unter jenen 30 Stellen sind 8 oder 9, für die wir auch Zenodots Lesart kennen[2]; unter den 30 Beispielen aus Apollonios Sophistes ist das 7 mal der Fall. So kann neben Aristarch auch Zenodot an der früheren wie an der späteren Vulgata gemessen werden. Das Ergebnis ist dieses:

Aristarch stimmt mit der älteren Vulgata 19 mal, stimmt nicht 11 mal.

Zenodot stimmt mit der älteren Vulgata 2 mal, stimmt nicht 6- oder 7 mal.

Aristarch stimmt mit der jüngeren Vulgata 17 mal, stimmt nicht 13 mal.

Zenodot stimmt mit der jüngeren Vulgata 2 mal, stimmt nicht 5 mal.

In der Tat ein überraschend klares und einfaches Bild: Zenodots Verhältnis zur späteren Vulgata ist ebenso ungünstig wie das zur früheren, Aristarch steht zu beiden gleich günstig. Oder mit andern Worten: die Vulgata, die nach Aristarch galt, stimmt zwar in der Mehrzahl der Fälle mit seinem Text überein, aber nicht in einer größeren Zahl als die, welche vor ihm gegolten hatte. Damit scheint bewiesen: Aristarchs kritische Tätigkeit ist an der herrschenden Überlieferung des Homertextes spurlos vorübergegangen.

Aber reichte zu einem so weittragenden Schluß das Material wirklich aus? Die Zitate bei Platon und Aristoteles mögen als Beispiele der Vulgata ihrer Zeit gelten; Apollonios jedoch war selbst Grammatiker, der hoffentlich über manches seine eignen Ansichten hatte: mit welchem Rechte nehmen wir seinen Homertext als Repräsentanten des zu seiner Zeit herrschenden? Und weiter, dürfen wir diesen Text der heutigen Vulgata gleichsetzen? — Unter den 13 Stellen, an denen Apollonios von Aristarch abweicht, sind nur 7, an denen alle unsere Hdss. ebenso von Aristarch abweichen. Für die 6 übrigen Stellen liegt die Sache anders, wie nachstehende Tabelle zeigt.

2) Zweifelhaft ist *A* 16, wo die Annahme, daß Zenodot Ἀτρείδας gelesen habe, nur auf Kombination beruht.

	Aristarch.	Apollonios.	Unsere Handschriften.
Δ 117	μελαινέων	μελαινάων·	μελαινέων drei Hdss., darunter *A*, die andern μελαινάων.
E 757	καρτερὰ ἔργα	ἔργ' ἀίδηλα	ἔργ' ἀίδηλα zwei, alle übrigen καρτερὰ oder κρατερὰ ἔργα.
I 698	μηδ' ὄφελες	μὴ ὄφελες	μηδ' ὄφελες oder μὴ δ' ὄφελες die Mehrzahl, μὴ ὄφελες *A* und andre.
O 394	ἀκέσματ'	ἀκήματ'	ἀκέσματ' Lips., die übrigen ἀκήματ'.
Ω 347	αἰσυμνητῆρι	αἰσυητῆρι	αἰσυητῆρι *A* Syr. Lips. u. a., αἰσυμνητῆρι Gruppe *h*, Townl. u. a., αισυμητηρι Pap. Bankes[2].
ι 144	περὶ νηυσί	παρὰ νηυσί	geteilt zwischen παρὰ oder παρα und περὶ oder περι.

Hiernach muß man sagen, daß die Gestalt der Überlieferung, die in unsern Hdss. erhalten ist, sich näher an Aristarch anschließt, als die Ausgabe nach der Apollonios zitierte: Aristarch erscheint im Vordringen begriffen. Aber auch für diesen Schluß, wie vorher für den entgegengesetzten, ist das Material doch zu wenig umfangreich. Ludwich verdient deshalb Dank, daß er die Vergleichung auf eine breitere Grundlage gestellt hat.

In dem bereits (S. 32) erwähnten Programm hat er aus der Zeit von Aristarch bis Didymos von sechs Schriftstellern (Dionysios Thrax, Philodemos von Gadara, Cicero, Nikolaos von Damaskos, Diodorus Siculus, Dionysios von Halikarnaß) alle Homerzitate gesammelt und die Form, in der sie dort überliefert sind, einerseits mit den Lesarten der Alexandriner, soweit solche sich feststellen lassen, andrerseits mit der heutigen Vulgata zusammengehalten. Dabei ergibt sich:

Von Zenodot kommen 30 gesicherte Lesarten in Betracht. 28 mal weichen die Zitate von ihm ab, 2 mal stimmen sie mit ihm überein oder berücksichtigen seine Lesart; unsere Vulgata weicht 25 mal von ihm ab, stimmt an zwei anderen Stellen mit ihm überein, in 3 Fällen schwankt sie.

Von Aristarch kommen 76 gesicherte Lesarten in Betracht. 30 mal weichen die Zitate von ihm ab, 44 mal stimmen sie mit ihm überein, in 2 Fällen schwanken sie; unsere Vulgata weicht 26 mal von ihm ab, stimmt 42 mal mit ihm überein, in den übrigen Fällen schwankt sie.

Ludwich faßt das Resultat so zusammen: »Wo auch immer die alexan- »drinischen Kritiker aus äußeren oder inneren Gründen die Vulgata kor- »rigieren zu müssen glaubten, blieben ihre Bestrebungen in der Regel

»ohne praktischen Erfolg.« Ganz klar ist das wieder nicht: »wo auch immer« und »in der Regel« passen schlecht zueinander. Die Hauptsache aber ist richtig: die Vulgata der Zeit zwischen Aristarch und Didymos steht zu den Alexandrinern ziemlich in demselben Verhältnis wie die heutige; und damit ist bewiesen, daß Didymos und Aristonikos keine erkennbaren Wirkungen in der Textgestalt der gebräuchlichen Homerausgaben hervorgebracht haben.

Eigentlich aber war es nicht dies, worauf es ankam; die wichtigere Frage war: ob Aristarch selber solche Wirkungen ausgeübt habe. Um dies zu beurteilen, müssen wir noch einmal auf die Homerzitate des 4. Jhdts. vor Chr. zurückgreifen. Unter 30 waren 11, die von Aristarchs Text abwichen: wie sehen die Stellen heute in den Hdss. aus? Diese Vergleichung hat Ludwich nicht angestellt, obwohl sie unerläßlich war, um den Wert der von ihm gefundenen Zahlenverhältnisse zu kontrollieren. Hier ist die Übersicht:

	Zitate vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
A 15	ἐλίσσετο	λίσσετο	λίσσετο *A* und zwei andere, die übrigen ἐλίσσετο.
B 196	διοτρεφέων βασιλήων	διοτρεφέος βασιλῆος	διοτρεφέων βασιλήων Gruppe *h* u. a., διοτρεφέος βασιλῆος *A* u. a.
H 64	πόντος ὑπ᾽ αὐτοῦ	πόντον ὑπ᾽ αὐτῇ	πόντος *A* u. a., πόντον Lips. u. a. αὐτῇ *h* u. a., αὐτῆς *A* u. a.
Θ 108	μήστωρα	μήστωρε	μήστωρα Vindob. 5 u. a., μήστωρε *A* und die Mehrzahl.
I 310	ὥσπερ δὴ κρανέω	ᾗ περ δὴ φρονέω	ὥσπερ eine Hds., ᾗ περ alle andern. κρανέω *A* u. a., φρονέω Gruppe *h* u. a.
I 653	φλέξαι	σμύξαι	σμύξαι oder σμῦξαι alle, γρ. φλέξαι *A*.
K 252	παρῴχηκεν	παροίχωκεν oder παρῴχωκεν?	παρῴχωκεν wenige; παρῴχηκε(ν) die übrigen, darunter *A*.
T 92	τῆς	τῇ	τῆς viele, τῇ *A* u. a.
Y 218	πολυπιδάκου	πολυπίδακος	πολυπίδακος *A* Lips. und die meisten, πολυπιδάκου andere; γρ. πολυπιδάκου *A*.
Ψ 77	οὐ γὰρ ἔτι	οὐ μὲν γάρ	οὐ μὲν γάρ alle, γρ. οὐ γὰρ ἔτι *A*.
Ω 82	μετ᾽ ἰχθύσι πῆμα	ἐπ᾽ ἰχθύσι κῆρα	ἐπ᾽ ἰχθύσι κῆρα.

Die Sache liegt demnach so: an keiner Stelle ist die voraristarchische Gestalt des Textes einfach herrschend geblieben; an 5 Stellen (Θ 108. Ι 653. Υ 218. Ψ 77. Ω 82) überwiegt jetzt die aristarchische Lesart; die übrigen 6 Stellen schwanken, wobei denn in der Regel *A* mit Aristarch geht. Auf der anderen Seite ist unter den 19 Stellen, an denen die frühere Vulgata mit Aristarchs Text übereinstimmt, nur eine einzige (Ι 203: κέραιρε), an der einige unserer Hdss. von ihm abweichen: er hat also eigentlich nur Gewinn zu verzeichnen. Ich meine, man kann deutlich sehen, wie die aristarchischen Lesarten allmählich vordringen und Terrain gewinnen.

Dieses Resultat läßt sich nun noch von einer andern Seite her prüfen. Ludwich hat (AHT. I 13) die Stellen gesammelt, an denen in den Scholien Lesarten der κοιναί oder δημώδεις, also der älteren Vulgata, in ausgesprochenem oder stillschweigend verstandenem Gegensatz zu Aristarch angeführt werden. 25 sind es [3]; und allerdings zeigen in der Mehrzahl von ihnen auch unsere Hdss., entweder alle oder die meisten von ihnen, eben die Lesart, die Aristarch verwarf. Aber wir haben auch Beispiele des Gegenteils:

	Vulgata vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
Ν 289	οὔ κεν	οὐκ ἄν	οὔ κεν zwei Hdss. (auch *h*?), die übrigen οὐκ ἄν.
Χ 478	ἐνὶ οἴκῳ	(κατὰ δῶμα)	κατὰ δῶμα fast alle, ἐνὶ οἴκῳ eine Hds.
Ω 7	ἔργα	(ἄλγεα)	ἄλγεα.
Ω 214	οὔ τι	(οὔ ἑ)	οὔ τι Pap. Bankes, sonst οὔ ἑ.
ε 34	ἤματι εἰκοστῷ	(ἤματί κ' εἰκοστῷ)	ἤματί κ' (γ' zwei Hdss.) εἰκοστῷ.
ε 217	εἰς ὦπα	εἰς ἄντα	εἰς ἄντα.
λ 74	κακκεῖαι	κακκῆαι	κακκῆαι fast alle, κακκεῖαι eine Hds.

Bei den Lesarten der mittleren Kolumne, die ich eingeklammert habe, ist nicht mit ausdrücklichen Worten bezeugt, daß sie die des Aristarch gewesen seien; Ludwich schließt dies aber gewiß mit Recht aus der Art, wie Didymos die Abweichung des Vulgärtextes erwähnt. Wir haben also 7 Stellen, an denen die Lesart der älteren Vulgata zurückgetreten, die Aristarchs in den Hdss. zur Herrschaft gekommen ist, und zwar in zwei Fällen ausnahmslos, in den übrigen mit ganz geringer Einschränkung.

3) Die Zahl würde um 1 größer sein, wenn es feststünde, was allerdings wahrscheinlich ist und seit Spitzner wohl allgemein angenommen wird, daß Ν 613 ἀφίκοντο in der κοινή stand, während Aristarch ἐφίκοντο vorzog, was auch unsre Handschriften haben. Dies wäre dann ein achter Fall, in dem die Vulgata zugunsten Aristarchs aufgegeben worden ist.

Durch dieses Ergebnis wird das vorige nur bestätigt: die Übereinstimmung der Vulgata mit Aristarchs Lesarten ist nach seiner Zeit größer als vor seiner Zeit; wir sehen, daß er Einfluß auf sie geübt hat.

Nachdem diese Vergleichungen hier zum ersten Male veröffentlicht worden waren, hat die letzte von ihnen auf eigne Hand auch Allen angestellt[4]). Da er die Ilias für sich behandelt, andrerseits den Vertretern der alten Vulgata auch diejenigen Ausgaben zugerechnet hat, die in den Scholien als minderwertig (αἱ εἰκαιότεραι, τὰ φαυλότερα) bezeichnet werden, so ist er zu anderen Zahlen gekommen, nach denen sich auch das Verhältnis etwas ändert. Nach meiner Zählung ist in 72 von 100 Fällen die antike Vulgata in der modernen erhalten, nach Allen in 60 von 100 Fällen. Bei dem geringen Umfang des Materials ist die Prozentrechnung hier an sich von zweifelhaftem Werte. Wir begnügen uns zu sagen, daß in überwiegendem Grade sich der gebräuchliche Homertext vom Altertum durchs Mittelalter hindurch behauptet hat, während in einer Minderzahl von Fällen Lesarten der Grammatiker — Zenodot, Aristophanes, Aristarch — eingedrungen sind[5]). Doch wie ist das gekommen? Hat irgend jemand eine Ausgabe veranstaltet, in der eine Auswahl solcher Lesarten dem Text eingefügt wurde? oder hat es mehrere solche Rezensionen gegeben? Gegen beides spricht die geringe Zahl der aufgenommenen Varianten, und die Unmöglichkeit in ihrer Auslese einen Plan zu erkennen. Allen nimmt deshalb auch hier zum Zufall seine Zuflucht und meint, daß die Entwicklung der Vulgata sich in derselben Weise vollzogen habe wie die des Textes von *h*: beigeschriebene Varianten wurden später von Abschreibern in einzelnen Fällen mißverständlich als Korrekturen angesehen und in den Text gesetzt. Angenommen, dies sei richtig, so bleibt weiter die bei solcher Annahme auffallende Tatsache zu erklären, daß in der Regel alle oder die weitaus meisten unsrer Hdss. in der Aufnahme einer aristarchischen Lesart übereinstimmen. Dies kann doch nicht auch eine Folge des Zufalls sein. Es läßt sich verstehen nur unter der Voraussetzung, daß unsere sämtlichen Handschriften und dazu die große Mehrzahl der bisher bekannt gewordenen Papyri aus einer einzigen Quelle geflossen sind, daß sie alle von einer Ausgabe herstammen, die in der Zeit kurz nach Aristarch sei es geschrieben oder doch damals am Rande mit den Varianten versehen worden ist, von denen eine im wesentlichen gleiche, durch den Zufall bestimmte geringfügige Auswahl nachher durch alle Zweige der Überlieferung sich verbreitet hat.

4) Allen, The ancient and modern vulgate of Homer. Class. Rev. 13 (1899) p. 334 ff. Fortgesetzt in dem späteren Aufsatz The text of the Iliad, ebenda 14 (1900) p. 384 ff. 5) Welchen Anteil jeder der drei an diesem Erfolge hat, ist von Allen in zwei weiteren Aufsätzen dargelegt worden: Class. Rev. 13 (1899) p. 429 ff. und 14 (1900) p. 242 ff.

Allen zieht mit Entschiedenheit den Schluß, der zu dieser Hypothese führt (14 S. 386); und man wird ihm hier kaum ausweichen können. Ja, es läßt sich eine wenn auch unscheinbare Tatsache hinzufügen, die uns in ähnlichem Sinne zwingt. Gegen Ende von Γ, wo Paris durch Aphrodite dem sicheren Verderben entzogen ist, nun Menelaos θηρὶ ἐοικώς in die Scharen der Troer eindringt um ihn zu suchen, da heißt es (451 ff.):

ἀλλ οὔ τις δύνατο Τρώων κλειτῶν τ' ἐπικούρων
δεῖξαι 'Αλέξανδρον τότ' ἀρηιφίλῳ Μενελάῳ.
οὐ μὲν γὰρ φιλότητί γ' ἐκεύθανον, εἴ τις ἴδοιτο·
ἶσον γάρ σφιν πᾶσιν ἀπήχθετο κηρὶ μελαίνῃ.

Der Gedanke ist klar; nur ἄν fehlt in 453 (»aus Liebe würden sie ihn nicht verborgen haben«), und die Form ἐκεύθανον ist anstößig. Wie zu πεύθομαι (ἐπυθόμην) πυνθάνομαι, zu φεύγω (ἔφυγον) φυγγάνω, zu τεύξομαι (ἔτυχον) τυγχάνω gehören, so müßte als Nebenform von κεύθω (κύθε γ 16, κεκύθωσι ζ 303) κυνθάνω gefordert werden — wenn es nicht bei Hesychios (κυνθάνει· κρύπτει) überliefert wäre. Setzt man es ein, so bleibt doch psychologisch zu fragen, durch welche Ablenkung jemand dazu gebracht worden sein soll, statt einer so natürlichen Form eine so abnorme zu schreiben; und der logische Mangel, im Ausdrucke der Bedingtheit, bleibt auch. Beidem zugleich wird abgeholfen, wenn wir die Korrektur annehmen, die Heyne im Kommentar empfiehlt, Düntzer allein unter allen Neueren zu würdigen gewußt hat: ἔκευθον ἄν. Aus Versehen hat ein Abschreiber die benachbarten Silben ον und αν vertauscht. — Hiergegen macht ein amerikanischer Gelehrter, George Mellville Bolling[6]), beachtenswerte Einwendungen. Die Bildung κευθάνω sei vielleicht nicht gut, aber nicht unmöglich, wie u. a. ληθάνω zeige. Vor allem aber: ἄν stehe zwar oft im Attischen, doch niemals bei Homer, hinter dem Verbum; auch κέν erscheine an dieser Stelle immer nur so, daß mit dem Verbum der Satz beginne (z. B. E 273. Θ 196. Γ 53 u. ö.), und selten am Ende des vierten Versfußes, nie vor einem Sinneinschnitt in der bukolischen Diärese. Man muß zugeben: θηοῖό κεν αὐτὸς ἐπελθών (Ω 418) und, worauf Bolling hinweist, ἕλοιμί κεν ἤ κεν ἁλοίην (X 253) sind unserm ἔκευθον ἄν || εἴ τις ἴδοιτο nicht völlig gleich; sie kommen ihm aber doch recht nahe. Viel stärker ist der Anstoß, wenn die Modalpartikel fehlt. Den Vorschlag, eine Vermischung zweier Sätze anzunehmen und ein bedingtes »sie würden nicht verborgen haben« zu ergänzen, hat man längst gemacht; aber dabei tritt das Fehlerhafte des Gedankens nur um so deutlicher hervor. Eine Korrektur, die solchen

6) Bolling, The archetype of our Iliad and the papyri. AJPh. 35 (1914) p. 125 ff.

Mangel und eine Abnormität der Wortbildung zugleich beseitigt, darf nach wie vor als gesichert gelten. Wer ihr aber zustimmt, der muß, da alle unsere Exemplare den Fehler haben, weiter den Schluß ziehen, daß sie alle von der Niederschrift dessen herstammen, der persönlich diesen Fehler begangen hat. Damit wird er in eine sehr frühe Zeit hinaufgerückt, in der *A* und *h* sich noch nicht getrennt hatten, wozu es dann stimmt, daß »ἐκεύθανον· ἔκρυπτον« sich auch unter den Glossen des Hesychios findet. Ob ein Papyrus einmal für die Gemeinsamkeit an dieser Stelle eine genauere Zeitgrenze liefern wird, müssen wir abwarten, einstweilen versuchen, welche Aufklärung von andern Seiten her aus dem Bereiche solcher Überlieferung zu gewinnen ist.

Bisher haben uns nur Lesarten beschäftigt; bei den Papyris tritt das Verhältnis der ausgelassenen oder zugesetzten Verse in den Vordergrund. In dieser Beziehung schien es, als sollten durch das von Mahaffy im J. 1891 mitgeteilte Bruchstück[7]) alle früheren Ansichten umgestürzt werden. Es waren, zu beiden Seiten eines Kolumnenzwischenraumes, die Ausgänge der Verse Λ 502—517 und die Anfänge der Verse 518—537; ein Vers unserer Vulgata fehlte, 4 andere zeigten sich die ihr fremd sind, und 2 weitere mußten, nach den erhaltenen Anfangsbuchstaben zu schließen, im vollständigen Text ganz anders gelautet haben als wir sie kennen. Da alle datierbaren Urkunden, die mit diesem Blatte gleichzeitig gefunden waren, der Zeit zwischen 285 und 221 vor Chr. angehörten, so mußte es selbst mindestens ebenso alt sein. Und so schien es, daß hier, wenn auch in einem noch so spärlichen Rest, eine Probe derjenigen Gestalt gerettet sei, welche der Text der Ilias vor der gelehrten Bearbeitung durch die Alexandriner gehabt habe. Der Zweifel regte sich, ob »Zenodot und seine Nachfolger jene reichere Überlieferung, wie sie »uns diese Probe voralexandrinischer Rezension so überraschend enthüllt »hatte, mit guten Gründen ignoriert« hätten (Diels DLZ. 1891 Sp. 1529). Aber die Überschätzung des Neugefundenen hielt nicht lange an. Eine nüchternere Auffassung vertraten sogleich Josef Menrad und Arthur Ludwich. Und als wenige Jahre später ein gleichartiges, doch erheblich umfangreicheres Papyrusfragment, dem 2. Jhdt. vor Chr. angehörend, von Jules Nicole in Genf herausgegeben wurde (Revue de Philologie 18 [1894] p. 104—111), änderte sich die Haltung auch solcher Forscher, die ihr Vertrauen zu den Alexandrinern erschüttert gefühlt hatten. Der Genfer

7) On the Flinders Petrie Papyri. With transcription, commentaries and index. Dublin 1891. Ein Faksimile des hier erwähnten Stückes gab Menrad, »Ein neuentdecktes Fragment einer voralexandrinischen Homerausgabe« (Sitzgsber. philos.-philol. und histor. Bayer. Akad. [1891] IV, S. 539—552), in der Beurteilung übereinstimmend mit Ludwich, »Die sogenannte voralexandrinische Ilias«, Königsberger Vorles.-Verz. 1892, S. 8—30.

Papyrus enthielt Reste von Λ 788—M 9 in drei Kolumnen, deren mittlere (Λ 810—834) ziemlich vollständig erhalten war. Hermann Diels besprach den neuen Fund unter Beigabe einer Photographie (Sitzgsber. Preuß. Akad. 1894, S. 349 ff.) und begründete die Vermutung, daß wir es darin mit dem Abkömmling eines der Rhapsodenexemplare zu tun hätten, die im 6. und 5. Jhdt. vor Chr. verbreitet gewesen seien. Über den Wert urteilte er: was uns hier greifbar entgegentrete, scheine »die Verachtung, »mit der die Alexandriner jene Überlieferung beiseite geschoben haben, »zu rechtfertigen«; denn es finde sich auch nicht eine Variante, durch die unser Text bereichert oder verbessert werden könnte.

Bald wurde das Material abermals vermehrt. Grenfell und Hunt brachten im J. 1897 in einer Sammlung neuer klassischer Fragmente [8]) als kostbarste zwei Proben von Iliastexten: kleine Reste von Θ (217—219. 249—253) und beträchtliche Stücke aus ΦΧΨ, die alle von den kundigen Beurteilern ins 3. Jhdt. vor Chr. gesetzt wurden. Auch hier zeigte sich, in Varianten und Zusatzversen, dasselbe starke Abweichen von der Vulgata, das man in den beiden andern Papyris der Ptolemäerzeit, im Unterschiede von denen der römischen Periode, kennen gelernt hatte. Ludwich nahm die neue Publikation zum Anlaß, in der schon erwähnten Monographie die ganze Frage zu behandeln [9]). Hier suchte er nachzuweisen, daß jene »wilden« Iliastexte, von denen man schon vorher ausreichende Spuren gehabt, doch durch die Papyri ein deutlicheres Bild gewonnen habe, nicht eine ältere und reichere Überlieferung darstellten, aus der durch einschneidende Wirkung der alexandrinischen Kritik der Vulgärtext unserer Hdss. gemacht worden wäre; sondern alle drei — Vulgata, kritisch bearbeitete Texte, erweiterte oder wilde Texte — seien koordiniert und seien eine Zeitlang nebeneinander hergegangen, bis zuletzt die Vulgata sich siegreich behauptet habe, indem sie einerseits die interpolierten Texte verdrängte, anderseits von der kritischen Arbeit der Alexandriner nur geringen Einfluß erfuhr.

Der negative Teil dieser Ansicht, der die Wertschätzung des vermehrten Versbestandes betrifft, ist durch weitere Publikationen bestätigt worden [10]). Wir besitzen jetzt im ganzen sieben Homerpapyri der älteren

8) Grenfell and Hunt, New classical fragments and other Greek and Latin papyri. Oxford 1897. 9) Ludwich, Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen. 1898. Darin sind die drei Fragmente oder Fragmentgruppen, die bis dahin vorlagen, genau abgedruckt und kritisch besprochen. 10) Grenfell and Hunt, The Hibeh Papyri. Part. I. London 1906. — Nr. 21 und 22 bringen die neuen Bruchstücke von Θ und von ΦΧΨ. Nr. 19, nach dem Charakter der Schrift »eher der Regierungszeit des Philadelphos als der des Euergetes« zuzurechnen, enthält größere Stücke aus Β und Γ. Nr. 20, von den Herausgebern ebenfalls in die Zeit des Philadelphos gesetzt, besteht aus kleineren Resten von Γ zum Teil von denselben Versen wie Nr. 19), Δ und Ε. Nr. 23, ebenfalls ein geringes

Ptolemäerzeit. Dabei hat es sich glücklich getroffen, daß die Reste aus Θ und aus ΦΧΨ zweimal durch Bruchstücke derselben beiden Hdss. vermehrt werden konnten: zuerst von Grenfell und Hunt selber, dann, aus der Heidelberger Sammlung, durch G(ustav) A(dolf) Gerhard[11]). Überall ist es dasselbe Bild: Wiederholung oder Nachbildung bekannter Formeln, entbehrliche Verbreiterung gegebener, an sich klarer Gedanken. Um dies anschaulich zu machen, seien aus einem der Fragmente (Hibeh, Nr. 19) alle vollen oder doch ganz erkennbaren Zusatzverse hier mitgeteilt:

Β 794 [δέγμενος ὁππό]τε ναῦφιν ἀφορμηθεῖεν Ἀχαιοὶ
794 *a* εἰς πεδίον, Τρώεσσι φόνογ κα[ὶ κῆρα φέροντες].

sic Γ 283 [ἡμεῖς δ' ἐν νή]εσσι νεώμεθα κοῦροι Ἀχαιῶ[ν]
283 *a* [Ἄργος ἐς ἱππόβοτον κ]αὶ Ἀχαιίδα καλλιγύν[αικα].

Γ 302 [ὣς ἔφαν ε]ὐ[χό]μενοι· μέγα δ' ἔκτυπε μητίετα Ζεὺς
302 *a* [ἐξ Ἴδης βρον]τῶν, ἔπι δὲ στεροπὴν ἐφέηκ[ε]ν.
b [θησέμεναι γ]ὰρ ἔμελλεν ἔτ' ἄλγεά τε στοναχάς τε
c [Τρωσί τε καὶ] Δαναοῖ[σι] διὰ κρατερὰς ὑσ[μ]ίνας.
d [αὐτὰρ ἐπεί ῥ' ὄ]μοσέν τε τελεύτησέν [τε] τὸν ὅρκ[ον],
sic 303 [τοὺς ἄρα Δαρδανί]δ[ης] Πρίαμος πρὸς μῦθον ἔειπ[εν]·
sic 304 [κέκλυτέ μευ Τ]ρῶες καὶ Δάρδανοι ἠδ' [ἐ]πίκ[ουροι],
304 *a* [ὄφρ' εἴπω], τά μ[ε θυ]μὸς ἐνὶ στήθεσσιν ἀν[ώ]γε[ι].

sic Γ 339 ὣς δ' α[ὔτως Μεν]έλαος ἀρήια [τεύχε' ἔδυνεν],
339 *a* ἀσπίδα κα[ὶ πήλη]κα φαεινὴ[ν καὶ δύο δοῦρε?]
b καὶ καλὰ[ς κνη]μῖδας ἐπισφ[υρίοις ἀραρυίας]·
c ἀμφὶ δ' ἄ[ρ' ὤμοισι]ν βάλετο ξί[φος ἀργυρόηλον].

Bruchstück, hat doch besonderen Wert durch sein höheres Alter — die Herausgeber sind nach den Buchstabenformen geneigt es noch über 250 vor Chr. hinaufzurücken — und noch mehr dadurch, daß hier zum erstenmal ein erweiterter Text der Odyssee (υ 41—68) vorliegt; hinter 51, 55, 58 zeigt er Reste eingeschobener Verse. — Eine Sonderstellung glauben die Herausgeber den unter Nr. 20 zusammengefaßten Fragmenten zuweisen zu müssen, weil in ihnen nur ein Plusvers (hinter Δ 69) auftrete, dafür aber drei Verse des gewöhnlichen Textes, Γ 389. Δ 89. Ε 527, fehlen, von denen der erste formelhaft und unnötig, auch der letzte für den Zusammenhang entbehrlich und vielleicht nach dem Muster von Ο 622 eingesetzt sei. Für Γ 389 stimme ich dem zu, für Ε 527 nicht, weil das Gleichnis nach homerischem Brauch einen Abschluß fordert. So vermag ich mir auch die Vermutung nicht anzueigen, die Grenfell und Hunt (S. 69), übrigens mit aller Reserve, aussprechen, daß Nr. 20 ein Überrest einer kritisch revidierten, der Vulgata an Wert überlegenen Ausgabe sei. 11) Veröffentlichungen aus der Heidelberger Papyrus-Sammlung, IV. Griechisch-literarische Papyri. I. Ptolemäische Homerfragmente. Herausgeg. und erklärt von G. A. Gerhard, Heidelberg 1911.

Γ 362 πλῆξεν ἐπαΐξας κ[όρυ]θος φάλ[ον ἱπποδασείης]
362 *a* χαλκείης· δεινὸν [δὲ κόρυς λάκεν, ἀμφὶ δ᾽ ἄρ᾽ αὐτῇ]
363 [τ]ριχθά τε καὶ τ[ετραχθὰ διατρυφὲν ἔκπεσε χειρός].

Γ 366 ἦ τ(έ) ἐφάμη[ν τίσεσθαι ὅ με πρότερος κάκ᾽ ἔοργεν,]
366 *a* δῖον Ἀλέξα[νδρον Ἑλένης πόσιν ἠυκόμοιο].

Niemand wird behaupten, daß eine in diesem Stil erweiterte Dichtung der, die wir kennen, vorzuziehen sei. Es bleibt also dabei: die Alexandriner verdienen keinen Vorwurf, sondern Dank, weil sie einen weniger versreichen Text bewahrt haben.

Denn daß sie es gewesen sind, durch die der Fortpflanzung der interpolierten Texte ein Ende bereitet wurde, ist nun doch mehr als wahrscheinlich. Während alle jene sieben Papyri der älteren Ptolemäerzeit Plusverse zeigen, sind sie in den viel zahlreicheren und zum Teil recht umfänglichen der römischen Periode beinahe vollständig verschwunden. Auch einige, die zeitlich in der Mitte stehen, sind frei davon; so ein größeres Bruchstück, Ψ 1—Ω 759, aus dem 1. Jhdt. vor Chr. (Brit. Mus. 128), und noch etwas höher hinauf, aus der zweiten Hälfte des 2. Jhdts., Papyrus Fayûm 4 (freilich von geringem Umfang, Θ 332—36 und 362—68) und Tebtunis 4 (B 95—210). Grenfell und Hunt haben in einer ausführlichen Erörterung, in der sie sich mit Arthur Ludwich auseinandersetzen (The Hibeh Pap. I p. 67—75), den Tatbestand dargelegt und wohl etwas allzu scharf »150 vor Chr.« als Grenze bezeichnet; in der Hauptsache aber ist ihr Schluß unabweislich: daß ungefähr in dieser Zeit ein starker Einfluß stattgefunden haben muß, der die wilden Texte niederschlug. Dieser Einfluß kann nur von dem alexandrinischen Museum ausgegangen sein.

Das Verdienst der dortigen Gelehrten ist um so höher zu schätzen, als es sich doch nicht bloß um eine örtlich beschränkte Erscheinung gehandelt zu haben scheint, die wieder zu beseitigen keine allzu große Mühe gemacht hätte. Auch unter den von Ludwich gesammelten Homerzitaten aus voralexandrinischer Zeit (Homervulg. 71—133) finden sich Beispiele von Zusatzversen. Äschines, gegen Timarchos 149, führt die Verse Ψ 77—91 an, von denen 80—84 bei ihm so lauten:

80 καὶ δὲ σοὶ αὐτῷ μοῖρα, θεοῖς ἐπιείκελ᾽ Ἀχιλλεῦ,
81 τείχει ὕπο Τρώων εὐηγενέων ἀπολέσθαι
81 *a* μαρνάμενον δηίοις Ἑλένης ἕνεκ᾽ ἠυκόμοιο.
82 ἄλλο δέ τοι ἐρέω, σὺ δ᾽ ἐνὶ φρεσὶ βάλλεο σῇσιν·
83 μὴ ἐμὰ σῶν ἀπάνευθε τιθήμεναι ὀστέ᾽ Ἀχιλλεῦ,
83 *a* ἀλλ᾽ ἵνα πέρ σε καὶ αὐτὸν ὁμοίη γαῖα κεκεύθῃ,
92 χρυσέῳ ἐν ἀμφιφορεῖ τόν τοι πόρε πότνια μήτηρ,
84 ὡς ὁμοῦ ἐτράφεμέν περ ἐν ὑμετέροισι δόμοισιν.

Das ist ganz die Art unsrer Papyri. Und die Übereinstimmung geht ins einzelne. Der Vers χρύσεος ἀμφιφορεύς, τόν τοι πόρε πότνια μήτηρ, den zwischen 91 und 93, trotz Aristarchs Bedenken, unsre Hdss. (darunter A und Syr.) haben, muß dem Exemplar, das Äschines benutzte, an jener Stelle gefehlt haben; und ebendort fehlte er dem Heidelberger Papyrus, in dem für 85—94 Reste erhalten sind[12]). — Aristoteles zitiert B 391—393 zweimal, Eth. Nik. III 11 (p. 1116ª, 32) und Polit. III 14 (p. 1285ª, 10 ff.), beidemal ungenau, d. h. mit Abweichungen von unserm Texte. In der Politik schließt das Zitat:

393 ἄρκιον ἐσσεῖται φυγέειν κύνας ἠδ' οἰωνούς·
393 *a* πὰρ γὰρ ἐμοὶ θάνατος.

Im pseudoplatonischen zweiten Alkibiades (p. 149D) wird auf Θ 548 ff. in einer Weise Bezug genommen, daß sich gegenüber den Homer-Hdss. 4 Plusverse ergeben, die zuerst Josua Barnes in den Text aufgenommen hat. In den neueren Ausgaben stehen sie wohl durchweg mindestens in Klammern. In der Tat enthalten sie nichts, was man als Bereicherung gelten lassen könnte, erinnern vielmehr stark an die Zusätze in den Papyris, während sich über den halben Vers bei Aristoteles — Ludwich verweist auf Φ 110 — nicht sicher urteilen läßt. Mag man nun noch so sehr die Unechtheit des Alkibiades, und für Aristoteles die Beobachtung betonen, daß seine Homerzitate auch sonst, ebenso wie die Platons, oft ungenau sind, besonders durch Kontamination von Versen sich von der Vulgata entfernen, so daß man den Eindruck hat, sie seien sorglos aus dem Gedächtnis gegeben: die Tatsache der vielfachen Abweichung bleibt doch bestehen. Auf der andern Seite sind unter der Menge der Zitate, die mit unsrer Vulgata genau übereinstimmen, viele von so geringem Umfang, daß sie keine rechte Beweiskraft haben. Danach wird man den beiden englischen Gelehrten (p. 73 f.) recht geben müssen: Homerausgaben von der Art der interpolierten Papyri scheinen auch im 4. Jhdt. und auch außerhalb Ägyptens eine größere Rolle gespielt zu haben, als Ludwich annahm; aber neben ihnen — im Grunde war das ja auch Wilamowitz' Meinung — gab es schon denjenigen Text, der in unserer Vulgata fortlebt; die Alexandriner haben ihm zum Siege verholfen, nicht ihn geschaffen. So begreift man doch schließlich, warum sie in bezug auf die einzelnen Lesarten nicht maßgebend geworden sind.

Auch das versteht man, daß der Kampf nicht mit einem Schlage gewonnen war. Noch Plutarch consol. ad Apoll. 30 zitiert Ψ 222/3 mit einem Zusatzvers, der aus P 37 ebenso entlehnt ist wie im Pap. Hibeh 22

12) Danach vermutet Gerhard mit Recht, daß der Papyrus zwischen 83 und 84 denselben Einschub gehabt habe wie Äschines.

(= Heidelb.) an derselben Stelle die zwei Verse P 36/7 [13]). Der umfangreiche Papyrus Morgan, um 300 nach Chr., über den Wilamowitz und Plaumann berichtet haben [14]), enthält hinter Λ 316 und 346 den Formelvers der Anrede an Odysseus und hinter O 409 zwei Verse mit störender Ausmalung, wörtlich entnommen aus M 419/20. — Ein Fragment, das Girolamo Vitelli in Florenz von einem Araber in Medînet el-Fayûm gekauft hat und das den Buchstabenformen nach von Arthur Ludwich ins 1. Jhdt. nach Chr. gesetzt wird, muß aus einem Exemplare stammen, das von ähnlicher Art war wie die der früheren Ptolemäerzeit. Das kleine Bruchstück ist zuerst von Ludwich im Philologus (63 [1904] S. 473 ff.) veröffentlicht, dann von Hefermehl (ebenda 66 [1907] S. 192 ff.) richtiger ergänzt und zum Ausgangspunkt scharfsinniger Vermutungen gemacht worden. Erhalten ist der Schluß der Chryseisepisode und der Anfang der sich anschließenden Partie über Achill, in folgender Gestalt:

[ἐκ δὲ κ]αὶ α[ὐ]τοὶ βάντε[ς ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης]
[ἐξ ἁλὸ]ς ἤπειρόνδε θοὴ[ν ἀνὰ νῆ' ἐρύσαντο]
[ὑψοῦ] ἐπὶ ψαμάθῳ, παρ[ὰ δ' ἕρματα μακρὰ τάνυσσαν·] (A 486).
[αὐτοὶ] δ' ἐσκίδναντο κα[τ]ὰ κ[λισίας τε νέας τε]. (A 487)
[αὐτὰρ] ὁ μήνιε νηυσὶ παρήμ[ενος ὠκυπόροισιν] (A 488)

usw. bis A 494. Das Landen war hier anders beschrieben als in der Vulgata, und zwar, wie der erste Vers des Papyrus sicher erkennen läßt, ausführlicher. Nun steht eben dieser Vers fast gleichlautend A 437 im Zusammenhange mit der Landung in Chryse, von der 432—439 handeln. Er steht außerdem im Hymnus auf Apollon (505), und wird hier ebenso fortgesetzt wie in dem Papyrusfragment:

ἱστία μὲν πρῶτον κάθεσαν, λῦσαν δὲ βοῆας,
ἱστὸν δ' ἱστοδόκῃ πέλασαν, προτόνοισιν ὑφέντες·
ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.
ἐκ δ' ἁλὸς ἤπειρόνδε θοὴν ἀνὰ νῆ' ἐρύσαντο
ὑψοῦ ἐπὶ ψαμάθοις, παρὰ δ' ἕρματα μακρὰ τάνυσσαν,
καὶ βωμὸν ποίησαν ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.

Verglich man diese Darstellung mit dem was in der Chryseis-Dichtung unsre Vulgata bietet, so mußte es scheinen, als habe der Hymnendichter sich die Verse von verschiedenen Stellen her zusammengesucht: ἐκ δὲ

13) Über das Verhältnis beider Versionen in diesem Punkte urteilt Gerhard wohl richtiger als Grenfell und Hunt. 14) Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und Gerhard Plaumann, Iliaspapyrus P. Morgan. Sitzgsber. Preuß. Akad. 1912, S. 1198—1219. Die Hds., im Besitze von Herrn Pierpont Morgan in New York, reicht von Λ 86 bis Π 499, ist leider sehr nachlässig geschrieben. Plaumann gibt ein genaues Verzeichnis aller irgend in Betracht kommenden Besonderheiten.

καὶ αὐτοὶ κτλ. aus der Landung in Chryse, ὑψοῦ ἐπὶ ψαμάθοις κτλ. aus der Rückkehr zum Achäerlager. Und so mochten frühere Kritiker wie Häsecke und Hinrichs[15]) auf den Gedanken kommen, das Verhältnis umgekehrt zu fassen und anzunehmen, daß der Spätling, der die Episode von Chryseis' Zurückführung mehr zusammengestellt als gedichtet hat, bereits den Hymnus an Apollon benutzt habe. Jetzt, wo in dem Florentiner Papyrus jene beiden Verse im Zusammenhang der Erzählung nahe verbunden sind, wird man gern zu der an sich wahrscheinlicheren Voraussetzung zurückkehren und diese dahin modifizieren, daß eben die durch den Papyrus bezeugte Gestalt des Textes von A es gewesen sei, die dem Verfasser des Hymnus vorlag.

So weit hat Hefermehl gewiß recht. Ob aber diese Version die bessere gewesen sei, so daß die Alexandriner »sich vergriffen« hätten, als sie der in der Vulgata erhaltenen den Vorzug gaben, ist eine andere Frage. Hefermehl bejaht sie, indem er sich die Bemerkung Häseckes (S. 6) aneignet, daß die Abtakelung des Schiffes angesichts eines so kurzen Aufenthaltes, wie der in Chryse war, eine Ungereimtheit sei. So stehe es in unserem A; viel verständiger sei die Redaktion, auf die der Papyrus schließen lasse: kurze Angabe der Landung in Chryse, genauer Bericht über Abtakelung bei der Rückkehr zum Schiffslager. Dem kann ich nicht zustimmen. Die Chryseisepisode ist, wie gerade Häsecke zuerst gezeigt hat, überhaupt ein Cento, zu dessen Charakter es ganz gut paßt, daß der Verfasser eine Reihe von Versen, die eine Landung beschrieben, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit benutzt, an einer zweiten Stelle dieselbe Tatsache nur kurz erwähnt hat, unbekümmert darum, daß der zweite Fall zu verweilender Schilderung an sich triftigeren Anlaß bot. Dazu kommt, daß wir ja gar nicht wissen, ob die Redaktion des Papyrus den ausführlichen Bericht nicht gar an beiden Stellen bot. Hefermehl erwähnt diese Möglichkeit (S. 198), läßt sie dann aber ohne erkennbaren Grund fallen. Vielleicht meinte er, der Schluß der Episode in der Papyrusversion, wie er ihn vermutungsweise herstellt, zeuge für sich selbst; der sachliche Zusammenhang sei hier so gut, daß man einer Überlieferung, die dies enthielt, eine solche Verkehrtheit wie die zweimalige Beschreibung des Landens nicht zutrauen könne. Aber ist der Zusammenhang wirklich gut? Der Vers ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βάντες oder βαῖνον κτλ. kommt bei Homer 5 mal vor. An drei Stellen (ι 150. 547. μ 6) ist vorher gesagt, daß das Schiff oder die Schiffe auf den Strand gelaufen seien; »auch wir selbst stiegen ans Land« ist eine natürliche Fortsetzung. Zweimal (ο 499. A 437), wo vorher erzählt ist, daß man das Schiff εἰς ὅρμον ge-

15) Max Häsecke, Die Entstehung des ersten Buches der Ilias. Progr. Rinteln, 1881. — Gustav Hinrichs, Die homerische Chryseisepisode. Herm. 17 (1882) S. 59—123.

rudert habe, steht dazwischen der Vers ἐκ δ᾽ εὐνὰς ἔβαλον, κατὰ δὲ πρυμνήσι᾽ ἔδησαν, auch dies eine sachgemäße Vorbereitung auf den Gegensatz: ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον. Nur im Apollonhymnus fehlt für καὶ αὐτοί jede Beziehung zu dem was vorhergeht; und denselben Mangel zeigt nun der Schluß der Chryseisepisode, wie Hefermehl ihn rekonstruiert. Nicht etwa durch Schuld dieser Rekonstruktion; denn was soll vorhergegangen sein? Weder vom Auflaufen des Schiffes noch vom Auswerfen der Ankersteine kann die Rede gewesen sein, da ja nachher ausdrücklich erzählt wird, wie man das Schiff aufs Land gezogen habe. Der Text des Papyrus wird also in der Hauptsache wirklich so gelautet haben:

ἱστὸν δ᾽ ἱστοδόκῃ πέλασαν προτόνοισιν ὑφέντες (wie A 434)
καρπαλίμως. τὴν δ᾽ εἰς ὅρμον προέρεσσαν ἐρετμοῖς. (wie A 435)
ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βάντες ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης (wie A 437)
ἐξ ἁλὸς ἤπειρόνδε θοὴν ἀνὰ νῆ᾽ ἐρύσαντο.

Für die Verwandtschaft dieses Textes mit dem, der dem Dichter des Apollonhymnus vertraut war, ist das eine neue Bestätigung, für den Wert der in beiden zugrunde liegenden Version aber ein schlechtes Zeugnis. Die antike Homerkritik scheint auch hier recht zu behalten.

Den Plusversen der älteren Papyri stehen nur wenige Fälle gegenüber, daß ihnen Verse des heutigen Textbestandes fehlen. Ein paar Beispiele dieser Art bietet der Heidelberger Papyrus: nicht Ψ 92 — den Vers wird er ja so gut wie Äschines an andrer Stelle gehabt haben —, aber Φ 402 und 405. Beide sind entbehrlich, der erste sogar recht überflüssig, so daß man hier mit Gerhard (S. 5) an ein Wirken ernsthafter Kritik denken kann. Doch ist das Material zu spärlich, um bestimmte Vermutungen zu begründen. Etwas anders in den vielen Papyris der späteren Zeit, die unter diesem Gesichtspunkt in der schon zitierten Arbeit von George Melville Bolling, The archetype of our Iliad and the papyri[16]), scharfsinnig untersucht worden sind.

Abgesehen von solchen Stellen, an denen die Auslassung auf offenbarem Versehen beruht, wird zunächst eine Gruppe gebildet durch Γ 319. 389. (Δ 369). N (46). 480. P 219. 326. Φ 73. Alles sind Formelverse zur Einleitung einer Rede, die entbehrt werden können, weil ein Ausdruck des Sprechens schon vorhergeht, z. B. Φ 71 ff.:

αὐτὰρ ὃ τῇ ἑτέρῃ μὲν ἑλὼν ἐλλίσσετο γούνων,
τῇ δ᾽ ἑτέρῃ ἔχεν ἔγχος ἀκαχμένον οὐδὲ μεθίει,
καί μιν φωνήσας ἔπεα πτερόεντα προσηύδα.

16) Oben Anm. 6. In einem Nachtrag hat der Verf. die Berliner Publikation des Papyrus Morgan noch verwerten können der erheblich mehr Verse weggelassen als (vgl. S. 44) hinzugefügt hat.

Nur in den beiden Fällen, deren Ziffern hier eingeklammert sind, könnte ein Abirren des Auges bei gleichem Versanfang das Überspringen einer Zeile veranlaßt haben; doch Δ 369 fehlte auch im Ven. *A*, ist erst von zweiter Hand am Rande nachgetragen. Auch P 219 ist in einem Teil unsrer Hdss., N 480 und Φ 73 waren in einem Teil der Hdss. weggelassen, die dem Didymos vorlagen. Im ganzen gewinnt man den Eindruck einer durchgängigen Absicht, schleppende Zwischengedanken auszuscheiden. Aber wann und von wem wäre dieser Grundsatz eingeführt worden, wann und wie ist es gekommen, daß er unsre Überlieferung nun doch nicht beherrscht? Bolling, der verschiedene Möglichkeiten erwogen hat, hält es für das Wahrscheinlichste, daß die Verse überhaupt nicht ursprünglich da standen und dann von der Kritik beseitigt wurden, sondern daß sie ursprünglich nicht da waren und im Laufe der unkritischen Überlieferung sich eingeschlichen haben: *The lines were absent from the first vulgate edition* [*of 150 b. C.*], *they were soon interpolated in some mss., and have spread until by the time our mss. begin they had become universal.* Hierfür spreche, daß Γ 389 nicht nur in Pap. Tebtunis 427 fehle, sondern auch in dem der Ptolemäerzeit Hibeh 20. Es sei anzunehmen, daß keiner all dieser Verse von Aristarch gelesen wurde.

Bei dieser Hypothese bleibt es unerklärt, wie die Rezeption der Verse zu einer so allgemeinen hat werden können. Und dann muß man doch fragen: war an sich in diesem Punkte die knappere oder die breitere Ausdrucksweise dem Stile des Epos natürlicher? Das können wir nur auf Grund des Textes beurteilen, den wir lesen; und der enthält Beispiele solcher Knappheit nur wenige (Γ 364. Ε 358. 786. Χ 430. Ω 724), dagegen Formelverse, die ebenso ausscheidbar sind wie die von Bolling behandelten, noch etwa an 30 Stellen. Darunter sind mehrere auch in Papyris bezeugt: Β 224 (Mus. Brit. 126). Δ 337 (Mus. Brit. 136, wo auch Δ 369 nicht fehlt). Ν 94. Ο 145. 285. 398 (Pap. Morgan, dem auch Ν 46 und 480 nicht fehlen). Andrerseits gibt es Fälle, daß in einigen oder gar vielen unsrer Hdss. solche Verse ausgelassen sind: Κ 191. Ρ 585. Φ 213. 480. Und dabei decken sich die Hdss. nur zum Teil, so daß offenbar der Zufall stark mitgespielt hat. Endlich, wie sollen wir uns jene »erste Vulgata von 150 vor Chr.« entstanden denken? Doch wohl als Ergebnis der kritischen Arbeit der Alexandriner, die damit den verwilderten Texten der vorhergegangenen Zeit ein Ende machten. So ist es auch aus äußeren Gründen wahrscheinlicher, daß bewegliche Ausführungen wie ὧδε δέ τις εἴπεσκεν ἰδὼν εἰς οὐρανὸν εὐρύν (Η 178. 201) oder ὅ σφιν ἐὺ φρονέων ἀγορήσατο καὶ μετέειπεν (Η 326. Ι 94. Σ 253) oder τῷ μιν ἐεισαμένη προσέφη κτἑ. (Β 795. Υ 82) oder ähnliche Wendungen auch da zum alten Erbgut gehörten, wo sie einen im Grunde

schon ausgesprochenen Gedanken wieder aufnehmen. Allzu üppig wuchernde Verbreiterung mochten die Kritiker zu beschneiden suchen; wieweit sie dabei bestimmte Grundsätze konsequent durchgeführt haben, läßt sich mit unseren heutigen Mitteln doch nicht mehr erkennen. Daß es im 2. Jhdt. vor Chr. irgendwo einen Text gegeben habe, der hierin das einheitliche Bild der Reinheit von allem Entbehrlichen geboten hätte, ist ganz unwahrscheinlich. Und so kann es wohl nicht gelingen, auf diesem Wege an eine gemeinsame Quelle aller Hdss. und Papyri heranzukommen.

Eher ließe sich das von der zweiten Gruppe von Erscheinungen hoffen, die Bolling (p. 136 ff.) herausgehoben hat, weil er da mit etwas größeren Zahlen operiert. Diese Gruppe umfaßt 31 Verse, die in den Papyris der späteren Zeit (nach 150 vor Chr.) und zugleich in einem beträchtlichen Teil unsrer Hdss., meist gerade in den älteren, fehlen und das Gemeinsame haben, daß sie ohne Störung, zum Teil mit Verbesserung des Zusammenhanges fortbleiben konnten. Für ein reichliches Drittel der Fälle liegt das negative Zeugnis von zwei oder mehr Papyris vor. Dazu kommt, daß keiner dieser Verse als aristarchisch erwiesen, von einigen sogar sicher ist, daß sie in seiner Ausgabe nicht standen. Dies gilt von den folgenden: B 558 (στῆσε δ' ἄγων, ἵν' Ἀθηναίων ἵσταντο φάλαγγες), N 255 (Ἰδομενεῦ, Κρητῶν βουληφόρε χαλκοχιτώνων), N 731 (ἄλλῳ δ' ὀρχηστύν, ἑτέρῳ κίθαριν καὶ ἀοιδήν), Σ 604 (μετὰ δέ σφιν ἐμέλπετο θεῖος ἀοιδὸς φορμίζων), Ψ 626 (ναὶ δὴ ταῦτά γε πάντα, τέκος, κατὰ μοῖραν ἔειπες), Ψ 804 (ἀλλήλων προπάροιθεν ὁμίλου πειρηθῆναι), Ω 558 (αὐτόν τε ζώειν καὶ ὁρᾶν φάος ἠελίοιο), ebenso von Λ 543 (Ζεὺς γάρ οἱ νεμεσᾶθ', ὅτ' ἀμείνονι φωτὶ μάχοιτο), einem Verse, der in keiner Hds., nur in einem Zitat in Aristoteles' Rhetorik überliefert ist. Auch für Δ 196f. (ὅν τις ὀιστεύσας ἔβαλεν, τόξων ἐὺ εἰδώς, Τρώων ἢ Λυκίων, τῷ μὲν κλέος ἄμμι δὲ πένθος) und Π 614f. (αἰχμὴ δ' Αἰνείαο κραδαινομένη κατὰ γαίης ᾤχετ', ἐπεί ῥ' ἅλιον στιβαρῆς ἀπὸ χειρὸς ὄρουσεν) darf man mit Bolling annehmen, daß sie dem Aristarch entweder nicht bekannt oder von ihm verworfen waren. Von den angeführten Versen stehen im Venetus *A* nur Δ 196f. Ψ 626. Ω 558 und, von zweiter Hand hinzugefügt, Ψ 804. Auch bei den übrigen in der Gruppe von Bolling zusammengefaßten Versen dient das Zeugnis dieser unsrer besten Hds. fast überall dem Fehlen in den Papyris zur Bestätigung. Noch viermal ist ein Vers nachträglich eingefügt (E 57. N 749. Ξ 70. 420). Von den fünf weiteren Stellen, die — außer den drei soeben angegebenen — zum ursprünglichen Bestande des Textes von *A* gehörten, fehlen drei im Syrischen Palimpsest: Σ 200f. 427. Ψ 864; ein Vers, der in Syr. steht, Σ 441, hat in *A* die Randbemerkung: ἔν τισιν οὐ κεῖται. Für die fünfte Stelle, O 562, kann Syr. nicht verglichen werden.

Man sieht, ganz reinlich und zweifelsfrei ist der Tatbestand nicht. Im ganzen ergibt er doch das Bild einer einheitlichen Überlieferung, die sich mit Hilfe der hier in Betracht gezogenen jüngeren Papyri bis ins 2. Jhdt. vor Chr. aufwärts verfolgen läßt. Grundlegende Bedeutung könnte ein Fall gewinnen, den Bolling von allen anderen scheidet, wo in einem dieser Papyri (1. Jhdt. vor Chr., Mus. Brit. 107) ein für den Sinn unentbehrlicher Vers aus Versehen weggelassen sei, der mittlere in Σ 380—382:

ὄφρ᾽ ὅ γε ταῦτ᾽ ἐπονεῖτο ἰδυίῃσι πραπίδεσσιν,
τόφρα οἱ ἐγγύθεν ἦλθε θεὰ Θέτις ἀργυρόπεζα.
τὴν δὲ ἴδε προμολοῦσα Χάρις λιπαροκρήδεμνος.

Träfen hiermit unsre Hdss. in erheblichem Umfange zusammen, so wäre das ein besonders wichtiges Moment. Denn während der Gedanke, einen überflüssigen Vers wegzulassen, in verschiedenen Köpfen unabhängig voneinander entstehen kann, ist die Gemeinsamkeit eines Schreibfehlers Beweis für gemeinsamen Ursprung. Nun haben einen Text ohne 381 zwar nur wenige Hdss., unter ihnen aber ist neben *A* der Venetus Marcianus 458, ein Vertreter (was wir hervorheben müssen) der Familie *h*, deren Selbständigkeit wir kennen gelernt haben (S. 16 ff.). In *A* ist der Vers am Rande nachgetragen mit der Bemerkung: ἐν ἄλλῳ καὶ οὗτος εὑρέθη, ἀπέστραπτο δέ. Dürfen wir nun folgern, daß der Fehler in einer Zeit entstanden war, da die Überlieferung sich noch nicht in die in *A* und in *h* vorliegenden Zweige gespalten hatte? Das scheint notwendig. Das Verschwinden der Lücke im übrigen *h* würde sich ebenso erklären wie die Nachtragung in *A* und zwei anderen Hdss.: es gab neben der gemeinsamen Quelle von *A* und *h* noch eine andere Überlieferung, aus der an dieser Stelle der fehlende Vers ergänzt werden konnte. Damit ist aber der einheitliche Archetypus aller Ilias-Hdss., dem Bolling auf der Spur zu sein glaubte, wieder weiter hinaufgerückt. Erst da dürfen wir solche Spur anerkennen, wo ein seiner Natur nach individueller Fehler doch ausnahmslos herrscht, wie ich das für ἐκεύθανον Γ 453 nachgewiesen zu haben glaube.

Bei dem allen haben wir vorausgesetzt, daß Σ 381 nicht entbehrt werden könne, die Weglassung also fehlerhaft sei. Aber ist das wirklich so? Daß Thetis das Haus des Hephästos erreichte, war schon 369 gesagt: Ἡφαίστου δ᾽ ἵκανε δόμον, treffender und anschaulicher — mit Bezug auf den in der Werkstatt beschäftigten — als τόφρα οἱ ἐγγύθεν ἦλθε; auch zum Hervortreten der jungen Hausfrau (τὴν δὲ ἴδε προμολοῦσα Χάρις) paßt jene Angabe besser als das wunderlich umschriebene »unterdessen kam ihm nahe«. Nach Form und Inhalt sieht der Vers ganz so aus, als sei er gemacht, um dem ὄφρ᾽ ὅ γε κτἑ. seine Entsprechung zu

geben. Leaf hält ihn deshalb für interpoliert, und man muß ihm wohl beistimmen. Die Härte des Überganges von ὄφρα zu τὴν δέ bleibt freilich singulär, ist aber im Grunde doch nichts anderes als irgend ein δέ im Nachsatze: aus der ursprünglichen Richtung biegt der Gedanke ab[17]) und schlägt eine neue Richtung ein. Liegt die Sache so, dann reiht sich dieses Beispiel der größeren Menge jener ein, in denen das Fehlen eines aus Pedanterie oder Redseligkeit erwachsenen Zusatzes die reinere Überlieferung darstellt, die sich in *A* und anderen Hdss., auch in Papyris noch erkennen und, wie wir sahen, einheitliche Herkunft vermuten läßt.

Wenden wir uns zu der praktischen Aufgabe zurück. Wer die Dinge sieht wie sie sind, daß die Tätigkeit der Alexandriner den Entwickelungsgang einer Vulgata nicht erst hervorgerufen, sondern vorgefunden, zwar Einfluß geübt, doch nicht die Herrschaft errungen hat, der muß zugeben, daß es zwei an sich getrennte Aufgaben sind, den besten handschriftlich beglaubigten und den aristarchischen Text zu rekonstruieren. Beide auch in der Ausführung auseinanderzuhalten hat bisher niemand versucht. Für die Odyssee muß man es wohl im voraus aufgeben; jedenfalls könnte hier an die Herstellung eines rein aristarchischen Textes erst gedacht werden, wenn ein solcher für die Ilias fertig vorläge. Für diese aber ist das Unternehmen weniger aussichtslos. Bekker, La Roche, Ludwich haben ein eklektisches Verfahren eingeschlagen, indem sie da, wo Aristarch und der Venetus *A* auseinandergingen, bald dem einen bald dem andern folgten und diejenige Lesart vorzogen, die ihnen an sich annehmbarer erschien; die Absicht, eine *recensio* im strengen Sinne zu liefern, hat sich unmerklich mit dem Wunsche gemischt, einen von Anstößen freien Text zu bieten. Die Ilias ganz und klar in aristarchischer Beleuchtung uns vorzuführen hatte Adolph Roemer versprochen[18]). Zu dem Programm, das er sich vorgezeichnet hatte, würde kein kontaminierter Text passen, nicht einmal der an sich so vortreffliche des Venetus *A*, sondern nur der rein aristarchische. Der Plan ist unausgeführt geblieben.

17) Sollte dies der Sinn von ἀπέστραπτο sein? Dann würde diese gar zu knappe Bemerkung dazu dienen, die Weglassung des Verses, der in einer andren Vorlage sich finde, für den Text von *A* zu rechtfertigen. Hermann Schöne hat mich auf diese Möglichlichkeit aufmerksam gemacht. 18) Homeri Ilias. Editionis prodromus. Gymnasialprogramm, Kempten 1893. Vgl. dazu die Anzeige von Arthur Ludwich, BphW. 1893, Sp. 1473 ff.

DRITTES KAPITEL

ARISTARCH

Über die Bedeutung, die jedem der drei großen Alexandriner vor oder nach den anderen zukomme, wird von den Gelehrten sehr verschieden geurteilt. Wilamowitz sieht in Zenodot den eigentlich schöpferischen Geist (oben S. 32), und das Verhältnis des Aristophanes zu Aristarch vergleicht er mit dem von Lachmann zu Moriz Haupt (IlH. 7). Im ersten Punkt urteilt ebenso Eduard Schwartz (Adversaria, Gottingae 1908, p. 4). Zenodots Nachfolger hätten ihn eigentlich nur dadurch übertroffen, daß sie mehr und bessere Ausgaben zur Vergleichung herangezogen. Daher rühre bei ihm die Menge der Fehler: wo eine gewaltsame Korrektur unter seinem Namen überliefert sei, habe er diese nicht ersonnen, sondern als schon vorhandene Lesart, auf Grund unvollkommener Schätzung älterer Ausgaben, übernommen. Es sei kein Zufall, daß er kein anderes kritisches Zeichen erfunden habe als das der Athetese; denn bei dem Zustande der Überlieferung, von dem die verwilderten Papyrusexemplare ein Bild gäben, sei es die dringendste Aufgabe gewesen, echte und unechte Verse zu sichten. Damit sei Zenodot der wahre Begründer philologischer Kritik geworden. — Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt aufs schroffste Adolph Roemer, zumal in dem letzten Werke, das er noch selber zum Drucke gebracht hat: »Aristarchs Athetesen in der Homerkritik (wirkliche und angebliche). Eine kritische Untersuchung«, 1912[1]). Danach waren Zenodot und Aristophanes Dilettanten, die mit »verbohrter Querköpfigkeit«, mit »frivoler Respektlosigkeit vor der Überlieferung«, ohne Verständnis für die Eigenart homerischer Poesie den Dichter zu meistern unternahmen. Ihre Arbeit ist für die Wissenschaft nur deshalb nicht ganz verloren, weil ihre Mißgriffe, ihre »Albernheiten«, die »Herostratustaten ihrer Unkritik«

1) Zur Beurteilung vgl. Arthur Ludwich, Die Quellenberichte über Aristarchs Ilias-Athetesen, Rh. Mus. 69 (1914) S. 680ff., und meine Besprechung des Roemerschen Buchs BphW. 1917 Nr. 6—8. Diese ist geschrieben, während ich im Kriege draußen war, ohne literarische Hilfsmittel; sonst würde ich natürlich auf die Arbeit von Ludwich Bezug genommen haben.

für Aristarch eine Schule gewesen sind, »in welcher zum ersten Male »durch eine Summe schwerer unendlicher Arbeit die philologische Me»thode, die philologischen Prinzipien für Kritik und Exegese erschürft »und erobert wurden«. Und das ist in einer Weise geschehen, daß die erarbeiteten Grundsätze »nie veralten werden, ja auf dem Gebiet der »Exegese die moderne vielfach ihr gegenüber als rückständig bezeichnet »werden muß« (S. 428f., 485f.; vgl. 354f.)

I

Den Nachweis hierfür sucht Roemer auf Grund der Athetesen zu führen, wobei freilich der trümmerhafte und unsichere Zustand der Überlieferung Hindernisse bereitet. Die uns erhaltenen Auszüge aus Didymos und Aristonikos sind vielfach stark verkürzt; es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß Ansichten Früherer, über die Aristarch berichtet hatte um sie zu widerlegen, nun fälschlich als die seinen erscheinen. Roemer glaubt dies in zahlreichen Fällen nachgewiesen zu haben. Er geht aber weiter und spricht jenen beiden selber die Glaubwürdigkeit und vor allem die Urteilsfähigkeit ab. Träfe das zu, so wären wir allerdings sehr übel daran; denn unsre Kenntnis von Aristarchs homerischer Textkritik beruht fast ganz auf dem, was Didymos und Aristonikos darüber aufgezeichnet hatten[2]). Es kam also darauf an, zunächst nach möglichst unanfechtbaren Merkmalen festzustellen, welche Athetesen wirklich dem Aristarch zuzuschreiben sind; dann zu erkennen, welche Gründe im einzelnen und welche Grundsätze im ganzen ihn geleitet haben; endlich zu erwägen und von unserm Standpunkt aus zu entscheiden, wieweit er mit seinem Urteil das richtige getroffen hat. Daß diese drei Aufgaben in der Ausführung nicht reinlich getrennt werden können, liegt in der Natur der Sache; um so notwendiger war es, sie wenigstens in Gedanken zu scheiden und besonders die dritte in ihren Schranken zu halten. Roemer hat das gar nicht versucht. Seine leitenden Gedanken sind: Aristarch kann nichts gelehrt haben, was an sich verkehrt ist; an sich verkehrt ist, was wir heute als unrichtig erkennen; wo also in der Überlieferung Aristarch als Vertreter einer Ansicht erscheint, die wir für unrichtig zu halten Grund haben, da ist die Überlieferung irrig oder gar gefälscht und muß korrigiert werden. Diese Überzeugung, teils im stillen wirkend teils mit

2) Oxyrh. pap. 1086 enthält Scholien zu B 751—827 und darin Mitteilungen über Aristarchs Kritik in einer von Didymos und Aristonikos unabhängigen Form; denn der Papyrus gehört seinem Schriftcharakter nach der Mitte des 1. Jhdts. vor Chr. an. Ausführliche Begründung einer Athetese enthält er zu 791—795, wo denn der Herausgeber Hunt und weiter Rich. Mollweide (Philol. 71 [1912] S. 353ff.) die Vergleichung mit *A* angestellt haben. Zu erheblichen Folgerungen reicht das Material doch nicht aus.

aller Deutlichkeit ausgesprochen, bildet die Grundlage von Roemers Kritik. Wie er von da aus zu argen Gewaltsamkeiten gekommen ist und kommen mußte, ist von Ludwich und von mir mit etwas verschiedener Beweisführung, doch in der Hauptsache übereinstimmend dargetan. Ludwich hebt mit Recht hervor, schon den Begriff der Athetese habe Roemer nicht scharf gefaßt; er verstehe darunter ein völliges Hinauswerfen, während der Obelos doch nur einen Zweifel an der Echtheit anzeige und bei dem, der ihn setzt, keineswegs den Versuch ausschließe, einen Anstoß durch Emendation zu beseitigen [3]. Mir kam es vor allem darauf an, zu ermitteln, worin denn nach Roemers eigner Auffassung der prinzipielle Unterschied zwischen Aristarch und seinen Vorgängern liege. Und da ergab sich überraschend: auch wenn wir das Material gehorsam so nehmen wollten, wie es von Roemer zurechtgestutzt wird, so bleiben doch die Begriffe, mit denen Aristarch operiert hat (ἐμφαντικόν, περισσόν, διφορούμενον, ἀπρεπές usw.), dieselben, deren sich Zenodot und Aristophanes bedient hatten; nur vorsichtiger in der Anwendung und maßvoller ist er gewesen, wie es dem Nachfolger zukommt. Und in einer Beziehung freilich scheint er ihrem Verfahren, durch die Übertreibungen gereizt, eine wesentlich neue Betrachtungsweise entgegengesetzt zu haben: durch Konstatieren der Besonderheiten des epischen Stiles und der homerischen Kultur konnte er Mißgriffe zurückweisen, zu denen die Früheren dadurch gelangt waren, daß sie an die poetischen Gestalten und Szenen den Maßstab nüchterner Verständigkeit anlegten. Aber ihre Arbeit fortgesetzt hat Aristarch auch in dieser Richtung, indem er den Gesichtspunkt des ἀπρεπές nicht etwa ausschloß, sondern mit geschärftem Blick ins Auge faßte.

Die Arbeit, die Roemer unternommen hatte, mag einmal mit ruhigerer Kritik und mehr geschichtlichem Sinne neu durchgeführt werden. Dann wird das wirkliche Verhältnis zwischen den drei großen Philologen des Altertums noch klarer hervortreten. Für jetzt müssen ein paar Beispiele genügen, unser Urteil, das anderwärts ausführlich begründet ist, zu erläutern und Aristarchs Stellung anschaulich zu machen.

K 252 f. ἄστρα δὲ δὴ προβέβηκε, παροίχωκεν δὲ πλέων νὺξ
τῶν δύο μοιράων, τριτάτη δ᾽ ἔτι μοῖρα λέλειπται.

Dazu Aristonikos in *A*: ἀθετεῖται (253), ὅτι αὔταρκες τὸ κεφαλαιωδῶς εἰπεῖν »ἄστρα δὲ δὴ προβέβηκε«· τὸ γὰρ τοῦ καιροῦ τοῦτο ἀπαιτεῖ. τὸ δὲ προσδιασαφεῖν κατὰ τὸ ἀκριβὲς τὸ παρεληλυθὸς καὶ τὸ περιλειπόμενον ὥσπερ ἀστρονόμου τινός. οὐχ Ὁμηρικὸν δὲ καὶ τὸ »τῶν δύο«· »οἱ δύο« μὲν γὰρ λέγει καὶ »τοὺς δύο«, »τῶν δύο« δὲ ἢ »τοῖς

3) Ludwich a. a. O. 710. 725 (dazu AHT. I S. 441). Vgl. in meiner Rezension Sp. 493 f.

δύο« οὐκ ἔστιν εὑρεῖν παρ' Ὁμήρῳ. Roemer (Rh. Mus. 66 [1911] S. 303; Ar. Ath. 159) nimmt zunächst an der grammatischen Seite Anstoß: der getadelte Genetiv stehe κ 515, der entsprechende Dativ N 407, und ein Übersehen solcher Tatsache sei bei Aristarch ausgeschlossen. Zugegeben; aber es ist hier gar keine Tatsache: an beiden Stellen steht die unflektierte Form δύω, und ohne Artikel. Noch weniger, meint er, spreche Aristarch zu uns aus dem »unglaublich einfältigen« ästhetischen Urteil und dem Appell an den Astronomen; seiner Kunstkritik werde »mit solchen lächerlichen Plattheiten der Todesstoß versetzt«. Vielmehr seien auch hier Zenodot und Aristophanes an der Athetese schuld; wenn in *A* vor 253 der Obelos stehe, so sei das nichts Ursprüngliches, sondern nachträglich gemacht, dem Scholion des Aristonikos zuliebe. Aristarchs wirkliche Meinung lasse sich vermutungsweise noch erkennen aus einer im Venetus *B* gegebenen Erklärung: τὸ δὲ ὅλον οὕτως· παρῆλθεν ἡ πλείων ἤδη νὺξ τῶν δύο τῆς νυκτὸς μοιρῶν, ἵνα λείπηταί τι τῶν δύο καὶ τρίτη τελεία. Also: der größte Teil von $^2/_3$ ist vorbei, bleibt noch $^1/_3$ und etwas mehr. — Mir erscheint dieser Sinn so künstlich, daß ich ihn weder dem Dichter von K noch dem Aristarch zutrauen möchte; um seinetwillen die klare Überlieferung zu verschmähen haben wir nicht den geringsten Grund. Mag der Venetus *A* nicht frei von Fehlern sein: wenn die Geringschätzung, womit Roemer ihn grundsätzlich behandelt (S. 41 f. 84. 105. 247), nicht besser begründet wird als in diesem Falle, so bleibt seine Autorität gesichert. Aristarch hat den Vers K 253 angezweifelt aus Gründen, die wir für verständig halten müssen, auch wenn wir in dem Charakter des K einen Grund sehen, ihnen nicht zu folgen.

Wer so ganz nach subjektivem Empfinden anstatt nach sachlichen Anhaltspunkten die Überlieferung beurteilt wie Roemer, gerät leicht mit sich selber in Widerspruch. Zu dem zweiten Vers in P 171 f.:

ὢ πόποι, ἦ τ' ἐφάμην σε πέρι φρένας ἔμμεναι ἄλλων
τῶν, ὅσσοι Λυκίην ἐριβώλακα ναιετάουσιν,

steht in *A* kein Obelos, aber aus Aristonikos ist notiert: μεμείωκε τὴν ἔμφασιν, καὶ τὰ τοιαῦτα εἴωθεν ἀθετεῖν Ἀρίσταρχος. Anderwärts ist eine entsprechend begründete Athetese ausdrücklich überliefert: A 296. Θ 235 (hier: ἠθέτητο δὲ καὶ παρὰ Ἀριστοφάνει). In allen drei Fällen spricht Roemer (S. 171 ff. 199) dem Aristarch die Athetese ab, die mit ihrer törichten Begründung seiner nicht würdig sei. Aber in der zornigen Rede des Diomedes an Agamemnon I 43 f.:

ἔρχεο· πάρ τοι ὁδός, νῆες δέ τοι ἄγχι θαλάσσης
ἑστᾶσ', αἵ τοι ἕποντο Μυκήνηθεν μάλα πολλαί,

wo Aristonikos zu 44 anmerkt: ἀθ., ὅτι περισσός ἐστι καὶ μὴ προσκειμένου αὐτοῦ ἐμφαντικώτερος ὁ λόγος γίγνεται· ἐφορμοῦσιν αἱ νῆες πορευσόμεναι, findet er die Begründung so einleuchtend, daß er Lehrs nicht begreifen kann, der hier zu zweifeln scheine (S. 183 f.). Und vollends gibt er dem Aristarch recht, daß er zwischen Ω 205 und 206 einen bedeutungslosen Vers, den einige dort einschieben wollten, ferngehalten hat, weil πλείων ἐστὶν ἔμφασις μὴ προσκειμένου αὐτοῦ. Sicherlich sei doch »auch die Ansicht über die ἔμφασις — hier die richtige ἔμφασις — kein leerer Wahn« (S. 186). Wo bleibt nun ein prinzipieller Unterschied zwischen Aristarch und den anderen? Übrigens erscheint es auch an jenen drei Stellen keineswegs ausgeschlossen, daß die Athetese das richtige getroffen habe; besonders A 295 wäre ein grammatisch-pedantischer Anlaß zur Interpolation durchaus verständlich.

Zum Wesen der epischen Sprache gehören die konventionellen Epitheta: das gilt uns heute als selbstverständlich[4]). Es muß doch aber irgend einmal zuerst beobachtet und festgestellt, also entdeckt worden sein; und an dieser Entdeckung können wir noch teilnehmen. Υἱέας Ἀντιμάχοιο δαΐφρονος sagt der Dichter, und läßt bald darauf den Atriden dasselbe Beiwort gebrauchen (Λ 123. 138), obwohl eben jetzt erzählt werden soll, wie sich der böse Rat, den Antimachos einst gegeben hatte, an seinen Söhnen gerächt hat. Wenn nun an beiden Stellen aus Didymos notiert ist: Ζηνόδοτος γράφει »κακόφρονος«, an der ersten mit dem Zusatz εὐτελῶς, so können wir schließen, daß Aristarch δαΐφρονος festhielt. Wie er es erklärt hat, zeigt sich anderwärts. Hektor fragt Z 377 die Mägde: πῇ ἔβη Ἀνδρομάχη λευκώλενος ἐκ μεγάροιο; Dazu Schol. *B T*: τοῦ ποιητοῦ τὸ ἐπίθετον, οὐ τοῦ προσώπου. Ähnlich wird K 220 (Νέστορ, ἔμ' ὀτρύνει κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ) Diomedes vom Vorwurfe des Selbstlobes entlastet durch Schol. *T*: παρέλκει τὸ ἐπίθετον· καὶ ἔστιν Ὁμηρικόν [d. i. τοῦ ποιητοῦ] ὡς καὶ »Ἀνδρομάχη λευκώλενος«. In dieser Methode der Rechtfertigung dürfen wir mit Roemer (S. 341 f.) Aristarchs Arbeit erkennen. Er zuerst scheint die bloß schmückenden (nicht charakterisierenden) Beiwörter als Element des epischen Stiles erkannt zu haben. Wenn daher zu Γ 352 (δῖον Ἀλέξανδρον im Rachegebet des Menelaos), zu Ψ 581 (διοτρεφές in der zornigen Vorhaltung, die er dem Antilochos macht) die Athetese so notiert ist, als ginge sie von Aristarch aus, so werden wir dem nicht glauben[5]),

4) Vgl. oben S. 20. Ausführlicher wird darüber im dritten Buche zu handeln sein.

5) Schon andre haben Aristarchs Urheberschaft der Athetese in beiden Fällen bezweifelt, früher auch Ludwich (AHT. I); jetzt nimmt er auch hier gegen Roemer Stellung und begründet das ausführlich Rh. Mus. 69 (1914) S. 702 f. Den Ausdruck περισσὸν τὸ ἐπίθετον im Schol. *T* zu Ψ 581 halte ich für gleichbedeutend mit παρέλκει (zu K 220) oder κατὰ κόσμον ποιητικὸν προσέρριπται (*A* zu Z 160).

sondern mit Roemer annehmen, daß hier, wie öfter, die Ansicht eines Früheren durch Flüchtigkeit beim Exzerpieren unter die Rubrik ἀθετεῖται ὅτι und damit auf Rechnung Aristarchs gekommen ist.

Mehrfach findet es sich nun, daß die Rechtfertigung eines scheinbar unpassenden Beiwortes aus dem epischen Stil für einen späteren Erklärer den Ausgangspunkt gebildet hat, von dem aus er zu zeigen unternahm, daß es vielmehr mit besonderem Bedacht für die Situation gewählt sei. So I 651 f., wo Achill versichert, er werde nicht eher wieder an Krieg denken,

πρίν γ᾽ υἱὸν Πριάμοιο δαΐφρονος, Ἕκτορα δῖον,
Μυρμιδόνων ἐπί τε κλισίας καὶ νῆας ἱκέσθαι.

Dazu Schol. *BT*: οὐχ Ὁμηρικὸν τὸ ἐπίθετον, ἀλλ᾽ ὁ Ἀχιλλεύς πεποίηκεν αὐτὸ λυπῶν τοὺς Ἀχαιούς. καὶ Ὀδυσσεῖ ἔλεγε »νῦν δ᾽ ἐπεὶ οὐκ ἐθέλω πολεμιζέμεν Ἕκτορι δίῳ« (356), ἐπαινῶν καὶ μεγαλύνων τὸν πολέμιον. Die Erklärungsweise, die hier bekämpft wird, ist die aristarchische. — Noch deutlicher tritt dasselbe Verhältnis Φ 218 hervor:

πλήθει γὰρ δή μοι νεκύων ἐρατεινὰ ῥέεθρα.

Aristonikos (in *A*) konstatiert, daß das Epitheton hier nicht passe, schützt es aber durch Parallelstellen: ἡ διπλῆ, ὅτι ἄκαιρον τὸ ἐπίθετον· πεφοίνικται γὰρ ὑπὸ τοῦ αἵματος. ὅμοιον οὖν τῷ »ἐσθῆτα φαεινήν« (Ζ 74) καὶ »ἄστρα φαεινὴν ἀμφὶ σελήνην« (Θ 555). Feiner Schol. *BT*: καλῶς τὸ ἐπίθετον εἰς ἔνδειξιν τοῦ, ὅτι τὰ τοιαῦτα ῥεύματα μεμίανται. Roemer hält beide Male die über Aristarch hinausgehende Erklärung für »verfehlt«, bzw. »aberwitzig« (S. 340. 337). Ist es auch Aberwitz, beim Falle des Euphorbos P 51 — αἵματί οἱ δεύοντο κόμαι Χαρίτεσσιν ὁμοῖαι — einen schmerzlichen Gegensatz, im Sinne unseres alten Reiterliedes, zu empfinden? oder den Blick des Dichters still zu erwidern, wenn er den Bettler gerade da, wo er von Eurymachos verhöhnt wird (σ 356), als Ὀδυσσεὺς πτολίπορθος bezeichnet? Seien wir dem Aristarch doch dankbar, daß er durch den eifrigen Gebrauch, den er, etwas allzu fundfroh, von einem neugewonnenen Begriffe machte, Widerspruch hervorgerufen und schon in seinen Nachfolgern das Bestreben geweckt hat, in dem noch wir nicht ermüden wollen, möglichst viele Beiwörter bei Homer aus dem Zusammenhange sinnvoll zu erklären.

Auch Aristarchs Athetesen sind uns nicht bloß da wertvoll, wo wir ihnen zustimmen können. Der Anstoß, den er an ο 45 (λὰξ ποδὶ κινήσας im Vergleich mit K 158 nahm, hat dazu geholfen, diese ganze Partie des ο richtig zu würdigen, und ist von Kirchhoff so verwertet worden. Von solcher Fortentwicklung eines Problems will Roemer nichts wissen; er verharrt grundsätzlich auf der Stufe, bis zu der Aristarch gelangt war,

und hält den Vers in o für einen »unerhörten Einschub« (S. 235). Auch für X 487—499 werden sich uns, in anderm Zusammenhang, Aristarchs Beobachtungen sehr fruchtbar erweisen; Roemer (S. 312 ff.) begnügt sich damit nicht, sondern überwindet das starke innere Widerstreben, das sich diesmal doch geregt hat, und hält dem Meister die Treue, wie er sie versteht: die Verse sind interpoliert. Aristarch muß recht behalten.

II

Wie stark Roemer von diesem Grundsatz, den er in solcher Fassung natürlich nicht anerkannt hätte, tatsächlich beherrscht worden ist, zeigt vor andern eine Stelle, wo er im Laufe der Zeit den Standpunkt gewechselt hat. Die als aristarchisch geltende Ansicht war ihm einst die richtige; dann erkannte er, daß sie nicht zu halten sei; jetzt schreibt er die entgegengesetzte Ansicht dem Aristarch zu, obwohl sie unter Zenodots Namen überliefert ist. Es handelt sich um A 5. In seiner Schrift »Über die Homerrezension des Zenodot« (1885) S. 33 spottete Roemer über »das schöne δαῖτα« und hielt es für unerwiesen, das Äschylos so gelesen habe. In den Aristarchea von 1911 (Rh. Mus. 66) S. 334 ff. erkennt er δαῖτα nicht nur als die »ursprüngliche und einzig richtige Lesart« an, sondern sucht ausführlich zu begründen, daß sie von Aristarch, nicht von Zenodot vertreten gewesen sei und daß hier »eine absichtlich gefälschte Überlieferung« vorliege.

Wir halten uns an die Überlieferung und suchen sie zu verstehen. Zenodot las οἰωνοῖσί τε δαῖτα, und da dies ausdrücklich — bei Athenäos p. 12 sq. — hervorgehoben wird, so darf man nach wie vor anerkennen, daß die andre Lesart, οἰωνοῖσί τε πᾶσι, die Aristarchs gewesen ist. So haben auch alle Hdss. Sicher ist nun πᾶσι eine Konjektur, und zwar eine falsche[6]; aber wir wissen nicht, ob die Beobachtung über den Gebrauch von δαίς, die zu ihr den Anlaß gegeben hat, von Aristarch gemacht worden ist. Allerdings ist sie von Lehrs (Ar.[2] 87) mit ähnlichen Untersuchungen Aristarchs in Zusammenhang gebracht worden. Jetzt aber hat Eduard Schwartz gezeigt, daß sie vielmehr schon aus peripatetischer Quelle stammt, ebenso wie die Etymologie welche δαίς von δαίεσθαι, δατεῖσθαι ableitet. Derselben Herkunft, vermutet er, sei *A* 5 die Lesart πᾶσι; Aristarch habe sie in einem Teil der Ausgaben gefunden und, weil er jene Etymologie billigte, bevorzugt. Dies stimmt wieder zu der Grundansicht von Lehrs, daß Aristarch sich jedes korrigierenden Eingriffs in die Überlieferung enthalten habe. Danach sind auch Formen

6) Dies ist zuerst erkannt worden von Nauck, BPt. 12 (1868) S. 482 ff. und in der Praefatio zur Ilias p. x sqq. Gegen ihn Ludwich AHT. II 87 ff. Dazu dann E. Schwartz, Adversaria (Gottingae 1908) p. 7 sq. und Roemer a. a. O.

wie δαί, κακελεγχέες u. ä. nicht von Aristarch erfunden, sondern müssen schon vor ihm, wenn auch vielleicht ganz vereinzelt, in Handschriften gestanden haben. Ist das aber zu glauben?

Völlig anders urteilte Nauck (Mél. Gr.-Rom. II [1861] p. 324 sq.): »Aristarch war nicht so zaghaft, um das Resultat einer sorgfältigen Be»obachtung deshalb zu verwerfen, weil einige Stellen demselben wider»sprachen, und man müßte an Wunder glauben, wenn man annehmen »wollte, die besten und zuverlässigsten Handschriften seien immer so »willfährig gewesen die von Aristarch aufgestellten Gesetze glatt zu be»stätigen. Unvermeidlich auch, daß dieser in seiner Gesetzgebung zu »weit ging, d. h. daß er dem Homer manches absprach, was trotz seiner »Seltenheit oder Vereinzelung für vollkommen zulässig erachtet werden »mußte, andrerseits daß er infolge des Mangels an kritischer Reife in der »Wahl seiner Mittel vielfach fehlgriff.« — Nauck spricht hier vom Standpunkte moderner Kritik aus, wie er selbst sie übte. Er schreibt nicht nur O 393 mit Benutzung einer von Didymos notierten Variante ἔτερπε λόων für ἔτερπε λόγοις (vgl. oben S. 29), wie unsre sämtlichen Handschriften haben, sondern konjiziert auch α 56 αἱμυλίοισι ἔπεσσι für αἱμυλίοισι λόγοισι, wo dann van Leeuwen und Mendes da Costa seine »Emendation« in den Text gesetzt haben — ohne zu erkennen, daß die moderne Vokabel eben eine Spur des modernen Ursprungs dieser Partie ist. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch im Sinne der Holländer Kritik geübt habe? Manches spricht ja dafür; aber es gibt doch auch Momente, die uns nach der andern Seite ziehen.

Ludwich macht (AHT. II 170 ff.) darauf aufmerksam, daß im Altertum der Name Aristarchs beinahe sprichwörtlich war zur Bezeichnung eines Grammatikers und Kritikers, daß aber nirgends, wo er erwähnt wird, von seinen Konjekturen die Rede ist. Horaz z. B., der a. p. 445 ff. die Tätigkeit eines Aristarchus schildert, umschreibt deutlich den Obelos, aber von Änderungen des Textes sagt er kein Wort: *mutanda notabit*, nicht *mutabit*. Lukian erzählt (ἀληθ. ἱστ. II 20) von einer Unterredung mit dem verstorbenen Homer in der Unterwelt: περὶ τῶν ἀθετουμένων στίχων ἐπηρώτων, εἰ ὑπ᾽ ἐκείνου εἰσὶν ἐγγεγραμμένοι. καὶ ὃς ἔφασκε πάντας αὑτοῦ εἶναι. κατεγίνωσκον οὖν τῶν ἀμφὶ Ζηνόδοτον καὶ Ἀρίσταρχον γραμματικῶν πολλὴν τὴν ψυχρολογίαν. Auch hier also wird nur die Athetese erwähnt, freilich in einem Zusammenhange, der für die Beweiskraft der Stelle nicht günstig ist; denn Aristarch und Zenodot werden ganz gleich behandelt, und von dem letzteren bezweifelte bisher niemand, daß er Konjekturen gemacht habe. Es bleibt also eine Frage, die ernsthaft geprüft werden muß, ob in Aristarchs Methode neben der Athetese auch die Konjektur Platz gehabt hat.

A. In einigen Fällen ist eine Konjektur von ihm ausdrücklich bezeugt oder doch so überliefert, daß wir sie mit Sicherheit ihm zuschreiben können; von ihrer Betrachtung müssen wir ausgehen.

1) Π 636 χαλκοῦ τε ῥινοῦ τε βοῶν τ᾽ εὐποιητάων.

Dazu bemerkt Didymos: ἄμεινον ⟨ἂν suppl. Ludw.⟩ εἶχε, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, εἰ ἐγέγραπτο »βοῶν εὐποιητάων« ἔξω τοῦ τέ συνδέσμου. Und Aristonikos: ὅτι προειπὼν »ῥινοῦ τε« ὡς ἕτερόν τι διάφορον συμπλέκει »βοῶν τε«· καὶ ἤ τοι ἐξ ἐπαναλήψεως νοητέον λέγεσθαι τὸ αὐτό, ὡς »πυκνοὶ καὶ θαμέες« (μ 92) καὶ »πόλεμόν τε μάχην τε« (Π 251), ἢ τὸν τέ σύνδεσμον περιττὸν νομιστέον, ἵν᾽ ᾖ »ῥινοῦ βοῶν«, τουτέστι τῶν ἀσπίδων.

2) Η 113f. καὶ δ᾽ Ἀχιλεὺς τούτῳ γε μάχῃ ἔνι κυδιανείρῃ
ἔρριγ᾽ ἀντιβολῆσαι, ὅ περ σέο πολλὸν ἀμείνων.

So sagt Agamemnon zu seinem Bruder, um ihn vom Kampfe mit Hektor zurückzuhalten. Dazu haben wir ein Scholion *A*, das Ludwich wenn auch zweifelnd dem Didymos zuschreibt: βέλτιον δ᾽ ἄν, φασιν (*Aristarchei*: Lehrs), εἴρητο Ὁμήρῳ »ὅ περ μέγα φέρτατός ἐστιν«· ἐπ᾽ αὐτοῦ γὰρ ψιλῶς λεγόμενον τοῦ Μενελάου ἔχει τι ὀνειδιστικόν.

An beiden Stellen kann man die hypothetische Form der Aussage nicht anders verstehen, als daß Aristarch die Lesart, von der er sagte, daß sie besser gewesen sein würde, selbst ersonnen hatte. So versteht sie auch Wecklein (Über Zenodot und Aristarch [1919] S. 76f.). Ludwich hatte dem allerdings widersprochen (II 85) und zwei Beispiele angeführt, in denen eine ähnliche Satzform angewandt und doch offenbar nicht von einer Konjektur Aristarchs die Rede sei; aber beide Stellen beweisen das, was sie sollen, nicht. Die eine, schon vorher (S. 55) erwähnte ist in Θ in der Rede, mit welcher Agamemnon die Seinen zum Kampfe anfeuert; in Lemnos hätten sie sich gerühmt, jeder wolle es mit 100 oder 200 Troern aufnehmen; jetzt aber —

Θ 234f.: — — — νῦν δ᾽ οὐδ᾽ ἑνὸς ἄξιοί εἰμεν
Ἕκτορος, ὃς τάχα νῆας ἐνιπρήσει πυρὶ κηλέῳ.

Dazu bemerkt Aristonikos (schol. *A*): ὁ ὀβελός, ὅτι ἐκλύει καὶ ἀπαμβλύνει τὸν ὀνειδισμὸν ὁ στίχος· κρείσσων γὰρ καθολικώτερον ἐᾶσαι, οὐδήποτε ἀνδρός, ἀλλ᾽ οὐχὶ τοῦ διαφορωτάτου. Aristarch hielt also V. 235 für unecht, weil der Rede Agamemnons der Stachel genommen wäre, wenn das οὐδ᾽ ἑνός ἄξιοι durch Nennung Hektors näher bestimmt würde. Wenn wir nun von Didymos hören (schol. *A*): ἧττον ἄν φησιν Ἀρίσταρχος ὀνειδιστικὸν εἶναι, εἴπερ οὕτως ἐγέγραπτο »Ἕκτορος, ᾧ δὴ κῦδος Ὀλύμπιος αὐτὸς ὀπάζει«· ἠθέτητο δὲ καὶ παρὰ Ἀριστοφάνει, so kann man ja darüber zweifeln, wie Didymos zu dieser etwas unklaren Fassung seiner Notiz gekommen ist und warum er V. 235 in anderer

Form anführt, als wir ihn lesen; so viel aber leuchtet ein, daß die Ähnlichkeit des Ausdrucks mit dem an den beiden vorher angeführten Stellen eine ganz äußerliche ist. Denn hier heißt es nicht: »Der Tadel würde weniger scharf, der Gedanke also besser sein, wenn so geschrieben wäre: Ἕκτορος ᾧ δὴ κῦδος κτλ.«, sondern: »Der Tadel würde zu schwach, der Gedanke also schlecht sein, wenn der Vers, in dem Hektor genannt wird, wirklich dastünde.« Für die Deutung der an sich völlig verständlichen Scholien zu Π 636 und H 114 gewinnen wir aus dieser Vergleichung überhaupt nichts. — Mehr Verwandtschaft mit ihnen zeigt die Bemerkung des Aristonikos zu

P 177 f.: — — — — καὶ ἀφείλετο νίκην
ῥηιδίως, ὅτὲ δ' αὐτὸς ἐποτρύνει μαχέσασθαι.

Hier sagt Aristonikos: ὅτι ἀκαταλλήλως καὶ ἰδίως ἐπενήνοχε τὸ »ὅτε δ' αὐτός«· ἔδει γὰρ ἢ οὕτως εἰπεῖν »τότε δ' αὐτὸς ἐποτρύνει«, ἢ προσληπτέον ἔξωθεν τὸ ἔστιν, ὥστε γίνεσθαι τὸ πλῆρες »ἔστι δ' ὅτε καὶ αὐτὸς ἐποτρύνει μάχεσθαι«. Die Worte ἔδει γὰρ οὕτως εἰπεῖν klingen allerdings fast so, als sollten sie eine Konjektur einleiten; wir wissen aber aus Didymos (schol *A*ᵗ*T*), daß τότε δ' αὐτός die Lesart des Aristophanes war: also, folgert Ludwich, kann auch Π 636 und H 114 die von Aristarch als besser bezeichnete Lesart eine solche gewesen sein, die ihm bereits vorlag, nicht von ihm ersonnen wurde, und es ist reiner Zufall, daß wir davon nichts wissen. Aber es ist doch eben unsere Aufgabe, aus dem was wir wissen Schlüsse zu ziehen, nicht auf bloße Möglichkeiten eine Ansicht zu bauen. Das φησὶν Ἀρίσταρχος zu Π 636 schließt dort jeden Zweifel aus; und zu H 114 ist die Fassung des Scholions so ähnlich, daß wir beide Stellen gleich behandeln müssen. Die dritte ist nach Tatbestand und Wortlaut verschieden.

3) I 222 αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἕντο,

heißt es von den Gesandten Agamemnons, die bei Achill freundlich aufgenommen worden sind. Darüber Didymos: φαίνονται καὶ παρ' Ἀγαμέμνονι, πρὶν ἐπὶ τὴν πρεσβείαν στείλασθαι, δειπνοῦντες· φησὶ γοῦν (177) »αὐτὰρ ἐπεὶ σπεῖσάν τ' ἔπιόν θ' ὅσον ἤθελε θυμός, ὡρμῶντ' ἐκ κλισίης«. ἄμεινον οὖν εἶχεν ἄν, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, ⟨εἰ⟩ ἐγέγραπτο »ἂψ ἐπάσαντο«, ἵν' ὅσον χαρίσασθαι τῷ Ἀχιλλεῖ μόνον καὶ μὴ εἰς κόρον ἐσθίειν καὶ πίνειν λέγωνται· ἀλλ' ὅμως ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν, ἐν πολλαῖς οὕτως εὑρὼν φερομένην τὴν γραφήν. Über die Pedanterie dieser Bemerkung ist viel gespottet worden, teils von Cobet und Nauck, die eben diese Stelle als Beispiel der törichten und grundlosen Konjekturen Aristarchs anführen, teils von Roemer (Zu Aristarch und den Aristonicusscholl. der Odyssee [1885] S. 8 ff.), der aus

demselben Grunde hier dem Didymos nicht glauben will; von diesem selbst sei der »Anstandsbissen« hier erfunden und sehr zu Unrecht dem Aristarch nachgesagt worden, daß er solches Teetischzeremoniell bei homerischen Helden gesucht habe. Aber Höflichkeit ist diesen keineswegs fremd, worüber sich bei Wilamowitz (HU. 91) eine gute Bemerkung findet. Wichtiger ist, daß an unserer Stelle Aristonikos zu Didymos nicht zu stimmen scheint; er merkt an: κυκλικώτερον κατακέχρηται τῷ στίχῳ, δεδειπνηκότων αὐτῶν πρὸ ὀλίγου· οὐ γὰρ ἥρων δαιτός. Dies hält Roemer für die echte Ansicht Aristarchs, während die Konjektur ἄψ ἐπάσαντο von einem seiner Schüler herrühre, der sie durch den ihr angedichteten Namen Aristarchs zu empfehlen gesucht habe. Absolut undenkbar wäre dies ja nicht; aber wir verlieren allen Boden unter den Füßen, wenn wir in dieser Weise die Überlieferung da, wo sie uns unbequem ist, ändern. Vorsichtiger verfuhr hier Ludwich, der wenigstens die Möglichkeit zugibt (II 86), »Aristarch selber hätte ἄψ ἐπάσαντο er»sonnen, um anzudeuten, wie er sich etwa die Lösung der nach seiner »Ansicht hier vorliegenden Schwierigkeit möglich denke«; nur daran müsse man festhalten, daß Aristarch jedenfalls ἄψ ἐπάσαντο nicht in den Text eingesetzt habe. Dies ist gewiß richtig; auch Didymos sagt ja: ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν. Und so scheint mir gar kein unvereinbarer Widerspruch zwischen den beiden Angaben zu bestehen: Aristarch machte eine Konjektur, um zu zeigen was ihm anstößig war, setzte sie dann aber nicht ein, weil er, eben auf dem Wege durch solche hypothetische Konjekturen, zu der Erkenntnis gelangt war, daß ein scheinbares ἀπρεπές oder ἀπίθανον oft von der Eigenart des konventionellen epischen Stiles zu verstehen sei[7]).

4) ε 13 ἀλλ᾽ ὃ μὲν ἐν νήσῳ κεῖται κρατέρ᾽ ἄλγεα πάσχων.

Dazu Aristonikos: οἰκειότερον ἐν Ἰλιάδι (Β 721) κεῖται περὶ Φιλοκτήτου· νῦν δὲ ἔδει »τετιημένος ἦτορ« εἶναι. Roemer Ath. 258 führt diese Notiz unter den Belegen dafür an, daß Aristarch für Ilias und Odyssee nicht denselben Dichter angenommen habe: κρατέρ᾽ ἄλγεα πάσχων sei auf Odysseus, der körperliche Schmerzen nicht zu leiden habe, unpassend übertragen. — Da nach der Form des Scholions so gut wie sicher ist,

7) Ernst Lotz, Auf den Spuren Aristarchs (Diss. Erlangen 1909) S. 21 hält mir entgegen, »daß Aristarch nimmermehr eine Konjektur zu machen brauchte, um zu zeigen, was »ihm anstößig war, sondern sich einfach auf das Gesetz von der Katachrese berufen konnte, »um seine Meinung verständlich zu machen.« Ähnlich neuerdings Roemer Ath. 136. Aber das Gesetz selber hat doch Aristarch erst erarbeitet. Diesen Zusammenhang deutlich gemacht zu haben ist gerade das Hauptverdienst von Roemers Werk über die Athetesen. — (Von Arbeiten der Erlanger Schule sei noch erwähnt: Wilh. Bachmann, Die ästhetischen Anschauungen Aristarchs in der Exegese und Kritik der homerischen Gedichte I, Diss. 1902; II, Progr. des Alten Gymn. in Nürnberg 1904.)

daß es aus Aristonikos stammt und mit seinem Inhalt auf Aristarch zurückgeht, so hat dieser auch hier den von ihm beanstandeten Text zugleich vermutungsweise verbessert.

Zwei weitere Beispiele (B 665 βῆ φεύγων ἐπὶ πόντον und Π 467 ὁ δὲ Πήδασον οὔτασεν ἵππον) sind weniger klar, bleiben deshalb besser unbenutzt. Der drei ersten Stellen hat sich Lehrs (Ar.[2] 359 sq.) bedient, um zu beweisen, daß Aristarch durchweg keine Lesart in den Text aufgenommen habe, die er nicht überliefert fand; und ebenso urteilt Ludwich. Unmittelbar beweisen sie aber ganz etwas anderes, nämlich daß Aristarch überhaupt auch Konjekturen gemacht hat. Widerstrebend gibt dies auch Ludwich zu, nicht nur für I 222, sondern allgemein (II 92): »für ihn handle »es sich gar nicht darum, ob Aristarch in seinem Leben überhaupt ein»mal eine Konjektur zu den homerischen Gedichten gemacht habe, son»dern nur darum, ob er derselben den Grad der Sicherheit zutraute, daß »er es wagte sie in seinen Text aufzunehmen«. Ich meine, wenn erst einmal anerkannt ist, daß Aristarch auch Konjekturen machte, so wird sich immer wieder die Vermutung hervordrängen, daß unter diesen doch auch solche waren, an die er selber glaubte. Woher will Ludwich das Gegenteil wissen? Etwa aus dem Schweigen des Didymos über Änderungen Aristarchs? Aber es wäre doch ganz denkbar, daß Didymos eine Konjektur Aristarchs nur gerade da als solche bezeichnet hätte, wo sie nicht in den Text gesetzt, also Vermutung geblieben war, während er sie in anderen Fällen einfach als »die Lesart« der aristarchischen Ausgaben oder einer von ihnen verzeichnete. Doch wir brauchen uns gar nicht mit etwas Denkbarem zu begnügen; die Sache kann mit annähernder Sicherheit entschieden werden.

B. Es gibt Fälle, in denen Aristarch den überlieferten Text geändert haben muß, wenn sein Verfahren überhaupt irgend einen Sinn gehabt haben soll.

1) Γ 262 hat der Venetus βήσετο mit übergeschriebenem α, die andern Handschriften haben teils βήσετο teils βήσατο. Didymos bemerkt zu der Stelle: προκρίνει μὲν τὴν διὰ τοῦ ε γραφὴν »βήσετο«, πλὴν οὐ μετατίθησιν, ἀλλὰ διὰ τοῦ α γράφει ὁ Ἀρίσταρχος. Auch K 513 sind unsere Handschriften zwischen beiden Formen geteilt; der Venetus hat hier nur ἐπεβήσετο und am Rande die Notiz: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »ἐπεβήσατο«. Kein Zweifel, daß Aristarch βήσετο für richtig hielt; trotzdem soll er Γ 262 die Form mit α beibehalten haben. Ludwich sieht darin einen Beweis für die Vorsicht des Kritikers und rühmt ihn, daß er in solchen Fragen dem Zufall gehorcht habe (AHT. 123. II 112 f.). Anderwärts scheint auch er ihm etwas Besseres zuzutrauen. Zu O 307 notiert Didymos (A^t): Ἀρίσταρχος »βιβῶν«; wir wissen aber durch denselben

Didymos zu H 213. N 371, daß Aristarch dort βιβάς, βιβάντα las. Deshalb vermutet Ludwich, daß in dem Scholion zu O 307 βιβῶν für βιβάς verschrieben sei: denn »wer einmal sich für μακρὰ βιβάς entschied, wird ihm vermutlich auch in den übrigen Fällen den Vorzug gegeben haben«. Sehr richtig; aber doch nur dann, wenn er sich in dergleichen Entscheidungen von der unvermeidlichen Inkonsequenz der ihm vorliegenden Handschriften unabhängig hielt. Also wäre es, nach Ludwichs eignem Maßstabe, gar kein Lob für Aristarch, wenn er Γ 262 βήσατο beibehalten hätte. — Wir brauchen aber auch nicht zu glauben, daß er es getan hat. Vermutlich fand Didymos in seinem, nach Ludwichs überzeugender Darlegung (I 81) nicht sehr zuverlässigen Exemplar von Aristarchs Ausgabe βήσατο, das durch Versehen hineingekommen war, hielt es für die von Aristarch beabsichtigte Form, wunderte sich darüber und machte so die oben zitierte Anmerkung.

2) Weglassung des Augments ist für Aristarch vielfach bezeugt, z. B. I 492: Ἀρίσταρχος »πολλὰ πάθον καὶ πολλὰ μόγησα«, wo die Handschriften fast alle, auch *A*, ἔπαθον und ἐμόγησα haben. Ähnlich überwiegt A 598 in den Handschriften ᾠνοχόει, während Didymos berichtet: οὕτως »οἰνοχόει« Ἀρίσταρχος, Ἰακῶς, und hinzufügt, daß Zenodot, Aristophanes u. a. ebenso gelesen hätten. Weitere Belegstellen hat La Roche HTk. 423 ff. gesammelt. O 601 haben alle Handschriften: ἐκ γὰρ δὴ τοῦ ἔμελλε, wozu Didymos angibt: Ἀριστοφάνης Ἰακῶς γράφει »μέλλε« (Schol. *T*, ähnlich *A*). Das sieht so aus, als habe an dieser Stelle Aristarch ἔμελλε in seiner Ausgabe gehabt, und dies hat Lehrs (Ar.[2] 362) aus den Worten geschlossen, damit also dem Aristarch dieselbe Inkonsequenz zur Last gelegt, über die sich Didymos bei Gelegenheit von βήσατο wunderte. Ludwich stimmt ihm nicht bei, sondern verwandelt nach Schmidts Vorgange Ἀριστοφάνης in Ἀρίσταρχος. Auch Ζ 165 bedarf die Angabe des Aristonikos (ὅτι οὐκ οἶδεν ὁ ποιητὴς τὸ »μέλλεν«. Ἀττικῶν γάρ ἐστι τῶν μεταγενεστέρων) einer Korrektur, wenn sie sich mit dem, was wir sonst von Aristarchs Lehre wissen, vertragen soll; Ludwich ist hier am meisten geneigt Cobet zu folgen, der schrieb: οὐκ οἶδεν ὁ ποιητὴς τὸ »ἤμελλεν«, so daß sich die Anmerkung auf einen Text bezogen hätte, in dem ᾗ δ' ἤμελλεν statt ᾗ δὴ μέλλεν stand. In beiden Fällen ist die von Ludwich angenommene Änderung wohl begründet, aber eben doch nur durch den Gedanken begründet, daß Aristarch in dergleichen Dingen ein grammatisches Prinzip befolgt haben müsse, nicht dem zufälligen Bestande der Überlieferung in den Handschriften, die er verglich, sich unterworfen haben könne.

3) Ζ 71 steht im Venetus τεθνηιῶτας, dazu am Rande: οὕτως Ἀρίσταρχος »τεθνηῶτας«. K 387 hat dieselbe Handschrift im Texte κατα-

τεθνηώτων, und dazu die Notiz aus Didymos: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »κατατεθνειώτων«. Dieselbe Nachricht ist uns noch öfter erhalten. Die Handschriften schwanken, auch der Venetus *A* hat z. B. Η 409 κατατεθνειῶτος, κατατεθνειώτων. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch sich nach den ihm vorliegenden Handschriften, die an orthographischer Sicherheit dem Venetus gewiß nicht überlegen waren, entschieden habe? Undenkbar. Jedenfalls für den undenkbar, der, wie Ludwich, überzeugt ist, daß Aristarch nicht das eine Mal βιβῶν ein andres Mal βιβάς geschrieben haben könne.

Damit ist ein Gebiet bezeichnet, auf dem unzweifelhaft der große Alexandriner sich der Überlieferung gegenüber unabhängig stellte: in all jenen Fragen, die äußerlich als orthographische erscheinen, ihrem Wesen nach aber durch sprachgeschichtliche Kritik des Textes verstanden und entschieden werden müssen. Die Männer, die in neuerer Zeit diesen Zweig der Kritik vorzugsweise gepflegt haben, Bentley Bekker Nauck, wandelten also auf Aristarchs Bahnen. — Für uns kommt es jetzt darauf an, die beiden Sätze, die wir gewonnen haben, zusammenzufassen: wenn es feststeht, daß Aristarch Konjekturen gemacht hat, und ferner feststeht, daß er bei der Konstituierung des Textes nicht bloß nach äußerer Gewähr sondern auch nach inneren Gründen sich entschieden hat, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß unter den von ihm aufgenommenen Lesarten auch solche waren, die er selbst ersonnen hatte.

C. Welcher Art sind die Lesarten, von denen wir mit einiger Zuversicht vermuten dürfen, daß sie auf Konjekturen Aristarchs beruhen?

Die meisten äußeren Chancen, Konjektur zu sein, haben diejenigen Lesarten, mit denen Aristarch ganz allein steht. Wo er mit der späteren Vulgata stimmt, da überwiegt die Wahrscheinlichkeit, daß er dieselbe Gestalt des Textes schon in der älteren Vulgata vorgefunden habe. Unmöglich wäre es zwar auch hier nicht, daß er durch freie Emendation in den Gang der Überlieferung eingegriffen hätte; aber die inneren Gründe für diese Annahme müßten in solchem Falle besonders gewichtige sein (vgl. Nr. 8). Und auch sonst werden wir uns nur da zu ihr entschließen, wo eine Lesart Aristarchs so aussieht, als sei sie um einer grammatischen, metrischen oder logischen Erwägung willen ausgedacht worden.

1) Α 404 ὁ γὰρ αὖτε βίῃ οὗ πατρὸς ἀμείνων.
Γ 193 μείων μὲν κεφαλῇ Ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδαο.

Zur ersten Stelle sagt Didymos (A^t): οὕτως [korr. aus οὐ] διὰ τοῦ ν »βίην« Ἀρίσταρχος, zur zweiten derselbe (A^t): Ἀρίσταρχος »κεφαλήν«. Unsere Handschriften haben alle βίῃ und fast alle κεφαλῇ, nur eine

κεφαλήν. Ludwich bemerkt: »Aristarch bevorzugte den Accusativ.« Wir dürfen annehmen, daß er ihn an beiden Stellen gegen die Überlieferung herstellte.

2) O 80 ff. ὡς δ' ὅτ' ἂν ἀίξῃ νόος ἀνέρος, ὅς τ' ἐπὶ πολλὴν
γαῖαν ἐληλουθὼς φρεσὶ πευκαλίμῃσι νοήσῃ
»ἔνθ' εἴην ἢ ἔνθα«, μενοινήσειέ τε πολλά —

Dazu Didymos (A^t): οὕτως Ἀρίσταρχος »ἔνθ' εἴην« μετὰ τοῦ ν, καὶ διὰ τῶν β' ηη »μενοινήῃσί τε«. Im ersten Punkte sind ihm die besseren Handschriften gefolgt, im zweiten keine einzige; alle haben μενοινήσειε. »*Aperte correctio*«, sagt G. Hermann (Opusc. II 57) über Aristarchs Lesart. Ebenso urteilt Buttmann (Ausf. griech. Sprachl. § 105 Anm. 104): μενοινήῃσι ist eine an sich unmögliche Form; da nun der Optativ in diesem Zusammenhange gegen die Syntax verstößt, so wird der Konjunktiv eine grammatische Korrektur Aristarchs sein. Und zwar, dürfen wir hinzufügen, eine im Grunde richtige Konjektur: sie suchte den Konjunktiv herzustellen, der schon in der voraristarchischen Vulgata durch Einfluß des benachbarten εἴην verdrängt war. Nur in der Bildung der Form hat Aristarch fehlgegriffen; Neuere haben seinen Gedanken angenommen und in der Ausführung verbessert, indem sie μενοινάῃσι (van Leeuwen und Mendes da Costa) oder μενοινήσῃσι (Nauck) vorschlugen.

3) A 350 θῖν' ἔφ' ἁλὸς πολιῆς, ὁράων ἐπὶ οἴνοπα πόντον.

So die Handschriften; Didymos berichtet (A^t), Aristarch habe nicht οἴνοπα geschrieben, sondern ἀπείρονα, und dies ist seit Bekker[1] in den Ausgaben herrschend geworden. Über den Grund der Abweichung erfahren wir nichts; und dabei können wir uns um so weniger beruhigen, als, woran schon Spitzner erinnerte, οἴνοπα πόντον eine ganz geläufige Verbindung ist, während πόντον ἀπείρονα nur noch einmal (δ 510) bei Homer vorkommt. Der Ausweg, daß Aristarch dann wohl in der Mehrzahl seiner Handschriften ἐπ' ἀπείρονα vorgefunden habe, ist uns verschlossen; denn bei dem Verhältnis, in dem er zur Vulgata stand und diese nachher zu ihm geblieben ist, wäre es ganz unerklärlich, wie eine solche Lesart in den Handschriften spurlos verloren gegangen sein sollte[8]). Eine Bemerkung, die im Venetus *B* und im Townleyanus er-

8) Allen (Class. Rev. 15 [1901] p. 243) will dies nicht gelten lassen und führt Beispiele dafür an, daß Lesarten, die Aristarch in einzelnen der von ihm benutzten Ausgaben vorgefunden und angenommen hatte, doch in keiner unserer Hdss. im Texte stehen. Aber einmal sind diese Lesarten eben nicht »spurlos verloren gegangen«, sondern in Randbemerkungen erhalten. Und sodann, wenn wirklich Aristarch ἀπείρονα nicht erfunden sondern in einer oder der anderen älteren Ausgabe gefunden hatte: daß er es guthieß und sich aneignete, wäre dann doch nicht nach handschriftlicher Autorität geschehen sondern aus inneren Gründen. Es bliebe eine Konjektur — wie πᾶσι A 5 —, nur die eines Vorgängers, die Aristarch in den Text gesetzt hätte. Vgl. das nachher über N 423 Gesagte.

halten ist, bringt uns auf die rechte Fährte. In *T* steht kurz: γράφεται καὶ »ἐπ᾽ ἀπείρονα πόντον«, davor aber der Satz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολιόν, τῷ δὲ πόντῳ τὸ οἶνοψ. *B* hat, wie so oft, den Gedanken verdorben, diesmal durch einen kleinen Zusatz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολιόν, τῷ δὲ πόντῳ τὸ ἄπειρον καὶ τὸ οἶνοψ. Nur auf den Unterschied der Farbe kann sich die Notiz beziehen, wenn sie einen Sinn haben soll; sie erscheint dann als eine Verteidigung gegen den Vorwurf, daß die beiden Adjektive nicht zusammen paßten. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß Aristarch diesen Vorwurf erhoben und deshalb ἀπείρονα eingesetzt hatte.

4) Σ 207 ff. ὡς δ᾽ ὅτε καπνὸς ἰὼν ἐξ ἄστεος αἰθέρ᾽ ἵκηται
τηλόθεν ἐκ νήσου, τὴν δήιοι ἀμφιμάχωνται·
— — — — — — — — — — — —
214 ὣς ἀπ᾽ Ἀχιλλῆος κεφαλῆς σέλας αἰθέρ᾽ ἵκανεν.

Zu 207 bieten die Handschriften keine Variante. Aber Didymos berichtet in einem Scholion des Venetus *A*: οἱ περὶ Διονύσιον τὸν Θρᾷκά φασιν Ἀρίσταρχον πρῶτον [so Ludwich für πρώτῃ] ταύτῃ χρώμενον τῇ γραφῇ μεταθέσθαι καὶ γράψαι »ὡς δ᾽ ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ᾽ ἵκηται«. ἐμφατικῶς τὸ ἐν πολέμῳ πῦρ ἐπιτεθὲν τῷ Ἀχιλλεῖ παρέβαλε τῷ ἐν πολεμουμένῃ ἁπτομένῳ. Den Grund der Änderung erfahren wir aus dem Townleyanus: Ἀρίσταρχος »ὡς δ᾽ ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ᾽ ἵκηται«· καὶ γὰρ ἄτοπόν φησι πῦρ εἰκάζεσθαι καπνῷ. Endlich steht dieselbe Nachricht (Ἀρίσταρχος .... μεταγράφει) mit derselben Begründung auch bei Eustathios. Man möchte meinen, hier sei eine Konjektur Aristarchs, und zwar eine solche die er in den Text setzte, sicher bezeugt; und in diesem Sinne hat schon Wolf die Stelle verwertet. Aber Ludwich macht (AHT. II 93) dagegen geltend, μετατιθέναι bedeute nicht »konjizieren« sondern einfach »ändern«, und ändern könne man einen Text »bekanntlich auch auf Grund einer besseren handschriftlichen Überlieferung«. Das ist gewiß richtig; aber hier geht aus der Art der Begründung, und daraus daß Aristarch mit seiner Änderung ganz allein geblieben ist (οὐκ εὖ δέ, φασιν, ἐκεῖνος ποιεῖ: so bemerkt Eustathios), deutlich hervor, daß sie in seinem Kopfe entsprungen war. Nur dies letzte ist auch Wilamowitz' Ansicht (IlH. 108): Aristarch habe »πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς für καπνὸς ἰὼν ἐξ ἄστεος in der Vorlesung zum Ersatze« vorgeschlagen; er möge »gewünscht haben, daß es so hieße«, habe das aber »sicherlich nicht als Konjektur gemeint, wie Dionysios Thrax ihn verstanden hat«. Ich meine, als »Konjektur« müsse man eine vorgeschlagene Änderung auch dann bezeichnen, wenn ihr Urheber nicht den Anspruch erhob, sie in den Text zu setzen; doch wollen wir über den Ausdruck nicht streiten. Daß die Beseitigung

der Inkonzinnität im Vergleiche von Aristarch herrührt, glaubt auch Wilamowitz, bestreitet jedoch, daß er so auch geschrieben habe; das sei ein Mißverständnis des Dionysios. Aber für solche Annahme fehlt gegenüber der dreifachen Bezeugung, in den Scholien und bei Eustathios, jeder greifbare Anhalt. Wir haben ein klares Verhältnis: die jüngere der beiden zu Σ 207 überlieferten Lesarten ist eine solche, die Aristarch aus eigner Konjektur in den Text einer seiner Ausgaben aufgenommen hat.

5) N 421 ff. τὸν μὲν ἔπειθ᾽ ὑποδύντε δύω ἐρίηρες ἑταῖροι
Μηκιστεὺς Ἐχίοιο πάις καὶ δῖος Ἀλάστωρ
νῆας ἔπι γλαφυρὰς φερέτην βαρέα στενάχοντα.

Mit denselben Worten wie in Θ (332 ff.) von dem verwundeten Teukros wird hier von einem zu Tode Getroffenen (412) erzählt, daß man ihn aus dem Kampfe trägt. Daß die Verse aus Θ ungeschickt herübergenommen sind, hat Richard Franke (Fleckeisens Jahrb. 73 [1856] S. 758) gezeigt. Im Altertum nahm Aristarch an der durch die Übertragung entstandenen Verkehrtheit Anstoß; denn Didymos bemerkt: οὕτως διὰ τοῦ ε »στενάχοντε«· οὐ διὰ τοῦ α ἐπὶ τοῦ νεκροῦ — γελοῖον γάρ — ἀλλ᾽ ἐπὶ τῶν βασταζόντων. Und Aristonikos berichtet, daß Zenodot στενάχοντα geschrieben habe. Unsere Hdss. stehen der Mehrzahl nach auf Zenodots Seite; nur *A* und einige andere haben στενάχοντε, zwei στενάχοντες. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarchs Lesart auf besserer Überlieferung beruhte, oder auf Konjektur? Wäre das erste der Fall, so würde man nicht verstehen, wie das unsinnige στενάχοντα überhaupt aufkommen und den richtigen Gedanken fast verdrängen konnte; umgekehrt ist es vollkommen begreiflich und von Adolph Roemer [9]) einleuchtend dargelegt, daß der Singular aus Θ gedankenlos lange Zeit beibehalten, dann aber von einem schärfer aufmerkenden Leser als lächerlich empfunden und korrigiert wurde. Ob freilich Aristarch selbst dieser Leser gewesen ist, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit sagen; die Verbesserung lag so nahe, daß sie auch einem kritisch Ungeschulten gelingen konnte. Dann war es doch immer eine Konjektur, die Aristarch anerkannte und aufnahm, und zwar, was besondere Beachtung verdient, in einem Verse, den mit zwei dazugehörigen durch Athetese auszuscheiden nicht nur leicht möglich sondern richtig gewesen wäre [10]).

Hier mögen zwei Fälle angeschlossen werden, in denen sowohl der gegen den Gedanken erhobene Einwand wie das Mittel, durch welches der Anstoß beseitigt wurde, den spitzen Blick und die Erfindsamkeit des

9) »Über die Homerrezension des Zenodot«, in den Abhandlungen der Bayer. Akademie, philos.-philol. Kl. 17 (1885) S. 641 ff. Die betreffende Stelle S. 674. 10) So urteilt diesmal auch Wilamowitz IlH. 48 (»Es ist ein arger Mißgriff Aristarchs, das Stöhnen auf die Träger durch Konjektur zu übertragen«). Ähnlich Wecklein, Über Zenodot und Aristarch, S. 7.

Kritikers von Fach verraten. Adolph Roemer hat wieder beide zuerst richtig beurteilt (Hom. Stud. 493 f.).

6) τ 113 τίκτῃ δ᾽ ἔμπεδα μῆλα, θάλασσα δὲ παρέχῃ ἰχθῦς.

Der Vers steht in der Schilderung des Bettlers von dem Segen, der sich unter der Herrschaft eines guten Königs über das Land ausbreitet. Weizen und Gerste, Fruchtbäume sind erwähnt; nun das Vieh und die Fische. In diesem Zusammenhang ist der Begriff μῆλα natürlich nicht auf das Kleinvieh beschränkt, wie es sonst überwiegender Gebrauch des Dichters ist und als Grundsatz ausgesprochen wird in einem Scholion des Townleyanus zu Δ 476: »μῆλα« ὁ ποιητὴς τὰ πρόβατα καὶ αἶγας, Ἡσίοδος τὰ τετράποδα πάντα. Wenn nun τ 113 zwar in allen Hdss. μῆλα steht, in einer aber die Randbemerkung »πάντα« οὐ »μῆλα«, so hat Ludwich mit Recht geschlossen, daß Aristarch πάντα gelesen habe — oder vielmehr geschrieben. Denn daß dies eine der Regel zuliebe gemachte Korrektur ist, zeigt ρ 181, wo dieselbe Abweichung vom sonstigen Sprachgebrauch, mit Bezug auf μῆλα in 170, durch Athetese beseitigt wurde. Freilich schon von Aristophanes — ἀθετεῖ καὶ Ἀριστοφάνης —, so daß es scheint, als gehe die Beobachtung, und das Streben ein ihr entsprechendes Gesetz durchzuführen, auf ihn zurück. Aristarch hätte dann, wie dies schon bei A 5. 350. N 423 als möglich erkannt wurde, die Konjektur eines anderen gebilligt und in den Text gesetzt. Nachfolge hat er damit allerdings weder in alter noch in neuer Zeit gefunden. Auch Arthur Ludwich druckt μῆλα.

7) Δ 242 Ἀργέιοι ἰόμωροι, ἐλεγχέες, οὔ νυ σέβεσθε;
Ω 239 ἔρρετε, λωβητῆρες, ἐλεγχέες· οὔ νυ καὶ ὑμῖν . . . .

An beiden Stellen haben alle Handschriften ἐλεγχέες, ein Wort, das in lebendigem Griechisch nirgends vorkommt, überhaupt sonst nur noch bei Nonnos, also in einer künstlich nachahmenden Sprache sich findet. Verständlicher wäre ἐλέγχεα, das wir an zwei andern Stellen lesen:

B 235 ὦ πέπονες, κάκ᾽ ἐλέγχε᾽, Ἀχαιίδες, οὐκέτ᾽ Ἀχαιοί.
Ω 260 τοὺς μὲν ἀπώλεσ᾽ Ἄρης, τὰ δ᾽ ἐλέγχεα πάντα λέλειπται.

Nun hat Ahrens (1851; jetzt Kl. Schr. I 141) nachgewiesen, daß der gesetzmäßige Hiatus in der bukolischen Diärese vielfach von den Alten verkannt und durch Konjektur beseitigt wurde; ein Beispiel davon bietet dieses ἐλεγχέες, das in den beiden zuerst angeführten Zeilen um des Metrums willen eingesetzt worden ist, während in den beiden anderen ἐλέγχεα durch den Vers geschützt war und stehen blieb. Zu einer fünften Stelle:

E 787 αἰδώς, Ἀργέιοι, κάκ᾽ ἐλέγχεα, εἶδος ἀγητοί,

notierte Didymos (A^t): Ἀρίσταρχος »κακελεγχέες«; ohne Zweifel hat er auch in dem gleichlautenden Verse Θ 228 so geschrieben. Diesmal aber

ist ihm die Überlieferung nicht gefolgt: κακελεγχέες war doch ein zu seltsames Gebilde, und so hat sich hier, trotz Aristarch, κάκ' ἐλέγχεα in fast allen Handschriften behauptet, während Δ 242 und Ω 239 ἐλεγχέες zur Herrschaft gekommen ist. Nur zwei Hdss., darunter der Vindobonensis 5, Hauptvertreter der Gruppe *h*, die ja überhaupt besonders stark von den Alexandrinern beeinflußt ist, haben auch Ε 787 die Maskulinform: κάκ' ἐλέγχεες, verschrieben oder ungeschickt verbessert aus κακελεγχέες. Daß dies eine Konjektur Aristarchs ist, halte ich für sicher; daß auch das einfache ἐλεγχέες auf seine Erfindung zurückgeht, für höchst wahrscheinlich. —

Dagegen kann ich ein weiteres Beispiel nur zweifelnd aufrecht halten, in dem zwar auch eine Konjektur, und zwar eine nüchtern verstandesmäßige vorliegt, aber innere Gründe dafür zu sprechen scheinen, daß sie nicht dem Aristarch zur Last falle:

8) Γ 100 εἵνεκ' ἐμῆς ἔριδος καὶ Ἀλεξάνδρου ἕνεκ' ἄτης.

So spricht Menelaos zu Troern und Achäern, im Zusammenhang der Rede, in der er den Vorschlag macht, durch einen Einzelkampf den großen Streit zu entscheiden. Daß er die Schuld des Gegners der ἄτη zuschreibt, darin liegt eine Milderung; es ist mehr vom Standpunkte des Dichters aus gedacht, der Ω 28 selber den Ausdruck gebraucht, als von dem des beleidigten Helden. Doch eben dies ist für Homer nicht unnatürlich. Roemer erinnerte schon früher (Hom. Stud. 439) an Fälle wie Λ 747 (αὐτὰρ ἐγὼν ἐνόρουσα κελαινῇ λαίλαπι ἶσος: Nestor), wozu Aristonikos bemerkt: ἡ διπλῆ ὅτι ἐκπέπτωκεν εἰς ποιητικὴν κατασκευὴν τὸ παρηγμένον ἡρωικὸν πρόσωπον κατὰ τὴν ποίησιν, und Π 7 ff., wo Achill den weinenden Freund mit einem kleinen Mädchen vergleicht, was einem Alten zu der feinen Bemerkung Anlaß gegeben habe: ταῦτα ἐκ τοῦ ποιητικοῦ προσώπου εἰσίν· πολλαχοῦ γὰρ ⟨sc. ὁ ποιητής⟩ ἐνδύεται τὰ ἡρωικὰ πρόσωπα (Schol. *TV*). Nun gab es jedoch eine andre Wendung: Ἀλεξάνδρου ἕνεκ' ἀρχῆς. Das paßte besser für Menelaos, freilich mit seltsamer Verbindung: Ἀλεξάνδρου ἀρχή, »der Anfang den Alexandros gemacht hat«. Halten wir beide Lesarten ohne weiteres Zeugnis nebeneinander, so erscheint ἀρχῆς als die übergewissenhafte Konjektur eines mehr logisch als poetisch denkenden Gelehrten. Und da Aristonikos zu Γ 100 anmerkt, ὅτι Ζηνόδοτος γράφει »ἕνεκ' ἄτης«. ἔσται δὲ ἀπολογούμενος Μενέλαος ὅτι ἄτῃ περιέπεσεν ὁ Ἀλέξανδρος· διὰ μέντοι τοῦ »ἕνεκ' ἀρχῆς« ἐνδείκνυται ὅτι προκατῆρξεν, so durften wir vermuten, daß Aristarch es gewesen sei, der dem Dichter nicht gestatten wollte sich gehen zu lassen. Eine Nachricht der Scholien *TV* zu Ω 28 schien das zu bestätigen: οὕτως Ἀρίσταρχος· τὸ γὰρ »ἕνεκ' ἄτης« ἀπολογουμένου ἐστίν, wo man sich nur wundern mußte, wie sie nach Ω verschlagen

worden ist; denn hier, im Munde des Dichters ist ἄτης ebenso gerechtfertigt wie Z 356 in einer Rede der Helena. Auch Roemer hielt ἀρχῆς Γ 100 für eine Korrektur Aristarchs (Hom. Stud. 440). Seitdem hat sich ihm aber ergeben, daß gerade Aristarch diese Entdeckung gemacht hat, wie die Personen bei Homer manchmal ἐκ τοῦ ποιητικοῦ προσώπου sprechen (Ath. 151. 342); daher ist er jetzt eher geneigt, einen Fehler der Überlieferung anzunehmen (ebd. 344). Dann würde die Rechtfertigung von ἄτης in Γ wie mit den Bemerkungen zu Λ 747 und Π 8 so mit dem übereinstimmen, was wir bei den schmückenden Beiwörtern gesehen haben (oben S. 55). Aber es ist hart, eine an sich klare Überlieferung in ihr Gegenteil zu korrigieren; lieber möchte ich doch glauben, daß Aristarch aus der gewonnenen Erkenntnis nicht sogleich selbst alle Konsequenzen gezogen hat. Und diesmal wäre sein Eingriff gelungen: die gesamte Überlieferung kennt nur noch ἀρχῆς.

Daß es schon vor den Alexandrinern Leute gegeben hat, die mit Korrigieren dem Homertexte zu helfen suchten, ist mehrfach ausdrücklich bezeugt. Eine von Aristoteles berichtigte Ausgabe benutzte Alexander (Plutarch Alex. 8). Dem jungen Alkibiades erwiderte ein Lehrer auf die Frage, ob er einen Homer besitze: ἔχειν Ὅμηρον ὑφ᾽ αὑτοῦ διωρθωμένον, erregte freilich mit dieser stolzen Antwort mehr Befremden als Bewunderung (Plut. Alkib. 7). Bei urteilsfähigen Lesern scheinen die »verbesserten« Texte nicht im besten Ansehen gestanden zu haben. Bekannt ist die Antwort Timons von Phlius an Aratos, der zu wissen wünschte, wie er Homers Dichtung unverfälscht bekommen könne: εἰ τοῖς ἀρχαίοις ἀντιγράφοις ἐντυγχάνοι καὶ μὴ τοῖς ἤδη διωρθωμένοις (Diog. Laert. 9, 113). Hieran erinnerte Eduard Schwartz (Adversaria [1908] p. 11) und fand darin die Auffassung bestätigt, daß die Gefährdung des Textes durch verwegene Konjekturalkritik der Zeit vor den Alexandrinern angehöre, nicht etwa dem Zenodot — oder seinen beiden Nachfolgern — zur Last gelegt werden dürfe. Von der Gegenüberstellung seiner Ansicht mit der von Roemer sind wir ausgegangen, haben dann für Aristarch die Untersuchung durchgeführt und eine Reihe von Fällen gefunden, in denen nach Lage der Dinge angenommen werden muß, daß eine von ihm in den Text gesetzte Konjektur seine eigene gewesen ist.

Zu grundsätzlicher Bestreitung dieser Annahme ist Allen zurückgekehrt[11]), worauf hier nicht nochmals eingegangen werden soll. Daß ein summarisches Urteil, wie er es fällt, hier nicht am Platze ist, zeigen am besten die Konsequenzen, zu denen man dadurch gedrängt wird. Da doch manche Lesarten Aristarchs einen recht singulären Charakter tragen und auch äußerlich, gegenüber früherer wie späterer Überlieferung,

11) Allen, The eccentric editions and Aristarchus. Class. Rev. 15 (1901) p. 241—246.

vereinzelt dastehen, so muß man, wenn er gar keine Konjekturen gemacht haben soll, annehmen, daß er in solchem Fall irgend einer einzelnen älteren Ausgabe gefolgt sei. Allen scheut sich nicht dies auszusprechen: Aristarch habe diplomatische Kritik und Kritik nach inneren Gründen in der Weise zu verbinden gesucht, daß er, wo innere Gründe eine Athetese oder eine Korrektur forderten, nur dann ihnen folgte, wenn wenigstens eine der ihm vorliegenden älteren Ausgaben einen auch äußeren Anhalt dafür bot. Auf solche Weise sei denn ein Monstrum von Text zustande gekommen. Ganz falsch ist dies letzte nicht.

Ein Monstrum von Text hätte zustande kommen müssen, wenn wirklich Aristarch so verfahren wäre, wie Allen es sich vorstellt. Das wird von selbst deutlich werden, wenn wir uns jetzt der Periode zuwenden, die der alexandrinischen Wissenschaft voranging, und die Wirkungen betrachten, die eine ungelehrte Überlieferung in dem Zustande des Textes, noch für uns zum Teil erkennbar, hervorgebracht hat.

VIERTES KAPITEL

VORALEXANDRINISCHE TEXTGESCHICHTE

Wer einen Originaldruck von Luthers Bibelübersetzung oder auch nur von einem Werke Lessings, Goethes, Schillers mit den Ausgaben, die gegenwärtig im Gebrauch sind, vergleicht, findet eine Fülle kleiner Unterschiede, die sich äußerlich als orthographische darstellen und ihren Ursprung in dem unmerklichen Wandel haben, den in der Zwischenzeit die lebendige Sprache durchgemacht hat. Unwillkürlich haben sich durch Gedanken und Finger der Setzer und Korrektoren hindurch jüngere Wortformen eingeschlichen; oft wird auch das Streben wirksam gewesen sein, den Lesern das Verständnis zu erleichtern. So ist der Text einer fortlaufenden Veränderung unterworfen gewesen, die nicht bloß den altertümlichen Charakter der Sprache beeinträchtigt, sondern mehrfach auch ganz eigentliche Fehler mitgebracht hat, wie z. B. in Luthers Deutsch das unsinnige »Hindin« statt »Hinde«. Ganz ebenso und vermutlich noch schlimmer ist es dem Homertext ergangen, ehe sich die Wissenschaft seiner annahm, nur daß wir bei ihm nicht in der Lage sind, den allmählichen Prozeß Schritt für Schritt urkundlich nachzuweisen.

1. Aber daraus, daß wir über die älteren Zeiten keine ausdrücklichen Nachrichten haben, folgt nicht, daß es uns überhaupt an Mitteln fehle über sie etwas zu erfahren. Aus den Inschriften kennen wir ein gutes Stück der griechischen Sprachgeschichte; wir können also einigermaßen die Gestalt angeben, die das homerische Ionisch 300 Jahre vor den Alexandrinern gehabt haben muß, und den störenden Faktor aussondern, den die attische Literatursprache hineingebracht hat. Ferner wissen wir, daß im epischen Dialekt äolische Bestandteile enthalten sind, die als solche zwar den Gelehrten des Altertums aber nicht den ungelehrten Abschreibern bekannt waren, daher vielfach mißverstanden und in der Überlieferung verdunkelt werden mußten. Auch diese Erkenntnis hilft uns einen Maßstab zu bilden, nach dem die Echtheit homerischer Laut-

und Flexionsformen beurteilt werden kann. Auf der andern Seite bietet uns der Text selber bestimmte Anhaltpunkte, um diesen Maßstab anzulegen: das sind die metrischen Fehler, die durch das Eindringen jüngerer Formen entstanden sind. Die glänzendste Probe der Belehrung, die aus ihnen gewonnen werden kann, lieferte Bentley mit der Entdeckung des Digammas[1]). Über seine Existenz bei Homer fehlte jedes Zeugnis; aber sie wurde dadurch bewiesen, daß, wenn man das ϝ einsetzte, in zahllosen Fällen ein unerlaubter Hiatus beseitigt, in anderen eine für den Vers notwendige Positionslänge hergestellt oder eine den Vers störende Verkürzung eines langen vokalischen Auslautes verhütet wurde. Eine zweite große Gruppe von Beispielen bilden die Erscheinungen der Kontraktion, wie sie namentlich von Bekker, Ahrens, Nauck untersucht worden sind. Ein Versausgang wie δ 122 χρυσηλακάτῳ εἰκυῖα brauchte attischen Lesern keinen Anstoß zu geben und konnte von attischen Schreibern leicht geschrieben werden, da beiden auch im Maskulinum und Neutrum die gleiche Form des Stammes geläufig war; nachdem wir einmal darauf aufmerksam geworden sind, daß Homer εἰκώς gar nicht kennt sondern nur ἐοικώς, und ferner, daß neben ἀρηρώς τεθηλώς εἰδώς u. ä. Feminina mit kurzem Stammvokal, ἀραρυῖα τεθαλυῖα ἰδυῖα, stehen, können wir nicht zweifeln, daß von dem, der jenen Vers gebaut hat, ἐικυῖα viersilbig gesprochen worden ist. Πριάμοιο πάις lesen wir Γ 314 und ähnliches öfter, sind also aufs sicherste darüber unterrichtet, daß der epischen Mundart die zweisilbige Form des Wortes geläufig war; wo demnach παῖς überliefert ist, liegt immer die Möglichkeit vor, daß es aus der Sprache früherer oder späterer Abschreiber eingedrungen ist, und wir werden nicht die Handschriften sondern das Metrum befragen, wenn wir wissen wollen, wie an einer einzelnen Stelle der Dichter das Wort gesprochen hat. Danach ist in der Senkung des vierten Fußes vor bukolischer Diärese πάις herzustellen. Der Versanfang ἕως ὃ ταῦθ᾽ ὥρμαινε ist metrisch anstößig; das erkannte Gottfried Hermann und forderte für ἕως eine trochäische Form (Elem. doctr. metr. 58 sq.). Aber da ἕως allgemein überliefert ist und da jeder Anhalt für die Annahme fehlt, daß Aristarch, der ja bekanntlich Homer für einen Athener hielt, an der attischen Form Anstoß genommen habe, so mußte diese im Texte belassen werden, solange man ihn nach der alexandrinischen Rezension geben wollte: ἕως in Bekkers erster Ausgabe ist ebenso be-

1) Die Geschichte dieser Entdeckung ist am besten dargestellt von J. van Leeuwen, Enchiridium dictionis epicae (1892/4) p. 131 sqq. Von sprachwissenschaftlicher Seite gibt eine gute Orientierung Danielsson, Zur Lehre vom homerischen Digamma, IF. 25 (1909) S. 264—284, der ein von Hartel (Homerische Studien III, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philos.-hist. 78, vom J. 1878) und Solmsen (Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre, 1901) aufgestelltes Gesetz eingehender Kritik unterzieht. Vgl. Kap. 6 II a.

rechtigt wie εἶος in seiner zweiten; denn erst diese unternahm es in die voralexandrinische Zeit zurückgehen.

Die Irrtümer des überlieferten Textes, die zu sprachgeschichtlicher Kritik den Anlaß geben, zerfallen selber in zwei deutlich geschiedene Gruppen. Von der einen sind hier ein paar Beispiele gegeben worden; schwieriger und freilich auch interessanter ist die andere. Nicht selten ist der metrische Anstoß, der durch das Eindringen einer modernen Form entstanden war, irgend welchen alten Abschreibern oder Herausgebern selber aufgefallen, und sie haben versucht ihn zu berichtigen, dabei aber fehlgegriffen. In solchem Falle müssen wir uns, wie Wackernagel es treffend genannt hat, durch die Restaurationstünche erst zur ursprünglichen Korruptel wieder hindurcharbeiten. Formen wie κεκληγῶτες κεκμηῶτι τεθνηῶτος sind organisch nicht erklärbar. Zufällig hat sich die Lesart κεκλήγοντες κεκλήγοντας an mehreren Stellen in den besten Handschriften erhalten; aus den Scholien wissen wir, daß Herodian diese Form gut hieß (zu M 125), daß Aristarch in einer seiner Ausgaben κεκλήγοντες in der anderen κεκληγῶτες hatte (zu Ξ 30), und (zu Π 430) daß er die Form auf -ῶτες bevorzugte, vermutlich also diese in seiner zweiten Ausgabe durchgeführt hat; es ist ferner bekannt, daß im Lesbischen, Thessalischen, Böotischen das Partizip des Perfekts regelmäßig so wie das des Präsens dekliniert wurde. Fassen wir dies alles zusammen, so zeigt sich ein ganz natürlicher Hergang: athenische Schreiber, die von den äolischen Formen und ihrem Rechte bei Homer nichts wußten, schrieben unbekümmert um den Vers κεκληγότες κεκμηότι τεθνηότος anstatt der echten Formen mit ντ; dann kamen andre, die den metrischen Fehler bemerkten und, um ihn zu tilgen, nach Analogie der attischen τεθνεῶτος ἑστεῶτα jene Unformen schufen, die nun in unsern Ausgaben herrschen. — T 189 steht in den meisten Handschriften (darunter *A* und *Syr.*): μιμνέτω αὖθι τέως περ ἐπειγόμενός περ Ἄρηος; wenige Hdss. haben αὖθι τέως καὶ oder αὖθι τέως δὲ, mehrere (darunter *h*) αὖθι τέως γ(ε), endlich zwei nur αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Im Venetus *B* ist das Scholion erhalten: ἐν τοσούτῳ, ἐν ὀλίγῳ, δίχα τοῦ »πέρ«. (καὶ βραχὺ διασταλτέον ἐπὶ τὸ »τέως« πρὸς τὸ σαφές, καὶ ἵνα διὰ τῆς σιωπῆς τοῦ χρόνου τὸ μέτρον σώζηται.) ἐν δὲ ταῖς εἰκαιοτέραις μετὰ τοῦ »πέρ«. Ludw. Friedländer erkannte, daß hier Stücke von Didymos und von Nikanor verschmolzen sind; nur Anfang und Ende gehört dem ersteren. Da er die εἰκαιότεραι im Gegensatz zu Aristarch zu erwähnen pflegt, so scheint dessen Lesart die ohne περ gewesen zu sein: μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Allerdings trägt Ludwich (zur Stelle) Bedenken dies zu glauben, weil er keinen analogen Fall wisse, wo Aristarch so ἀμέτρως geschrieben habe. Aber wenn er, wie es doch den Anschein

hat (S. 73), einen Vers gelten ließ der ἕως ὃ ταῦθ' ὥρμαινε anfing, so konnte er auch wohl die metrische Lücke in τέως ἐπειγόμενος ertragen[2]). Übrigens kommt für unsre gegenwärtige Untersuchung nichts darauf an, ob Aristarch diese Lesart gehabt hat; daß sie sehr alt ist, geht daraus hervor, daß Nikanor sie erläutert und den in ihr enthaltenen metrischen Fehler zu entschuldigen sucht, und wird dadurch bestätigt, daß sich in unsern Handschriften noch drei andre Versuche zeigen die Lücke des Verses auszufüllen: καί, δέ, γε. Das Ursprüngliche aber kann auch in der Lesart von *B* nicht vorliegen; denn vor ἐπειγόμενος wird eine trochäische Wortform erfordert. Setzt man diese ein, so ergibt sich leicht die weitere Korrektur αὐτόθι für αὖθι. Dies alles hat Gottfried Hermann erkannt und, hoffentlich für immer, bewiesen. Die Geschichte des Textes an dieser Stelle ist etwas kompliziert, aber doch einleuchtend: αὐτόθι τῆος[3]) wurde unter attischem Einfluß in αὐτόθι τέως verschrieben, dieses von einem späteren Abschreiber mit halbem Verstande in αὖθι τέως korrigiert, endlich von einem Dritten der Anstoß in τέως ἐπειγόμενος bemerkt und durch Einschub eines sinnlosen περ beseitigt. Die Restaurationstünche, die entfernt werden mußte, war in diesem Falle in doppelter Schicht aufgetragen. Besonders häufig bot der Ausfall des ϝ den Anlaß zur Einschiebung eines Flickwortes oder Flickbuchstaben. Verbindungen wie οὐ γὰρ ἴδμεν (ρ 78), ὣς οἳ μὲν ἑκάτερθε (Υ 153), νῶι ἔολπα (Χ 216) mußten unrichtig erscheinen, sobald man sich nicht mehr daran erinnerte, daß im Anlaut von ἴδμεν, ἑκάτερθε, ἔολπα eigentlich ein Konsonant gesprochen werden sollte. In sehr vielen Fällen ließ man den Fehler ruhig stehen — zum Glück; denn aus ihnen hat dann Bentley seine Erkenntnis gewonnen; in einigen suchte man zu helfen: οὐ γάρ τ' ἴδμεν, οἳ μέν ῥ' ἑκάτερθε, νῶί γ' ἔολπα. So ist ein Teil jener γε, τε, ῥα entstanden, die im überlieferten Texte manchmal ganz sinnlos stehen und das Verständnis ebenso erschweren, wie die echten homerischen Partikeln es beleben und fördern.

Die mitgeteilten Proben sollten nur dazu dienen, die Art der Fehler, die schon in den Jahrhunderten vor der Zeit der Alexandriner in den Text gekommen sind, und die Methode, nach der sie erkannt werden können, anschaulich zu machen. Wer sich ein eignes Urteil über diesen

2) Zu Χ 379 (ἐπειδὴ τόνδ' ἄνδρα κτλ.) macht Aristonikos eine Bemerkung, die schließt: τὰ γὰρ τοιαῦτα ἐσημειοῦντο πρὸς κρίσιν ποιημάτων, ὅτι σπανίως (also doch manchmal) Ὅμηρος κακομέτρους ποιεῖ. Die Gesetze, an welche der Gebrauch der στίχοι ἀκέφαλοι, λαγαροί, μείουροι gebunden ist, hat erst Wilhelm Schulze (Qe. lib. III) untersucht und ins klare gebracht; vgl. unten Kap. 7. 3) So ist statt Hermanns τεῖος zu schreiben und entsprechend überall, ebenso wie die überlieferten εἵαται εἵατο in ἥαται ἥατο zu korrigieren sind; denn in dem *ē*-Laut steckt ein ursprünglicher *a*-Laut. Darüber s. G. Curtius Rh. Mus. N. F. IV (1846) S. 243 f. und Gdz.5 377.

Zweig der Forschung bilden will, wird nicht umhin können Bekkers »Homerische Blätter«, Naucks »Kritische Bemerkungen«[4]) und vor allem den klassischen Aufsatz von Jacob Wackernagel über »die epische Zerdehnung« in Bezzenbergers Beiträgen IV (1878) S. 259 ff. durchzuarbeiten, der in gedrängtem Gedankengang und mit wirksamer Anordnung der Beweismittel das Recht und die Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Textkritik entwickelt. Auch wenn manche der dabei als Material verwerteten Entstellungen des Textes heute nicht mehr behauptet werden können, woran der Verfasser selbst neuerdings erinnert hat (SUH. [1916] S. 66), so bleibt doch die Anlage seiner Untersuchung mustergültig. In ähnlicher Richtung bewegen sich die »Quaestiones epicae« von Wilhelm Schulze (1892), ein Werk umfassender Gelehrsamkeit und glücklichen Scharfsinns, das manche frühere Ansicht berichtigt, ergiebige neue Gesichtspunkte der Beurteilung aufgestellt hat. Seinen Grundgedanken hat der Verfasser sicher bewiesen: daß früher die Abneigung gegen die Annahme metrischer Dehnungen zu weit gegangen war, daß solche in Wirklichkeit vielfach vorgekommen sind, wenn auch nur unter ganz bestimmten, einen eigentlichen Zwang enthaltenden Umständen. Um diese festzustellen und damit scharfe Grenzen zu gewinnen, bedurfte es sorgfältiger Prüfung im einzelnen: ob eine auffallende Länge, die bei Homer erscheint, historisch berechtigt sei, oder unter dem Zwange des Metrums der Dichter eine kurze Silbe statt einer langen gebraucht habe; und von dieser zweiten Gattung waren wieder solche Fälle zu trennen, in denen die scheinbare Länge nicht dem Dichter ihren Ursprung verdanken kann, sondern erst in den Zeiten schriftlicher Überlieferung als halbgelehrte Korrektur für eine unmetrische Schreibung entstanden sein muß, wie z. B. εἰῶ (Δ 55), Konjunktiv εἰῶμεν (σ 420. φ 260) aus attischem ἐῶ, ἐῶμεν, das sorglose Schreiber für homerisches ἐάω, ἐάωμεν gesetzt hatten. In diesen Einzelfragen hat Schulze natürlich manchen Widerspruch erfahren; und hier bleibt immer noch für Meinungsverschiedenheiten ein Spielraum. Gefördert wurde die Forschung auch durch die im J. 1903 erschienene Dissertation von Kurt Eulenburg, der nur darin wohl irrte, daß er für die dritte Gruppe von Dehnungen, die wir als fehlerhaft bezeichnen müssen, die alexandrinische Wissenschaft verantwortlich machte und nicht die ungelehrte schriftliche Überlieferung,

4) In den Jahrgängen 1861—1885 des Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Leider sind diese Untersuchungen unter deutschen Philologen wenig bekannt geworden, obwohl sie in dem ganz gleichlautenden Abdruck in den Mélanges Gréco-Romains bequem und billig zu haben waren. Eine kleine Vorstellung von dem, was Nauck gewollt hat, und von der Art seines Arbeitens gibt meine Besprechung seiner Ilias in den »Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin« V (1879) S. 204—215. VII (1881) S. 2—15; vgl. ebenda X (1884) S. 311 ff. 325 f.

die ihr voranging[5]). Aus neuerer Zeit gehören in diesen Zusammenhang die Arbeiten von Hermann Jacobsohn, der an Fülle des herangezogenen Stoffes wie des aufgebotenen Scharfsinnes mit Wackernagel und Wilh. Schulze wetteifert, während er in der Fruchtbarkeit an bestimmten Ergebnissen hinter den Vorbildern zurückbleibt, auf die Kunst, verwickelte Zusammenhänge klarzulegen, anscheinend mit Bewußtsein verzichtet hat[6]).

2. Daß für die Rekonstruktion eines voralexandrinischen Homertextes überhaupt etwas an sicheren Resultaten gewonnen werden könne, hat zu allen Zeiten Arthur Ludwich aufs entschiedenste bestritten. Von seinem großen Werk über Aristarch war der ganze zweite Band (1885) als Pamphlet gegen die sprachgeschichtliche Kritik des Homertextes gemeint, und auch später hat er im Kampfe nicht nachgelassen[7]). Dabei war sein Verfahren geeignet, ihn selbst und harmlose Leser irrezuführen. Er griff ein älteres Buch heraus, dessen Übertreibungen und Verkehrtheiten von den Anhängern Bentleys und Bekkers entschieden abgelehnt werden, die ϝιλϝιάς und ῾Οδύσσεια des Engländers Payne Knight (1820), machte diesen zum eigentlichen Vertreter der bekämpften Richtung und hatte sich damit die Kategorien »Knightianer« und »Knightianismus« geschaffen, in die er die ihm unsympathischen Erscheinungen nur einzuordnen brauchte, um mit ihrer Verurteilung fertig zu sein. Immerhin ergab sich aus einer von ihm aufgestellten Statistik, daß Payne Knight doch schon recht viele brauchbare Gedanken gehabt hat, also die Geringschätzung gar nicht verdient, mit der Ludwich von ihm spricht. So wollen wir es uns in Zukunft gern gefallen lassen, als Anhänger des »Knightianismus« bezeichnet zu werden. Es ist sonst schon vorgekommen, daß ein Scheltname zum Ehrentitel wurde.

Wichtiger sind die prinzipiellen Einwendungen, mit denen Ludwich die sprachgeschichtliche Methode der Homerkritik zu widerlegen und abzusperren meint. Sie lassen sich in drei Sätze zusammenfassen, deren einer lautet: »Homerisch ist nicht Urgriechisch.« Aber das behauptet auch niemand. Freilich sind Bentley, Bekker und ihre Nachfolger in

---

5) Eulenburg, Zur Vokalkontraktion im ionisch-attischen Dialekt, IF. 15 S. 129—211; zur Begründung des oben gemachten Einwandes vgl. S. 159. 160. 189. 6) Jacobsohn, Der Aoristtypus ἆλτο und die Aspiration bei Homer, Philol. 67 (1908) S. 325—365. 481—530. Ders., Beiträge zur Sprache und Verstechnik des homerischen Epos, Herm. 44 (1909) S. 78—110. Ders., Äolische Doppelkonsonanz, Herm. 45 (1910) S. 67—124. 161—219.

7) Anknüpfungspunkte bot das Hervortreten der Homerausgabe von J. van Leeuwen und M. B. Mendes da Costa, ferner die erste Auflage meines hier vorliegenden Buches. Die Odyssee der beiden Holländer wurde von Ludwich rezensiert BphW. 1892 S. 1189 ff.; gegen mich wandte sich sein Aufsatz »Der Knightianismus und die Grundfragen der Homerkritik« in Fleckeisens Jahrb. 153 (1896) S. 1—17.

dem Bestreben, dem Dichter seine ursprüngliche Sprache wiederzugeben, vielfach zu weit gegangen und haben ihm Formen zugeschrieben, die in der Zeit, als Ilias und Odyssee in ihrem jetzigen Umfange geschaffen wurden, nicht mehr lebendig waren. Darum bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Dialekt, in dem die beiden Epen gedichtet sind, in Lauten und Formen viel altertümlicher war als die Literatursprache des vierten, dritten, zweiten Jahrhunderts vor Chr.; und daraus folgt, wir mögen wollen oder nicht, die Forderung, daß wir die Verderbnisse des Textes aufspüren und wegschaffen, die unter dem allmählichen Einfluß der modernen Sprache unvermeidlich eindringen mußten. — Aber diese Modernisierung hat niemals stattgefunden, erwidert Ludwich; und das ist sein zweiter Haupteinwand. »Nirgend und zu keiner Zeit«, so schreibt er (AHT. II 117), »stoßen wir bei den Griechen auf einen Homertext, welcher unzweideutige Spuren eines solchen Versuches an sich trüge.« Natürlich nicht; denn ein solcher »Versuch« ist eben nicht gemacht worden. Es handelt sich gar nicht um eine »planmäßig und systematisch durchgeführte Überarbeitung« (II 388); eine solche hatte Nauck vorausgesetzt, war aber wohl selbst schon davon zurückgekommen. Was wir heute behaupten, ist nur, daß unmerklich und unwillkürlich, höchstens hier und da im einzelnen durch das Streben nach Deutlichkeit getrieben, Abschreiber und Buchhändler zeitgerechte Formen an Stelle der altertümlichen eingesetzt haben. Das eine Πηλῆος, das Ludwich selber λ 478 statt des überlieferten, metrisch anstößigen, der attischen Schriftsprache entstammenden Πηλέως hergestellt hat, reicht aus, um an die Tatsachen zu erinnern, gegen die sein Protest vergebens angeht.

Das dritte allgemeine Bedenken beruht darauf, daß für die Periode, in welche diese Kritik hinaufsteigt, äußere Zeugnisse fehlen; gegen »innere Gründe« aber hat Ludwich ein unüberwindliches Mißtrauen (AHT. II 413 f.). Statt dessen empfiehlt er, »die äußeren Zeugnisse einer genaueren und gründlicheren Prüfung zu unterwerfen«, und nennt davon »die Mitteilungen der Alexandriner, die Zitate und die Codices«. Nun, was die Alexandriner betrifft, so hatten sie einen besonders wichtigen und viele Beispiele umfassenden Fall von Modernisierung, die Übertragung aus älterem in jüngeres Alphabet, richtig erkannt; davon wird im folgenden Kapitel zu handeln sein. Zitate, die sich bei Platon, Aristoteles u. a. finden, gehören bereits der Zeit an, in der die attische Schriftsprache herrschte, und stehen durchweg unter ihrem Einfluß, eine Erscheinung, die Wilamowitz HU. 299 f. richtig gewürdigt hat; so ist von ihnen für unsern Zweck nicht viel zu hoffen. Die Handschriften endlich, auch die Papyri, sind erst entstanden, nachdem der Vorgang, um den es sich hier handelt, abgeschlossen war. Trotzdem haben sich hier und

da versprengte Zeugnisse oder Spuren altertümlicher Schreibweise erhalten, naturgemäß in den Papyris, worüber in Kap. I berichtet ist, mehr als in den Pergamenthandschriften; auf Einzelheiten soll später noch eingegangen werden. In der Hauptsache bleibt es doch wie es gewesen ist: wer die Gestalt erkennen will, die der Homertext zu einer Zeit hatte, in welche seine schriftliche Überlieferung mit erhaltenen Denkmälern überhaupt nicht zurückreicht, der muß sich entschließen auch anderen als direkten schriftlichen Zeugnissen zu glauben; wer dies letztere nicht will, der mag — für seine Person — mit der Betrachtung ein für allemal diesseits der bezeichneten Grenze stehen bleiben. Nur soll er andre nicht hindern wollen weiter zu forschen.

Ludwich scheidet (AHT. II 462) begrifflich genau zwischen *recensio* und *emendatio* und bezeichnet Arbeitsteilung in der Wissenschaft als eine Notwendigkeit (S. 199). Aber es ist ihm nicht gelungen diesen guten Grundsatz durchzuführen, ja er scheint es nicht einmal sehr energisch versucht zu haben (vgl. ebenda S. 227). Sein eigner Text bietet keineswegs ein ganz getreues Bild der Überlieferung. Während er seine Gegner deswegen tadelt, weil sie nach »Analogie- und Vernunftschlüssen« den Text zurechtmachten, ist er doch auch selber vielfach der Analogie zuliebe von der Überlieferung abgewichen. Wie bitter spottet er über uns Knightianer, die statt der organisch nicht erklärbaren zerdehnten Formen der Verba auf -άω die unkontrahierten herstellen; aber η 114 und ν 196, wo die meisten und besten Hdss. τηλεθάοντα haben, macht er daraus nach entgegengesetzter Analogie τηλεθόωντα, während er nun wieder in der Ilias τηλεθάοντες Χ 423, τηλεθάον Ρ 55 nicht geändert hat. Mit Recht hat er ἤλυθ' ἰωή Κ 139 und ρ 261 beibehalten; denn auf das anlautende ϝ wollte er ja nicht, wie Nauck und Fick, Rücksicht nehmen. Aber warum hat er π 14 ἤλυθ' ἄνακτος, das doch sämtliche Handschriften haben, nicht geduldet, sondern mit Wolf u. a. in ἦλθεν ἄνακτος geändert? Es ist wohl nicht nötig Beispiele zu häufen. Obgleich er zweimal (AHT. II 174 und in der Praefatio der Odyssee p. xx) Lachmanns strenge Grundsätze über das Geschäft der *recensio* zustimmend zitiert, hat er doch selbst gar nicht selten in die weitere Arbeit der *emendatio* vorausgegriffen. Psychologisch läßt sich der Widerspruch wohl erklären. Ludwich besitzt, wie ja auch seine Nonnos-Konjekturen zeigen, zu viel philologischen Sinn, als daß er nicht die innere Berechtigung mancher von den Korrekturen, durch die man den überlieferten Text verbessert hat, empfinden sollte. Andrerseits ist seine allgemeine Abneigung gegen ein Argumentieren aus inneren Gründen und sein Mißtrauen gegen eine historische Wissenschaft, die den Boden der unmittelbaren schriftlichen Nachrichten verläßt, doch so stark, daß er nicht vermocht hat seine tat-

sächliche Annahme einer Reihe einzelner Resultate zu einer prinzipiellen Anerkennung der Methode, durch die sie gewonnen sind, zusammenzufassen. Ja, noch mehr! Im Eifer des Gefechtes hat sich ihm der berechtigte Entschluß, mit seinen eignen Studien diesseits der durch die Alexandriner bezeichneten Grenze stehen zu bleiben, zu dem unberechtigten Wunsche verschoben, auch andre zu hindern, daß sie darüber hinausgehen. Daher die bittere und unfruchtbare Polemik, durch die er sich und anderen die Freude an dem, was er geleistet hat, verkümmert. Er hält uns für seine Gegner, während er unser Mitarbeiter ist.

3. Daß innerhalb der Richtung, die er bekämpft, nicht volle Einigkeit herrscht, kann nur der beklagen oder belachen, der nicht einsieht, daß es so sein muß. Kein Verständiger mag heute noch alle Lesarten von Bentley, Bekker, Nauck oder auch nur alle Grundsätze ihrer Kritik gut heißen; aber deshalb haben sie ihre Fehler gemacht, damit wir daraus lernen können. Unter diesen Fehlern ist besonders einer von fundamentaler Bedeutung.

Vorher wurde erwähnt (S. 74 f.), daß vielfach die neuere Kritik, indem sie Flickworte wie τε, γε, δέ beseitigte, zugleich eine altertümlichere Sprachform herzustellen und den Sinn zu verbessern vermocht hat. Es kommt aber auch vor, daß, wenn man ein solches Wörtchen um des Digammas willen oder aus einer verwandten Rücksicht streicht, der Gedanke keineswegs gefördert, vielmehr geschädigt wird. So ist Ω 16 (τρὶς δ᾽ ἐρύσας περὶ σῆμα Μενοιτιάδαο θανόντος αὖτις ἐνὶ κλισίῃ παυέσκετο) das δέ hinter τρίς zur Fortführung der Erzählung kaum zu entbehren; und doch hat Heyne τρὶς ϝερύσας empfohlen, Fick und die beiden Holländer haben so geschrieben. Auch Ξ 459 schreiben die beiden letzteren zum Nachteil der Syntax nicht, wie überliefert ist: τοῖς δ᾽ Ὀδυσεὺς μετέειπε, sondern τοῖσ᾽ Ὀδυσεύς, um die ältere und vollere Dativendung, die dann nur vor vokalischen Anlaut elidiert wäre, möglich zu machen. Rührend ist in der Frage des Kyklopen an seinen Widder ι 452 (ἦ σύ γ᾽ ἄνακτος ὀφθαλμὸν ποθέεις;) gerade das γε; trotzdem ist es bei Payne Knight, Bekker[2], Nauck, van Leeuwen dem ϝ von ϝάνακτος zum Opfer gefallen. Das gibt doch zu denken. Und fast noch schlimmer ist es, wenn die sprachliche Reformierung des Textes nicht selten umgekehrt dazu führt, daß jene kleinen Wörter erst eingefügt werden, obwohl der logische Zusammenhang sie nicht fordert, oft nicht einmal verträgt. Um den Hiatus zu tilgen, schrieb Bentley Ω 641 καί τ᾽ αἴθοπα ϝοῖνον statt καὶ αἴθοπα, Ω 528 ἕτερος δέ τ᾽ ἐάων statt δὲ ἐάων, T 288 ζωὸν μὲν σέ γ᾽ ἔλειπον für σε ἔλειπον. An dieser Stelle empfahl Bekker[2] σ᾽ ἄρ᾽ ἔλειπον, van Leeuwen und da Costa halten σ᾽ ἔλιπόν γε für das Richtige: nach dem Sinn fragen die Verbesserer in solchem

Falle nicht, die modernen so wenig wie — z. B. T 189 (oben S. 74) — die alten. Dasselbe haben wir Z 123: τίς δὲ σύ ἐσσι, φέριστε, wo Bentley γ' einschob, und Υ 205: ὄψει δ' οὔτ' ἄρ πω σὺ ἐμοὺς ἴδες οὔτ' ἄρ' ἐγὼ σούς, wo der gleiche Zusatz von Heyne empfohlen und von den beiden Holländern angenommen worden ist. Eine Reihe weiterer Beispiele sind in der Praefatio meiner Ilias p. IX zusammengestellt. Der prinzipielle Fehler, der mit solchen Konjekturen begangen wird, besteht darin, daß man, um einen Anstoß zu beseitigen, einen anderen einführt. Daß Homer die Partikel, welche die Bedingtheit bezeichnet, in doppelter Form gebraucht, ist auffallend; innerhalb der epischen Sprache hat ohne Zweifel das äolische κεν vor dem ionischen ἄν den Vorzug der Ursprünglichkeit: so konnte der Wunsch entstehen, möglichst alle Beispiele von ἄν in κεν zu verwandeln, damit ein gleichmäßig altertümlicher Sprachgebrauch hergestellt würde. Aber ἐπήν vor konsonantischem Anlaut ließ sich nicht in ἐπεί κε ändern; deshalb haben die beiden holländischen Herausgeber in solchen Fällen (z. B. δ 412. 414. κ 411. χ 440) einfach ἐπεί geschrieben und die regelrechte Verbindung des Konjunktivs mit ἄν im Temporalsatze zerstört. Ebenso liest man bei ihnen π 276: εἴ περ καὶ διὰ δῶμα ποδῶν ἕλκωσι θύραζε, anstatt des überlieferten und syntaktisch richtigen ἤν περ κτλ. Allerdings findet sich ja bei Homer gelegentlich auch der bloße Konjunktiv da gebraucht, wo wir den mit ἄν oder κεν erwarten; z. B. A 163 f.: οὐ μὲν σοί ποτε ἶσον ἔχω γέρας, ὁππότ' Ἀχαιοὶ Τρώων ἐκπέρσωσ' εὖ ναιόμενον πτολίεθρον, oder ρ 9: πρίν γ' αὐτόν με ἴδηται. Aber das sind Ausnahmen, die als Sporn zu weiterer Untersuchung dienen mögen; aller gesunden Kritik widerspricht es, sie ohne Not zu vermehren und eine klar bestehende syntaktische Analogie zu schädigen, damit einer formalen Analogie aufgeholfen werde. Eine ähnliche störende Wechselwirkung zwischen sprachgeschichtlichen und logischen Rücksichten haben wir in einem einzelnen Falle λ 474: σχέτλιε, τίπτ' ἔτι μεῖζον ἐνὶ φρεσὶ μήσεαι ἔργον; So fragt Achilleus den in die Unterwelt hinabgestiegenen Kriegsgefährten und meint, vollkommen verständlich: was bleibt dir nun noch Größeres zu tun übrig? Aber wenn dem letzten Worte sein ϝ zurückgegeben wird, so kann der Auslaut von μήσεαι nicht verkürzt werden; deshalb schrieb Payne Knight εμηδσαο ϝεργον, Nauck und La Roche erwähnen empfehlend μήσαο, und die Holländer haben es wirklich in den Text gesetzt. Der Komparativ hat nun eine ganz andre Beziehung: warum ersannst du eine noch größere Tat — als die Zerstörung Trojas? Der Gedanke, der vorher kräftig war, hat alles Leben verloren.

Diese Stelle ist darum besonders lehrreich, weil wir an ihr noch einen zweiten Versuch haben die ältere Form ϝέργον möglich zu machen:

Bekker schrieb: μήσεαι ϝέργον, so daß εαι mit Synizese, also tatsächlich zusammengezogen, zu sprechen ist. Das ist nun vollends eine trügerische Hilfe. Denn ob dergleichen durch die Schrift bezeichnet wird oder nicht, ist im Grunde unwesentlich; das entscheidende Zeugnis für kontrahierte oder offene Form liegt im Metrum. In Papyris findet es sich, eben mit Bezug auf Kontraktion und Synizese, ein paarmal, daß die den Vers störende Lesart erst von zweiter Hand eingetragen ist. Man gewinnt den Eindruck, daß unter den Trägern der schriftlichen Überlieferung gerade die denkenden oft mehr auf Altertümlichkeit der Sprachform, auf logische oder etymologische Deutlichkeit Rücksicht nahmen als auf das Metrum. Darin werden wir ihnen nicht folgen, sondern gerade aus den Verhältnissen des Verses zu lernen suchen. Wer überliefertes εἰκυῖα in ἐικυῖα, ὅ σφιν εὖ φρονέων in ἐΰ φρονέων, ἠῶ δῖαν in ἠόα δῖαν verwandelt, weil der Vers die offene Form fordert oder empfiehlt, der muß auch die kontrahierte Form beibehalten oder herstellen, wo nun umgekehrt diese dem Metrum angemessen ist. Schließlich kommt es auf die Schreibung weniger an als auf die Aussprache; gesprochen aber wurden ἠρίθμεον, Πολυδεύκεα, τεμένεα, νεμεσσηθέωμεν, γνώσεαι ἔπειτα jedenfalls mit Kontraktion. Auf dieser Ansicht beruhen auch die Untersuchungen von Friedrich Bechtel in seinem 1908 erschienenen Buche »Die Vocalcontraction bei Homer«. Wie er, gegen Brugmann, die Auflösung kontrahierter Silben, die als solche durch das Metrum nicht geschützt sind, verteidigt, so läßt er auch in umgekehrter Richtung das Metrum entscheidend sein und rechnet Vokalgruppen, die im Verse einsilbig gesprochen werden mußten, als Beispiele von Kontraktion[8]. »Synizese«, wie die Alten sagten, ist in Fällen dieser Art nur ein andrer Name für dieselbe Sache. Wenn also Bekker μήσεαι ἔργον in μήσεαι ϝέργον änderte, so hat er eine überlieferte offene Form durch eine kontrahierte ersetzt, also, um die Lautgestalt von ἔργον altertümlich zu machen, die des benachbarten Wortes modernisiert.

Übrigens fehlt es bei ihm und andern Herausgebern nicht an Beispielen, in denen sie selber sich dieses Verhältnisses bewußt geworden sein müssen. Für überliefertes ἐπὶ ξείνοις γελόωντες υ 374 empfahl Nauck (1874) ἐπὶ ξείνοισι γελῶντες, und fünf Jahre später setzte er unter denselben Verhältnissen in der Ilias Υ 394 ἐπισσώτροισι δατεῦντο in den Text

8) Zur Beurteilung von Bechtels Buch vgl. meine Rezension. WklPh. 1909, Sp. 57—72, und Kurt Witte, »Die Vocalkontraktion bei Homer« Glotta IV (1912), S. 209—242. Die Art, wie er einen an sich gesunden Gedanken durchgeführt hat, leidet an dem inneren Widerspruch, daß er die sprachgeschichtliche Buntheit des epischen Dialektes zwar grundsätzlich anerkennt, praktisch aber bemüht ist, aus denjenigen Teilen der beiden Epen, die er — nach Wilamowitz und Robert — für echt hält, jüngere Laut- und Flexionsformen durch Korrektur oder Athetese zu beseitigen. Vgl. auch Kap. 6 III.

statt ἐπισσώτροις δατέοντο, stellte also die vollere und ältere Endung des Dativ Plur. dadurch her, daß er am nachfolgenden Verbum die jüngere, kontrahierte Form einführte. Um des Digammas willen verwandelten Heyne und ihm folgend Bekker[2] und Nauck ἐθέλῃσ' εἰπόντος Z 281 in ἐθέλῃ (ϝ)ειπόντος, beseitigten also die Altertümlichkeit an der Konjunktivform, um sie im Anlaut des folgenden Wortes wieder zu gewinnen. Dativ-Endung und ϝ stoßen zusammen T 424 in πρώτοις ἰάχων; hier bevorzugte Bentley das erste Wort, indem er πρώτοισιν ἐών vorschlug, Bekker[2] und Nauck das zweite, indem sie πρώτοις (ϝ)ιάχων schrieben. Digamma und Kontraktion treffen zusammen Ψ 787, wo ὔμμ' ἐρέω überliefert ist und von Bekker[2], Nauck u. a. in ὔμμι (ϝ)ερέω verwandelt wird, wieder mit sogenannter Synizese; aber Ω 354 hat Bekker die Kontraktion auch in der Schrift bezeichnet; aus φραδέος νόου ἔργα τέτυκται machte er nach Bentleys Vorschlag φραδέος νοῦ ϝέργα. Nicht nur die ältere, unkontrahierte Form hat er hier zerstört, sondern zugleich den Daktylus vor der bukolischen Diärese, den er doch sonst nach Möglichkeit sogar durch Konjektur herstellt. In denselben Widerspruch mit sich selbst gerät Nauck N 163, wenn er einstimmig bezeugtes ἀπὸ ἕο, δεῖσε in ἀπὸ εὗ, δεῖσε korrigiert, um dem Anlaut δϝ sein Recht zu geben. Umgekehrt, d. h. ebenso verfährt Bechtel (Vocalcontraction 90), wenn er, um die kontrahierte Form in ἐμεῦ ἔπος X 454 zu beseitigen, ἐμεῖ' ἔπος vorschlägt, mit Vernachlässigung des Digammas. Gelegentlich ist die unbequeme Zwickmühle, in der man mit solchen Korrekturen hin- und herzieht, schon im Altertum empfunden worden: τ 136 gewinnen wir aus den Handschriften die Lesart ἀλλ' Ὀδυσῆα ποθεῦσα, aber Aristarch schrieb ἀλλ' Ὀδυσῆ ποθέουσα. Wer hier die Kontraktion im ersten Worte nicht will, muß sie im zweiten annehmen, und umgekehrt. Γ 10 standen in den Ausgaben, mit denen die Alexandriner arbeiteten, ἠύτ' ὄρευς und εὖτ' ὄρεος einander gegenüber; Aristarch entschied sich für das zweite, und so haben es alle unsere Hdss. In Fällen dieser Art tut man offenbar am besten von jeder Änderung des Textes abzusehen und das, was gerade überliefert ist, stehen zu lassen. Vor Jahren habe ich Nauck gegenüber diesen Grundsatz geltend gemacht, dann in Besprechung der Holländischen Iliasausgabe (BphW. 1889, S. 1519 f.) etwas eingehender darüber gehandelt; im ganzen 30 Fälle sind in der Praefatio zu meiner Ilias (1890, p. VII sq.) zusammengestellt, im vorstehenden noch um einige Stücke vermehrt worden. Nach wie vor behaupte ich: »eine kritische Methode, die auch nur in ein paar dutzend Fällen zum Widerspruche mit sich selbst führt, kann nicht einfach die richtige sein.«

Aber damit ist die Sache nicht abgetan. Wenn ein an sich rationelles Verfahren in einer bestimmten Gruppe von Fällen zu Verkehrtheiten

6*

führt, so wäre es doch auch voreilig das ganze Verfahren aufzugeben; der Einschränkung und Berichtigung bedarf es, und diese muß aus der Natur eben der anstößigen Fälle gewonnen werden. Das Gemeinsame in ihnen war, daß an einer einzelnen Stelle von den Rücksichten, um deren willen der Text reformiert werden sollte, mehrere zusammentrafen, und ferner, daß dieses Zusammentreffen ein feindliches war. Wie aber, wenn die verschiedenen Tendenzen einander nicht aufheben sondern gegenseitig unterstützen? Die Kontraktion der mittelsten Silbe in Ἀτρείδης, aus älterem *Ἀτρεϝίδης, ist bei Homer auffallend. Nun finden sich die Patronymica nicht nur immer so gestellt, daß der Diphthong ει in der Senkung liegt, sondern auch besonders oft so, daß ihr Genitiv den Vers schließt und zu einem Spondiacus macht. Ἀτρείδαο z. B. gebraucht Homer im ganzen 27 mal, und davon kommen 20 Beispiele auf den Versschluß. Wenn wir hier Ἀτρεΐδαο einsetzen, so werden Sprachform und Metrum zugleich verbessert. Dasselbe gilt von Ausgängen wie ἠῶ δῖαν oder Καλυψοῦς ἠυκόμοιο; denn der vierte Fuß vor folgender Diärese ist beinahe ebenso selten ein Spondeus wie der fünfte. Ein Versausgang ἔργ' εἰδυίας (z. B. I 128) bietet, vom Spondeus abgesehen, doppelten Anstoß: Verletzung des Digammas und modern entstellte Femininform (vgl. oben S. 73); hier wirken also drei Gründe zusammen, um die Korrektur ἔργα ἰδυίας zu empfehlen. Wörtchen wie τε, ῥα, γε erscheinen oft bedeutungslos gebraucht; und es wäre freilich vorschnell gehandelt, wenn man sie überall da, wo man sie nicht versteht, wegstreichen wollte. Aber wenn der logische Anstoß, den sie bieten, mit einem sprachgeschichtlichen, etwa der Verletzung des ϝ zusammentrifft, so ist der Verdacht berechtigt, daß sie erst durch Unkenntnis der homerischen Sprachform in der Zeit der schriftlichen Überlieferung eingedrungen seien; aus οὐ γάρ τ' ἴδμεν machen wir οὐ γὰρ (ϝ)ίδμεν (κ 190), aus μέν ῥ' ἑκάτερθε (Υ 153) μὲν (ϝ)εκάτερθε. Auch das kann vorkommen. daß eine doppelte Unklarheit des Sinnes zu einer und derselben Korrektur hindrängt. In dem Verse μ 44: ἀλλά τε Σειρῆνες λιγυρῇ θέλγουσιν ἀοιδῇ, ist τε unverständlich, während das Fehlen des Objektes unbequem sich fühlbar macht; die holländischen Herausgeber haben also recht getan, nach einer bei Nauck erwähnten Konjektur τε in den Akkusativ des Pronomens der dritten Person zu verwandeln.

Die angeführten Beispiele genügen, um den Grundsatz deutlich zu machen, den wir gewinnen wollten: die Reformierung des Homertextes muß sich gänzlich fernhalten von all den Fällen, wo grammatische, logische oder metrische Rücksichten einander widersprechen; sie mag zunächst auch auf solche Änderungen verzichten, die durch eine einzelne dieser Rücksichten veranlaßt sein würden; dagegen darf sie mit Zu-

versicht überall da eingreifen, wo zwei oder mehrere Gründe der beschriebenen Art zusammenwirken, um dieselbe Korrektur zu empfehlen.

Endlich gibt es auch Stellen, an denen das zutrifft, was Ludwich allgemein forderte, wo eine sprachwissenschaftlich begründete Änderung in der Überlieferung selbst einen Anhalt findet. Ein Beispiel dieser Art ist schon (S. 74) erwähnt, T 189, wo im Ven. *B* steht: μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Ein anderes hat Ludwich hervorgehoben, ι 360, wo Gottfried Hermanns Konjektur ὣς ἔφατ᾽· αὐτάρ οἱ αὖτις πόρον jetzt durch den Laurentianus *F* bestätigt ist. Ludwich, der dies (Praef. Od. p. XV) zu Hermanns wie zu des Codex *F* Ehre erwähnt, hat nur unterlassen hinzuzusetzen, daß die Konjektur, die hier *sagaciter* ausgedacht war und nun *egregie* bewährt ist, auf eben dem Prinzip beruhte, das er selbst so leidenschaftlich bekämpft: das *ϝ* hatte zu ihr den Anlaß gegeben. Walter Leaf hat (JPh 20 [1892] S. 250) eine wertvolle alte Lesart aus zwei Pariser Handschriften ans Licht gezogen, ἀκλεέες statt ἀκληεῖς M 318, wodurch hier Payne Knight ebenso gerechtfertigt wird wie ι 360 Gottfried Hermann. Im ganzen muß man doch mit der Annahme solcher Bestätigungen vorsichtig sein, um nicht durch Zufälligkeiten getäuscht zu werden. Sicher verkehrt ist es in dem Verse δ 672 (ὡς ἂν ἐπισμυγερῶς ναυτίλλεται εἵνεκα πατρός) die Schreibung mit einem λ, die sich ebenfalls in *F* findet, als Beweis dafür anzuführen, daß Paech (bei Curtius Verb. II 72) mit Recht ναυτίλεται als Konj. Aor. gefordert habe. Van Leeuwen und Mendes da Costa, die (Praef. Od.² [1897] p. XVIII) solchen Gebrauch von der Variante machen, haben nicht bedacht, daß die Unterlassung der Gemination zu den geläufigsten Fehlern dieser sonst guten Handschrift gehört. Reichere Ernte verdanken wir auf diesem Felde den Papyris, wovon im ersten Kapitel (S. 24 ff.) Beispiele gesammelt sind.

4. Mit dem soeben gewonnenen textkritischen Grundsatze gelangen wir nun freilich dazu, dieselbe sprachliche Erscheinung in verschiedenem Zusammenhange verschieden zu behandeln. Bentley und Bekker waren doch von dem Gedanken ausgegangen, daß durch den Wegfall später Entstellungen den homerischen Gedichten eine überall gleichmäßige, altertümliche Sprachform gegeben werden sollte; nun ist durch ein langes und mühsames Korrekturverfahren weiter nichts erreicht, als daß dieselbe Buntheit, die der überlieferte Text bot, nur mit etwas anderer Verteilung der Farben, wieder hervortritt. Aber das darf uns nicht verdrießen. Auch sonst kommt es in der Wissenschaft vor, daß die Forschung etwas anderes findet, als wonach sie gesucht hatte. Allerdings bleibt es nun dabei, daß in der homerischen Sprache Lautgestalten, Flexionsformen und syntaktische Gewohnheiten aus älteren und jüngeren Perioden miteinander vermischt sind; aber es macht einen großen Unterschied, ob

wir diese Anschauung einem Text entnehmen, den wir auf Treu und Glauben so beibehalten haben, wie er zufällig in den Handschriften aussah, oder einem Texte, der durch Prüfung innerer Gründe gewonnen ist. Der Wert einer so gesichteten Mannigfaltigkeit zeigt sich darin, daß sie zu weiteren Folgerungen treibt. Bekker und Nauck hatten es nicht vermieden auch aus solchen Versen die späten Laut- und Flexionsformen auszutreiben, die sie selber für unecht erklärten: dagegen hat Ludwich (AHT. II 477) mit Recht Einspruch erhoben. In den unter den Text verwiesenen Versen hätte Bekker das ϝ nicht schreiben dürfen, wenn er doch die Verse für interpoliert hielt; er hätte in ihnen eine Vernachlässigung des ursprünglichen Lautes mit Freuden als Bestätigung seiner Athetese begrüßen müssen, anstatt sie durch Emendation zu beseitigen. »Der Homer muß die Spuren seiner allmählichen Werdung auch in den Kleinigkeiten behalten«: so hatte einst (1809) Wolf an Bekker geschrieben, und an diese Worte hat Ludwich (II 230) wieder erinnert. Es gilt, mit der darin ausgesprochenen Erkenntnis Ernst zu machen. Seitdem einmal beobachtet war, daß γε, ῥα, τε bei Homer vielfach bedeutungslos oder gar sinnstörend als metrische Füllstücke verwendet sind, konnte der Wunsch nicht unterdrückt werden, sie als Zusätze von Abschreibern oder halbwissenden Korrektoren zu erweisen und aus dem Texte zu entfernen. Aber wenn die gewissenhafte Befolgung dieses Strebens zuletzt wieder dahin führt, den gedankenlosen Gebrauch in einer beträchtlichen Zahl von Beispielen als Tatsache anzuerkennen, so muß der Zweifel verstummen und die Einsicht Platz greifen, daß schon den epischen Dichtern selber für diese wie für manche andre Elemente ihrer Sprache das lebendige Verständnis zu schwinden begonnen hatte. Mit dem ϝ ist es ebenso. Bentley, Bekker, Nauck mußten von der Überzeugung ausgehen, daß das ϝ dem homerischen Dialekt so gut wie jeder andre Laut angehöre und in Ilias und Odyssee nirgends fehlen dürfe; nur aus dieser Überzeugung konnten sie den Mut schöpfen zu dem wertvollen Experiment, das einmal gemacht werden mußte, diesen Laut durchweg wiederherzustellen. Aber nachdem dieser Versuch in vielen Fällen zwar gelungen, zum guten Teil aber gescheitert ist und sich selbst widerlegt hat, sollen wir ihn nicht immer von neuem anstellen, noch weniger freilich ihn tadeln, sondern aus der Art, wie er mißlungen ist, den rechten Schluß ziehen: die epischen Gesänge, deren abschließende Redaktion in unserer Ilias und Odyssee vorliegt, sind in einer Mundart gedichtet, die den Laut des ϝ nicht mehr besaß. Die Sänger selbst wußten nicht mehr, warum sie ἀπὸ ἕο, μέγα ἰάχων, τόξον οἶδα sagten, warum sie den Hiatus vor gewissen Worten sich gefallen ließen, sondern sie gebrauchten diese Freiheiten, weil sie in zahlreichen formelhaften Wendungen, in Versen und Vers-

gruppen, die man aus einer früheren Periode der Dichtung übernommen hatte, von altersher vorkamen. Wer also heute einen sprachgeschichtlich reformierten Homertext druckt, der handelt falsch, wenn er das Ϝ mit aufnimmt; aber Bentley ist es, dem diese Erkenntnis verdankt wird.

Das Resultat, das wir damit vorwegnehmen, während der volle Beweis einem späteren Kapitel vorbehalten bleibt, ist doch nicht bloß negativ; es verhilft uns zu einem deutlichern Bilde von dem Zustand der homerischen Sprache. Ein gebildeter Franzose unserer Zeit unterscheidet mit Sicherheit zwischen *h muette* und *h aspirée*, auch wenn er nicht weiß, woher dieser Unterschied stammt. Entsprechend, nur schon merkbar weniger sicher und fest, war das Verhältnis, in dem die Verfasser unserer Ilias und Odyssee zu dem Anlaut der Worte standen, die früher ein Ϝ gehabt hatten und noch von den Begründern des epischen Gesanges mit Ϝ gesprochen worden waren[9]. Etwas Ähnliches hat Brugmann in bezug auf Kontraktion angenommen: nichts spreche dagegen, »daß der Epopöenverfasser nur das dreisilbige Ἀτρείδης, nicht mehr das viersilbige Ἀτρεΐδης vorfand«; nur traditionell sei die Stellung im Verse festgehalten worden, die der frühere Zustand des Unkontrahiertseins diesen und ähnlichen Wörtern aufgezwungen hatte[10]. Die Möglichkeit, daß es so gewesen sei, muß zugegeben werden, obwohl nicht zu ihren Gunsten die Tatsache spricht, daß das ει der Patronymika niemals in der Arsis steht, wodurch es als einsilbig erwiesen würde, während Verletzungen des Ϝ zahlreich und mannigfaltig sind. Übrigens unterscheiden sich beide Gruppen von Erscheinungen vor allem dadurch, daß bei der einen die ältere und die jüngere Lautform (εϊ und ει) dasselbe Schriftbild (EI) ergaben, so daß einer allmählichen Umgewöhnung der Aussprache von dieser Seite kein Hindernis bereitet wurde, wogegen es sich beim Vau, soviel wir bis jetzt sehen, darum handelt, daß ein in der Schrift bezeichneter Laut nach und nach völlig verklungen sein muß, bis man sich irgend einmal entschloß ihn auch nicht mehr zu schreiben.

Die Frage, wie und ob das möglich war, wird uns später beschäftigen, wenn wir dem Wolfschen Gedanken, den Ludwich erneuert hat, näher treten, daß das Epos in seinem sprachlichen Zustande die Spuren einer allmählichen Werdung bewahrt habe. Trifft das zu, so müßte es eigentlich gelingen, aus der größeren oder geringeren Dichtigkeit, mit der jüngere Formen in die altertümliche Sprache eingestreut erscheinen, die Reihen-

9) Diesen Vergleich hat schon Georg Curtius Gdz.^{5} 562 angeregt, was mir früher entgangen war. Der darin ausgedrückten Auffassung des homerischen Ϝ haben neuerdings zugestimmt Danielsson IF. 25 (1909) S. 278 und Eduard Hermann, Sprachwissenschaftlicher Kommentar zu ausgewählten Stücken aus Homer (1914) S. 22. 10) Brugmann, Dissimilatorische Veränderung von $\bar{e}$ im Griechischen und Aristarchs Regel über den Wechsel von η und ει vor Vokalen, IF. 9 (1898) S. 158 ff.; die bezügliche Stelle S. 173.

folge zu erkennen, in der die einzelnen Stücke geschaffen worden sind. Solche Statistik kann aber nur dann Wert haben, wenn das Material, mit dem sie arbeitet, im einzelnen sorgfältig geprüft und jedesmal erst die Frage entschieden worden ist, ob eine auffallende sprachliche Erscheinung vom Dichter herrührt oder in der Zeit der schriftlichen Überlieferung in den Text geraten ist. So ergibt sich von neuem die Nötigung, nicht beim alexandrinischen Texte stehen zu bleiben, sondern so nahe wie möglich an diejenige Gestalt heranzukommen, die Ilias und Odyssee zur Zeit ihrer ersten schriftlichen Fixierung gehabt haben.

5. Primäre und sekundäre Textfehler, die bei dem Streben, das Ursprüngliche herzustellen, auseinander gehalten werden müssen (S. 77), sind ihrem Wesen nach deutlich geschieden; so liegt der Gedanke nahe, auch zeitlich eine feste Grenze zwischen ihnen zu ziehen und zu fragen, welcher Periode die einen, welcher die andern angehören. Allerdings ist im voraus wahrscheinlich, daß sich darauf keine reinliche Antwort finden wird. Wir müssen versuchen, wie viel sich erreichen läßt, indem wir von unsern ältesten Hdss. aus rückwärts gehen und die Stufen der Entwicklung ins Auge fassen, durch die sich im Zusammenhange metrischer Verbesserungen jene Fehler zweiter Ordnung in den Text eingeschlichen haben.

I. Ω 320 haben der Bankessche Papyrus (kurz nach Chr. Geb.) und Hdss. der Familie *h* δεξιὸς ἀΐξας διὰ ἄστεος, sachlich damit übereinstimmend einige junge Handschriften δι᾽ ἄστεος, was auch im Venetus *A* als alte Variante beigeschrieben ist; im Text aber hat der Venetus mit den meisten ὑπὲρ ἄστεος, ebenso schon der syrische Palimpsest (um 500 nach Chr.). Da ἄστυ ursprünglich digammiert war, so ist διὰ ἄστεος das Richtige; dafür schrieb man ungenau δι᾽ ἄστεος, und der dadurch geschaffene metrische Anstoß führte zu der falschen Korrektur ὑπὲρ ἄστεος.

Ζ 156 haben die besten Handschriften *(FGP)* und viele andre αἰὲν εὐφροσύνῃσιν ἰαίνεται, in einigen (darunter *HM*?) ist richtig αἰὲν ἐυφροσύνῃσιν geschrieben; und dazu besitzen wir ein Scholion: γράφεται »ἐν εὐφροσύνῃσιν«, κακῶς· οὐδέποτε γὰρ Ὅμηρος ἀδιαιρέτως τὴν εὐφροσύνην φησί. Ludwich zweifelt mit Recht (AHT. I z. St.), ob diese Bemerkung einem der Aristarcheer gehöre; vielmehr geht sie wohl auf einen Grammatiker des ausgehenden Altertums zurück. Diesem lag also schon die schlechte Verbesserung αἰὲν ἐν εὐφροσύνῃσιν vor, während viele unsrer Handschriften mit αἰὲν εὐφροσύνῃσιν noch die ursprünglichere Fehlerstufe repräsentieren.

In den beiden besprochenen Fällen können wir mit genügender Wahrscheinlichkeit die Entstehung des sekundären Fehlers den ersten Jahr-

hunderten unserer Zeitrechnung zuweisen; in etwas frühere Zeit führt uns das folgende Beispiel.

II. M 318 οὐ μὰν ἀκληεῖς fast in allen Handschriften, auch in *A*. Dazu Didymos: οὕτως »ἀκλεες« αἱ Ἀριστάρχου καὶ αἱ χαριέστεραι (*A*[t]), und noch deutlicher in *TV*: ἀκλειεῖς, οὕτως· »ἀκλεὲς« δὲ Ἀρίσταρχος κατὰ συγκοπήν, ὡς τὸ δυσκλέα. Die verschiedenen Versuche, die von Spitzner, Lobeck, Ludwich gemacht wurden, um einen verständlichen Sinn in diese Notiz zu bringen, mußten alle daran scheitern, daß Didymos ausdrücklich hinzusetzt: κατὰ συγκοπήν, ὡς τὸ δυσκλέα; er hat also wirklich ἀκλεές in seinem Exemplar der aristarchischen Ausgabe gelesen. Was Aristarch gewollt haben kann, ist erst durch Leaf klar geworden, der vor 28 Jahren aus zwei guten Pariser Handschriften die Lesart ἀκλεέες hervorzog (s. oben S. 85); dieselbe ist seitdem — bei Ludwich und Monro-Allen — noch anderwärts urkundlich nachgewiesen. Ist es Zufall, daß dies eben die Form ist, die von der sprachwissenschaftlichen Textkritik (Payne Knight, Nauck) gefordert wurde? Brugmann meint es, und hält ἀκλῆες, was schon Thiersch gefordert hatte, mit Kontraktion der beiden ersten ε für die rechte ionische Form; was Aristarch gelesen habe, müsse zweifelhaft bleiben, übrigens sei für ihn ein unmetrisches ἀκλέες nicht a limine abzuweisen (IF. 9 S. 162). Aber auch wenn Brugmanns Theorie von der Behandlung der Lautgruppen εεα, εεε, εεο bei den Ioniern, die für seine Entscheidung bestimmend war, richtig ist, so verträgt sich mit dieser doch auch die Annahme, daß hier, im Anschluß an äolisches μάν, die offene Form aus dem früheren Dialekte des Epos erhalten sei, für den das ϝ in κλέϝος die Kontraktion hinderte. Daß Aristarch eine Form geschrieben habe, die den Vers störte, mag an sich nicht undenkbar sein (vgl. S. 74 f.); dann wäre in diesem Falle Mißverständnis und Verderbnis schon vor seiner Zeit eingetreten. Aber wenn sich das richtige ἀκλεέες sogar bis in mittelalterliche Hdss. herab gerettet hat, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß auch Aristarch es kannte. Dann wäre in der Zeit zwischen ihm und Didymos der primäre Fehler, ἀκλεές aus ἀκλεέες, entstanden, und ebenfalls noch vor Didymos der sekundäre, die »Verbesserung« von ἀκλεές in ἀκληεῖς oder ἀκλειεῖς [11]).

11) Hugo Ehrlich, Die Nomina auf -ευς (Leipziger Diss. 1901, KZ. 38) hält zwar, wie ich, ἀκλεέες für Aristarchs Lesart, meint aber, die in den Scholien *TV* hinzugefügte Erklärung (κατὰ συγκοπὴν ὡς τό δυσκλέα) müsse eben deshalb, weil sie schon auf der Korruptel beruhe, byzantinische Mache sein. — Sehr entschieden für hohes Alter und hohen Wert von ἀκλεέες spricht sich, seiner Gesamtansicht gemäß, Bechtel aus, Vocalcontraction (1908) S. 245 f. 305.

Während hier Aristarch wohl noch das Richtige gehabt hat, gibt es doch auch Fälle, in denen die erste Fehlerstufe sicher schon vor ihm erreicht ist.

III. Überall da, wo durch Schwund des ϝ ein Hiatus oder ein prosodischer Mangel entstanden ist, den spätere Generationen durch Flickwörter oder Flickbuchstaben ausgefüllt haben, könnte man sagen, daß in der Form, welche den Anstoß darbietet, eine Verderbnis erster Ordnung enthalten ist; und solche Lesarten sind für Aristarch mehrfach bezeugt: ὅ οἱ statt ὅς οἱ α 300, πάντα δὲ εἴδεται ἄστρα Θ 559, αὐτῷ γὰρ ἑκάεργος Φ 600.

T 189 gehört die Lesart, die vorher (S. 74 f.) mit Wahrscheinlichkeit als aristarchisch erkannt wurde, μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ, insofern der ersten Ordnung an, als sie den Anlaß gegeben hat zu der falschen metrischen Korrektur αὖθι τέως περ ἐπειγόμενός περ und zu anderen, ebenfalls verkehrten Heilungsversuchen.

IV. Dieselbe Lesart stellt aber auch schon einen Fehler zweiter Ordnung dar; denn αὖθι war erst auf Grund einer metrischen Erwägung für αὐτόθι eingesetzt worden, nachdem im folgenden Worte statt der echten Form τῆος die attische τέως sich eingedrängt hatte.

κεκληγῶτες schrieb Aristarch für κεκληγότες (vgl. oben S. 74), korrigierte also um des Metrums willen und schuf dabei eine Unform. Auch hier steht er bereits auf der sekundären Fehlerstufe.

Nicht er, aber seine Zeitgenossen und Vorgänger standen auf dieser Stufe, wenn wir an den vorher angeführten Stellen den Didymos so verstehen dürfen, daß die Lesarten, die er ablehnt (ὅς οἱ α 300, πάντα δέ τ' εἴδεται Θ 559, γάρ ῥ' ἑκάεργος Φ 600), schon von Aristarch abgelehnt, nicht erst in der Zeit nach ihm aufgekommen seien.

Die angeführten Beispiele reichen aus, um zu zeigen, daß die gleichen Fehler in den verschiedensten Zeiten, und zur selben Zeit sehr verschiedene Arten von Fehlern möglich waren. An Stellen, wo Formen und Schreibweisen der Vulgärsprache aus Versehen in den Text geraten sind und das Metrum gestört haben, und dann diese Störungen durch ungeschickte Korrektur wieder beseitigt worden sind, hat Aristarch manchmal noch das Richtige, manchmal den ersten Fehler, manchmal gar schon den zweiten; und entsprechend war es auf den späteren Stufen der Überlieferung. Wenn wir für Perioden, aus denen reichliche und gute Zeugnisse erhalten sind, darauf verzichten müssen eine bestimmte Chronologie der primären und der sekundären Textverderbnisse aufzustellen, so ist vollends für die Zeit vor den Alexandrinern die gleiche Aufgabe unlösbar.

6. Doch gibt es eine Gruppe von Entstellungen, die unter sich so genau übereinstimmen, daß man kaum anders kann als für alle einen gemeinsamen Zeitpunkt des ursprünglichen Fehlers und nachher der falschen Korrektur anzusetzen. Ich meine die bekannte Tatsache der sogenannten epischen Zerdehnung, wie sie von Wackernagel in dem oben (S. 76) zitierten Aufsatz erklärt worden ist. Eine Hypothese ist eigentlich verpflichtet allen in Betracht kommenden Fällen gleichmäßig gerecht zu werden; und daß Wackernagels Auffassung der zerdehnten Formen diese Forderung nahezu erfüllt, wird von Ed. Hermann als ein Vorzug anerkannt, den sie vor anderen Erklärungsversuchen habe. Trotzdem findet er in dem Umstand, auf den ich, gegenüber der anderwärts herrschenden chronologischen Mannigfaltigkeit, soeben hingewiesen habe, ein Moment des Unwahrscheinlichen (KZ. 46 [1914] S. 243). Auffallend ist die Erscheinung wirklich, und das wollte ich gerade hervorheben: hier erheben sich neue Fragen, die nachher noch erledigt werden müssen.

Einstweilen betrachten wir die Wackernagelsche Theorie selber, mit den Bedenken zu denen sie Anlaß gegeben hat. An Stelle der alten unkontrahierten Formen (z. B. μνάεσθαι, ὁράω, μνάοντο, ὁράοντες, ὁράοιτε) wurden — so lehrt er — von Schreibern, denen die attische Sprache geläufig war, unwillkürlich die kontrahierten eingesetzt (μνᾶσθαι, ὁρῶ, μνῶντο, ὁρῶντες, ὁρῷτε), die nun aber den Vers zerstörten; um ihn wieder voll zu machen hat dann eine spätere Generation das Mittel der Zerdehnung angewandt und jene Mißbildungen geschaffen, an denen die Wissenschaft sich ärgern sollte: μνάασθαι, ὁρόω, μνώοντο, ὁρόωντες, ὁρόῳτε.

Den ersten beachtenswerten Einwand erhob Kretschmer[12]): es sei »doch unglaublich, daß die Überlieferung des Epos, welche so viele »offene Formen bewahrt hat, in diesem Punkte so rücksichtslos und »konsequent geändert haben sollte«. Vielmehr müsse auf Grund der vorliegenden Tatsachen anerkannt werden, »daß die Aussprache der »durch Kontraktion entstandenen ᾱ und ω in ‚homerischer Zeit' ihrem »Ursprung aus zwei Vokalen gemäß noch eine derartige war, daß sie »zweisilbig gemessen werden konnten«. Vielleicht seien sie »mit zweigipfligem Silbenakzent gesprochen« worden. Der grundsätzliche Zweifel ist dem von Hermann ausgesprochenen verwandt; was dagegen vorgeschlagen wird, erneuert im wesentlichen die frühere Mangoldsche Assimilationstheorie[13]). Gegen diese aber besteht unvermindert der Ein-

12) In seiner bereits (S. 27) erwähnten Untersuchung über den Dialekt der griechischen Vaseninschriften, S. 121 (Δημοφάων ebendort S. 142); kurz wiederholt bei Gercke und Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft, I (zuerst 1910; ²1912 S. 543). 13) Bernhard Mangold, De diectasi Homerica imprimis verborum in ΑΩ, in Curtius' Studien VI (1873) p. 141—213.

wand, daß, wenn die Lautgruppen αα und οω, die sie als Zwischenstufen zwischen αε und ᾱ, αο und ω ansetzt, wirklich der gesprochenen Sprache angehört hätten, doch irgendwo auch außerhalb des Epos, vor allem auf Inschriften, eine Spur davon geblieben sein müßte. Nichts der Art findet sich. Einen Fall, in dem solche Bestätigung besonders nahe gelegen hätte, führt Kretschmer selbst an: Δημοφάων, auf einer Schale des Hieron in älterem Alphabet ΔΕΜΟΦΑΟΝ geschrieben. Die offene Form ist um so beachtenswerter, als nicht nur im Hymnus auf Demeter Δημοφόων, Δημοφόωντ(α) (248. 234) steht, sondern auch ΔΑΜΟΦΟΟΝ in einer alten Weihinschrift von Ägina (IGA. 354), wo der Zusammenhang des Verses (πατρὶ δὲ τῷ τήνου Δαμοφόων ὄνυμα) den Schreibenden beeinflußt hat. Der Unterschied beider Inschriften deutet doch darauf hin, daß die Form mit οω auf die Poesie beschränkt und der lebendigen Sprache fremd war[14]. — Kretschmer ist denn auch mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen. Zwar hatte er, was nicht unbeachtet bleiben soll, Brugmanns Beifall gefunden (Griech. Gr.³ § 369; vgl.⁴ § 372). Aber Danielsson und Eulenburg, die später die Frage der Zerdehnung eingehend behandelt haben, sind, der erste für einen Teil der Formen, der zweite für das ganze Gebiet, zu Wackernagels Theorie zurückgekehrt. Auch Jacobsohn hat sich ihr angeschlossen mit der erwägenswerten Modifikation, daß er »die Umwandlung der alten unkontrahierten Formen in modernisierte bereits einer jüngeren Schicht der epischen Sänger zur Last« legt[15].

In derselben Richtung hat Fick es unternommen die Theorie weiterzubilden[16]. Zwar hält er daran fest, daß die gesamte Überlieferung der homerischen Gedichte auf eine durch attischen Einfluß gefärbte Textgestalt zurückgeht (S. 297), meint aber, Attika habe den Homertext zweifellos zunächst aus Ionien bezogen (S. 299); und in die Zeit vor dieser Verpflanzung glaubt er den Doppelvorgang, den Wackernagel annimmt — erst unmetrische Kontraktion, dann graphische Zerdehnung — verlegen zu müssen. Danach müßten wir nicht nur ionische Grundschrift, sondern auch, obwohl Fick dies letzte nicht ausgesprochen hat, mindestens eine Stufe mit ionischer Abschrift des Textes voraussetzen. Ausgegangen ist er von der Beobachtung, daß die Konjugation auf -έω von

14) Diese Sätze habe ich genau so gelassen, wie sie in der vorigen Auflage standen. Danach kann jeder, der darauf eingehen will, prüfen, ob die Form, in der Hermann (KZ. 46 [1914] S. 263) meine Ansicht über diesen Punkt anführt und ablehnt, ihren Sinn richtig wiedergegeben hat. 15) O. A. Danielsson, Zur metrischen Dehnung (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala, V 16, Stockholm 1897, S. 64—71). — Eulenburg in seiner Dissertation (oben S. 77), IF. 15, S. 177 – 184. — Jacobsohn in einer Anmerkung zu seinem Aufsatz über »Die Präposition πρός« (KZ. 42 [1909] S. 285 f.). 16) Fick, Die Grundschrift unseres Odysseetextes, Bzb. Btr. 30 (1906); hierher gehörend S. 279—299.

Zerdehnung nichts erkennen läßt, sondern einfach die unkontrahierten Formen zeigt: στυγέει, στυγέουσι, δινέομεν, φρονέειν, φρονέῃσι, φρονέω, φρονέων, φρονέοντες. Diesen Widerspruch gegen die Verba auf -άω[17]) hält er für nur scheinbar: δοκέεις, δοκέει, φρονέῃσι seien in derselben Weise nachträglich entstanden wie ὁράᾳς, ὁράᾳ, ἐάᾳς, nur merke man ihnen nicht an, was sie durchgemacht haben, weil die zerdehnte Form mit der früheren unkontrahierten ganz gleich laute; und wo εο, εου, εω auftrete, sei auch dies nicht die ursprüngliche, offene Stufe, sondern aus kontrahiertem ευ ω, die bei den Ioniern gern εο εω geschrieben wurden, mit Rücksicht auf das Metrum zurechtgemacht. Danach hätte es auch hier eine Periode mit unmetrischen Formen gegeben: φρονεῦντες, φρονεῦσι, φρονῶ, in denen aber die Diphthonge nach ionischer Weise ΕΟ, ΕΩ geschrieben worden wären; bei der Rückverwandlung einsilbig gewordener Laute in ältere zweisilbige hätte man hier die richtigen, wirklich gewesenen Grundformen getroffen. Dazu geholfen habe das Schriftbild, eben das ionische. — So scharfsinnig dies ausgedacht ist, so liegt doch eine Lösung des Rätsels nicht darin. Zunächst etwas Einzelnes: woher kommt ε 377 ἀλόω? Diese Form kann nicht auf natürlichem Wege entstanden sein, sondern ist mechanisch zerdehnt aus ἀλῶ. Als das, was der Dichter sprach, was also in ionischer Urschrift, falls es eine solche gab, geschrieben sein mußte, nimmt gerade Fick — und mit ihm Brugmann u. a. — ἀλάευ (aus *ἀλάεο) an[18]); von da aber zu ἀλῶ gibt es keinen Übergang, sondern ἀλῶ ist attisch zusammengezogen aus ἀλάου. Danach muß gefolgert werden, daß denen, welche die Distraktion durch-

17) Verba auf -όω sind an sich weniger zahlreich. Von unkontrahierten Formen kommt bei Homer nur δηϊόων 4mal vor, dazu bei Hesiod ἀρόων, ἀρόῃς (ἔργ. 460. 479), letzteres nur in einem Teil der Hdss., von scheinbar zerdehnten: δηϊόωντες (Λ 153), δηϊόωντο (Ν 675), δηϊόῳεν (δ 626), ἀρόωσι (ι 108), dazu bei Hesiod a. O. ἀρόῳς (in den übrigen Hdss.). Aber man ist wohl einig, daß da nur falsche Analogie nach ὁρόωντες, ὁρόωσι vorliegt (vgl. im folgenden Kapitel II 8). Beispiele von Zerdehnung aus nominalem Gebiet hat Mangold im 6. Kapitel seiner Dissertation zusammengestellt. Neuerdings hat man Κρεήτη, das Stephanos von Byzanz für Archilochos bezeugt, hervorgezogen und πύυρ bei Simonides von Keos (fr. 59; vgl. Wackernagel IF. II 150 f.); und Kretschmer (bei Gercke-Norden) meint, solche Nachahmungen der epischen Zerdehnung bewiesen, daß diese »mindestens schon damals bestand«. Das weiß ich doch nicht. An relativisches ἕῃς Π 208, selbst Analogiebildung nach dem Possessivum, lehnen sich Fälle dieser Art mehr an als an die Formen der Verba auf -άω, die deshalb immerhin jünger sein könnten als Archilochos. 18) Fick schon 1883 in seiner Ausgabe der Odyssee, dann wieder in der Abhandlung über die Grundschrift, S. 282. Auch in meiner Ausgabe, in der Wackernagels Theorie der Zerdehnung praktisch durchgeführt ist, steht ἀλάευ. Brugmann dehnt seine Regel über die Behandlung dreier zusammenstoßender Vokale im Ionischen (vgl. oben S. 87 Anm. 10) ausdrücklich nicht auf die Gruppen mit beginnendem α aus, sondern läßt ἀλάευ als homerisch gelten (IF. 9 S. 168); und Eulenburg (ebenda 15 S. 180) schließt sich ihm an. Anders Hermann KZ. 46 S. 254 f.

führten, bereits ein attisch, nicht ionisch geschriebener Text vorlag. Weiter aber, grundsätzlich. Man hat daran Anstoß genommen, daß es irgendwann einen Homertext mit so zahlreichen das Metrum verletzenden Schreibungen gegeben haben solle, wie Wackernagel sie ansetzt. Dieses Bedenken, auf das wir noch zurückkommen, wird erheblich verstärkt, wenn wir glauben sollen, daß es Ionier gewesen seien, die den ionischen Dialekt des Epos in ihrer eigenen, ionischen Schrift darzustellen hatten. Wir bleiben also dabei, daß es attische Korrektoren waren, von denen sprachwidrige Kontraktionen beseitigt wurden, und behalten dann allerdings einen ungeklärten Rest[19]). Wenn, wie wir mit Fick nun annehmen, εἶ in έει, ᾗ in έῃ aufgelöst wurde, woher die Scheu vor der Lautfolge εευ? Vorauszusetzende -εῦσι, -εῦντες erscheinen nicht mit έευ sondern mit έου, έο in στυγέουσι, φρονέοντες, einem durch eine ansehnliche Reihe zum Teil öfters wiederkehrender Beispiele vertretenen Typus. Oder war in solchen Fällen — wie in einigen Formen von τηλεθάω (oben S. 79), in vereinzelten κατεσκίαον (μ 436), γοάοιεν (Ω 664. ω 190) — eine Kontraktion überhaupt nicht erst eingeführt worden? Da mag frisch einsetzende Forschung weiter führen.

Inzwischen kann man es sehr verstehen, wenn von neuem der Versuch gemacht worden ist, die Gesamterscheinung aus dem graphischen Bereich ins Lautliche zurückzuverlegen und organisch zu erklären. So zunächst von Hugo Ehrlich, Die epische Zerdehnung (Rhein. Mus. 63 [1908] S. 107—126). Dieser geht von der Erwägung aus, daß, wenn Wackernagel recht haben solle, das Auftreten distrahierter Bildungen auf solche Fälle beschränkt sein müsse, in denen statt ihrer eine unkontrahierte Grundform in den Vers gesetzt werden könne; dies aber treffe bei φώως Π 188 und bei φαάνθη, φαάντατος nicht zu. Das sind doch, wie auch Kretschmer (Glotta II [1910] S. 342) hervorhebt, nur ganz spärliche Fälle gegenüber der auffallenden — und für Wackernagel sprechenden — Tatsache, daß »eine Reihe von Zerdehnungen fehlen, wo die offenen Formen metrisch nicht gleichwertig wären«[20]). Dann aber ist auch die Beschaffenheit dieser wenigen Fälle noch strittig. Nach Analogie von T 118 darf ἐξάγαγεν φώως δέ an der Stelle in Π, obwohl Aristarch so schrieb, nicht als einzig altüberlieferte Lesart gelten; Zenodots πρὸ φόως δέ steht äußerlich gleichberechtigt daneben, wird selbst von Ludwich bevorzugt: und als Vorstufe hierfür ergibt sich πρὸ φάοσδε so natürlich

19) Meine frühere Ansicht über das Verhältnis bei den Verbis auf -έω zu ändern hat der berechtigte Widerspruch von Hermann KZ. 46 S. 245 Anlaß gegeben. 20) Kretschmer fragt: »Warum fehlt der Typus *ὀρόωμαι = ὁράομαι ganz, während ὀρόω u. dgl. so »häufig sind? Dafür nur ὀρῶμαι. Warum fehlt ὁράαται, ὁράατο = ὁράεται, ὁράετο, »während μηχανάαται = μηχανάηται Hes. W. u. T 241 vorkommt und -άασθε = -άεσθε »so häufig ist? Es gibt nur ὀρώμενος, καθορώμενος gegenüber den häufigen ὀρόων«.

wie ὁράουσι für ὁρόωσι. Die Aoristformen φαάνθη, ἐξεφαάνθη, φάανθεν, die Wackernagel von φαείνω ableitet, bezeichnen bald Leuchten (A 200. T 17) bald ein Sichtbarwerden (Δ 468. P 650. N 278. μ 441). Daß sie deshalb dem Sinne nach noch besser zu φαίνω passen, weil dieses die beiden Bedeutungen vereinigt, während φαείνειν nur »leuchten« heißt, ist richtig beobachtet. Aber φαείνω kommt im Präsensstamm bei Homer nur 5 mal vor; die Zahl reicht nicht hin, um die Möglichkeit auszuschließen, daß wie φαίνω so auch φαείνω die geistigere Bedeutung aus der sinnlicheren entwickelt gehabt habe[21]). Ist somit der kritische Ausgangspunkt von Ehrlichs Hypothese mindestens anfechtbar, so erweckt vollends ihr positiver Inhalt ernste Bedenken. Er nimmt, nach Kretschmer, die alte, einst von Mangold bekämpfte Ansicht wieder auf, daß im Gesange der Vortragende gewissen Vokalen den Wert von zwei Silben habe geben können; neu gefunden zu haben glaubt er die Bedingungen, unter denen das möglich gewesen sei: überall da, wo ein Vokal seinem Ursprung nach, auf Grund der in ihm enthaltenen Elemente, die normale zweimorige Länge an Zeitdauer übertroffen habe. Auf die subtilen und doch schließlich sehr weitherzig angewandten Gesetze, die hierfür aufgestellt werden, mag ich nicht eingehen; Kretschmer selbst, mit dessen Theorie sich doch die von Ehrlich einigermaßen berührt, hat sich ablehnend gegen sie verhalten (Glotta II a. O.).

Von einer ganz anderen Seite her hat Eduard Hermann in dem schon mehrfach erwähnten Aufsatz über »die epische Zerdehnung« das Problem angegriffen (KZ. 46 [1914] S. 241—265). Er erinnert daran, daß die von den Ioniern eingeführten Vokalzeichen H und Ω in ältester Zeit nicht die Länge bezeichnet haben, sondern einen Unterschied der Qualität, den offenen Laut. Dies sei auch für das ionisch geschriebene Epos anzunehmen. In Formen wie ὁρόωντες bezeichnete οω die natürliche Vorstufe der Kontraktion, eine durch Assimilation aus ᾰο entstandene Gruppe von zwei kurzen Vokalen, deren zweiter nur durch Mißverständnis später für lang genommen wurde. Daß der erste, obwohl aus *a* entstanden, doch mit dem Zeichen des geschlossenen Lautes, *o*, geschrieben ist, könnte auffallen; im Grunde, meint Hermann, sei auch dies zu verstehen, wenn man nur auf die parallele Entwickelung bei den *e*-Lauten blicke. Aus ᾱω wurde ηω, mit Verkürzung εω, dies dann kontrahiert zu ω, in der Reihe: τάων, —, πολλέων, τῶν. »Die Entwickelung steuerte also nicht direkt auf das Endziel los; direkter wäre der Weg gewesen, wenn aus η ein kurzer offener Laut geworden wäre« (S. 248). Aber wir haben

21) Eine wesentlich andere Erklärung von ἐφαάνθην, φαάντατος, nach welcher, sie aus der Reihe der Fälle, in denen es sich um Assimilation oder Zerdehnung handelt überhaupt ausscheiden würden, gibt Hermann KZ. 46 S. 253.

die Tatsachen zu nehmen, wie sie sind: bei der ionischen Kontraktion von *a*-Laut und *o*-Laut bildete einen Zwischenzustand die Differenzierung des ersteren zu geschlossenem *e* (ε). Danach kann es uns nicht überraschen, im Bereiche der *o*-Laute dasselbe zu finden: auch die Kontraktion von ᾰο zu ω ging so vor sich, daß »eine Zeit lang der erste Vokal geschlossen, der zweite offen war«. Dies ist das οω derjenigen assimilierten Formen, in denen die vermeintliche Länge des ω bisher so viel Not bereitet hat.

Gegen diese Konstruktion muß eingewandt werden, daß die Annahme, ω habe noch in literarischer Zeit einen kurzen Laut bezeichnen können, völlig in der Luft schwebt. Nicht einmal auf Inschriften findet sich irgendwo das Ω so verwendet, während H für das kurze offene *e* keineswegs unerhört ist. Allerdings haben wir Spuren dieses Gebrauches nur auf einigen der Kykladen, so kostbare Zeugnisse wie ΔΕΙΝΟΔΙΚΗΟ Δεινοδίκεω, ΑΛΗΟΝ ἀλλέων nur von der einen Insel Naxos[22]); sicher aber hatte Blaß recht, eben aus solchen Resten den Schluß zu ziehen, daß »H und E, Ω und O von Haus aus qualitativ unterschieden« waren. Wenn nur ein Teil der ionisch Redenden und Schreibenden die Bezeichnung H für kurzes offenes *e* festhielt, so dürfen wir annehmen, daß von diesen der Unterschied stärker als von anderen empfunden wurde, nicht, daß er im ganzen übrigen Gebiete völlig verschwunden war; er lebte und wirkte ebensogut weiter wie mancher andre Unterschied, den die Schrift nicht bezeichnete. Ganz unstatthaft also ist es, das ε in der aus ᾱω entstandenen Lautgruppe εω bei Homer so zu denken, daß hier eine vorübergehende Dissimilation zu geschlossenem *ĕ* stattgefunden habe. Damit fällt aber auch jeder Anhalt für die entsprechende Annahme beim *o*-Laut (in ὁρόωντες) fort, und damit die ganze Grundlage für Hermanns neue Assimilationstheorie. Auf manche Schwierigkeiten, die sich im einzelnen für ihn ergeben und denen er sorgsam zu begegnen sucht, brauchen wir nicht einzugehen. Dagegen verdienen, soweit sie nicht schon (besonders in bezug auf die Verba mit ε) besprochen sind, noch die wichtigsten der grundsätzlichen Bedenken gewürdigt zu werden, die er gegen Wackernagels Ansicht geltend gemacht hat.

Die Korrektoren waren doch Griechen; wie konnten sie dazu kommen, in ihrer eigenen Sprache Unformen zu schaffen, die es niemals gegeben hatte? Besonderen Anstoß nimmt Hermann (S. 244. 251) an der Differenzierung von φόως (18 mal, immer mit der Endsilbe in Arsis) neben φάος (nur σ 317. τ 34 so, sonst stets in zweisilbiger Senkung, im ganzen

22) GDI. 5423. Die ganze Erscheinung zuerst hervorgezogen von Dittenberger, Zum Vokalismus des ionischen Dialekts (Herm. 15 [1880] S. 225 ff.); dazu Blaß, Über die Aussprache des Griechischen, § 9.

34 mal); doch kann ich nicht finden, daß bei seiner Theorie, wenn man sich einmal auf deren Boden stellt, das Launenhafte solcher Doppelform geringer erschiene, nur daß er die Willkür auf den Dichter und die Korrektoren verteilt. Und dem allgemeinen Einwand begegnet Hermann selber mit einem Gedanken, den ihm Fraenkel gesprächsweise mitgeteilt habe und der auf Wilhelm Schulze zurückgehe: »Jüngere Rhapsoden, »die bereits kontrahierte Formen sprachen, führten bei der Rezitation »ihre eigene Aussprache zum Teil ein, weil sie die alten offenen Formen »nicht mehr recht verstanden. So machten sie sich mit ὁρόω, ὁράᾳς »usw. das überlieferte ὁράω, ὁράεις mundgerechter« (S. 245). Ungefähr so wird es in der Tat gewesen sein; nur, fügen wir hinzu (gegen Hermann, und anscheinend gegen Fraenkel), die Mischbildung wurde dadurch befördert, vielleicht angeregt, daß diese Generation von Rhapsoden die kontrahierten Laute schon als solche geschrieben sah. Man hält es für unmöglich, daß ein so vielfach unmetrischer Text (πόλιν εἰσορῶντες) in griechischer Überlieferung entstanden sei. Aber die Griechen waren in Stämme geschieden. Die Sprache des Epos war ionisch, mit altertümlichen äolischen Bestandteilen; Hauptträger der epischen Tradition und Vortragskunst waren eine Zeitlang — davon wird noch genauer zu handeln sein — die Athener. Diese mußten den eignen Organen, Ohr und Zunge, Gewalt antun, um Worte von ungewohnter Bildung oder Lautgestalt aufzufassen, sie hinzuschreiben und auszusprechen. Dabei sollen wir bedenken, daß die feste Gewöhnung, die uns selbstverständlich erscheint, Schrift und Laut genau miteinander zu vergleichen, erst im Laufe der Zeiten erworben worden ist. Hexameter, die nach attischer Orthographie mit ἕως anfangen, wo der Vers einen Trochäus verlangt, haben sich noch in unseren Handschriften und bis in Ausgaben der neuesten Zeit hinein erhalten (vgl. oben S. 73). So ist, wenigstens als vorübergehender Zustand, ein durch verswidrige Kontraktionen entstellter Text doch nicht undenkbar[23]).

Gerade auf ἕως εἵως aber beruft sich Hermann (S. 241 f.): wenn dort metrische Korrektur nur einen Teil der Anstöße beseitigt habe — in der Hauptsache so, daß εἵως für ἕως erscheint, wo der Vers, übrigens meist vor konsonantischem Anlaut, einen Spondeus braucht —, so könne man nicht glauben, daß zur Tilgung versstörender Kontraktionen die Korrektur einheitlich und siegreich durchgedrungen sei. Völlig durchgedrungen ist sie doch auch hier nicht. Ein paar Ausnahmen haben wir schon erwähnt (S. 94); dazu kommt die Gruppe ναιεταώσης (Kap. 5, II 7) und

23) Nach einer Mitteilung von Thurneysen in der Indogermanischen Sektion der Basler Philologen-Versammlung bieten zu Wackernagels Erklärung der epischen Zerdehnung irische Texte etwas genau Entsprechendes. Notiz darüber IF. 22 (Anzeiger, 1908) S. 65.

vereinzelte Beispiele wie κραδάων, ἀοιδιάει, ἀοιδιάουσα (κ 227. ε 61), ὁμοστιχάει (Ο 635), die Hermann seinerseits mit der Hypothese zu erklären meint, daß dies spezifisch äolische Wörter gewesen und deshalb von der ionischen Vokal-Assimilation frei geblieben seien (S. 259f. 264). Das ist bei Verben von so offenkundig unursprünglicher, dem Vers zuliebe gemodelter Bildung ganz unwahrscheinlich. Wir konstatieren einen Restbestand unkontrahierter Formen, die bei der von Wackernagel angenommenen metrischen Revision geblieben sind, wahrlich kein Wunder in einer Zeit, für die es lexikalische Hilfsmittel wie Gehrings Index noch nicht gab. Im ganzen hat sich doch die Überarbeitung einheitlich durchgesetzt; und das ist, wie schon zu Anfang hervorgehoben, wirklich eine auffallende Erscheinung. Wir werden zu der Folgerung gedrängt, daß zu einer und derselben Zeit bei allen diesen Formen nicht nur die falsche metrische Korrektur, sondern auch vorher die unbeabsichtigte Verderbnis eingetreten ist. Und dieses letzte, oder vielmehr erste, das Einsetzen kontrahierter Formen, wie sie dem Schreibenden aus der eigenen Rede geläufig waren, dem Vers aber eine Silbe zu wenig boten, würde sich um so leichter begreifen lassen, wenn angenommen werden könnte, daß es sich damals nicht um eine Abschrift nach korrekter Vorlage, sondern um eine erste Aufzeichnung aus dem Gedächtnis handelte, wobei die Anpassung des Schriftbildes an die Lautgestalt als etwas Neues unternommen wurde. — Wir werden sehen, daß andere Kennzeichen in dieselbe Richtung weisen.

FÜNFTES KAPITEL

ERSTE NIEDERSCHRIFT

I

Von einem Fehler, der in der Zeit der ungelehrten schriftlichen Überlieferung mehrfach in den Text gekommen sei, sprechen auch die Alexandriner: von der falschen Umschrift aus dem älteren Alphabet. In Athen wurde bekanntlich im Jahre 403 vor Chr. die ionische Schreibweise eingeführt, nach welcher η und ω durch H und Ω, unechtes ει, ου durch EI, OY bezeichnet wurden, nachdem bis dahin in dem offiziellen attischen Alphabet ε, η, unechtes ει, andrerseits ο, ω, unechtes ου nur je ein Zeichen gehabt hatten. Athen war schon im 5. Jahrhundert der Mittelpunkt des geistigen und literarischen Lebens; in die schriftliche Überlieferung Homers sollte außerdem Peisistratos bestimmend eingegriffen haben: also konnte es ganz glaublich erscheinen, daß wenigstens ein Teil der Handschriften, welche die Alexandriner zur Vergleichung hatten, aus alten athenischen Exemplaren abgeschrieben war und daß bei dieser Gelegenheit Irrtümer in bezug auf η und ω vorgekommen waren. In den Scholien findet sich dieses Erklärungsprinzip mehrfach angewandt. H 238 haben fast alle Handschriften βῶν mit Aristarch, wenige βοῦν mit Aristophanes. Über die Lesart der beiden Alexandriner belehren uns *A* und *TV* aus Didymos; und *TV* bemerkt dazu: ἐν τοῖς παλαιοῖς ἐγέγραπτο BON, ὅπερ οὐκ ἐνόησαν οἱ διορθωταί. Ludwichs Zweifel, ob auch dieser Zusatz aus Didymos geschöpft sei, entbehrt einer greifbaren Begründung. — Ξ 241 hat der Venetus *A* ἐπίσχοιες, der syrische Palimpsest ΕΠΙΣΧΟΙΑΣ, sonst unsere Handschriften fast alle ἐπισχοίης. Im Altertum scheint ἐπίσχοιες die herrschende Lesart gewesen zu sein. So schrieb Herodian, und erklärte die Form entweder durch πλεονασμὸς τοῦ ε aus ἐπίσχοις oder durch συστολή aus ἐπισχοίης. Wir wissen dies aus einem venetianischen Scholion. Ein anderes Scholion *A* sagt: τῷ ἐπίσχοιμι ἀκόλουθόν ἐστι τὸ ἐπίσχοις, τῷ δὲ ἐπισχοίην τὸ ἐπισχοίης. καὶ ἴσως ἔδει οὕτως ἔχειν, παρεφθάρη δὲ ὑπὸ τῶν μεταχαρακτηρισάντων. Auch diese Nachricht hält Ludwich nicht für didymeisch. Die Konjektur, daß ἐπισχοίης statt

ἐπίσχοιες zu schreiben sei, führt der Scholiast auf Alexander von Kotyäon, einen Lehrer des Mark Aurel zurück; sie ist also wirklich viel jünger als Didymos. — Λ 104 schrieb Zenodot ὅν ποτ᾽ Ἀχιλλεύς anstatt ὥ ποτ᾽ Ἀχιλλεύς. Aristonikos bemerkt dazu: μήποτε πεπλάνηται γεγραμμένου τοῦ ο ὑπ᾽ ἀρχαϊκῆς σημασίας ἀντὶ τοῦ ω, προσθεὶς τὸ ν. Hier erkennt denn auch Ludwich (AHT. II 421) an, daß die Berufung auf das alte Alphabet von Aristarch herrühre; aber es sei eine bloße Hypothese gewesen, nirgends sei zu erkennen, daß einem der alexandrinischen Kritiker ein in altattischem Alphabet geschriebener Text vorgelegen habe. Nun, unser Respekt für diese Kritiker wird nur erhöht, wenn sie es vermocht haben auf innere Gründe einen so wichtigen Satz zu bauen[1]). Übrigens gibt es zu denken, daß in diesem Satze Krates mit ihnen übereinstimmte. Zu Φ 363 empfahlen (nach den Genfer Scholien) Peisistratos von Ephesos und Hermogenes die Korrektur μελδομένου (mit σιάλοιο zu verbinden) anstatt μελδόμενος (zu λέβης), und leiteten den Fehler aus der Übertragung in das jüngere Alphabet ab: γραφομένου »κνίσῃ μελδομενο« καὶ οὐ προσκειμένου τοῦ υ ὁ μεταγράφων εἰς τὴν νῦν γραμματικὴν οὐκ ἐνόησεν, ὅτι »μελδομένου« ἦν, ἀλλ᾽ ἄνευ τοῦ υ ἀναγινώσκων ἀδιανόητον ἡγεῖτο καὶ ἡμαρτημένον εἶναι, διόπερ προσέθηκε ἀντὶ τοῦ υ τὸ σ »μελδόμενος« ποιήσας. γράφεται οὖν ὁ λέβης τηκόμενος ἀντὶ τοῦ »ἁπαλοτρεφέος σιάλοιο«. Aus dem Kommentar des Ammonios (Pap. Oxyrh. 221 Kol. 17, 30ff.) wissen wir jetzt, daß Korrektur und Begründung auf Krates zurückgehen: Κράτη[ς ἐν . . . δ]ιορθωτικῶν γραφομέ[νου »με]λδον« (lies: μελδομενο) φησὶ ἀντὶ τοῦ »με[λδομέ]νου« διὰ τὸ τοὺς ἀρχαίους [τῷ ο τ]ὸ υ μὴ προστιθέναι ἀγν[οήσαντά τινα . . . .]. Das sieht doch sehr so aus, als sei der Alphabetwechsel für den Homertext nicht erst erschlossen worden sondern als Tatsache bekannt gewesen.

Neuere Gelehrte haben ihn als Erklärungsprinzip wieder aufgenommen. Eine Fülle sorgfältig beurteilter Beispiele findet man bei Jacob Wackernagel zusammengestellt in dem Aufsatz über die Zerdehnung, Bzb. Btr. IV S. 265 ff. Er führt u. a. die Verwandlung von ἐργάζετο in εἰργάζετο, εἴδεα in ἤδεα, ἐοίκει in ἐῴκει, ἧος τῆος in ἕως τέως, τεθνηώς στήομεν ἥαται in τεθνειώς στείομεν auf die Umschrift aus dem alten Alphabet zurück. Gegen dieses Verfahren wandte sich lebhaft Wilamowitz in einem besonderen Kapitel seiner »Homerischen Untersuchungen« (1884), und wieder in der »Einleitung in die griech. Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889) S. 125. In der völligen Ablehnung dieser Erklärungsweise stimmt er mit Arthur Ludwich überein, der ebenfalls einen eigenen Paragraphen (AHT.

1) Die antiken Zeugnisse für diese Theorie gibt vollständig Rudolf Herzog: Die Umschrift der älteren griechischen Literatur in das ionische Alphabet (Basel 1912) S. 31 f. Darunter sind acht aus den Homerscholien (noch Φ 127. α 52. 254. 275).

II 45) den μεταχαρακτηρίσαντες gewidmet hat. Die Gründe beider Gelehrten sind aber nur zum Teil dieselben.

1. An der Spitze steht eine chronologische Erwägung. In Euripides' Theseus wird der Name des Helden von einem des Schreibens unkundigen Hirten beschrieben (fr. 385); dabei heißt es:

τὸ δεύτερον δὲ πρῶτα μὲν γραμμαὶ δύο,
ταύτας διείργει δ᾽ ἐν μέσοις ἄλλη μία.

Daraus schloß Kirchhoff (Alph.[4] 92 f.), daß das ionische Alphabet »im Privatgebrauch« der Athener »schon seit den Perserkriegen Verwendung zu finden angefangen hatte«. Ludwich (S. 425) und Wilamowitz (HU. 305) erinnerten weiter daran, daß auf attischen Inschriften seit der Mitte des 5. Jahrhunderts ionische Zeichen vorkommen, in dem letzten Jahrzehnt vor 403 sogar schon sehr häufig. Wilamowitz nahm an, daß wie Euripides so auch Sophokles und, nach den durch Köhler (Athen. Mitteil. X 359 ff.) erschlossenen Tatsachen[2]), Äschylos nicht mehr attisch geschrieben, sondern sich des ionischen Alphabetes bedient habe. Eine Bestätigung dieses Resultates glaubte Kretschmer[3]) auf einer Schale des Duris (vor 480) zu finden, wo in einer Schulszene der Lehrer eine Papierrolle in der Hand hält, auf der zu lesen steht: μοισαμοι | αφισκαμανδρον | ευρωναρχομαι | αεωδεν, d. i.: Μοῖσά μοι ἀμφὶ Σκάμανδρον ἐύρρουν ἄρχομ' ἀείδειν. In diesem Verse, der aus Reminiszenzen sinnlos zusammengestückt ist, steht ein Ω; daraus folgerte Kretschmer, daß in Athen auch nichtionische Literaturwerke (darauf weist μοῖσα hin) schon zu Duris' Zeit in ionischem Alphabet niedergeschrieben wurden.

Gegen die Beweiskraft dieses vereinzelten Falles mußte zunächst doch der Umstand Bedenken erwecken, daß das Ω hier den kontrahierten Laut ου bezeichnet, also falsch verwendet ist; diesem Umstand hat Kretschmer auch neuerdings (Glotta VI [1914] S. 283) keine Beachtung geschenkt. Dann aber hat Rudolf Herzog in der soeben erwähnten Studie (S. 14 ff.) alle literarischen Zitate auf attischen Vasenbildern des fünften Jahrhunderts zusammengestellt, über ein Dutzend, und in allen mit einer Ausnahme die alte Orthographie gefunden. Versteile wie ὧδέ ποτ᾽ ἐν Τίρυνθι, ὦ παίδων κάλλιστε, φασὶν ἀληθῆ ταῦτα sind mit O und E, der

2) An der angeführten Stelle hat Köhler (1885) »die attischen Grabsteine des 5. Jahrhunderts« in bezug auf die Entwicklung des Alphabetes und der Schriftformen untersucht. Dabei ist er zu dem Ergebnis gekommen (S. 378): »daß das ionische Alphabet in Athen »um die Mitte des 5. Jahrhunderts für private Aufzeichnungen auf Stein verwandt worden »ist; es kann nicht wohl anders gedacht werden, als daß es in den literarisch gebildeten »und tätigen Kreisen schon in der vorhergehenden Epoche im Gebrauch gewesen ist«.

3) Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht (1894), Nr. 87.

erste auch mit H als Zeichen des Hauches geschrieben. Auf einer von Jacobsthal veröffentlichten Schale (Göttinger Vasen, 1912) stehen, als von einem singenden Zecher gesprochen, die Worte ὦ διὰ τῆς θυρίδος, worin Wilamowitz den Anfang eines Liedes der Praxilla (fr. 5) erkannt hat; auch hier bezeichnen O und E die langen Vokale, um 450 (nach Jacobsthals begründeter Datierung). Nur auf einer von ihrem ersten Herausgeber Comparetti ins letzte Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts gesetzten Hydria (bei Kretschmer Nr. 68) herrscht ionische Schreibweise, und zwar nicht bloß in einem Zitat (ἠερίων ἐπέων ἄρχομαι), sondern nun auch in den beigeschriebenen Namen. — Aus dem allen geht wohl hervor, daß Köhler und Wilamowitz aus einem Teile des Materiales etwas allzu sichere Schlüsse gezogen hatten; aber Herzog geht nach der anderen Seite zu weit, wenn er annimmt (S. 30. 36.), daß auch in den literarischen Gebrauch, wie in den amtlichen, das ionische Alphabet erst durch den Volksbeschluß des Archinos im Jahre 403 eingeführt worden, als Zeitalter der Umschrift also die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts anzusehen sei. Dem Zeugnis des Euripides meint er durch die Vermutung gerecht zu werden, daß in dieser Demonstration des Namens ΘΗΣΕΥΣ in ionischem Alphabet eine Tendenz gelegen habe, »eben die Propaganda für das neue, noch nicht geltende Alphabet«. So interessant dieser Gedanke ausgeführt wird (S. 26 ff.), so fehlt es ihm doch an rechter Überzeugungskraft. Und wenn wir selbst bereit wären dem Dichter solche Absicht zuzuschreiben, so würde doch die Tatsache bestehen bleiben, daß sich, abgesehen von der konservativen Haltung der Behörden, der Übergang zum ionischen Alphabet in Athen während des 5. Jahrhunderts vor unseren Augen vollzieht. Innerhalb dieser Periode muß es also auch geschehen sein, daß die homerischen Gedichte aus der älteren Schreibweise in die neue übertragen wurden. Wer beweisen wollte, daß solche Übertragung niemals erfolgt sei, müßte glaublich machen, daß auch schon im sechsten Jahrhundert, zur Zeit des Peisistratos und Solon, in Athen für literarische Texte das ionische Alphabet in Gebrauch gewesen sei.

2. Ein zweites Bedenken gegen die Erklärung gewisser Fehler aus falscher Umschrift findet Wilamowitz in der inneren Unmöglichkeit des angenommenen Herganges. »Gesetzt auch«, so schreibt er HU. 305 f., »es hat eine Umschrift irgendwo stattgefunden, meinethalben beim »Homer, so ist es eine bare Gedankenlosigkeit, wenn diese Gelegenheit »zu einer Quelle von Fehlern gemacht wird. — — Wenn ein Volk eines »Tages eine Änderung in der Orthographie vornimmt, die noch dazu »sorgfältigere Bezeichnung von Lauten bezweckt, die schon vorher »ebenso im Munde differierten wie sie sich nun auch dem Auge darstellen

»sollten, so ist gar nicht auszudenken, wieso gerade dabei die Leute »Fehler machen sollten. Wenn man vorher ενδεοικοσι schrieb und doch »unterschied, ob es ἧν δ' ἐοικόσι oder ἧν δὲ οἰκῶσι oder ἐν δὲ οἰκοῦσι »heißen sollte: wie kam man plötzlich dazu sich zu versehen, weil man's »nun gemäß der Aussprache verschieden schrieb?« Ja wie kam man dazu? Wie kommen unsere Kinder in der Schule dazu, orthographische Fehler zu machen, *ie* und *i*, *ß* und *ſſ* zu verwechseln, obwohl *dienen* und *binden*, *Füße* und *Flüſſe* verschieden gesprochen werden? Der größte Teil der Schwierigkeiten, die beim Erlernen der Orthographie überwunden werden müssen, beruht ja darin, daß man sich gewöhnen soll, auf die feineren Unterschiede der eignen Aussprache zu achten und ihnen die durch fremde Autorität festgesetzten Unterschiede der Schreibung Punkt für Punkt entsprechen zu lassen. Das von Wilamowitz gegebene griechische Beispiel ist geeignet die Sache lächerlich zu machen, nicht, sie aufzuklären; denn dort wird die graphische Unterscheidung durch die erhebliche Verschiedenheit nicht nur der Aussprache sondern auch des Sinnes unterstützt. Da, wo bei gleicher oder doch dem Hinübergleiten einen Anhalt bietender Bedeutung geringe lautliche Abweichungen durch die Schrift bezeichnet werden sollten, können sehr wohl Verwechslungen vorgekommen sein, zumal wenn der Text nicht nach dem Gehör aufgeschrieben sondern aus einer geschriebenen Vorlage kopiert wurde. (Vgl. übrigens zu 4.)

3. Die Unfruchtbarkeit des Prinzipes ist ein weiterer Vorwurf, der von demselben Gelehrten erhoben wird (S. 306): »Was hat sie [die Umschrifthypothese] denn erklären wollen im Homer wie im Pindar? Nichts als »die langweiligen ε und ο, ει und ου. Wer etwas mit ihr machen will, »der finde wenigstens ein η für *h* im Homer, ϒ für λ [muß heißen: λ für ϒ] »im Äschylos, ψχ für χξ bei Pindar, μ für ιβ, β für ε bei Epicharm. Bis »das geschehen ist, soll man von dem μεταϒραμματισμός stille sein.« Diese Forderung ist ganz unbillig. Verwechslungen konnten natürlich nur da stattfinden, wo die beiden zu scheidenden Laute einander ähnlich waren. Denn wenn wir auch annehmen müssen, daß die homerischen Gedichte im Altertum vielfach mit mangelhaftem grammatischen Verständnis abgeschrieben wurden, so fehlte das Verständnis doch nicht völlig; wer aber *h* und η, ϒ und λ, χ und ψ verwechseln sollte, hätte dem Text ebenso fremd gegenüberstehen müssen, wie heute etwa der Telegraphist einer lateinischen Depesche.

4. Den eigentlich entscheidenden Grund, das Verfahren von Wackernagel und anderen zu verwerfen, findet Wilamowitz in der methodischen Inkonsequenz, zu der es führe. Er schreibt HU. 323 f.: »Gesetzt auch, »die ἀρχαία σημασία wäre berechtigt als Erklärungsgrund zu dienen,

»wie sie καιροσέων und τεθνειώς, θεΐῃς u. ä. m. allerdings erklären würde, »so hätte es doch keine Logik sich auf sie zu berufen, weil so viele ganz »analoge Erscheinungen mit ihr keinesfalls etwas zu schaffen haben »können.« Hier wird also zugegeben, daß gewisse Fälle sich doch aus einem Umschriftfehler erklären lassen; und damit ist der zweite der vorher besprochenen Einwände freiwillig aufgegeben. Aber auch der neue und letzte hält nicht stand. Das ist ja unzweifelhaft richtig, daß viele der Fehler, die in der Zeit der ersten schriftlichen Überlieferung in den homerischen Text gekommen sind, einfach entstanden, weil die Abschreiber unwillkürlich die modernen Formen ihrer eigenen täglichen Sprache an Stelle der altertümlichen epischen einsetzten: ἰέναι für ἴμεναι, ἠῶ δῖαν für ἠόα δῖαν, μειλιχίοις ἐπέεσσι statt μειλιχίοισι ϝέπεσσι, Αἰόλου κλυτὰ δώματα statt Αἰόλοο, ἤν που für αἴ κεν usw., überhaupt die Fälle, von denen unser voriges Kapitel handelte. Aber wenn Wilamowitz verlangt, daß nach ihrem Muster auch diejenigen beurteilt werden, bei denen an und für sich eine Erklärung aus falscher Umschrift möglich sein würde, so fragt man: Warum denn? Der Satz, daß beide Gruppen »ganz analoge Erscheinungen« enthalten, müßte erst bewiesen werden. An sich ist es doch vollkommen denkbar, daß die allgemeine Neigung, jüngere Sprachformen statt der im Text überlieferten einzuführen, in einem Teil der Fälle durch die Unsicherheit in der Deutung einer älteren Niederschrift unterstützt wurde; und diese Unsicherheit wieder mußte um so größer sein, wenn es sich um eine Sprache handelte, die den Lesenden und Schreibenden selber nicht mehr in lebendigem Gebrauche vertraut war.

5. Einen neuen, die Sache fördernden Einwand hat Kretschmer erhoben im Anschluß an die antike Sitte des lauten Lesens, Glotta V (1914) S. 261: »Wenn die homerischen Epen seit ihrer ersten Niederschrift »immer laut gelesen worden waren, dann mußte auch eine mündliche »Tradition über die Aussprache des Geschriebenen sich bis zur Zeit der »Umschrift forterhalten, während die Umschrifttheorie doch voraussetzt, »daß man damals ganz von den Handschriften abhängig war, die man »daher falsch entziffern konnte.« — Die Folgerung wäre zwingend, wenn feststünde oder angenommen werden müßte, daß die Epen von ihrer ersten Niederschrift an überhaupt sogleich einen Gegenstand der Lektüre gebildet haben. Aber von rhapsodischem Vortrag zu literarischer Verbreitung kann der Übergang nicht mit einem Schlage fertig gewesen sein. Murray, der im letzten Kapitel seines Werkes die Textgeschichte behandelt, warnt mit Recht, man möge nicht die Gewohnheiten einer späteren Zeit ins 6. Jahrhundert übertragen. Das für öffentlichen Gebrauch hergestellte Exemplar von Ilias und Odyssee diente zunächst nur

als Anhalt und Kontrolle für die Rezitation bei den Panathenäen (vgl. in diesem Kapitel V 3). Als später das Interesse auch eines lesenden Publikums rege wurde und der Buchhandel es zu befriedigen unternahm, begann man abzuschreiben. Inzwischen war wirklich die alte Schreibweise den Lesenden fremd geworden, so daß die stete Beziehung des Schriftbildes zur Lautgestalt erst gesucht und geschaffen werden mußte. Und dabei hat vielfach über die altertümlichen und fremdartigen Formen des epischen Dialektes die Sprache des täglichen Gebrauches mit ihrem jüngeren Entwickelungstande den Sieg davon getragen.

II

Aber freilich, wenn überall, wo Erklärung aus falscher Umschrift möglich ist, sie nur als verstärkendes Moment zu einer andern Erklärung hinzukäme, so wäre es doch im Grunde schwach um sie bestellt. *Fabulam de erroribus* τῶν μεταγραψαμένων *merito explosit de Wilamowitz*, schrieb deshalb 1892 Wilhelm Schulze Qe. 153. Sachlich ebenso urteilte später Kretschmer, schon bei Besprechung der zweiten Auflage des vorliegenden Buches (Glotta III [1912] S. 307 f.): was die Anhänger der Umschrifttheorie zu beweisen hätten, sei der Satz, »daß gewisse Fehler der »Überlieferung durch Übertragung der epischen Texte aus einem archa»ischen Alphabet ins ionische erklärt werden müssen, nicht nur daß sie »so entstanden sein könnten«. Das ist vollkommen richtig, nur kein rechter Einwand gegen meine Darstellung, die von vornherein gerade auf diesen Unterschied gegründet war. Ich hatte gefragt: »ob es Beispiele gibt, in denen nur die Erklärung aus falscher Umschrift, nicht auch die aus unwillkürlicher Modernisierung stattfinden kann«. Von den elf Beispielen, die dann gegeben wurden, hat Kretschmer nur zwei zu widerlegen unternommen; selbst wenn ihm dies gelungen sein sollte, so bleiben die übrigen stehen, und können vermehrt werden.

1. Die ungeheuerlichen Lesarten ἐπιδημίου ὀκρυόεντος (I 64) und κακομηχάνου ὀκρυοέσσης (Z 344) sind zuerst von Payne Knight in seiner Ausgabe und aufs neue von Georg Curtius (Grdz.[3] 149) dadurch beseitigt worden, daß das anlautende o zum vorhergehenden Worte gezogen und so ein paar Belege der altertümlichen Genitivendung oo neu gewonnen wurden. Man muß annehmen, daß die Buchstaben IOOKP von ungelehrten Abschreibern falsch abgeteilt worden sind, wobei der Anklang an ein bekanntes Wort, das Adjektiv ὀκριόεις »spitzig«, den Irrtum erleichtern mochte. Diesen Fall meinte ich von einer Gruppe ähnlicher (Αἰόλου κλυτὰ δώματα κ 60, ἀγρίου πρόσθεν Χ 313, ἀνεψιοῦ κταμένοιο Ο 554, Ἀσκληπιοῦ δύο παῖδε Β 731, Ἰλίου προπάροιθε Ο 66, ὁμοιίου πολέμοιο

I 440) trennen zu können; und ein kleiner Unterschied besteht wirklich. Aber er macht für die Frage, ob falsche Nachschrift einer älteren Schreibweise anzuerkennen sei, nichts Entscheidendes aus: darin hat Kretschmer recht. Das Beispiel muß also ausscheiden.

2. η 107: καιροσέων δ' ὀθονέων ἀπολείβεται ὑγρὸν ἔλαιον. Wie wir aus Eustathios und den Scholien sehen, erkannte man vereinzelt schon im Altertum, daß im ersten Worte dieses Verses ein von καῖρος abgeleitetes Adjektiv stecke; und danach hat Lobeck (Pathol. Elem. [1853] p. 504 sq.) καιροεσσέων hergestellt. Da mit καῖρος die Schnüre am Webstuhl bezeichnet werden, welche dazu dienen, die Fäden des Aufzuges in paralleler Lage zu halten, und zu verhindern daß sie sich verwirren, so ist καιρόεσσαι ὀθόναι soviel wie »dichtgekettete, dichtgewebte Leinwand«. Wie der Irrtum in unserer Überlieferung entstanden sei, blieb dunkel. Dies hat erst Theodor Bergk (Philol. 16 [1860] S. 578—581) aufgeklärt und dem Dichter die kontrahierte Form καιρουσσέων zurückgegeben. Auf einer alten milesischen Weihinschrift (IGA. 488) nennt sich der Stifter Τειχιο(ύ)σ(σ)ης ἀρχός. Das Alphabet dieser Inschrift steht in der Bezeichnung des ου ganz auf dem Standpunkt des älteren attischen; wenn wir also annehmen, daß in einem athenischen Exemplar der Odyssee, ebenfalls ohne Bezeichnung der Gemination, ΚΑΙΡΟΣΕΟΝ geschrieben war, so begreift es sich leicht, daß ein Abschreiber, der das ungewöhnliche Adjektiv καιρόεις nicht kannte, aus den unverstandenen Buchstaben eine Form καιροσέων machte. Dabei hat er aber die richtige Form nicht unter dem Einfluß seiner eigenen Sprache modernisiert, sondern einfach mißverstanden, weil die Zeichen des alten Alphabets eine doppelte Deutung zuließen.

Hier hat mich Kretschmers Einspruch nicht erschüttert. Er schreibt: »Da der Vers doch schon im VI. und VII. Jhdt. vorgetragen wurde, so »muß man auch schon damals das Wort irgendwie ausgesprochen haben, »also nun entweder καιροσέων oder καιρουσσέων. Sprach man damals »καιροσέων, so ist dieser Fehler nicht erst bei der Umschrift und durch »dieselbe entstanden. Sprach man aber bis zur Zeit des Alphabet»wechsels das richtige καιρουσσέων, so sehen wir nicht ein, wie man dazu »kam, bei der Umschrift falsch zu transskribieren.« — Träfe das zweite zu, so hätte der Fehler überhaupt nicht entstehen können; das kann Kretschmer nicht meinen, denn der Fehler ist ja da. Also ist seine Meinung, daß er schon im 6. oder 7. Jhdt. entstanden sei[4]). Wie denn aber — darüber müßte er nun wenigstens eine Vermutung aufstellen.

4) Für Kretschmers erste Alternative entscheidet sich auch Wackernagel, der neuerdings (1916, SUH. 84 f.) auf diesen Punkt zurückgekommen ist, gegenüber den »krampfhaften Versuchen diesen Beleg wegzuinterpretieren«.

Kann er das nicht, so heißt das doch eben: wir müssen in diesem Falle zu der Erklärung aus falscher Umschrift greifen, weil sich eine andre nicht finden läßt. Oder will er dieser Hypothese nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch die Möglichkeit abstreiten? Fast scheint es so, nach seinem abschließenden Satze: »Die Erklärung durch falsche Um»schrift hat zur Voraussetzung, daß das Abreißen der Tradition in allen »solchen Fällen zufällig ganz genau mit der Transskription der Texte ins »ionische Alphabet zeitlich zusammenfiel, was natürlich undenkbar ist.« — Ein zeitliches Zusammenfallen ist von mir so wenig wie von Wackernagel angenommen worden, wohl aber ein bestimmtes zeitliches Verhältnis, so daß in allen solchen Fällen ein Sprung in der Tradition dem Irrtum bei der Umschrift vorangegangen wäre. Ist auch das undenkbar? Wundern mochte man sich ja darüber, hätte dann aber fragen sollen: wie konnte das kommen? Die Antwort war ich schon früher nicht schuldig geblieben [5]. Wer also unsre Erklärung widerlegen wollte, mußte die Konsequenzen, zu denen sie nötigt, nicht nur abschreckend andeuten, sondern mit prüfen. Es könnte doch sein, wenn ihnen von andrer Seite her Wahrscheinlichkeit erwächst, daß sie umgekehrt der Hypothese als Stütze dienen. Wirklich glaube ich, daß es sich so verhält,

3. θεουδής brachte man früher mit θεοειδής zusammen. Die richtige Ableitung fand Buttmann im Lexilogus (I 43), indem er es auf θεοδεής zurückführte. Aber woher sollte das ου kommen? Da der Stamm von δέος ursprünglich mit δϝ anlautete, so ist als Grundform *θεο-δϝειής anzusetzen, und daraus konnte durch Vermittlung von *θεοδϝής nur θεοδδής werden (vgl. ἔδδεισεν, περιδδείσασα). Auch diese sprachgeschichtlich richtige Form können wir mit Wackernagel (Bzb. Btr. IV 274) dem Homertexte zurückgeben, wenn wir voraussetzen, daß auf einer gewissen Stufe der Überlieferung δ einfach geschrieben war, so daß θεοδ(δ)ής in θεουδής verlesen werden konnte.

4. θ 408f.: ἔπος δ᾽ εἴ πέρ τι βέβακται δεινόν, ἄφαρ τὸ φέροιεν ἀναρπάξασαι ἄελλαι. So bittet Euryalos den Fremden um Verzeihung. »Furchtbares, Gewaltiges« hatte er nicht gesagt [6]), aber κερτόμια, ὀνείδεια ἔπεα, Spottendes, Schmähendes: κακὰ ἔλεγεν. Und mit κακολόγον erklärt Hesychios ein seltenes δεννόν; das zugehörige Verbum δεννάζειν kommt unter anderen bei Sophokles (Ai. 243. Ant. 759) vor, Herodot

5) In diesem Kapitel: III, zweiter Absatz, und IV 3; dazu jetzt I 5. Vgl. auch den Schluß des vorigen Kapitels. 6) Auch die Stellen, auf die Hefermehl (BphW. 1911 Sp. 1365) hinweist, θ 397 (οὔ τι ἔπος κατὰ μοῖραν ἔειπεν) und 166 (ξεῖν᾽, οὐ καλὸν ἔειπες· ἀτασθάλῳ ἀνδρὶ ἔοικας), zeigen nur, daß auch δεινόν einen allenfalls möglichen Sinn gibt, erklären also, daß man es sich gefallen ließ, solange nicht δεννόν zur Vergleichung daneben stand.

kennt (9, 107) das Substantiv: παρὰ τοῖσι Πέρσῃσι γυναικὸς κακίω ἀκοῦσαι δέννος μέγιστός ἐστι. Ewald Bruhn, dem diese unzweifelhafte Korrektur gehört, hat gestattet sie hier mitzuteilen. Die Entstehung des Irrtums liegt auf der Hand: ΔΕΝΟΝ war geschrieben, und wurde vom Abschreiber so gedeutet, wie es ihm geläufig war; die Bedeutung war nicht so unpassend, daß ein unkritischer Sinn hätte Anstoß nehmen müssen.

5. ὠλεσίκαρπος (κ 510) stellt Wilhelm Schulze Qe. 159 zusammen mit einer Gruppe von Worten, die eigentlich einen kurzen Vokal in der ersten Silbe haben sollten, ihn aber unter dem Drucke des Metrums gedehnt zeigen: εἰρεσίη, εἰαρινός, εἰνοσίφυλλος, Δουλίχιον, δουλιχοδείρων. Wenn unser Wort statt des zu erwartenden ου ein ω zeigt, so meint Schulze, dies sei nach Analogie von ὤλεσα, ὄλωλα, ἐξώλης eingedrungen. Gewiß richtig; aber die Anlehnung an solche Formen hätte schwerlich erfolgen können, wenn ΟΥ schon in den ältesten Texten deutlich geschrieben gewesen wäre. Wir haben also den Fall, daß das Mißverstehen des alten Alphabetes durch ein anderes Moment, die unzeitige Erinnerung an verwandte Wörter, befördert worden ist; von Modernisierung einer ursprünglichen Lautgestalt kann auch hier nicht die Rede sein.

6. Das richtige Verständnis von περιώσιος (Δ 359. π 203) wird Gustav Meyer (KZ. 22 [1874] p. 487) verdankt, der zeigte, daß περιεῖναι darin steckt, also περιούσιος geschrieben werden muß. Die Verbesserung ist darum nicht minder sicher, weil die Herausgeber es bisher verschmäht haben von ihr Gebrauch zu machen. Der Ursprung des Fehlers aber kann auch hier nur darin liegen, daß in einer alten Vorlage O geschrieben war und die zwiefache Aussprache ου oder ω zuließ.

7. ναιετάωσαν, ναιεταώσης u. ä. ist an mehreren Stellen in allen oder den meisten Handschriften überliefert. Diese Form ist noch schlimmer als die große Masse der von den Verben auf άω gebildeten, weil sie nicht einmal durch Zerdehnung erklärt werden kann; es müßte dann wenigstens ναιετόωσαν heißen. Tatsächlich gab es diese Lesart im Altertum, und sie wurde von Aristarch bevorzugt, wie Didymos zu Z 415 bezeugt: Ἀρίσταρχος διὰ τοῦ ο »ναιετόωσαν«. Offenbar hatte man erkannt, daß für die Schreibung αω überhaupt keine Erklärung möglich sei. Die neueren Herausgeber haben meistens die einfache unkontrahierte Form ναιετάουσαν, ναιεταούσης hergestellt. Mit Recht sträubt man sich gegen eine Korrektur, die den Ursprung des berichtigten Fehlers nicht deutlich macht; ναιετάωσαν kann nur aus ΝΑΙΕΤΑΟΣΑΝ, nicht aus ΝΑΙΕΤΟΟΣΑΝ verlesen sein.

8. Auch die Formen ἀρόωσι (ι 108), δηιόῳεν (δ 226), δηιόωντες (Λ 153), δηιόωντο (Ν 675) weichen von der Masse der zerdehnten ab, da sie nicht

von α-Stämmen sondern von ο-Stämmen abgeleitet sind (vgl. oben S. 93 Anm. 17). Daher sind auch diese von mehreren Herausgebern, die sonst an der Zerdehnung keinen Anstoß nehmen, in ἀρόουσι, δηιόοιεν, δηιόοντες korrigiert worden. Der Fehler stammt wieder aus dem älteren Alphabet, in dem οου, οοι, οο und οω, οῳ, οω nicht geschieden waren. Allerdings kam auch hier wie bei οὐλεσίκαρπος ein anderer Grund hinzu, der den Irrtum unterstützte: man erinnerte sich an falscher Stelle an die Flexion der Verba auf άω.

9. Zu αἰὲν ὁμοστιχάει O 635 bemerkt Schol. *B*: συμπορεύεται· βάρβαρον δέ φησιν εἶναι αὐτὸ Διονύσιος. Lobeck bezog den Tadel des Grammatikers auf die Endung und meinte, er habe ὁμοστιχέει für besser gehalten. Den wahren Grund des Anstoßes erkannte Bekker[2], der Σ 577 (χρύσειοι δὲ νομῆες ἅμ᾽ ἐστιχάοντο βόεσσιν) zur Vergleichung heranzog und ὁμοῦ στιχάει schrieb. Das falsche Kompositum kann nur durch Mißverständnis der Zeichen ΜΟΣ entstanden sein[7]).

10. In der Drohung, mit der Helena von Aphrodite zu dem aus dem Kampf entflohenen Buhlen zurückgerufen wird, müssen die Worte μέσσῳ δ᾽ ἀμφοτέρων μητίσομαι ἔχθεα λυγρά (Γ 416) den Sinn haben: »daß ich dir nicht von beiden Seiten Haß errege«. Der Ausdruck ist mindestens wunderlich, so daß man schon an Athetese dieses und des folgenden Verses gedacht hat, womit doch die Schwierigkeit nur an eine andre Stelle geschoben wäre. Schreiben wir, mit Benutzung einer Konjektur von Christ (1884), μή σοί γ(ε), so ist der Gedanke klar, auch das hervorhebende γε wirksam, und die Entstehung des Irrtums führt auf eine Schreibung ΜΕΣΟΙ zurück. Auch den Hinweis auf diesen Fall verdanke ich Bruhn.

11. Η 434: τῆμος ἄρ᾽ ἀμφὶ πυρὴν κριτὸς ἔγρετο λαὸς Ἀχαιῶν,
Ω 789: τῆμος ἄρ᾽ ἀμφὶ πυρὴν κλυτοῦ Ἕκτορος ἔγρετο λαός.

In beiden Versen gibt ἔγρετο »erwachte« gar keinen Sinn und ist von Düntzer in ἤγρετο »versammelte sich« geändert worden. Läge der umgekehrte Fehler vor, so könnte man daran denken, daß die alte augmentlose Form unter der Einwirkung attischer Sprachgewohnheit in die augmentierte verwandelt worden sei; der irrtümliche Fortfall des Augmentes aber steht zu der sonst beobachteten Vorliebe der Schreiber für moderne Formen geradezu im Gegensatz und kann nur dadurch veranlaßt sein, daß ein in altem Alphabet geschriebenes ΕΓΡΕΤΟ falsch gelesen wurde. Ja, wenn wir wollten, so könnten wir hier den Spieß umdrehen und gegen Wilamowitz behaupten: weil bei ἔγρετο die An-

7) Ein gleichartiger Fall wäre Κ 515 *οὐδ᾽ ἀλαοῦ σκοπιὴν εἶχε; doch ist das überlieferte ἀλαός durch homerischen Sprachgebrauch gerechtfertigt.

nahme einer unwillkürlichen Modernisierung ausgeschlossen sei, so dürfe man auch bei εἰργάζετο ἐῴκει u. ä. nicht hieran denken, sondern nur an falsche Umschrift aus dem attischen Alphabet. Aber freilich, diese Behauptung würde ebenso einseitig und unbillig sein wie die welche wir bekämpfen.

12. ὠμηστής ist zuerst von Wackernagel (S. 267) in das etymologisch richtige ὠμεστής korrigiert worden. Er hat gewiß recht mit der Vermutung, daß der Gedanke an Wörter wie ὀρχηστής μολπηστής den Abschreiber verleitet habe E für η zu nehmen.

13. Fünfmal kommt die Form ἀνηρείψαντο im Sinne von »entrafften« vor, die mit ἐρείπω nichts zu tun hat (θεοί Υ 234, θύελλαι δ 727, ἅρπυιαι α 241. ξ 371. υ 77). Doederlein (Homerisches Glossarium III [1858] S. 244f.) vermutete ἀνηρέψαντο, und hat dafür vielfach Zustimmung gefunden, auch eine wertvolle Bestätigung durch das Wortspiel, das sich ergab, wenn man die auf einer Vase von Ägina und im Etymologicum Magnum bezeugte Form ἀρέπυιαι einsetzte, was von Fick zuerst bemerkt wurde (Od. [1883] S. 2). Daß auch in meiner Neubearbeitung der Ausgabe von Ameis-Hentze (ξ. υ) noch ἀνηρείψαντο steht, wird von Herzog (in der Anm. 1 zitierten Schrift S. 59) mit Recht gerügt; ει für ε in diesem Worte ist ein sicherer Fall der von Wilamowitz und Kretschmer bestrittenen Art.

Die Beispiele sind nicht sehr zahlreich, beweisen aber unzweifelhaft, daß falsche Umschrift von E und O als selbständige Fehlerquelle, unabhängig von dem Streben nach Modernisierung, wirksam gewesen ist. Ganz begreiflich, daß der Irrtum beim Abschreiben manchmal durch den Gedanken an irgend eine verwandte oder ähnlich klingende Bildung hervorgelockt wurde. Dergleichen Assoziationshilfen fanden wir in ὤλεσα (für 5), ὀρόωσι (8), ὀρχηστής (12); auch bei ἤγρετο (11), ἀνηρέψαντο (13) hat natürlich die Verwechslung mit ἔγρετο, ἐρείπω mitgewirkt. Eine solche Anregung zu falscher Umschrift konnte nun auch dadurch gegeben werden, daß dem Schreiber, während er eine homerische Wortform aus der Vorlage herübernehmen sollte, die entsprechende Form der ihm geläufigen Sprache vorschwebte. Die beiden Erklärungen, deren Rechte wir gegeneinander abgewogen haben, schließen sich nicht gegenseitig aus, sind aber auch nicht wie zwei Kreise, deren einer den andern ganz umschließt, sondern wie Kreise, die sich schneiden und zum Teil decken: in vielen Fällen haben falsche Umschrift und der Modernisierungstrieb zusammengewirkt; aber es gibt auch falsche Lesarten, die nur auf dem zweiten, und es fehlt nicht an solchen, die nur auf dem ersten Wege entstanden sind.

III

Ein Bedenken gegen unsere Auffassung ist doch noch möglich: waren denn wirklich alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben? Dies müßte doch der Fall sein, wenn Irrtümer, die in der gesamten späteren Überlieferung festsitzen, durch verkehrte Umschrift aus dem attischen Alphabet entstanden sein sollen. Die Frage muß ernstlich geprüft werden. Und dabei wird sich ergeben, daß wir recht getan haben den Wechsel der Orthographie nicht in die ältere Zeit zu verlegen, wo die Ionier selbst erst die genauere Bezeichnung der *e*- und *o*-Laute einführten (vgl. S. 101 f.).

Die eben hervorgehobene Schwierigkeit bestand nicht für Aristarch, auch nicht für Cobet; denn beide hielten Homer für einen geborenen Athener. Aristonikos notierte zu N 197, wo die Dualformen Αἴαντε μεμαότε vorkommen: ἡ διπλῆ, ὅτι συνεχῶς κέχρηται τοῖς δυικοῖς· ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ τῆς πατρίδος· Ἀθηναίων γὰρ ἴδιον. Und Cobet sagt mit bezug darauf (MCr. 281): *Summo iure videtur Pisistratus de Homero dixisse:* ἡμέτερος γὰρ κεῖνος ὁ χρύσεος ἦν πολιήτης. *plurimis enim ex lingua Homerica indiciis colligimus Athenis oriundum fuisse poetam.* Diese Ansicht teilt heute wohl kaum noch jemand; auch Arthur Ludwich (AHT. II 422) nennt den Standpunkt der beiden einen »isolierten und mehr als bedenklichen«. Aber auf andere Weise läßt sich vielleicht die Frage, die wir aufwerfen mußten, befriedigend beantworten. Aus dem Altertum ist uns überliefert, daß zuerst Peisistratos die zerstreuten homerischen Gedichte gesammelt habe. Will man dies ernst nehmen, so bleibt nichts übrig als sich vorzustellen, daß durch die Redaktion des Peisistratos ein offizielles attisches Exemplar der beiden Epen geschaffen worden sei, aus dem dann alle oder doch fast alle späteren Abschriften geflossen wären. Unter dieser Voraussetzung würde man es verstehen, wie die Irrtümer, zu denen das attische Alphabet den Anlaß gegeben hatte, zu so vollkommener Herrschaft im Homertexte gelangen konnten.

Doch diese Ansicht von der peisistratischen Rezension, zu der sich Lachmann, Ritschl, Kirchhoff bekannten, ist zuerst von Lehrs, dann mit erneuter Heftigkeit von Wilamowitz und von Ludwich bekämpft worden. Die Einigkeit freilich zwischen diesen beiden ist auch hier nur scheinbar; Ludwichs Behandlung der Sache ist zugleich eine lebhafte Polemik gegen Wilamowitz. Unter Zusammenfassung aller früheren Arbeiten hat Matthaeus Valeton in einem Aufsatze der Mnemosyne (1896) die vielumstrittene Frage noch einmal behandelt; er hat hier und da nützliche Anregung gegeben eine Einzelheit klarer zu fassen, zur Beurteilung im ganzen

aber nichts Neues hinzugebracht[8]). Kürzlich ist Wilamowitz in seinem Buche »Die Ilias und Homer« (1916; S. 14. 365) auf den Gegenstand zurückgekommen, ohne jedoch seine Ansicht zu ändern oder neu zu begründen.

Die Nachrichten aus dem Altertum sind bei Wolf Proleg. p. 143 gesammelt. Wenn in ihnen unklare, ja völlig phantastische Vorstellungen mehrfach sich breit machen, so wäre es ebenso unkritisch diese anzunehmen, wie um ihretwillen den historischen Kern, der doch darin stecken kann, ohne weiteres zu verwerfen. Das älteste Zeugnis steht bei Cicero de orat. III 34, 137: *Quis doctior illis temporibus aut cuius eloquentia litteris instructior fuisse traditur quam Pisistrati? qui primus Homeri libros confusos antea sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus.* Eine besonders genaue Darstellung fand Ritschl in einem Plautus-Scholion einer italienischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, das sich selbst als Übersetzung aus dem Aristophanes-Kommentar des Tzetzes (Caecius) bezeichnet. Nachdem die gelehrten Veranstaltungen des Ptolemäus Philadelphus geschildert sind, heißt es dort: *Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesim ante Ptol(emaeum) Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc exstant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quattuor celeberrimorum et eruditissimorum hominum, videlicet Concyli, Onomacriti Atheniensis, Zopyri Heracleotae et Orphei Crotoniatae; nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur.* Auf Grund dieses Scholions und mit Benutzung der sonstigen Nachrichten unternahm es im Jahre 1838 Ritschl, eine positive Anschauung von der Bedeutung der peisistratischen Redaktion zu gewinnen[9]). Dagegen wandte sich Lehrs, 1862. Er suchte[10]) die überlieferte Vorstellung von einer Kommission des Peisistratos lächerlich zu machen, führte aber allerdings auch einen sehr wichtigen Grund gegen sie an: die Alexandriner, Zenodot und Aristophanes sowohl wie Aristarch, erwähnen nirgends die Tätigkeit des Peisistratos[11]). Daraus zog Lehrs den Schluß, daß jene Nachricht eine späte Legende sei, für die er freilich Zeit und Art der Entstehung nicht anzugeben wußte.

8) Valeton, De carminum Homericorum recensione Pisistratea. Mnemos. n. s. 24 (1896) p. 405—426. — H. J. Polak in seiner inhaltreichen Abhandlung »De jongste Gedaanteverwisseling der Homerische Kwestie« (1896), die sich in eingehender und im übrigen fruchtbarer Kritik mit der 1. Auflage meiner »Grundfragen« beschäftigt, widmet dem Kapitel über Peisistratos nur einigen Spott; wie aber er selbst sich den starken attischen Einfluß erklärt, den das Epos bei seiner ersten schriftlichen Aufzeichnung erfahren hat, sagt Polak nicht. 9) Ritschl, Die alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus; jetzt Opusc. I, 1 ff.

10) Lehrs, »Zur homerischen Interpolation«, Rhein. Mus. N. F. 17 (1862) S. 481 ff.; jetzt als viertes Epimetrum in seinem »Aristarch«. 11) Über eine wenigstens mittelbare Spur dieser Art wird weiterhin (S. 117) kurz berichtet werden.

An diese Beweisführung knüpfte 1884 Wilamowitz an (HU. II 1). Er behauptete, die Alexandriner hätten doch von der Tätigkeit des Peisistratos gewußt, und das zeige sich an zwei Stellen. 1. Der Vers B 558 (στῆσε δ᾽ ἄγων, ἵν᾽ Ἀθηναίων ἵσταντο φάλαγγες) wird mehrfach im Altertum als eine Interpolation bezeichnet, die Peisistratos gemacht habe, um den Anspruch der Athener au Salamis zuf beweisen, das er doch tatsächlich mit Gewalt den rechtmäßigen Besitzern, den Megarern, abgenommen hatte. Da nun dieser Vers außer in anderen Handschriften auch im Venetus *A* fehlt, so schließt Wilamowitz, daß Aristarch ihn als peisistratische Fälschung erkannt und ausgeworfen habe. Er sagt (S. 538): »Aristarch ist weit entfernt die peisistratischen Interpolationen nicht zu »kennen: er wagt auf Grund derselben, was er selten wagt, er wirft den »Vers ganz und gar aus.« — 2. Wenige Verse vorher ist von Menestheus und seiner hervorragenden taktischen Kunst die Rede, B 553—555. Die drei Verse, die übrigens schon Herodot (VII 161) in seinem Exemplare der Ilias gelesen hat, wurden von Zenodot verworfen, von Aristarch aber verteidigt, worüber Aristonikos berichtet: ἡ διπλῆ περιεστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος ἀπὸ τούτου τρεῖς στίχους ἠθέτηκεν, μήποτε διότι διὰ τῶν ἐπὶ μέρους οὐδέποτε αὐτὸν διατάσσοντα συνέστησεν. πολλὰ μέντοι Ὅμηρος κεφαλαιωδῶς συνίστησιν, αὐτὰ τὰ ἔργα παραλιπών, ὡς τὴν Μαχάονος ἀριστείαν »παῦσεν ἀριστεύοντα κτλ.« (Δ 506). Da Aristarch hier von dem Grunde, der seinen Vorgänger zur Athetese bestimmt habe, nur zweifelnd (μήποτε) spreche, so vermutet Wilamowitz (S. 239), daß er den wahren Grund des Zenodot nicht erkannt habe; in Wirklichkeit habe dieser die Verse deshalb gestrichen, weil er auch sie für eine Interpolation des Peisistratos gehalten habe. Nachweislich gab es ja im Altertum Gelehrte, die den ganzen Abschnitt über Athen (546—556), innerhalb dessen die drei von Zenodot gestrichenen Verse stehen, für unecht hielten und auf Peisistratos zurückführten.

Gegen diese Bestreitung seines Schlusses wird nun Lehrs von Ludwich in Schutz genommen (AHT. II § 43). In beiden Fällen schreibt Wilamowitz den Alexandrinern Motive zu, von denen nichts überliefert ist, während er diejenige Begründung ihrer Ansichten, die überliefert ist, verwirft. Wenn an der zweiten Stelle Aristarch den Gedanken, den er bei Zenodot vermutet und seinerseits widerlegen will, vorsichtig mit μήποτε einleitet, so entspricht das ganz dem besonnenen Charakter seiner Kritik: er verdient dafür eher Anerkennung als Mißtrauen. Die Behauptung des Megarers Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt durch Peisistratos eingeschoben sei, braucht mit dem, was Zenodot über drei Verse aus dieser Partie urteilte, nichts zu tun zu haben, ja kann kaum etwas damit zu tun haben, weil sich beide Athetesen dem

Umfang nach nicht decken. Und was den ersten Fall (B 558) betrifft, so ist uns hier ausdrücklich bezeugt, weshalb Aristarch den Vers nicht habe gelten lassen. Zu Γ 230 bemerkt Aristonikos: ἡ διπλῆ, ὅτι πλησίον ὁ Ἰδομενεὺς Αἴαντος τοῦ Τελαμωνίου ἐτάσσετο ⟨καὶ⟩ κατὰ τὴν ἐπιπώλησιν (Δ 251. 273) συμφώνως. παραιτητέον ἄρα ἐκεῖνον τὸν στίχον τὸν ἐν τῷ καταλόγῳ (B 558) ὑπό τινων γραφόμενον »στῆσε δ᾽ κτλ.«· οὐ γὰρ ἦσαν πλησίον Αἴαντος Ἀθηναῖοι. Diese unzweideutige Nachricht meint Wilamowitz mit seiner abweichenden Ansicht über Aristarchs Beweggrund dadurch vereinigen zu können, daß er sagt (S. 239): Aristarch würde den Vers zwar aus sachlichen Gründen auch dann athetiert haben, wenn er diplomatisch unverdächtig gewesen wäre; er hat ihn aber deswegen ausgelassen, weil er in den Ausgaben seiner Vorgänger Aristophanes und Zenodot nicht stand. Ludwich ist ganz im Rechte, wenn er gegen die Art protestiert, wie hier überlieferte Nachrichten eliminiert werden, um haltlosen Vermutungen Platz zu machen. Übrigens, wenn Aristarch den Vers (τὸν ὑπό τινων γραφόμενον) deshalb nicht in seine Ausgabe aufnahm, weil er schon in denen seiner Vorgänger nicht enthalten war, wie kann er es denn gewesen sein, der ihn, »auf Grund« seiner Ansicht von den peisistratischen Interpolationen »auswarf«? Die Tatsache, daß der Vers nur in einigen der Handschriften, die Aristarch benutzte, zu lesen war, könnte allerdings mit einer Fälschung durch Peisistratos in der Weise zusammenhängen, daß die von jenem versuchte Interpolation diesmal nicht ganz durchgedrungen wäre. Wilamowitz deutet (S. 239. 240. 242) auf eine solche Möglichkeit hin; und ich selbst glaube, daß der Hergang so gewesen ist. Ist er das aber, so fehlt jeder Anhalt für den Glauben, daß Aristarch oder seine Vorgänger, in dem was sie lehrten und schrieben, auf die Annahme peisistratischer Interpolationen und damit indirekt auf die einer Redaktion durch Peisistratos irgendwo Bezug genommen hätten.

So weit sind Lehrs und Ludwich also im Rechte. Ob aber die Alexandriner in diesem Falle von dem, wovon sie nicht sprechen, überhaupt nichts gewußt oder durch ihr Stillschweigen ein verwerfendes Urteil angedeutet haben, das ist eine ganz andere Frage. Lehrs selber sowohl als Ludwich drücken sich in dieser Beziehung zunächst vorsichtig aus (Ar.[2] 450; AHT. II 403); praktisch aber haben sie die zweite Möglichkeit nicht weiter beachtet, sondern nachher so gesprochen, als sei es erwiesen, daß die Vorstellung von einer peisistratischen Ausgabe der homerischen Gedichte den Alexandrinern unbekannt gewesen sei. Und doch liegt das Richtige auf der andern Seite.

Diogenes von Laerte (I 2, 9) sagt in einer Aufzählung der Verdienste Solons: τά τε Ὁμήρου ἐξ ὑποβολῆς γέγραφε ῥαψῳδεῖσθαι, οἷον, ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον· μᾶλλον οὖν Ὅμηρον

ἐφώτισεν ἢ Πεισίστρατος ⟨ὅσπερ συλλέξας τὰ Ὁμήρου ἐνεποίησέ τινα εἰς τὴν Ἀθηναίων χάριν⟩ ὥς φησι Διευχίδας ἐν ε′ Μεγαρικῶν. ἦν δὲ μάλιστα τὰ ἔπη ταῦτα· »οἳ δ᾽ ἄρ᾽ Ἀθήνας εἶχον« καὶ τὰ ἑξῆς. Die Ergänzung ist von Ritschl (Opusc. I 54), wird von Wilamowitz gebilligt und ist der Sache nach jedenfalls gesichert. Als Zeit des hier genannten Gewährsmannes, Dieuchidas, hat Wilamowitz durch scharfsinnige Kombinationen (HU. 241. 251) das 4. Jahrhundert vor Chr. festgestellt. Was jener über Fälschungen lehrte, die Peisistratos im Interesse der attischen Politik vorgenommen habe, war vielleicht bloße Vermutung, eingegeben durch den Haß des Megarers gegen die Unterdrücker seiner Vaterstadt, aber — so meinte Wilamowitz (S. 243 ff.) — eine richtige Vermutung. Für diese aber diente zur unentbehrlichen Grundlage die Vorstellung, daß Peisistratos einen Text des Homer hatte herstellen lassen (S. 254; etwas anders 262 f.). Daß Dieuchidas von dieser Redaktion überhaupt gesprochen habe, ist nirgends überliefert; bei Diogenes steht ihre Erwähnung innerhalb der von Ritschl ergänzten Worte. Nur das ist klar: der Vorwurf, Peisistratos habe den Homer interpoliert, konnte von dem megarischen Historiker nicht erhoben werden, wenn er nicht voraussetzte, daß die allgemein verbreitete Gestalt des Textes auf Peisistratos zurückgehe; und dieser Vorwurf hatte nur dann Aussicht auf die Leser Eindruck zu machen, wenn auch ihnen der Gedanke geläufig war, daß die Athener den homerischen Gedichten die abschließende Redaktion gegeben hätten. Anders urteilt hierüber Allen (Class. Quart. VII 49 f.), der so weit geht, die ganze Entstehung einer Peisistratos-Legende auf die erfinderische Feindschaft der Megarer zurückzuführen. In der Tat wird man zu dieser Konsequenz gedrängt, wenn man sich nicht entschließen kann, hier etwas andres als Legende zu sehen. Aber die Lüge müßte einen wunderbaren Erfolg gehabt haben: das, worauf es Dieuschidas und die Seinen eigentlich abgesehen hatten, den Vers, der Aias zu den Athenern stellte, aus der Ilias auszumerzen, hätten sie nicht erreicht, dagegen mit einer für Peisistratos höchst ehrenvollen Darstellung, die sie, um ihre Anklage anknüpfen zu können, mit erfanden, hätten sie in weitem Umfange Glauben gefunden und so den Ruhm des Verhaßten ihrerseits erhöht. Dies zu glauben kann ich mich nun meinerseits nicht entschließen, halte also daran fest, daß der Gedanke, Ilias und Odyssee seien erst in Athen und durch Peisistratos in die schriftlich überlieferte Form gekommen, im 4. Jahrhundert allgemein verbreitet war. Er kann also auch den Alexandrinern nicht unbekannt geblieben sein.

Wie kommt es, daß trotzdem keiner von ihnen die Sache erwähnt? Ich meine, der Grund läßt sich noch einigermaßen erkennen. Hans Flach hat es in der Schrift »Peisistratos und seine literarische Tätigkeit«

(Tübingen 1885) sehr wahrscheinlich gemacht, daß die bei Cicero erhaltene Nachricht von der kritischen Tätigkeit des Peisistratos aus pergamenischer Tradition stamme, und weiter, daß diese Ansicht überhaupt in der Schule des Krates von Mallos rezipiert gewesen sei. Nun ist es ein auch in der heutigen Gelehrtenwelt beliebtes Verfahren, unbequeme Ansichten eines Gegners dadurch zu bekämpfen, daß man sie totzuschweigen sucht; auch die Philologen des Altertums werden es verstanden haben dies Mittel zu benutzen. Damit ist freilich noch nicht das Auffallende der Tatsache beseitigt, daß auch von Lesarten attischer Exemplare des Homer, während die Ausgaben anderer Städte (Massilia, Chios, Argos usw.) mehrfach erwähnt werden, bei den Alexandrinern nirgends die Rede ist. Hierüber, und überhaupt über das Fehlen weiterer Nachrichten von dem Anteil Athens an der Fortpflanzung des Epos, wundert sich auch Scott in einer anregenden Studie über die athenischen Interpolationen[12]. Aber diesen scheinbaren Widerspruch hat bereits Ritschl einleuchtend erklärt; und seine Grundanschauung stimmt zu dem, was wir im 2. Kapitel in bezug auf die Einheitlichkeit der antiken Vulgata erkannt haben (S. 38f.). Die gesamte schriftliche Tradition der homerischen Epen im Altertum, so führt er aus (Op. I 49/51), mit Einschluß der Ausgaben κατὰ πόλεις, ging auf die athenische Quelle zurück. Der attische Text bildete die gemeinsame Grundlage uud »allgemeine Voraussetzung, worauf alle Ausübung homerischer Kritik beruhte«; daher, nachdem das Original im Perserkriege zerstört oder geraubt war, die Bedeutung der κοιναί oder κοινότεραι, Abschriften in denen sich der peisistratische Text über diese Zeit hinaus erhielt und fortpflanzte. So konnte gar nicht daran gedacht werden, ein athenisches oder attisches Exemplar in demselben und auf der gleichen Stufe wie ein chiisches, massilisches, sinopisches zu erwähnen. Und Aristarch konnte (trotz Lehrs Ar.² 449) nicht daran denken, den Zustand des homerischen Textes im ganzen oder im einzelnen aus dem Fortwirken einer ersten athenischen Ausgabe zu erklären; denn die Tatsachen und Beobachtungen, durch die wir zu einer solchen Annahme geführt werden, erledigten sich ihm in viel einfacherer Weise dadurch, daß er den Dichter selbst für einen geborenen Athener hielt[13]. Für uns, die wir alle überzeugt sind, daß er darin irrte, wächst eben hierdurch die Wahrscheinlichkeit des entgegenstehenden Erklärungsversuches, desjenigen, den die Pergamener guthießen und an den Dieuchidas mit seinen Vorwürfen anknüpfte.

12) John A. Scott, Athenian interpolations in Homer. I. Internal evidence. — II. External evidence. Classical Philology VI (1911) p. 419ff. IX (1914) p. 395ff. (Die hier angezogenen Stellen IX p. 402. 404.) Die zweite Abhandlung nimmt bereits auf die Arbeit von Allen bezug. 13) Ebenso urteilt Murray RGE. 323.

IV

Wenn von solchem Ursprung der schriftlichen Überlieferung des Textes keine Nachricht erhalten wäre, so müßten wir ihn geradezu postulieren.

1. Die Verse in B sind nicht die einzigen, die im Altertum als peisistratische Fälschung angesprochen wurden; weitere Fälle derart hat Wilamowitz (HU. 259 f.) zusammengestellt. Hereas von Megara behauptete, daß λ 631 (Θησέα Πειρίθοόν τε, θεῶν ἐρικυδέα τέκνα) die Erwähnung des athenischen Nationalhelden durch Peisistratos interpoliert sei. Das »Haus des Erechtheus«, das η 81 erwähnt wird, kann kein anderes sein als der alte Poliastempel in Athen. Daran, daß Homer diesen kennt, brauchte Aristarch keinen Anstoß zu nehmen, aber sein Zeitgenosse Chairis nahm Anstoß und hielt die Stelle für nachträglich eingeschoben; und ihm werden wir, mit Wilamowitz (S. 247 f.), beistimmen. Die Verse λ 566—631 hat derselbe Forscher als späte Interpolation ausgeschieden und in einem geistreichen Exkurs den religiösen Boden geschildert, aus dem, eben wieder in Athen, dieser jüngste Sproß des Epos hervorgewachsen sei. — Daß die Δολώνεια ursprünglich für sich bestanden habe und erst durch Peisistratos an ihren jetzigen Platz gebracht worden sei, ist eine alte Vermutung, die uns unter anderem in einem Scholion des Townleyanus zu K 1 überliefert ist: φασὶ τὴν ῥαψῳδίαν ὑφ᾿ Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποίησιν. Dasselbe berichtet Eustathios. Und damit hat schon La Roche HTk. 12 die Bemerkung des Aristonikos zu I 109 (καὶ δ᾿ αὐτὸς ἐνὶ πρώτοισι μάχεσθαι) kombiniert: ὅτι τῷ ἀπαρεμφάτῳ ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ κέχρηται, καὶ ὅτι τῇ ἐχομένῃ Ἀγαμέμνων ἀριστεύει. Denn zu τῇ ἐχομένῃ ist ῥαψῳδίᾳ zu ergänzen. Daraus hat dann Adolph Roemer gefolgert, daß in dem von Aristarch anerkannten Corpus Iliacum sich Λ an I anschloß, während K als Einzellied nebenher bestand[14]). Ist dies richtig, so war das Verhältnis der Δολώνεια zur Ilias ein loseres als das irgend eines anderen Gesanges. Eben dies bestreitet Wilamowitz (IH. 38); die Entscheidung wird sich erst später, durch Prüfung der inneren Beziehungen, ergeben. Bemerkenswert ist, daß Louis Ehrhardt[14a]) in der Rolle, welche in diesem Gedicht Athene spielt, eine Spur attischer Herkunft hat finden wollen. Das würde nun Wilamowitz vollends nicht gelten lassen; denn da handelt es sich nicht mehr um attische Interpolation, sondern es wäre ein auf attischem Boden erwachsenes Stück Dichtung.

14) Roemer, HGG. 16 f. Ihm widersprach Arthur Ludwich, indem er τῇ ἐχομένῃ (ἡμέρᾳ) zu ergänzen suchte, BphW. 1902 S. 37. Doch hat Roemer seine Ansicht aufrecht erhalten, besonders deutlich in seinem Nachwort zu Belzners Homerischen Problemen I (1911) S. 154 ff. 14a) Die Entstehung der homerischen Gedichte (1894) S. 164. Ehrhardt bekennt sich (S. CIX) ausdrücklich zu dem Glauben an die Redaktion durch Peisistratos.

»Gedichtet haben Athener an der Ilias nicht; die war lange fertig, ehe sie zu ihnen kam. Interpoliert haben sie den Katalog, die Epipolesis und hier oder da etwas«: so wird entschieden (IH. 509). Damit ist eine Frage berührt, der wir schon hier nicht aus dem Wege gehen dürfen: welcher Art und wie bedeutend sind die einzelnen Stellen, an denen in dem älteren der beiden Epen schon Athenisches hervortritt? Scott hat sie in der zweiten seiner Abhandlungen (s. Anm. 12) gesammelt und im einzelnen gewürdigt, um die Frage zu entscheiden, ob darin wohl Spuren athenischen Einflusses zu erkennen seien. Aber er hat diese Frage immer nur so verstanden: ob eine Erwähnung wohl in der Absicht interpoliert sein könne, dem Volke oder seinem Herrscher zu schmeicheln. An eine andre Möglichkeit scheint er nicht gedacht zu haben.

Im Katalog zunächst erscheinen Aias und Salamis (B 557/8) allerdings etwas gewaltsam eingeführt; und die beiden Verse können ohne Anstoß entfernt werden, ebenso wie dicht vorher die drei (553/5), die das Lob des Menestheus enthalten (vgl. oben S. 113). Dieses selbst aber und das athenische Kontingent würden bleiben; auch von Wilamowitz werden die betreffenden Verse (B 546—52. 556) im Texte belassen[15]. Nun ist der ganze Schiffskatalog durch Nestors taktischen Vorschlag κρῖν᾽ ἄνδρας κατὰ φῦλα, κατὰ φρήτρας (360—368) in ähnlicher Weise vorbereitet wie manches andre Stück der Ilias, besonders deutlich der Waffentausch. Und daß die Gliederung der Bürgeraufgebote in Phylen und Bruderschaften, wozu Nestor rät, in Athen noch unter Peisistratos bestanden haben müsse, während in Ionien die Phratrien früher erstorben seien, wird gerade von Wilamowitz (IH. 293 f.) hervorgehoben. Danach muß man doch sagen, daß noch im athenischen Kulturkreise an der Ilias gedichtet worden ist. Wer statt dessen von »attischer Interpolation« sprechen will, muß sich nur darüber klar sein, daß dieser Ausdruck dann in doppeltem Sinne gebraucht wird. Einmal würde er Zusätze bezeichnen, die in erkennbar athenischem Interesse in eine bereits vorhandene Grundlage eingearbeitet wären, das andre Mal bezöge er sich auf die Entstehung dieser Grundlage selbst, deren jüngste Schicht schon mit Berücksichtigung athenischer Verhältnisse gedichtet ist. — Von solcher Abstufung bekommen wir gleich ein weiteres Beispiel. N 195 f. werden zwei athenische Führer, Stichios und wieder Menestheus, genannt, die einen Gefallenen fortschaffen: ein seltsames Bild (τινὲς χλευάζουσιν

15) In dem Kapitel über B spricht er nur von dem Lobe des Menestheus in den drei Versen (553/5), durch deren Verwerfung Zenodot seinen Scharfblick bewiesen habe (IH. 273). Also hält er die sieben vorhergehenden Verse für echt; denn sonst würde er gerade den Unterschied nicht anerkennen, den Zenedot gemacht hat. Wenn es dann in der Schlußübersicht (S. 512) heißt, der Abschnitt 546—558 sei »attisch überarbeitet«, so kann sich das nur auf jene beiden Interpolationen beziehen.

ὡς νεκροφόρους, Schol. Townl.). Von Stichios erfahren wir O 329/31, daß Hektor ihn tötet, Μενεσθῆος μεγαθύμου πιστὸν ἑταῖρον; und ebendort fällt von Äneas Hand Iasos, gleichfalls ein Führer der Athener, υἱὸς δὲ Σφήλοιο καλέσκετο Βουκολίδαο (337 f.). Wilamowitz macht auf das befremdliche Hervortreten der Athener an beiden Stellen aufmerksam: der Bukolide erinnere an die attischen Geschlechter der Butaden und Buzygen (IH. 237); wenn Stichios zweimal vorkomme, so zeuge dies dafür, daß beide Partien denselben Verfasser haben. Von dem habe dann ein Interpolator N 691, wo Stichios zum dritten Mal erscheint, den Namen geborgt (S. 221). Also N 195 f. und O 329 ff. wird auf Annahme einer Interpolation, die sich nicht glatt würde ausscheiden lassen, ausdrücklich verzichtet. Gewiß mit Recht; aber dann gehört beidemal die Erwähnung athenischer Männer dem noch andauernden Wachstum der Dichtung an.

Ob dies nicht auch für das andre Vorkommen im N gilt? Es ist innerhalb der Versreihe 679—724, wo unter Völkerschaften des östlichen Hellas, deren Tüchtigkeit im Kampfe gerühmt wird, auch Ἰάονες ἑλκεχίτωνες auftreten, Ἀθηναίων προλελεγμένοι, und als ihre Führer wieder Menestheus, Stichios und zwei andre (685. 689/91). Wilamowitz erwähnt kurz die Anstöße, die man an der nachfolgenden Schilderung genommen hat, die vielen Abweichungen von homerischer Art, z. B. in der Charakteristik der Lokrer, und urteilt richtig (S. 227 f.): »Die Tendenz kann nur die Verherrlichung dieser Stämme, ganz besonders der Lokrer sein; das ist erst im Mutterlande möglich, auch in Athen, aber nicht notwendig dort«. Wenn er jedoch hinzufügt: »Damit ist gesagt, daß wir eine Interpolation anzuerkennen haben«, so dürfen wir uns nicht ohne weiteres gefangen geben. Er selbst ist ja überzeugt, daß die Ilias fertig war, ehe sie nach Athen kam, und nennt alles, was dort noch hinzugetreten ist, »Interpolation«; für andre ist dies eine offene, und eine recht wichtige Frage, ob die Stücke, die attischen Gedankenkreis verraten, Einschiebsel waren in einen abgeschlossenen Bestand oder wuchernder Fortsatz eines noch werdenden.

Für die beiden noch übrigen Stellen, an denen der Athener Menestheus eine Rolle spielt, in M und Δ, möchte ich das zweite mit aller Bestimmtheit behaupten. Stark an der Handlung beteiligt ist er in der Teichomachie, wo der Angriff des Sarpedon und Glaukos sich gegen seinen Gefechtstand richtet, so daß er den Aias zu Hilfe ruft (M 331 ff.). Scott meint (Class. Philol. VI 421), diese Erzählung könne den Athenern keine Freude gemacht haben, weil Menestheus darin als ein Feigling erscheine. Allerdings heißt es: τοὺς δὲ ἰδὼν ῥίγησ' υἱὸς Πετεῶο Μενεσθεύς. Aber derselbe Ausdruck wird zweimal, in ähnlicher Situation, von

Diomedes gebraucht (E 596. Λ 345), zweimal von Aias selber (O 436. Π 119); und immer war es doch in M der Salaminier, der dem Athener Hilfe brachte. — Wilamowitz sieht in dieser ganzen Partie, die von den Lykiern erzählt (290—429), eine Eindichtung, die für den Ort gemacht sei, an dem sie jetzt steht; doch sei diese Episode an sich gut, und sogar alt. Er glaubt (IH. 214), sie habe bereits in dem Hektor-Gedichte gestanden, das er hier als Grundlage der Überarbeitung zu erkennen meint, einer Überarbeitung, die nicht erst der eigentliche Ilias-Dichter, Homer, sondern schon sein letzter Vorgänger vorgenommen habe. Bringen wir uns diese Chronologie zum Bewußtsein: die Teichomachie [16]) war im wesentlichen fertig, als Homer die Ilias schuf, um 750 v. Chr. (S. 358. 373); als Stück der Teichomachie schon von einem älteren Bearbeiter mit übernommen, selbst also noch greifbar älter, die Lykier-Episode mit Einschluß des Atheners Menestheus. — Daß sie zu solcher Konsequenz nötigt, ist einer der dunkelsten Punkte in Wilamowitz' gesamter Analyse der Ilias. Er selbst aber, der doch an das hohe Alter der Lykier-Episode in M glaubt, hatte nun vollends keine Ursache, für Menestheus in der Epipolesis (Δ 327/8. 336—338) anzunehmen, daß er »im athenischen Interesse eingefügt« sei, zumal er doch zugeben mußte: »Die Einfügung ist geschickt; sie läßt sich nicht mechanisch auslösen« (S. 273). Wir bleiben dem Gewirre sich drängender und wieder aufhebender Folgerungen fern, und stellen fest: sowohl die Teichomachie wie die Epipolesis sind für ein Publikum gedichtet, das sich freute, von Athenern vor Ilios und von ihrem Führer Menestheus etwas zu hören. Und das wird denn wohl ein athenisches Publikum gewesen sein. Dazu stimmt es vollkommen, wenn die Athener sich später einmal den Mitylenäern gegenüber auf ihre Teilnahme am troischen Kriege beriefen, wie vor dem Tyrannen Gelon auf Homers Anerkennung des Taktikers Menestheus (Herodot V 94. VII 6). Allen meint, das würde unmöglich gewesen sein, wenn beide Stellen erst durch Interpolation des Peisistratos hereingekommen wären (Class. Quart. VII (1913) p. 46). Richtig. Aber unsre Auffassung der athenischen Elemente im Epos wird von diesem Einwande nicht getroffen.

Nach dieser Auffassung werden wir Zenodots Athetese von B 553/5, einerlei wie sie begründet war (oben S. 113), nicht zustimmen, aber auch die Ansicht des Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt (546—556) durch Peisistratos eingeschoben sei, nicht wörtlich gutheißen, sondern dahin modifizieren, daß zur Zeit des Peisistratos mit anderen Erwähnungen der Athener auch diese hinzugedichtet worden

16) Als sehr jung erkennt die Teichomachie Bethe und verwendet diese Erkenntnis im Zusammenhang seiner Kombinationen über »Zeit und Einheit der Ilias« (NJb. 43, 1919) S. 6f.

ist. Daß der Vers über Salamis (B 558) etwas andrer Art ist, wurde schon anerkannt; und zugleich ist dies das einzige der auf Athen bezüglichen Stücke, das nicht in alle Handschriften des Altertums und der späteren Zeit übergegangen ist. Immerhin hielt schon Aristoteles (Rhet. I 15) auch diesen Vers für echt. Mag man demnach von »Interpolationen des Peisistratos« oder (richtiger) von einer jüngsten, attischen Schicht im Epos sprechen, jedenfalls haben diese Zusätze dauernden Erfolg gehabt und geben durch ihr Vorhandensein Zeugnis, daß erst nach ihrem Eintritt oder spätestens mit ihrem Eintritt der Homertext die abschließende Gestalt empfangen hat, in der er auf uns gekommen ist. Auch Wilamowitz (HU. 240) fragt: »Wie in aller Welt hätte Peisistratos »interpolieren sollen, wenn er keinen Text machte, nnd zwar, da die »Verse in allen Exemplaren standen, den Vulgärtext machte?« Merkwürdig genug — auch Ludwich (II 404) wundert sich darüber —, daß Wilamowitz nicht selbst aus dieser Erwägung den Schluß gezogen hat, daß die »Peisistratos-Legende« in Wahrheit etwas ganz anderes ist als eine Legende.

2. Noch einen anderen Grund dafür — der weder bei Scott noch bei Allen überhaupt Erwähnung findet — hat gerade Wilamowitz kräftig hervorgehoben und anschaulich gemacht: die Färbung der Sprache, von der schon die Rede war. Er schildert (HU. 255 ff.) zunächst das Fortleben des Epos im athenischen Kulturkreise in der Zeit vor Entstehung der Tragödie. Seit den Erfolgen der Perserkriege habe sich Athen zur »Kapitale von Hellas« gehoben; »mochte sein politischer Vorrang bestritten sein, an der geistigen Suprematie war nichts zu ändern«. So sei es im 5. Jahrhundert gewesen, und nach dem Sturze des Reiches so geblieben. »Der politische Untergang Athens steigert sogar nur den »geistigen Einfluß. Athen zentralisiert die Bildung: kein Wunder, daß »die Nachwelt den Homer durch Athen empfing; Athen zentralisiert den »Buchhandel: kein Wunder, daß man nachher nur attische Homere »hatte. — — Wir würden einen anders entstellten, aber auch einen ent»stellten lesen, wenn statt Athen etwa Korinth die weltgeschichtliche »Rolle gespielt hätte.« Wilamowitz hält es *in abstracto* für möglich, »daß im 4. oder 3. Jahrhundert Handschriften existiert haben, welche »vom Attischen unbeeinflußt waren. — — Aber die abstrakte Möglichkeit »hilft zu nichts; das konkrete Faktum ist für keinen Vers erwiesen und »wird in irgendwie erheblicher Ausdehnung nie mehr erwiesen werden »können.« Das ist vollkommen richtig; und mit diesem Tatbestande müßten sich Scott und Allen irgendwie auseinandersetzen. Scott weist auf Platons Ion hin, aus dem wir doch hörten, wie auch in Athen die Rhapsoden aus Ionien kämen, und malt mit gutem Humor die Kon-

sequenz aus, zu der meine Theorie führen würde: *That this Ionian bard should come to Athens, exchange his old Homer for the new, and yet take it so naturally that neither he nor Socrates ever mentioned the matter* (Class. Philol. IX 403). Wie weit in den Rhapsodenschulen zu Sokrates' Zeit geschriebene Texte die Grundlage der Übung bildeten, weiß ich nicht (vgl. oben S. 104). Angenommen, Ion von Ephesos hatte aus einem solchen seine Kenntnisse, so war das doch — nach meiner Theorie — ein auf athenische Quelle zurückgehender Text. Meine Theorie könnte ja falsch sein; um sie aber zu widerlegen, ist es kein geeignetes Mittel, daß man zeigt, wie sie zu Folgerungen nicht stimmt, die sich aus den Theorien anderer ergeben. — Wilamowitz kam in dem Kapitel über die »μεταγραψάμενοι« ausführlicher auf den attischen Einfluß zu sprechen, den er hier (S. 301. 323) auch durch einzelne Beispiele erläutert hat: ἕως τέως, ἑωσφόρος, Ἀγέλεως, Πηλέως υἱέ für Πηλῆος ὑέ, Ἀτρείδης für Ἀτρεΐδης, zahlreiche Fälle von Kontraktion, die den Vers stören usw. Ein Teil der Beispiele, die er anführte, war allerdings insofern anfechtbar, als in ihnen wohl nicht eine attische Tünche auf echte Formen der epischen Sprache aufgetragen ist, vielmehr das ionische Element erscheint, welches innerhalb der lebendigen epischen Sprache dem älteren äolischen beigemischt ist; dahin gehörte z. B. ἰέναι für ἴμεναι und vor allem die Vernachlässigung des ϝ. Im einzelnen blieben reichlich Fragen zu stellen.

Sehr willkommen war deshalb die monographische Behandlung, die neuerdings Jacob Wackernagel dem Gegenstand hat zuteil werden lassen, zuerst im VII. Bande der Glotta (1916), gleich darauf erweitert in Buchform: »Sprachliche Untersuchungen zu Homer« (1916). Dabei hat er an eigne Arbeiten früherer Zeit angeknüpft und sich mit manchen abweichenden Ansichten, die inzwischen, z. B. von Jacobsohn[17]) vorgetragen waren, auseinandergesetzt. Gegen ihn wandte sich dann Wilamowitz in einem Nachtrage des Ilias-Buches: »Der attische Homer«, IH. (1916) S. 506—511. Diese Bemerkungen erschienen, als Wackernagels erweiterte Ausgabe nahezu fertig gedruckt war, so daß er darauf keine Rücksicht mehr nehmen konnte.

Seine beiden ersten Kapitel hat er überschrieben: »Die attische Redaktion des Homertextes« und »Die Attizismen der homerischen Dichter«. Darin kommt der Grundgedanke der Untersuchung klar zum Ausdruck. Denn gerade darum handelt es sich, ob die Attikisierung der Sprachform, die »überhaupt bloß in einigen Fällen konsequent, meist nur sporadisch« vorliegt (S. 6), erst nachträglich in den Text gekommen ist

17) Hermann Jacobsohn, Der Aoristtypus ἆλτο und die Aspiration bei Homer. Philol. 67 (1908) S. 325 ff. 481 ff.

oder ob sie den Dichtern selbst zugeschrieben werden muß. Diese Erwägung stellt Wackernagel für jede einzelne Gruppe von Erscheinungen mit großer Sorgfalt an. Keineswegs immer gelangt er zu einem bestimmten Ergebnis; wo das aber der Fall ist, kann man kaum anders als ihm zustimmen. In die erste Kategorie gehört wahrscheinlich (er urteilt sehr vorsichtig) der Lautbestand π- und ὀπ- im interrogativen und relativen Pronominalstamm, wo das Ionische Herodots κ- und ὀκ- bietet. Außerhalb der spezifisch äolischen Formen mit ππ müßten wir bei Homer durchaus Formen mit κ erwarten; wenn statt dessen π erscheint, so darf man »die Frage aufwerfen, ob dieses nicht erst in Westionien, speziell in Attika, der homerischen Sprache zugekommen sei« (SUH. 35/7). — Äolisches μάν und ionisches μέν stehen bei Homer nebeneinander; die dritte Form, μήν, kann nur durch attischen Einfluß in den Text gelangt sein. Und da ἦ μήν, καὶ μήν, auch οὐ μήν von jeher geläufige attische Verbindungen gewesen sind, so ist es sehr wohl möglich, »daß μήν an einigen Stellen dem Verfasser angehört, also die Verse selbst (nicht bloß deren überlieferte Schreibung) aus Attika stammen« (S. 21 f.) — Das Wort βοῦς bedeutet 'Rind' oder 'Schild', letzteres in den Formen βοῶν Π 636, βόεσσι Μ 105, βόας Μ 137 und Acc. Sing. βῶν Η 238, woneben 24 mal βοῦν als Bezeichnung des Tieres belegt ist. Sicher hat es eine Zeit gegeben, wo auch dieser Kasus nur eine Form hatte; denn die wirkliche Sprache, sei es die volkstümliche oder die Kunstsprache der Dichter, hatte keinen Anlaß gerade hier zu differenzieren, während sie βοῶν, βόεσσι, βόας ohne Anstoß in doppeltem Sinne gebrauchte. Dagegen vom Standpunkt einer attischen Textrezension ist es verständlich, daß man das mundartfremde βῶν in geläufiges βοῦν verwandelte und es nur an der einen Stelle beibehielt, wo es, in der nicht mehr lebendigen Bedeutung 'Schild', wie ein Fremdwort empfunden wurde (S. 12 f.).

Das vielfache Schwanken und die Widersprüche, die in unseren Handschriften wie in den Ansichten der Grammatiker in betreff der Aspiration bei Homer hervortreten, lassen noch erkennen, daß die echte, d. h. vorattische, epische Sprache in der Weglassung des Spiritus asper der ionischen Mundart Herodots entweder gleich oder doch sehr nahe stand. Wenn Aristarch ἅδην, ἁδινός, ἁθρόος verlangte statt ἄδην, ἀδινός, ἀθρόος, so folgt daraus für die Frage nach dem echt homerischen Lautbestande gar nichts; denn Aristarch hielt Homer für einen Athener und war durch diese irrtümliche Anschauung außerstand gesetzt, die Reste der ursprünglichen, nicht bloß äolischen sondern auch ionischen Psilosis, die sich bei Homer erhalten hatten, richtig zu beurteilen. — Die Ansicht, die vor 25 Jahren in diesen Sätzen ausgesprochen wurde, ist jetzt durch

Wackernagels Untersuchung (S. 40 ff.) bestätigt und tiefer begründet worden, besonders gegenüber der von Jacobsohn aufgestellten Hypothese (Philol. 67 S. 352). Dieser meint, unser Homertext stamme aus demjenigen Teile des ionischen Sprachgebiets, wo die Psilose nicht herrschte, also von den Inseln; mit der Aspiration, wie sie von dort durch Inschriften bezeugt ist, sei bei Homer die äolische Psilose kombiniert. Dagegen macht Wackernagel mit Recht geltend: erstens sei von einem starken Anteil der Inselionier an Redaktion oder Abfassung der homerischen Gedichte sonst nichts bekannt; zweitens aber, wenn die Erscheinung der Psilose im Epos ein äolisches Element sein solle, so dürfe sie nicht an charakteristisch ionischen Wortformen hervortreten, wie dies doch bei ἄτερ, ἴρηξ, ἦμαρ, ἠέλιος, ἤμβροτε der Fall sei. Der ganze Tatbestand lasse sich am besten erklären unter der Annahme, »daß in einem ostionischen Homertexte, worin Psilose völlig durchgeführt war, auf alle diejenigen Wortformen, die auch attisch waren, die attische Weise der Aspirierung übertragen wurde, die übrigen Wortformen einfach den Lenis behielten«. So steht ἡμέρη neben ἦμαρ, einmaliges Ἥλιος (θ 271) neben ἠέλιος, ἕπεσθαι ἐφέπειν μεθέπεις neben ὀπάζειν ὀπηδεῖ ὀπάων, ἥμαρτε neben ἤμβροτε usw. Die Wörter, die bei Homer den Lenis aufweisen, haben ihn im Attischen entweder auch oder fehlen hier; Wörter, die bei Homer sicher aspiriert sind, erscheinen entweder auch im Attischen so oder, wenn für ein einzelnes die genaue Entsprechung fehlt, so gehört es einer Sippe an, die mit Asper dem Attischen geläufig ist. Im allgemeinen stimmt beides; einzelne Unklarheiten werden von Wackernagel eingehend geprüft und gewürdigt.

Die Durchführung der attischen Aspiration wie die von π für κ war Sache der schriftlichen oder mündlichen Überlieferung; eine Mitwirkung der am Epos schaffenden Dichter braucht zur Erklärung nicht in Anspruch genommen zu werden. Was an attischer Sprachform von diesen herstammen soll, kann, da doch Athenisches erst als jüngste Schicht herangetreten ist, höchstens in Einzelheiten bestehen. Von dieser Art sind z. B., nach Wackernagels Darlegung (S. 116/8. 113/5), ἁμόθεν γε α 10, für das ich zuversichtlicher als er solche Herkunft (vgl. att. ἁμηγέπη, ἁμωςγέπως) behaupten möchte, und βεβῶσα υ 14. Wenn für den Anteil der Göttin Athene an der Phäaken-Handlung Marathon, das breitstraßige Athen und das Haus des Erechtheus im Hintergrunde stehen (η 80 f.), so können wir uns nicht wundern, hier eine Form wie ἐπέκειντο ζ 19 zu finden, deren ν einen attisch redenden Dichter verrät; und dazu stimmt ἦντο Γ 153 in der Teichoskopie, deren Verfasser sich — nicht bloß durch Erwähnung von Theseus' Mutter Aithra 144 — mit der attischen Version der Helena-Sage vertraut zeigt. Ein drittes Beispiel dieser

unionischen Bildung, τὼ μὲν ἄρ' ἄμφω κεῖντο ἐπὶ χθονὶ πουλυβοτείρῃ Φ 426 in der späten Theomachie, wird dann unbedenklich auf das gleiche Konto gesetzt werden können (SUH. 98/9). Zu Ψ 226 f.:

ἦμος [δ'] ἑωσφόρος εἶσι φάος ἐρέων ἐπὶ γαῖαν,
ὅν τε μέτα κροκόπεπλος ὑπεὶρ ἅλα κίδναται Ἠώς,

hat Bergk (Griech. Literaturgesch. I 451. 640) beobachtet, daß da ebenso wie Ω 12 f. (οὐδέ μιν Ἠὼς φαινομένη λήθεσκεν ὑπεὶρ ἅλα τ' ἠιόνας τε) eine Anschauung hervortritt, die nur im Westen des Ägäischen Meeres gewonnen sein kann. Wackernagel, der daran anknüpft, erkennt in der singulären Form ἑωσφόρος eine Spur attischer Herkunft (S. 105 f.). — Gegen die Verwertung dieser beiden Zeugnisse, -ντο und ἕως, richtet sich vorzugsweise der Einspruch von Wilamowitz (IH. 507/9). Statt (ἔ)κειντο, ἧντο will er (ἐ)κέατο, ἕατο schreiben, die mit Kontraktion zu sprechen seien; dabei stört es ihn nicht, daß er, um eine überlieferte, geschichtlich erklärbare Singularität zu beseitigen, eine selbstgeschaffene, vorläufig unerklärte einsetzt. Über Wackernagels Deutung von ἑωσφόρος spottet er: »Da war die famose peisistratische Kommission wohl von Peisistratos nach Brauron eingeladen, als eins ihrer Mitglieder den Vers machte;« vielmehr könne das vom Dichter beschriebene Phänomen überall beobachtet werden, auch an einem Punkte, wo die Sonne durch Berge im Osten lange verdeckt sei, der Blick auf das Meer aber frei. Für die Ausbreitung des Glanzes über die Fläche mag das stimmen; hier aber soll das eine Begleiterscheinung sein zum Aufstieg des Morgensternes [18]). Und schließlich bleibt bei Wilamowitz' Erklärung die Hauptsache unerklärt: in dem attischen Namen des Morgensternes liege die Verderbnis zutage, aber die echte Form, die dadurch verdrängt sei, könne er nicht finden.

Wir bleiben also bei dem gewonnenen Resultat: der Werdegang des Epos hat sich bis in die Zeiten erstreckt, in denen Athener die Hauptträger seiner Fortpflanzung geworden waren; in bestimmten Stücken des Inhaltes wie in einzelnen Laut- und Flexionsformen tritt ein Anteil attischer Dichter hervor. Wer beides bestreitet, muß doch zugeben, daß der gesamte Text einer Überarbeitung durch athenische Herausgeber und Abschreiber unterzogen worden ist und uns deshalb in einer attisch gefärbten sprachlichen Gestalt vorliegt [19]). Wilamowitz gibt das

18) Wie sorgfältig in Dingen dieser Art die homerische Ausdrucksweise dem Standpunkte des Beobachters Rechnung trug, zeigt der Unterschied in der Bezeichnung des Sonnenaufganges, den Aristarch zu Η 422. Θ 485 angemerkt hat. Vgl. Lehrs Ar. 175; Roemer KrE. 587 f. 19) Dieser Tatbestand liegt so offen zutage und bildet den Gegenstand so ernsthafter wissenschaftlicher Diskussion, daß wir darauf verzichten können, was in den beiden früheren Auflagen geschehen war, ihn selbst noch gegen die Behauptung, er sei gar nicht vorhanden, zu verteidigen. Arthur Ludwich war es, der dies behauptete (II § 44), weil die Tatsache nirgends durch äußere Zeugnisse bescheinigt sei.

nicht nur zu, sondern er hat das Verdienst, dieses Verhältnis — meines Wissens als erster — klar erkannt und zu einem wichtigen Stützpunkt weiterer Untersuchung gemacht zu haben (oben S. 121). Aber nun tut sich in seinen eignen Gedanken ein Widerspruch auf. Man mag die geistige Vorherrschaft Athens im 5. und 4. Jahrhundert, die Ausbreitung des athenischen Buchhandels noch so groß annehmen: beide reichen nicht aus, um es begreiflich zu machen, wie alle älteren, nichtattischen Exemplare der Gedichte so vollständig aus der Welt verschwinden konnten. Wilamowitz schrieb einst (HU. 255): »Die Ilias und die Odyssee sind in ihrer jetzigen Gestalt notorisch älter als Peisistratos.« Ein gutes Wort, dieses »notorisch«: es zeigt dem Leser die Stelle an, wo er Vorsicht zu üben hat, dem Autor, wenn er nach Jahren zum Leser geworden, wo eine Lücke in seiner Beweisführung geblieben ist, die er ausfüllen müßte. Aber davon sehen wir in diesem Falle nichts. Auch jetzt heißt es (IH. 359) mit bezug auf das Zeitalter des Archilochos: »Es »versteht sich von selbst, daß das Epos damals zu ausgiebiger Aufzeich»nung kam; in den Kreisen der Rhapsoden mußte es schon längst nieder»geschrieben sein.« Wenn das wirklich so gewesen ist, wo sind denn all diese Exemplare geblieben? wie konnten sie bis zu dem Grade verloren gehen, daß diejenigen Ausgaben, von denen wir nachher innerhalb des ionischen Kulturgebietes etwas erfahren, die massilische, chiische, erst wieder aus athenischen Vorlagen abgeschrieben werden mußten? Sollen wir wirklich denken, daß die Konkurrenz des athenischen Buchhandels eine so verheerende Wirkung gehabt hat? Alles drängt auf die Erkenntnis hin, daß eben deshalb alle späteren Exemplare aus athenischer Quelle geflossen sind, weil die Gedichte in Athen zum ersten Mal aufgeschrieben worden waren.

3. Die attische Färbung der homerischen Sprache und der feste Platz, den sich, auch abgesehen von gewissen Interpolationen des Peisistratos, kleinere und größere Stücke athenischen Wachstums im Text errungen haben, würden uns, wenn kein überliefertes Zeugnis vorläge, zu der Hypothese nötigen, daß zur Zeit dieses Herrschers in Athen die erste Niederschrift stattgefunden habe. Der dritte Grund kommt nun hinzu: die Fehler, die bei der Umschrift aus dem attischen ins ionische Alphabet gemacht worden und allen alten Handschriften gemeinsam gewesen sind. Allerdings für καιροσέων, θεουδής, δεννόν u. ä. könnte das ältere Alphabet ein altionisches gewesen sein, aber kaum für ὠλεσίκαρπος, περιώσιος, ναιετάωσαν, ἀρόωσι, und sicher nicht für μέσσῳ γε, ἔγρετο, ὠμηστής. Denn fast überall, wo ionisch geschrieben wurde, bediente man sich von Anfang an des Zeichens Ω; und ein Alphabet ohne H im Sinne von η gab es auf ionischem Gebiet überhaupt nicht. Dies hat Fick (Bzb. Btr. 30

[1906] S. 297) mit Recht betont. Daß die Umschrift nicht unmittelbar nach der ersten Aufzeichnung, aber auch nicht später als im Laufe des 5. Jahrhunderts erfolgt sein kann, haben wir gesehen (oben S. 101 f.). Daß sie überhaupt stattgefunden habe, schien uns (S. 110 f.) nur deshalb noch zweifelhaft, weil man dann voraussetzen mußte, daß alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben worden seien. Nachdem diese Voraussetzung von zwei anderen Seiten her begründet worden ist, dient sie der Umschriftstheorie nun ihrerseits zur weiteren Bestätigung.

V

Dies alles ist so einfach und einleuchtend, daß man sich nur wundern muß, wie gerade Wilamowitz es nicht anerkennen konnte, der doch so wesentlich dazu beigetragen hat das Material für die Beweisführung herbeizuschaffen und zu sichten. Ich meine drei Erwägungen zu erkennen, die ihn und andere von der richtigen Einsicht zurückgehalten haben.

1. »Die Staubwolke, welche Fr. A. Wolf mit seinen irrigen Vorstellungen »von der Jugend der Schrift aufgewirbelt hat, ist verflogen«: mit diesem Satz eröffnete Wilamowitz (HU. 286) seine Erörterungen über das Alter der Schrift in Griechenland[19]. Es wurde ihm nicht schwer zu zeigen,

19) Wilamowitz' Urteil über Wolf war immer von auffallender Unfreundlichkeit. So begrüßte er mit Genugtuung den Nachweis, den Finsler erbracht zu haben glaubte, daß das Wesentliche der Gedanken, mit denen Wolf die moderne Homerkritik eröffnet zu haben schien, gar nicht sein geistiges Eigentum gewesen sei. Dies war das Ergebnis von Finslers Abhandlung »Die 'Conjectures Académiques' des Abbé d'Aubignac«, NJb. 15 [1905] S. 495—509, kurz wiederholt in seinen Büchern »Homer« (1908) S. 526 und »Homer in der Neuzeit« (1912) S. 210. Darauf gestützt erklärte Wilamowitz (IH. 15): Finsler hat sich ein »Verdienst erworben, indem er dem Abbé d'Aubignac den Ruhm endlich gesichert hat, um den ihn F. A. Wolf betrogen hatte. Die Franzosen haben ihren Landsmann nicht geschätzt; wir Deutschen sühnen gern, was die Selbstsucht eines Deutschen gesündigt hat.« Bald darauf hat sich dann auch ein französischer Schriftsteller des Gegenstandes angenommen, Victor Bérard in dem 288 Seiten starken Buche »Un Mensonge de la science allemande. Les 'Prolégomènes à Homère' de Frédéric Auguste Wolf« (1917), der nun allerdings unter Wirkung der Kriegspsychose so weit ging (in seinem letzten Kapitel), den Fall als typisch für das Verhältnis deutscher zu ausländischer Wissenschaft hinzustellen. Gegen dieses '*pamphlet antiwolfien*' und für Anerkennung des weiten Abstandes, der die Albernheiten (*balivernes*) der leichtfertigen und beschränkten Homerkritik d'Aubignacs von der ernsten und tiefgründigen Forschung Wolfs trenne, haben sich alsbald aus den Kreisen der französischen Wissenschaft selber Stimmen erhoben. Darüber berichtet Max Pohlenz am Schluß einer sorgfältigen Untersuchung der Frage: »Un mensonge da la science allemande?« (NJb. 43 [1919] S. 340—374), die er auf Grund eigner Lektüre der Schrift von d'Aubignac, nicht bloß des Finslerschen Auszuges, angestellt hat. Der Abbé war 1676 in hohem Alter gestorben, seine Abhandlung 1715, zunächst ohne Nennung des Verfassers, gedruckt worden. Wolf hat sie erst kennen gelernt, als ihm die Auffassung, die er später in den Prolegomena vorgetragen hat, in den Grundzügen schon feststand: dies weist Poh-

daß die Wissenschaft auf diesem Gebiete seit Wolf große Fortschritte gemacht hat; aber den Zweck, dem diese Ausführungen im Zusammenhange seiner ganzen Untersuchung dienen sollten, erreichten sie nicht. Wenn wir wirklich zugeben, daß das phönizische Alphabet spätestens im 10. Jahrhundert von den Griechen rezipiert worden ist (S. 287), so folgt daraus doch gar nichts für die Frage, ob Ilias und Odyssee im 8., 7. oder 6. Jahrhundert zuerst aufgezeichnet worden sind. Man müßte denn mit Valeton (Mnemos. 24 S. 408) glauben, weil ums Jahr 590 griechische Söldner in Abusimbel ihre Namen in Stein geritzt haben, so sei es unwahrscheinlich, daß zur selben Zeit die Rhapsoden die Schreibkunst verschmäht hätten. Doch auch wer sich vor so unzutreffenden Vergleichen hütet, ist leicht in Gefahr, vom Standpunkte unserer literarischen Kultur und unserer verkrüppelten Gedächtnisse aus schief zu urteilen. Die Römer kannten und übten längst die Schrift, ehe sie auf den Gedanken kamen ihr bürgerliches Gesetz aufzuschreiben. So war auch bei den Hellenen der Gedanke, die Heldengesänge, die vielen vollkommen lebendig im Gedächtnis waren, mühsam aufzuschreiben, zuerst gewiß etwas Kühnes und Unerhörtes; und wir könnten uns fast wundern, daß sie schon so früh, nämlich zur Zeit des Solon und Peisistratos, dazu gelangt sind. Haben wir es doch erlebt, daß noch im 19. Jahrhundert das finnische Epos durch Lönnrot zum ersten Mal aus mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben worden ist; ganz zu schweigen von den Grimmschen Märchen, von denen, wenn die heutigen Gegner der peisistratischen Redaktion recht hätten, ein Philologe der Zukunft müßte behaupten dürfen, sie könnten unmöglich im Jahre 1812 zuerst gesammelt und gedruckt worden sein, weil man in Deutschland die Kunst des Schreibens und der mechanischen Vervielfältigung schon Jahrhunderte vorher gekannt habe.

lenz aus literarischen und brieflichen Zeugnissen nach (S. 359—367). Wichtiger noch ist, daß auch inhaltlich Wolfs Hauptgedanke keine volle Übereinstimmung mit d'Aubignac zeigt. Für ihn kam alles darauf an, daß Ilias und Odyssee ursprünglich nicht hätten aufgeschrieben sein können, während d'Aubignac durchweg voraussetzt, daß auch die Einzellieder, aus denen die beiden Epen entstanden seien, für ein Lesepublikum bestimmt waren (Pohlenz 349 f. 359). Nach dem allen wird man dem *Bel esprit* seinen Ruhm, in keckem Fluge der Wissenschaft vorausgeeilt zu sein, gerne gönnen, und doch dem Schlußurteil von Pohlenz zustimmen: »d'Aubignac hat die modernen Gedanken über Homer zuerst aus- »gesprochen, aber gewirkt hat er weder in seiner Zeit noch bei der Nachwelt; zeugungs- »kräftig hat sich erst Wolfs Theorie erwiesen.« — Zu derselben Gesamtansicht gelangt mit erfreulicher Entschiedenheit ein italienischer Gelehrter, Fausto Nicolini, der gleichzeitig mit Pohlenz die Bérardsche Polemik einer gründlichen Prüfung unterzogen hat (Divagazioni Omeriche, Firenze [E. Ariani] 1919), mit genauem Eingehen auf Wolfs Beziehungen auch zu anderen Forschern, die er beraubt haben soll, und voll heiligen Zornes über den Mißbrauch, der hier mit Begriffen wie »Vaterland« und »Wissenschaft« getrieben werde.

Man kann einwenden, und man hat gegen diese Stelle meiner Ausführungen eingewandt, die Märchen seien einzelne kleine Erzählungen, und auch das Kalevala könne mit Ilias und Odyssee nicht auf eine Stufe gestellt werden, weil es Lönnrot nicht gelungen sei, eine wirklich organische Einheit in den von ihm gesammelten Stücken herzustellen[21]). Gut! Damit ist zugegeben, daß das Entscheidende nicht in der äußeren Möglichkeit des Aufschreibens liegt, sondern in den inneren Verhältnissen der homerischen Dichtungsart. Daß Generationen hindurch der Heldengesang nur mündlich fortgepflanzt wurde, also zu irgend einer Zeit zum ersten Male aufgezeichnet worden sein muß, bestreitet niemand; daß die spätere schriftliche Überlieferung der homerischen Gedichte in all ihren Zweigen auf ein athenisches Exemplar zurückgeht, hat Lachmann (Betrachtungen[3] S. 31) angenommen und Wilamowitz bewiesen. Daß irgendwo und irgendwann schon vor der Zeit, da Athen sich der Pflege des epischen Gesanges bemächtigte, jemand die ihm bekannten Stücke aufgeschrieben habe, ist natürlich denkbar, jedoch für uns ohne Bedeutung, weil eine solche Aufzeichnung dann jedenfalls keine Folge gehabt hat sondern wirkungslos versiegt ist. Es ist aber auch, wenn schon denkbar, doch wenig wahrscheinlich. Die Berufung auf die lyrische Poesie, auf Elegie und Iambus (Wilamowitz IH. 359) vermag hier gar nichts: diese Arten der Dichtung trugen von Anfang an einen persönlichen Charakter; was frisch entstand, mußte festgehalten werden, und dazu diente die Schrift. Das Epos beruhte auf uralter Überlieferung, erhalten im Gedächtnis und in den Vorträgen der Rhapsoden; diese hatten das größte Interesse daran, einen Besitz, von dessen Verwertung sie lebten, streng für sich zu bewahren. Wie die römischen Patrizier nur widerstrebend in eine schriftliche Fixierung des Rechtes willigten, so müssen auch die Rhapsoden gezwungen worden sein ihre Vorzugstellung aufzugeben[22]). Und dazu stimmt es aufs beste, wenn der Verzicht zu einer Zeit erfolgt ist, in der ihre Kunst und ihr Ansehen schon im Niedergange begriffen waren, in der andrerseits eine Macht ihnen gegenüberstand, die einen Druck auszuüben vermochte, aber auch in der Lage war für materiellen Verlust die Nachgebenden zu entschädigen. Eine solche Macht war Peisistratos. Ob sich auch die Umstände noch erkennen lassen, die ihn zum Eingreifen veranlaßt haben mögen, ist eine Frage, die wir im Sinn behalten wollen.

21) In Bezug auf Grimms Märchen Andrew Lang, Homer and his age (1906) S. 313, in bezug auf das finnische Epos Fraccaroli, Bollettino di filologia classica 1895 p. 6.

22) Richard Volkmann (Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena [1874] S. 317 f.) hat diesen Gedanken angeregt, ihm freilich eine andre Wendung gegeben als hier geschehen ist.

Man hatte lange Zeit allgemein angenommen, daß die abschließende Bearbeitung der Odyssee, wie sie jetzt vorliegt und allerdings nicht wohl ohne Schrift hergestellt sein kann, spätestens dem 7., die der Ilias vielleicht dem 8. Jahrhundert angehöre. Aber solche Ansätze sind nur Vermutungen; wir müssen sie aufgeben und zu Lachmanns Ansicht zurückkehren, wenn die Tradition von dem Werke des Peisistratos durch äußere Anzeichen und innere Gründe bestätigt wird. Daß dies der Fall ist, haben wir gesehen. Oder sollen wir die Nachricht eben deshalb verwerfen, weil sie überliefert ist?

2. Nicht daß sie überliefert ist, sondern wie sie überliefert ist, erregt Mißtrauen. »Peisistratos und seine Hofphilologen«, meint Wilamowitz (HU. 254), »sind ein Abklatsch von Ptolemaios und den Sammlern des Museion.« Das läßt sich hören; die Möglichkeit jedenfalls liegt vor: in der »Zeit der ausgebildeten Grammatik« kann die Tradition mit unechten Farben ausgemalt und ausgeschmückt worden sein. Oder gab es ursprünglich gar keine Tradition, und das Ganze wäre nur Erfindung der Alexandriner? Von dem einen der vier Gelehrten des Peisistratos, die Tzetzes in dem Plautus-Scholion nennt (oben S. 112), Onomakritos, erzählt doch bereits Herodot (7, 6), daß er im Dienste der Peisistratiden als Sammler und Ordner (διαθέτης) älterer Poesie, der Sprüche des Musäos, tätig gewesen sei. Und Wilamowitz selbst hat es ausgesprochen, daß in jener anekdotenhaft aufgeputzten Erzählung als Kern eine »sehr viel einfachere ältere Tradition« enthalten sei, nach welcher »Peisistratos den Homer, den er sammelte, interpolierte«. Niemand anderem als ihm verdanken wir den Nachweis, daß die Vorstellung von der sammelnden und ordnenden Tätigkeit des Tyrannen keine späte Erfindung ist, sondern bereits im 4. Jahrhundert vor Chr. lebendig gewesen. Nur darüber war uns ein Zweifel geblieben (S. 115), ob diese Vorstellung einen Bestandteil der richtigen Hypothese des Dieuchidas bildete oder der Hypothese als fertige Voraussetzung diente.

Was Wilamowitz neuerdings zur Sache gesagt hat (IH. 14), ist mehr geeignet, das Bedürfnis nach Klarheit fühlbar zu machen als es zu befriedigen. Er verweist auf eine Notiz bei Älian, »wo die Hypothese vor»getragen wird, daß die Rhapsodien, welche Homer gedichtet hatte, in »Unordnung geraten wären und erst durch Peisistratos (die attische Ver»ordnung) in die jetzige Folge gebracht. Man wird das«, so fährt er fort, »von der Tatsache nicht trennen können, daß in den Gedichten, z. B. im »Schiffskataloge, athenische Interpolationen stecken, denn diese Tatsache »ist schon im 4. Jahrhundert bemerkt, ohne daß die echte Form des »Kataloges noch nachweisbar gewesen wäre. Das ist wahrlich bedeut»sam, erklärt sich aber durch das Übergewicht Athens und seines Buch-

»handels. Der antike Kritiker wird darauf die Hypothese stärkerer »attischer Trübungen gebaut haben, in der die Modernen bis zu der »wahnschaffenen Behauptung fortgeschritten sind, Peisistratos hätte die »Ilias erst herstellen lassen.« — Es bleibt nichts übrig als diesen Wahn, zu dem ich mich nach wie vor bekenne, noch einmal[23]) in möglichst faßlicher Form darzulegen, wobei besonders auch auf den Unterschied geachtet werden soll, was in den Aussagen der Alten als Überlieferung und was als Vermutung anzusehen ist.

Sagt Älian das wirklich, die von Homer gedichteten Rhapsodien seien in Unordnung geraten gewesen und von Peisistratos wieder in Ordnung gebracht worden? Ὅτι τὰ Ὁμήρου ἔπη πρότερον διῃρημένα ᾖδον οἱ παλαιοί, οἷον ἔλεγον τὴν ἐπὶ ναυσὶ μάχην καὶ Δολωνίαν τινὰ καὶ ἀριστείαν Ἀγαμέμνονος κτέ. — — ὀψὲ δὲ Λυκοῦργος ἀθρόαν πρῶτος εἰς τὴν Ἑλλάδα ἐκόμισε τὴν Ὁμήρου ποίησιν. τὸ δὲ ἀγώγιμον τοῦτο ἐξ Ἰωνίας, ἡνίκα ἀπεδήμησεν, ἤγαγεν. ὕστερον δὲ Πεισίστρατος συναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα καὶ Ὀδύσσειαν (XIII 14). — Wie hätte er sich denn anders ausdrücken sollen, wenn er gemeint hätte, daß Peisistratos die Ordnung erst hergestellt (nicht wiederhergestellt) habe? Gewiß, ἀσύνακτα an Stelle von διῃρημένα[24]) wäre vorsichtiger gewesen; aber συναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα weist nach der anderen Seite. Auch Cicero *(Homeri libros confusos antea)* und das Plautus-Scholion *(sparsam prius Homeri poesim)* sprechen so, daß die eine so gut wie die andre Auffassung sich auf sie berufen kann. Unzweideutig ist Iosephus (gegen Apion I 2): Φασὶν οὐδὲ Ὅμηρον ἐν γράμμασι τὴν αὑτοῦ ποίησιν καταλιπεῖν, ἀλλὰ διαμνημονευομένην ἐκ τῶν ᾀσμάτων ὕστερον συντεθῆναι καὶ διὰ τοῦτο πολλὰς ἐν αὐτῇ σχεῖν τὰς διαφωνίας. Trotzdem dürfte Ritschl recht gehabt haben, die im Altertum herrschende Ansicht dahin zu formulieren, daß das Verdienst des Peisistratos bestanden habe in »der Wiederherstellung einer Ordnung, welche durch rhapsodische Vereinzelung sich allmählich gelöst hatte« (1838; Opusc. I 44). Und doch hat auch Wolf recht gehabt, wenn er sich bei dieser Ansicht nicht beruhigen wollte, sondern darauf bestand: *collecta, non recollecta carmina* (Prolog. p. 146).

Dem unreflektierten Denken erscheint die Ordnung, in der ein gegliederter Stoff ihm zunächst entgegengetreten ist, als etwas Normales und Ursprüngliches, was etwa nicht dazu stimmt, als hereingekommene Störung. An die Wirksamkeit solcher Grundanschauung im Systeme der

23) Zum Teil wiederholt aus einer Rezension in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1917 S. 596f. 24) Von denen, die uns über Peisistratos berichtet haben, wird niemand verlangen, daß sie sich bei ihren Worten ebenso viel hätten denken sollen wie Platon, wenn er die erste von zwei korrespondierenden Tätigkeiten des Geistes so bezeichnet (Phädros 265 D): εἰς μίαν ἰδέαν συνορῶντα ἄγειν τὰ πολλαχῇ διεσπαρμένα.

dogmatischen Grammatik braucht nur erinnert zu werden. Auf den Gebieten des Rechtes, der Sitte stellt naive Tradition gern einen Gesetzgeber an die Spitze, der auf einen Schlag alles das ersonnen haben soll, was sich tatsächlich in Generationen entwickelt hat; die Stufen dieser Entwickelung erscheinen, rückwärts gesehen, wie Stufen des Abfalls vom Echten und Eigentlichen, das durch eine »Reform« wiederhergestellt werden müsse. Ein Beispiel haben wir gleich wieder in der Geschichte der peisistratischen Frage: die richtige Auffassung, zu der er selber gelangt war, meinte Wolf am besten sicher zu stellen, indem er sie als überliefert nachwies. Wer solchen Zusammenhang psychologisch zu verstehen vermag, wird nicht daran denken, dem Verfasser der Prolegomena hier einen moralischen Vorwurf zu machen; aber einer kleinen Selbsttäuschung war er allerdings verfallen. An der Persönlichkeit Homers, an der des einen Dichters wenigstens für jedes der beiden Epen, zweifelte im Altertum niemand. Wenn also Peisistratos etwas zu ordnen gefunden hatte — und insofern wird die Kunde davon doch wohl auf Überlieferung beruhen —, so war es das Natürliche, vorauszusetzen — und damit sind wir im Bereich der Hypothese —, daß die vom Dichter geschaffene Ordnung in der Zwischenzeit gestört worden war. Etwas anders müssen sich Älian und Iosephus, oder ihre Gewährsmänner, das Verhältnis gedacht haben: zwar ein Dichter, aber noch kein einheitlicher Plan in den Liedern, die er vortrug; den hätten erst die Beauftragten des Peisistratos hineingebracht. Betrachtet man von hier aus die sonstigen Nachrichten, so kann man Spuren einer verwandten Anschauung auch in ihnen entdecken; aber das sind dann alles nicht verdunkelte Reste alter Überlieferung, sondern Ansätze einer neuen Erkenntnis, die mit innerem Zwang aus der Beschaffenheit der Dinge selbst sich hervorarbeiten will. So bestätigt sich in der Hauptsache doch, was Wolfs Spürsinn gefunden hatte: *Persaepe id evenit in historia, ut tralaticiae voces redarguantur factis, et ut rebus, quas nemo non pro veris habuit, longe alia consequentia sint, quam ii animadvertebant, qui illas attulerunt.*

3. Die Besinnung auf den natürlichen Zusammenhang des Geschehens führt uns weiter. Der bei Diogenes aufbewahrten Nachricht (oben S. 114 f.), Solon habe den rhapsodischen Vortrag ἐξ ὑποβολῆς für die homerischen Epen eingeführt, steht eine andere gegenüber, die das gleiche Verdienst dem Hipparch zuschreibt, mitgeteilt im pseudoplatonischen Ἵππαρχος p. 228 B: Ἵππαρχος, ὃς τὰ Ὁμήρου πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνὶ καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψῳδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διιέναι, ὥσπερ νῦν ἔτι οἵδε ποιοῦσιν. Man hat sich bemüht zwischen ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως einen Unterschied zu machen und danach jedem der beiden Männer seinen Anteil an dem Verdienste

zu geben; aber solcher »Konkordanzkritik« ist Wilamowitz (HU. 263) mit gutem Grund entgegentreten. Die Worte, in welchen Diogenes (und mit ihm übereinstimmend ein Artikel bei Suidas) den Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς umschreibt, schildern ja genau das, was sonst mit ὑπόληψις bezeichnet wird: ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Auch der italienische Gelehrte della Seta, der vor kurzem die Frage eingehend behandelt hat, meint nur mit einer leisen Nuance die Bedeutungen unterscheiden zu können, das sachliche Zusammenfallen der Begriffe erkennt er an[25]. Die zwei im einzelnen voneinander abweichenden Notizen sind also nur verschiedene Versionen einer und derselben von alters her überkommenen Nachricht: daß für den Vortrag bei den Panathenäen gesetzliche Bestimmungen über die Reihenfolge der Stücke bestanden, die man »den Stiftern der Festordnung, wen man gerade dafür ansah, zuschrieb«. Ob Peisistratos das Fest der Panathenäen zuerst geschaffen oder nur durch Umwandlung aus älteren Gebräuchen zu neuem Glanze erhoben hat, ist unsicher; daran aber zweifelt niemand, daß er es gewesen ist, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts diesem Feste seinen eigentümlichen und großartigen Charakter verliehen hat. Im Zusammenhange damit stand die Bestimmung, daß die homerischen Gesänge nicht in beliebiger Reihenfolge sondern in der durch den Inhalt gebotenen Ordnung vorgetragen werden sollten.

Stimmt das nicht vortrefflich zu der Nachricht, die wir bisher als richtig erkannt haben, daß eben damals die Gesänge zum ersten Mal gesammelt und aufgeschrieben worden sind? Fast möchte man glauben, daß es auch im Denken Verschiedenheiten des Geschmackes gebe; denn Wilamowitz folgert aus dem Zusammentreffen beider Angaben gerade das Entgegengesetzte: »Das kann man nicht nachdrücklich genug einschärfen, daß diese offizielle Institution eine Reihenfolge wahren soll, »also eine Einheit voraussetzt. Wer auch nur einen Schluß machen »kann, muß erkennen, daß die homerischen Gedichte zu der Zeit, wo »diese Bestimmung erlassen ward, feste und geschlossene Form hatten, »mit andern Worten, daß damals unsere Ilias und Odyssee existierten. »Folglich ist die peisistratische Sammlung, an die Bentley und Wolf, »Hermann und Lachmann geglaubt haben, eine bare Unmöglichkeit.« Dieses Argument hat er als das eigentlich entscheidende an den Schluß seiner Beweisführung gestellt (HU. 264), und hält noch heute daran (IH. 364). Ich habe schon früher (Literar. Zentralblatt 1885 Sp. 472) dieser »nachdrücklich eingeschärften« Logik widersprochen und wundere

25) Alessandro della Seta, »Ἐξ ὑποβολῆς e ἐξ ὑπολήψεως«, in »Saggi di Storia antica e di Archeologia offerti a Giulio Beloch« (Rom 1910) p. 333—351; hier in Betracht kommend p. 335.

mich, daß andere, wie z. B. Ed. Meyer (GA. II § 255 Anm.), Bethe (NJb 1919, S. 1) sich ihr einfach gefügt haben[26]. Die Art, wie Wilamowitz sich die Sache zurechtlegt, ist möglich; aber mindestens ebenso möglich die Annahme, daß jene gesetzliche Bestimmung und die schriftliche Redaktion der Gesänge gleichzeitig erfolgten. Oder, noch besser — und damit schließt sich die letzte Lücke — das Gesetz über den Vortrag wurde zuerst gegeben. Der einzelne Rhapsode bevorzugte gern diejenigen Stücke, die er besonders gut kannte oder besonders wirksam vorzutragen meinte; und jeden Vortrag rundete er ab durch Einleitung und Schluß. Anschaulich beschreibt della Seta, wie diese natürliche Tendenz dem Anschluß von Rhapsodie zu Rhapsodie entgegenwirkte[27]. Nun gab die großartige Veranstaltung der Panathenäen den Rahmen für eine fortlaufende Reihe von Rezitationen. In die wünschte man auch äußere Verbindung und feste Ordnung zu bringen und meinte hierfür ausreichenden Anhalt zu haben in dem sachlichen Zusammenhang der Ereignisse, den alle im Bewußtsein trugen und auf den der Vortragende, so oft er neu anhob, doch immer bezugnehmen konnte: ἔνθεν ἑλών θ 500, ἔνθ᾽ ἄλλοι μὲν πάντες α 11. Als dann aber zur Ausführung geschritten wurde, da zeigte sich, daß diese Hoffnung doch allzu optimistisch gewesen war. Die Liederzyklen der beiden großen Epen waren zwar sehr viel mehr als eine lose Aneinanderreihung einzelner Gedichte, aber keiner von beiden bildete ein in sich geschlossenes und abgerundetes Ganze. Eine ungefähre Ordnung war allerdings durch den Inhalt gegeben; aber wenn nun ein Rhapsode an den andern anknüpfen sollte, so gab es vielfachen Anlaß zu Zweifeln: hier und da fehlten Ver-

26) Wieder bei anderen wundere ich mich nicht. Die Erfahrung der Reitbahn, daß ein Pferd scheinbar sicher mitgeht, an der entscheidenden Stelle aber, auf die hin alle Kraft gesammelt wurde, ausbricht, hat in der Wissenschaft ihre Analogien; jedenfalls in der philologischen Wissenschaft, in der der letzte Schluß immer zugleich ein Entschluß ist. Gercke in einer Besprechung von Ludwichs »Homervulgata« (Dtsch. Lit.-Ztg. 1902 S. 995) spottet zunächst über die, welche »an die Existenz und einen zauber- »haften Einfluß des attischen Staatsexemplares des Peisistratos glauben«, erklärt dann, »er selbst vermöge diese Wirkung [die attische Färbung des Textes] nur den berufs- »mäßigen Rhapsoden zuzuschreiben, die bei ihren öffentlichen Rezitationen wenigstens in »Athen gehalten waren die ganzen Epen der Reihe nach vorzutragen« — und schließt diese Betrachtung mit dem Satze: »Einmal hat also ein namenloser Rhapsode (oder mit »der Zeit eine Rhapsodenschule) einen brauchbaren Text festgestellt, schriftlich oder zu- »nächst noch mündlich, vielleicht auf Veranlassung eines attischen Staatsmannes des »6. Jahrhunderts, sicher unter dem Einflusse jungattischer Lokaltradition.« Also ein attischer Staatsmann des 6. Jahrhunderts hat mitgewirkt: das lehrt die aufgeklärte Wissenschaft. Wer aber meint, daß dieser Staatsmann Peisistratos gewesen sei, der ist des Köhlerglaubens schuldig. 27) In der soeben zitierten Abhandlung p. 336 ff. Er glaubt, daß nur auf diesem Wege manche Lücke entstanden, eine große in sich geschlossene Dichtung schon vorher fertig gewesen sei, worin ich ihm denn freilich nicht zustimmen kann.

bindungstücke, dann wieder waren manche Szenen in doppelter Fassung vorhanden, auch über die Reihenfolge innerhalb der Hauptabschnitte konnte gestritten werden. Da entschloß sich Peisistratos, um die Durchführung der einmal erlassenen und als heilsam erkannten Maßregel möglich zu machen, zu einem weiteren Schritt: er schuf den Rhapsoden dadurch eine feste Grundlage, daß er durch Sachverständige die Gesänge sammeln und sichten, wo es nötig schien durch kleine Füllstücke ergänzen und, was das Wichtigste war, aufschreiben ließ[28]. Träger der lebendigen Überlieferung bleibt dabei immer noch das Gedächtnis; der unmittelbare Zweck war erreicht, wenn der für den Gebrauch bei den Panathenäen hergestellte Text an amtlicher Stelle verwahrt wurde und den berufenen Pflegern der epischen Rezitation zugänglich war[29].

»Doch ich komme mir bald lächerlich vor, wenn ich noch immer »die Möglichkeit gelten lasse, daß unsere Ilias in dem gegenwärtigen »Zusammenhange der bedeutenderen Teile, und nicht bloß der wenigen »bedeutendsten, jemals vor der Arbeit des Pisistratus gedacht worden »sei«: so konnte Lachmann im Jahre 1837 schreiben (Betrachtungen S. 76). Heute sind wir weniger zuversichtlich. Zwar hat uns genaueste, oft erneute Prüfung aller in Betracht kommenden Momente in der Ansicht bestärkt, daß die peisistratische Redaktion äußerlich wohlbezeugt, durch die Beschaffenheit des Textes empfohlen, historisch durchaus verständlich ist. Eine wichtige Frage regt sich doch noch. In acht Jahrzehnten ergiebiger Forschung hat sich in den Vorstellungen vom Leben der epischen Poesie mancher Wandel vollzogen: der Glaube an Lachmanns Einzellieder ist auch für diejenigen zerstört, die entschlossen waren auf dem von dem großen Kritiker eingeschlagenen Wege weiter zu dringen; mehr und mehr hat man gelernt, in der Analyse auch auf die Keime und das Wachstum der Einheit zu achten. Wie verträgt sich damit die Annahme, daß erst zur Zeit des Peisistratos der auf uns gekommene Bestand des Epos hergestellt und niedergeschrieben worden sei? — Die Frage kann hier nur aufgeworfen werden; die Antwort muß bis zum Schlusse vorbehalten bleiben.

28) Den scheinbaren Widerspruch zwischen dem, was über Solon, und dem, was über Peisistratos berichtet wird, hat, ohne daß ich davon wußte, in eben dieser Weise Croiset zu lösen gesucht: Histoire de la littérature grecque I (1887) p. 416. 417. Schon viel früher war Wilhelm Müller in seiner »Homerischen Vorschule« (2. Aufl. 1836 S. 67) dieser Auffassung nahe gekommen, indem er »das solonische Gesetz als wichtigen Vorläufer der peisistratischen Zusammenstellung der Ilias und Odyssee« betrachtete. Müllers Buch, durch Vorlesungen von Wolf angeregt, aber reich an selbständigen Anschauungen, erschien zuerst 1824. 29) Vergl. Ritschl Opusc. I 49 f., Wilamowitz HU. 264; dazu oben S. 104 f.

SECHSTES KAPITEL

DIE SPRACHFORM

Man könnte versuchen die homerischen Gedichte so zu drucken, wie sie von der Kommission des Peisistratos aufgeschrieben worden sind. Angenommen die Aufgabe wäre reinlich gelöst, so würde der Text immer noch eine reichliche Menge grammatischer Unklarheiten, unorganischer Gebilde, ja geradezu falscher Formen bieten; denn die Sänger, welche während der letzten Generationen vor Peisistratos die epische Poesie gepflegt hatten, waren selbst über einen Teil der Worte und Formen, deren sie sich bedienten, im unklaren gewesen, weil diese aus einer ihnen fremden Mundart stammten. Diese Ansicht, die von Anfang an einen der Ausgangspunkte für unsere »Grundfragen« gebildet hatte, ist in den letzten anderthalb Jahrzehnten durch bedeutende Forschungen bestätigt und genauer bestimmt worden.

I

Wenn wir α 7 lesen: αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσιν ὄλοντο, so wird es uns nicht schwer den Plural zu verstehen: wir denken an »Dummheiten, Torheiten, Tollheiten« und übersetzen »Freveltaten« oder »frevelhaftes Treiben«. Diese Auffassung ist auch da möglich, wo sich dieselbe Dativform auf nur eine handelnde Person bezieht (κ 437. X 104); meist aber sind es mehrere, noch 6 mal. Dazu kommen, beide Male von den Freiern gesagt, ἀτασθαλίαι φ 146 und δι᾽ ἀτασθαλίας ψ 67. Hesiod hat ἔργ. 260 f.: ὄφρ᾽ ἀποτείσῃ δῆμος ἀτασθαλίας βασιλέων. Der Plural hat überall einen halbkonkreten Sinn; den abstrakteren Singular gebraucht erst Simonides, in einem Epigramm auf Hippias' Tochter Archidike, deren Bescheidenheit er rühmt: οὐκ ἤρθη νοῦν ἐς ἀτασθαλίην (bei Thuk. VI 59). — Weniger klar liegen die Verhältnisse bei zwei verwandten Begriffen. Οὐδ᾽ ἔτι σε χρὴ νηπιέας ὀχέειν (α 296 f.) scheint zwar für ursprüngliche Kraft des Plurals zu zeugen; denn der Singular würde ebenso gut in den Vers gepaßt haben. Aber auch der

findet sich bei Homer: ἐν νηπιέῃ ἀλεγεινῇ I 491, ohne erkennbaren Bedeutungsunterschied gegenüber den Stellen, wo mit νηπιέῃσι die Handlungsweise eines einzelnen motiviert wird (O 363. Υ 411. ω 469). Und ἀφραδίῃσ(ι) wird 7 mal[1]) mit Bezug auf einen gesagt, ebenso δι' ἀφραδίας τ 523, nur einmal mit lebendigem Plural: αὐτῶν γὰρ ἀπώλομεθ' ἀφραδίῃσιν (κ 27). Nimmt man dazu B 368 ἦ ἀνδρῶν κακότητι καὶ ἀφραδίῃ πολέμοιο, so wird man geneigt sein der Ansicht zuzustimmen, daß der Singular das diesem Begriff eigentlich Zukommende gewesen sei; er hat sich da erhalten, wo »Unkenntnis« durch Angabe des Gegenstandes (πολέμοιο) näher bestimmt war, während sonst in der Regel, ohne schärfere Beachtung des Sinnes, die Form gewählt wurde, die sich dem Rhythmus des Hexameters am gefälligsten einfügte, ebenso wie in ἀγηνορίῃσιν, ὁμοφροσύνῃσιν, αἰδρείῃσι, κακορραφίῃσι usw.

Dies ist die Ansicht von Kurt Witte, in dessen Buche »Singular- und Plural. Forschungen über Form und Geschichte der griechischen Poesie« (1907) das ganze Gebiet verwandter Erscheinungen scharfsinnig untersucht ist. Eine im einzelnen längst gemachte Beobachtung, von dem Einfluß des Hexameters auf die Bildungen der epischen Sprache, hat er näher verfolgt und ist zu wirklichen Entdeckungen gelangt. Am überzeugendsten bei solchen Benennungen, die körperlicher Art oder doch vom Körperlichen ausgegangen sind.

Der Plural von κλισίη bezeichnet ein Zelt mehr als ein dutzendmal, doch immer nur im Dativ — z. B. H 313. N 256 (vgl. 261) —; der Grund kann nur darin liegen, daß mit κλισίῃσι neben κλισίῃ eine erweiterte Möglichkeit der Verwendung im Verse gegeben war, was für κλισίαι und κλισίας nicht zutraf. Der Genetiv Plur. ist nahezu beschränkt auf die Formel νεῶν ἄπο καὶ κλισιάων; in lebendigem Gebrauche steht er nur M 155 (σφῶν τ' αὐτῶν καὶ κλισιάων) und Ψ 112 (πάντοθεν ἐκ κλισιῶν). Trotzdem bleibt es eine Laune des dichterischen Sprachgebrauchs, die wir als solche auch nach Wittes Erklärungsversuch (S. 40) gelten lassen müssen, daß κλισιάων niemals im Sinne der Einzahl verwendet worden ist. In einem Falle wie T 119: αὐτὰρ ἔπειτά σε δαιτὶ ἐνὶ κλισίῃς ἀρεσάσθω, wo die pluralische Form für den Vers nichts ausmacht, mag man zweifeln, ob sie durch zunehmende Gewöhnung des Dichters oder eines Abschreibers hereingekommen ist; einige Hdss. haben κλισίῃ. — Getreidenamen wie ζειαί, κριθαί, ὄλυραι sind Massenbezeichnungen. Diese drei finden sich bei Homer nur im Plural, ebenso in der Regel ἄλφιτα (12 mal); aber ἀλφίτων paßte nicht in den Hexameter, und so heißt es ἀλφίτου ἀκτή oder ἀλφίτου ἱεροῦ ἀκτή (β 355.

1) Auf die Verwendung von Ξ 481 muß verzichtet werden, weil da die Lesart zweifelhaft ist.

Ξ 429; Λ 631). Neben πυροί (2 mal) fehlt die entsprechende Form des Singulars, im Genetiv steht sinngemäß ὄγμον πυρῶν ἢ κριθῶν Λ 68 f.; aber für den Akkusativ ist der epische Sprachgebrauch nicht bei der spondeischen Pluralform geblieben, die nur einmal erscheint (φέρῃσι δὲ γαῖα μέλαινα πυροὺς καὶ κριθάς τ 111 f.), sondern hat sich das bequemere πυρόν geschaffen, das 5 mal vorkommt, immer mit Benutzung seiner trochäischen Gestalt (πυρὸν ἔδουσιν, πυρὸν ἐρεπτόμενοι u. ä.). Nicht anders bei λαοί »Leute, Mannen«, dessen Statistik nach Witte (S. 10. 79) so aussieht:

λαοί	46 mal	λαός	28 mal
λαῶν	106 »	λαοῦ	2 »
λαοῖσι(ν), λαοῖς	18 »	λαῷ	2 »
λαούς	14 »	λαόν	78 »

Anlaß zur Umbildung des ursprünglich pluralischen Begriffes gab der Akkusativ, wo λαόν beweglicher war und deshalb viel häufiger geworden ist als λαούς; von da aus wurden vereinzelt λαῷ, λαοῦ gewagt, dieses übrigens in einem Falle (K 364) so gestellt, daß der Plural nicht möglich gewesen wäre: λαοῦ ἀποτμήξαντε. Im Nominativ bot die singularische Form zwar an sich keinen Vorteil, wohl aber mittelbar durch die Prädikatsverben: ἐσαγείρετο λαός (ξ 248), ἕζετο λαός (B 99), πῖπτε δὲ λαός (Θ 67. u. ö.), ἀκούετο λαὸς ἀυτῆς (Δ 331) usw. Nur 6 von den 28 Beispielen sind so beschaffen, daß auch λαοί hätte stehen können (γ 304. Λ 764. 796. Σ 153. Ψ 156. Ω 665), darunter bemerkenswert das vorletzte: σοὶ γάρ τε μάλιστά γε λαὸς Ἀχαιῶν πείσονται μύθοισι. Im übrigen trifft Wittes Erklärung (S. 45) zu, daß die leichtere Verwendbarkeit der zugehörigen Verbalform dem Aufkommen von λαός neben λαοί günstig gewesen ist.

Noch ein Paar sei hervorgehoben, στῆθος und φρένες, die entgegengesetzte Wege gegangen sind. Zu στῆθος hat man, wohl unter Einfluß von πλευραί ὦμοι φρένες, einen »poetischen« Plural gebildet, neben dem jedoch in den meisten Kasus der natürliche Singular ein Übergewicht behauptet, am stärksten im Akkusativ (στῆθος 29 mal, στήθεα 4 mal). Nur der Dativ στήθεσσι(ν) fügte sich, zumal mit ἐνί oder περί, so bequem in den daktylischen Tonfall, daß er vollkommen herrschend geworden ist, 129 mal gegen ein einziges στήθεϊ (O 650). Auch da, wo die Singularform in den Vers gepaßt hätte, zog man nun στήθεσι vor. Dabei kann in 2 Fällen der Vorteil mitgewirkt haben, den das paragogische ν brachte (Δ 430. Π 163); in 6 anderen gab einfach die Gewohnheit den Ausschlag[1]). — Das »Zwerchfell« hieß von rechtswegen

[1]) Witte, der στήθει schreibt, stellt sich den Hergang ein wenig anders vor (S. 18. 65 f.).

φρένες; Stellen wie ι 301 (ὅθι φρένες ἧπαρ ἔχουσιν), Κ 10 (τρομέοντο δέ οἱ φρένες ἐντός), ο 486 (ἦ μάλα δή μοι ἐνὶ φρεσὶ θυμὸν ὄρινας) zeigen die ursprüngliche Bedeutung. Auch in übertragenem Sinne blieb im allgemeinen der Plural: αἰεὶ δ' ὁπλοτέρων ἀνδρῶν φρένες ἠερέθονται (Γ 108), φρεσὶ γὰρ κέχρητ' ἀγαθῇσιν (γ 266), τίς τοί νυ θεῶν νηκερδέα βουλὴν ἐν στήθεσσιν ἔθηκε καὶ ἐξέλετο φρένας ἐσθλάς; (Ρ 475) usw. Bloß im Akkusativ ist daneben, in unwillkürlicher Angleichung an θυμόν, der Singular beliebt geworden: 21 mal in der Verbindung κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν, 8 mal im einfachen κατὰ φρένα und 20 mal sonst; zusammen 49, gegen 61 Belege für φρένας. Stellt man daneben die entsprechenden Verhältnisse für den Nominativ, 1 zu 22, und gar den Dativ, 1 zu 207, so kann man beinahe mit Händen greifen, wie vom Formelgebrauche des Akkusativs aus der Singular aufgekommen ist (Witte S. 72). Daß er ursprünglich nicht berechtigt war, empfindet noch der heutige Leser bei jenen vereinzelten Zeugnissen der am weitesten vorgeschrittenen Entwicklung: τὰ δ' ἐμῇ φρενὶ πάντα μέμηλεν (ζ 65), ἐπεὶ Διὸς ἐτράπετο φρήν (Κ 45).

Die Proben werden ausreichen, um anschaulich zu machen, was schon zu Anfang angedeutet wurde und was Witte weiter an Flexion und Wortbildung beobachtet hat, daß die Dichter nicht zaghaft gewesen sind, ihre Sprache den Bedürfnissen des Verses anzupassen, daß sie zu diesem Zwecke den ursprünglichen und innerlich berechtigten Formen vielfach Gewalt angetan und sich einen vermehrten und geänderten Bestand geschaffen haben, von dem ein erkennbarer Teil nicht aus freiem Wachstum geschöpft, sondern nach äußeren Rücksichten zurechtgemacht war. So hätten sie mit ihrer lebendigen Muttersprache niemals verfahren können; der epische Dialekt, jedenfalls in der Periode, aus der die auf uns gekommenen Gedichte stammen, war eben keine natürliche Mundart, sondern eine Kunstsprache, die als solche erlernt und kunstmäßig gehandhabt wurde.

Dürfen wir nun sagen, »daß die Sprache des griechischen Epos ein Gebilde des epischen Verses ist«? Witte urteilt so (z. B. Glotta IV 237; V 8), mit allzu schneller Verallgemeinerung. Was wir beobachten können, ist doch nur Umbildung, nicht grundlegende Schöpfung. »Der Träger »der epischen Sprachform ist der Rhythmus; er war früher als sie; dar»um hat er ihre Gestalt bestimmt. Sein Einfluß auf die sprachliche »Form begann, als zuerst die Umgangsprache dem daktylischen Rhyth»mus angepaßt wurde; das blieb so, als man Jahrhunderte später die »Taten der Vorfahren in Epen schilderte.« So lesen wir bei Witte (Glotta IV S. 2), der im Anschluß daran ausführt, wie der Einfluß des Verses auf die Gestaltung der Sprachform zugleich ein konservierender

und ein ewig fördernder gewesen ist. Dies beides gewiß richtig; aber war es von Anfang an so? Da wir vom unteren Ende herkommen, müssen wir doch fragen, wieweit Wirkungen der beobachteten Art zeitlich hinaufreichen. War wirklich der Rhythmus früher da als die Sprache? Sie war es doch auch, die ihn trug. Das Verhältnis beider für die Anfangszeit der epischen Poesie zu erkennen wird nie gelingen, wenn wir uns nicht, vom unteren Ende herkommend, langsam heranarbeiten. Dazu gehört, daß wir von der Theorie des Verszwanges keinen zu freigebigen Gebrauch machen und uns zu solcher mechanischen Auskunft immer erst dann entschließen, wenn jeder Versuch, eine Form organisch zu verstehen, gescheitert ist.

Nebeneinander stehen in wirklichem Gebrauch ἄλγεα πάσχειν und πήματα πάσχειν, beide oft so gestellt, daß das Substantiv mit der Verbalform zusammen den Versausgang bildet. Da nun außerhalb dieser Verbindung πήματα selten vorkommt (εὕροι [bzw. δήεις] δ᾽ ἐν πήματα οἴκῳ ι 535. λ 115, ἡμῖν πήματα πολλὰ θέσαν O 721), viel öfter der Singular, so hält Witte πήματα für eine Analogiebildung nach ἄλγεα (Glotta I, 1909[1], S. 137/9; III 116). Um diese Vermutung zu stützen, merkt er an, daß das Zahlenverhältnis des Plurals zum Singular von ἄλγος bei Homer 79: 13 ist, von πῆμα 14: 33, und weist darauf hin, daß nach vokalischem Auslaut des vierten Fußes ἄλγεα unbrauchbar, der Ersatz durch πήματα also willkommen gewesen sei. Aber in der bukolischen Diärese, die ja einen stärkeren Einschnitt bildete, war der Hiatus unbedenklich (vgl. S. 68 und Kap. 7); dieser Grund fällt also weg. Und wenn man einfach nach dem Zahlenverhältnis zu gehen hätte, so müßte man entsprechend vermuten, daß der Singular ἄλγος eine Analogiebildung nach πῆμα sei; daran denkt auch Witte nicht. Endlich wird aller Zweifel, der etwa entstehen könnte, dadurch gehoben, daß die Wortfügung πήματα πάσχειν durch den vernehmlichen Zusammenklang der beiden Glieder innerlich gefestigt ist. — Daß der Akkusativ Ζῆν kein apostrophiertes Ζῆν(α) ist, vielmehr Ζῆνα, Ζηνός, Ζηνί durch fortwuchernde Analogie nach Ζῆν entstanden sind: diese herrschende Ansicht, die auf Osthoff zurückgeht, läßt auch Witte gelten. Die einsilbige Form selbst aber erklärt er für ein sekundäres Gebilde, hervorgerufen durch das metrische Bedürfnis, die den Vers schließende Formel εὐρύοπα Ζεύς in den Akkusativ setzen zu können (Glotta III [1911] S. 113 f.). Tatsächlich findet sich Ζῆν bloß in dieser Verbindung (Θ 206. Ξ 265. Ω 331; Hesiod θεογ 884); daß aber ein griechischer Dichter in der Blütezeit des Epos — denn Ζῆν war ja die Vorstufe zu Ζηνός Ζηνί, die noch ganz geläufig geworden sind, — nur um des Verses willen eine so seltsame Form erfunden haben soll, ist eine etwas gewagte Hypothese. Um so weniger

werden wir sie annehmen, je natürlicher die sprachgeschichtliche Ableitung ist, die wir um ihretwillen aufgeben sollen. *Quod licet bovi, et licet Iovi.* Wir haben uraltes βῶν zu βοῦς (oben S. 99. 123), also Ζῆν — Witte selbst erinnert an skr. *dyām* — zu Ζεύς. Wackernagel hat gewiß recht, wenn er die neue Erklärung ablehnt und bei dieser Gelegenheit vor der Methode warnt, »Schwankungen und Absonderlichkeiten der homerischen Formgebung ausschließlich auf metrisches Bedürfnis zu gründen« (SUH. 12. 160 ff.).

Einen Faktor, der mitgewirkt hat den epischen Formenbestand allmählich zu wandeln, erkennt Witte ausdrücklich an: die Umgangsprache. Doch sei die alltägliche Gewohnheit an sich nicht stark genug gewesen, um Formen jüngeren Gepräges hereinzubringen; nur da sei dies geschehen, wo durch Verhältnisse des Verses der Modernisierungstrieb geweckt oder doch unterstützt wurde. Mit umfassender Untersuchung, vielfach in kritischer Auseinandersetzung mit Bechtel, hat Witte diese Beziehungen im Bereiche der Vokalkontraktion verfolgt, wodurch in der Tat der ganze Vorgang erst recht anschaulich und psychologisch verständlich geworden ist[2]). Neben παρστήετον βλήεται δαμήετε steht eine kontrahierte Form in ω 532: ὥς κεν ἀναιμωτί γε διακρινθῆτε τάχιστα; sie kann hervorgerufen sein durch Erinnerung an Γ 102, wo die entsprechende Form des Optativs denselben Platz im Verse füllte: τεθναίη· ἄλλοι δὲ διακρινθεῖτε τάχιστα. Rechtmäßige Formen und mehrfach belegt sind φήῃ, φθήῃ, στήῃ, βήῃ; vereinzelt finden sich:

τ 122 φῇ δὲ δακρυπλώειν als Versanfang.
α 168 φῇσιν ἐλεύσεσθαι ebenso.
β 358 μήτηρ δ' εἰς ὑπερῷ' ἀναβῇ κοίτου τε μέδηται.
σ 334 μή τίς τοι τάχα Ἶρου ἀμείνων ἄλλος ἀναστῇ.

Für die ersten beiden können als Muster gedient haben Verse, die mit indikativischem φῇ (9 mal) oder φησίν (ε 105. π 63. ρ 522) begannen. Für ἀναβῇ weist Witte (S. 215 f.) darauf hin, daß 2 mal vor der männlichen Cäsur des vierten Fußes ἀναβάς vernommen worden war (Π 184. ε 470); für ἀναστῇ, das er nicht erwähnt, war ebenso ἀναστάς, 8 mal am Versende, ein wirksames Muster. — Τυδεΐδης, Τυδεΐδῃ, Τυδεΐδην, Τυδεΐδη waren am Versanfang wie vor der männlichen Cäsur des dritten Fußes geläufig; danach konnte dann, an eben diesen Stellen, Τυδεΐδεω gewagt werden statt des ursprünglichen Τυδεΐδαο (Witte S. 223). Überall macht sich das Streben bemerkbar, die verschiedenen Flexionsformen eines Wortes für metrische Verwendung so einzurichten, daß sie dieselbe Reihe von Längen und Kürzen darstellen.

2) Witte, Die Vokalkontraktion bei Homer. Glotta IV (1912) S. 209—242. Über Bechtel vgl. oben S. 82.

Wundern muß man sich doch, daß nun Τυδεΐδεω häufiger ist (5 gegen 2) als das echtere Τυδεΐδαο, obwohl dieses eine besonders beliebte Silbenfolge darstellt, die anderwärts vielfach, gerade nach Wittes Ansicht, den metrischen Rahmen und Anlaß zu Nachbildungen gegeben hat (Glotta III 110 ff. IV 1 ff.). Auch sonst bleiben bei der von ihm unternommenen Analyse doch bedenkliche Rückstände. Erklärt wurde φῆσι neben φήῃ, aber nicht φθῆσιν (Ψ 805) neben φθήῃ; zu ἀναβῇ bot ἀναβάς das Modell, ungestützt ist βῶσιν (Ξ 86; Witte S. 237). Von ἅπας lautet der Genetiv Plur. Fem. das eine Mal, wo er vorkommt, ἁπασέων (θ 284), als Versschluß, und das könnte geformt worden sein, um die metrische Gestalt von ἁπάσας, das mehrfach den Vers schließt, wiederzugeben (S. 223 f.). Aber das paßt nicht auf πασέων, dessen sechs Beispiele an vier verschiedenen Versstellen vorkommen, zum Teil anderen, als auf die das etwaige Vorbild πάσας seinen Gebrauch verteilt hat. Und wie sollen wir über πολλέων urteilen, das neben πολλάων steht? Man könnte meinen, diesem habe πολλῇσί(ν), jenem πολλάς einen Anhalt gegeben. Doch damit kämen wir ins Uferlose; mindestens ginge das einheitliche Prinzip verloren, und wir hätten statt dessen eine mannigfaltige Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussungen. Solche hat eben wirklich bestanden. Das bestätigt sich sogleich in einer Gruppe von Fällen, für die Witte ein zweites Prinzip aufgestellt (S. 225 ff.), freilich nicht ganz klar formuliert hat. Gemeint ist folgender Sachverhalt. Zu Kontraktionen wie τρεῖν μ᾽ οὐκ ἐᾷ (E 256), ἅζευ τό γε (ρ 401), ἐδεύευ als Versausgang (P 142), ἔρχευ mit betonter Endsilbe (5 mal) können gleichsilbige alte Formen, wie ἀναβάς zu ἀναβῇ, nicht den Anlaß gegeben haben, weil solche Formen von den betreffenden Verben bei Homer nicht vorkommen. Er kennt τρέετ᾽ ἄσπετον (P 332), ἅζεο mit betonter Stammsilbe, δεύεαι und ἔρχεο ebenso. Dergleichen wurde von späteren Dichtern kontrahiert gesprochen, wie im täglichen Leben, und danach wagten sie es, die entsprechenden Formen im Verse auch da zu verwenden, wo sie unkontrahiert nicht hätten Platz finden können. Das ist vollkommen richtig. Aber da dient uns der Vers nur als Beweis, daß die Kontraktion stattgefunden hat; veranlaßt hat er sie nicht, noch weniger notwendig gemacht. Wenn Witte den Gedanken ablehnt, daß die jüngeren Sänger auch ohne besondere Ursache Formen des modernen Ionisch in die epische Kunstsprache eingefügt haben (S. 209. 237), so wird er diesen rigorosen Standpunkt nicht festhalten können, so dankenswert es ist, daß er in vielen Fällen bestimmte Analogien, von denen der unbewußte Modernisierungstrieb gelenkt wurde, aufgespürt hat.

Der Unterschied, der zwischen seiner und meiner Ansicht einstweilen besteht, ist für die Fragen der Textkritik ohne Belang. Auch er bekämpft

jenes Verfahren, mit dem wir uns im 4. Kapitel auseinandergesetzt haben (S. 85 ff.; vgl. S. 82 Anm. 8), das in den Anfangszeiten der Forschung berechtigt war, dann jedoch überwunden wurde, so daß seine Fortsetzung und Wiederaufnahme in den Arbeiten von van Leeuwen, Mendes da Costa, Bechtel etwas rückständig anmutet. Wittes Textkritik ist konservativ mit Bezug auf die überlieferten Formen (S. 226. 238), zugleich fortschrittlich in der Hoffnung, daß, bei sorgfältiger Würdigung der Einzelheiten, die größere oder geringere Dichtigkeit, womit sekundäre und tertiäre Bildungen über den Text verteilt erscheinen, einen Anhalt für die Beurteilung des relativen Alters der verschiedenen Partien geben werde[3]. Doch das sind Konsequenzen, die über das eigentlich sprachgeschichtliche Problem hinausführen. Dieses selbst beschäftigt uns unter dem Gesichtspunkte: wieweit sind ältere Formen von den Dichtern umgemodelt worden, sei es um der bequemeren metrischen Verwendung willen oder unwillkürlich, unter dem Einfluß der Umgangsprache? Wie beide Antriebe zusammenwirken konnten, haben wir bei der Kontraktion gesehen. Davon geben ein weiteres, sachlich eng begrenztes und doch viel umfassendes Beispiel die Genetive Sing. der *o*-Deklination auf -οιο und -ου.

Sind diese Formen im Epos gleichberechtigt? oder stellt eine von ihnen den vorherrschenden Gebrauch dar? Auf solche Fragen suchte vor mehr als 50 Jahren zuerst Leskien eine Antwort[4], indem er davon ausging, daß in einer wirklichen Volksprache zwei zeitlich weit auseinanderliegende Formen nicht nebeneinander hätten gebräuchlich sein können, »wie wenn wir in unsrer neuhochdeutschen Sprache die dritte Plur. Präs. des Verbums beliebig mit *t* oder ohne dasselbe auslauten lassen wollten, also *legent* und *legen* abwechselnd gebrauchen könnten«. Er kam, auf Grund des Materials das ein einzelner Gesang der Ilias (M) ihm bot, zu der Ansicht, daß nur die jüngeren Formen auf -ου der homerischen Zeit als lebende angehörten, die Formen auf -οιο dagegen, deren Gebrauch über gewisse geläufige Worte und bestimmte Versstellen nicht wesentlich hinausgehe, vom Dichter aus einer älteren Sprachperiode mit übernommen seien. Dagegen wandte sich Cavallin mit umfassender Statistik und scharfsinnigen Erwägungen[5]. Er zählte in Ilias und Odyssee 1787 Fälle von -οιο, 1823 von -ου, so daß beide Endungen als gleichberechtigt erscheinen. Allerdings hat die kürzere und jüngere darin ein

3) Glotta IV S. 241 (etwas anders als 239), dazu in dem Artikel bei Pauly-Wissowa »Homer, Sprache und Metrik« der vorletzte Abschnitt: »Sprachliche Kriterien im Dienste der höheren Homerkritik«. 4) Leskien, Die Genetivformen auf οιο. Fl. Jb. 95 (1867) S. 1—8. 5) Cavallin, De homerica forma genetivi in -οιο. Mélanges Graux (1884) p. 557—566.

Übergewicht, daß sich ihre Beispiele auf 419 verschiedene Wörter verteilen, die der anderen nur auf 308, woraus unmittelbar folgt und von Cavallin anerkannt wurde, daß an dem Bestande von -οιο formelhafte Wendungen einen größeren Anteil haben als an dem von -ου. Aber es gibt nicht ganz wenige Nomina der 2. Deklination, bei denen -οιο im Hexameter überhaupt nicht anwendbar war: Ἀξίοιο, Μενοιτίοιο, οὐρανοῖο, βλημένοιο, ἀψόρροιο u. v. ä. hätten an keiner Stelle in den Vers gepaßt. Andrerseits erhielt die jüngere Bildung dadurch manchen Zuwachs, daß sie die gleiche Silbenzahl bietet wie die übrigen Kasus desselben Wortes (p. 561): '*ex quo fit, ut, si forte paulum mutata coniunctione verborum ex nominativo aut accusativo in genetivum transeundum sit, illa forma, non haec sumatur* (*e. gr.* ἀρηΐφιλος Μενέλαος, ἀρηϊφίλου Μενελάου *et sim.*). Da tritt zum ersten Male das Prinzip auf, das wir aus Wittes Behandlung der Kontraktion kennen gelernt haben. Abschließend urteilte Cavallin: es sei unmöglich, -οιο nur als altertümlichen Rest aus einer früheren Periode der ionischen Poesie anzusehen (p. 564). — Einen Schritt weiter ist in neuerer Zeit Reichelt gegangen, der nun umgekehrt für -οιο den Vorzug in Anspruch nahm, der eigentlich homerische Typus zu sein[6]. Zunächst revidierte er die Statistik. Er fand 1810 -οιο gegen 1800 -ου, prüfte dann aber genauer, wie groß denn tatsächlich auf seiten von -οιο das formelhafte Element sei. Das Material hierfür teilt er mit und aus ihm das Ergebnis (S. 67 f.): daß nur 568 Genetive auf -οιο, also noch nicht ein Drittel der Gesamtsumme, in formelhaften Wendungen vorkommen, und davon wieder nur 352 einigermaßen häufig, d. h. mehr als 4 mal. Ein Drittel, das sei nicht mehr, als der allgemeinen Formelhaftigkeit des homerischen Stiles entspreche. Andrerseits treffe es nicht zu, daß -ου nur da vorkäme, wo -οιο metrisch unmöglich gewesen wäre (S. 68 f.). Aber die Lautform -ου sei keineswegs überall gesichert: das unbetonte -ου einer einsilbigen Thesis kann meist in -οο[7] aufgelöst werden (z. B. τόο δ' ἔκλυε Φοῖβος Ἀπόλλων Α 43), verkürztes ου vor vokalischem Anlaut kann man in apostrophiertes -ο(ο) verwandeln (ἑκηβόλο' Ἀπόλλωνος Α 14), betontes -ου vor vokalischem Anlaut in -οι(ο) (κουριδίης ἀλόχοι', ἐπεί Α 114). Bringt man diese drei Gruppen in Abzug, so bleiben von der Gesamtzahl von 1800 Belegen der Genetivendung -ου nur 713 bestehen (S. 72/5). Daß -οιο sowohl wie -οο und -ου aus οσιο entstanden

6) Karl Reichelt, Der Genetiv auf -οιο und Verwandtes bei Homer. KZ. 43 (1909) S. 55—109. 7) Buttmann und Ahrens hatten in einer Reihe von Fällen (46) überliefertes -οου in -οο verbessert: ὅο κλέος Β 325, ὁμοιίοο πτολέμοιο, Αἰόλοο κλυτὰ δώματα κ 60 usw.; vgl. oben S. 105 f. Herstellung von -ο(ο) und -οο aus unbetontem -ου haben van Leeuwen bzw. Platt gefordert. Die genauen Verweisungen gibt Reichelt S. 72.

seien, sucht Reichelt wahrscheinlich zu machen (S. 77), und hat so alle in Betracht kommenden Formen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt, von dem sie nur mehr oder weniger weit abstehen. Sein Gesamturteil lautet (S. 78): »Die nicht auflösbaren Formen auf -ου »sind — — erst in der späteren Zeit der homerischen Kunstübung einge»drungen, wahrscheinlich bei der Bearbeitung und Redaktion der epi»schen Gedichte. Zum Teil verdanken sie vielleicht ihre Entstehung »erst dem Irrtum von Rhapsoden, Grammatikern und Abschreibern oder »nachhomerischer Interpolation.«

Solche Formen enthalten z. B. in A die Verse: 110. 190. 218. 249. 340. 422. 467. 532. 562. in der Κυκλώπεια: 3. 7. 85. 97. 212. 236. 264. 300. 325. 407. 421. 433. 459. 463. 497. 519. Reichelt hat überall Zusammenstellung und Verteilung sorgfältig und vollständig vorgelegt; wie aber ein Text ausgesehen haben könnte, in dem die 713 Verse, so weit sie interpoliert sein sollen, noch nicht da standen oder, so weit sie durch Rhapsoden, Grammatiker, Abschreiber entstellt wären, anderen und richtigeren Wortlaut hatten, davon sich und uns ein Bild zu machen hat er gar nicht versucht. Witte[8]) hatte deshalb recht, zu der Ansicht von Cavallin zurückzukehren: daß zwar die Formen auf -οιο zum altüberkommenen, grundlegenden Bestande der epischen Sprache gehören, daß aber die Weiterbildung in -ου früh begonnen und schon innerhalb der Entwickelungszeit des Epos volles Daseinsrecht erlangt habe. Auch in der Art, wie er das Aufkommen des jüngeren Typus im einzelnen verfolgt, schließt sich Witte an Cavallin an. Insbesondere macht er auch hier ausgedehnten Gebrauch von dem beobachteten »Gesetze«, daß die Dichter bemüht gewesen seien »allen Formen desselben Paradigma denselben Umfang zu verschaffen«, um die Verwendung an bestimmter Versstelle, an der eine von ihnen festsaß, auch für die übrigen möglich zu machen (S. 9. 12). So findet sich Ἀντιλόχοιο 7mal, daneben 2mal Ἀντιλόχου am Versanfang (N 554. Ψ 354); und am Versanfang sitzen fest Ἀντίλοχος und Ἀντιλόχῳ, auch Ἀντίλοχον. Nicht überall ist das Wirken der Analogie so einleuchtend, ihr Ausgangspunkt so einwandfrei wie in diesem Falle. Vor allem aber dagegen möchten wir Einspruch erheben, daß diese gewohnheitsmäßige Neigung der epischen Dichter als ein Gesetz bezeichnet wird. Ein solches können wir schon deshalb nicht anerkennen, weil eine ganz andere Neigung entgegensteht, nach Witte ein anderes »Gesetz« (z. B. Glotta V 8), wonach überlieferte

8) Witte, Über die Kasusausgänge -οιο und -ου, -οσι und -οις, -ῃσι und -ῃς im griechischen Epos. Glotta V (1913) S. 8—47. Auf ähnlichem Boden steht die Studie von Drewitt, The genitives -ου and -οιο in Homer, AJPh. 34 (1913) p. 43—61, dessen Statistik namentlich den Unterschied von Erzählung und Reden im Epos ins Auge faßt.

Wort- und Flexionsformen gern so umgebildet werden, daß sie sich dem daktylischen Rhythmus besser einfügen, namentlich den Schlußteil nach der bukolischen Diärese gefällig ausfüllen helfen [9]. Auch diese Tendenz hat nicht bloß konservierend, sondern auch neugestaltend gewirkt, und davon kann auch die Genetivendung -οιο, an sich eine Altertümlichkeit, nicht unberührt geblieben sein. Wenn Ἀντιφατῆα für Ἀντιφάτην, ἡνιοχῆα für ἡνίοχον, Αἰθιοπῆας für Αἰθίοπας, ἡμιόνοιιν für ἡμιόνων, ἱπποσυνάων für ἱπποσύνης u. ä. neu gebildet wurden, um einen guten Versschluß zu geben, so ist im voraus anzunehmen und wird doch wohl von Witte selbst angenommen, daß auf diesem Wege auch die Genetive auf -οιο noch in späterer und später Zeit gelegentliche Bereicherung erfahren haben. Durch die Beschaffenheit mancher unter diesen Formen wird das geradezu bestätigt. Ein καταλειβομένοιο am Versende (Σ 109), ἐξελκομένοιο ebenda oder vor der trochäischen Hauptcäsur (ε 432. Δ 214), κινυμένοιο vor derselben Cäsur (Ξ 173): dergleichen ist doch nicht an sich, wie es da steht, altertümlich, sondern für lebendigen Bedarf nach altertümlichem Typus frisch geformt. Für φθεγγομένου (χ 329. K 451) brauchen wir uns nicht mit Witte um ein metrisches Vorbild vergebens zu bemühen (Glotta V 19. 21): der Dichter hat diese Form angewendet, weil sie ihm in den Vers paßte; er hätte ebenso gern φθεγγομένοιο sagen können, wenn der Platz danach gewesen wäre. Der Versausgang διὰ καλλιχόρου Πανοπῆος (λ 581) klingt freilich recht singulär und modern; aber ein bestimmtes Muster, nach dem er gebildet wäre, weiß auch Witte (S. 18) nicht anzugeben. Wonach man sich zunächst umsieht, ist die Flexion des geläufigen εὐρύχορος; davon aber lautet der Genetiv die beiden Male, wo er gebraucht wird, εὐρυχόροιο (I 478. ω 468), obwohl εὐρύχορον (vor konsonantischem Anlaut) und εὐρυχόρῳ mehrfach vorkommen und zur Bildung eines choriambisch gemessenen Genetivs hätten anregen können. — Wittes Untersuchungen haben dankenswerten Einblick verschafft in einen Teil der psychologischen Beziehungen, der bildsamen Kräfte, die in der Entwickelung der epischen Sprache tätig gewesen sind; aber man darf nicht meinen, damit seien jetzt Gesetze oder gar die Gesetze gefunden, nach denen der ganze mannigfaltige Verlauf dieser Entwickelung einheitlich begriffen werden könnte.

Während er selbst nach dieser Seite hin etwas allzu fundfroh sein Resultat zu übertreiben geneigt ist, hätte er in einem andern Punkte wohl zuversichtlicher urteilen können. Leskiens Grundgedanke, daß in einer lebendigen Sprache zwei an Alter weit geschiedene Formen nicht neben-

9) Vgl. besonders Wittes Aufsatz »Die Entstehung der ionischen Langzeile«, Glotta IV (1913) S. 1—21. Die oben angeführten Beispiele dort S. 3.

einander gebräuchlich sein konnten, bleibt doch bestehen; er ist durch Reichelts Versuch, alle drei Endungen — -οιο, -οο, -ου — in eine geradlinige Entwickelung einzuordnen, nur bestätigt worden, indem dieser Versuch zu der unmöglichen Konsequenz führte, daß dann die Formen auf -ου als späte Eindringlinge dem echten Epos abgesprochen werden müßten. So weist schon von dieser Seite alles darauf hin, daß wir es hier mit Gebilden verschiedener Herkunft, mit Bestandteilen der in der epischen Kunstsprache gemischten Mundarten zu tun haben. Damit stimmt zunächst das Urteil der alten Grammatiker überein, das vielfach bezeugt ist, z. B. von Herodian zu A 493: τὸ τοῖο περισπαστέον· τὸ γὰρ τοῦ Θεσσαλικῶς παραυξηθὲν ἐγίνετο τοῖο, ὡς καλοῦ καλοῖο[10]. Dies mit der inschriftlich bezeugten thessalischen Genetivform auf -οι zusammenzufassen, so daß -οι aus -οιο verkürzt wäre, war der Gedanke von Ahrens schon zu einer Zeit, wo von dem seither geläufig gewordenen Typus nur das eine Αἰσχυλὶς Σατύροι (aus Gyrton, CIG. 1767) vorlag. Ahrens' Gedanken hat Hoffmann wieder aufgenommen; und nun haben sich Beispiele der volleren Form auch auf Inschriften (des 3. Jahrhunderts) gefunden. Kretschmer hat sie zusammengestellt (Glotta I 57): Φιλάγροιο Μεναστaίοι aus Gyrton IG. IX 2, 1036; ταγευόν[τουν] Φείδουνος Παυ-[σου]νείοιο, Ναύτα Φα[λακρε]ίοιο aus Krannon ebd. 458; . . . κλείοιο, Φρίξοιο . . . Θεοζότοιο Γυλ . . . Φιλομμείοιο . . . aus Krannon 459; [καὶ] πολέμοιο καὶ ἰράν[ας] aus Larissa ebd. 511.

Witte, der eins dieser Beispiele selbst angeführt hat, glaubte doch über die Wahrscheinlichkeit, daß die entsprechenden Formen im Epos äolischen Ursprungs seien, nicht hinausgehen zu sollen (bei Pauly-Wissowa: »Homer, Sprache und Metrik«). Entschiedener äußerte sich Kretschmer, der im Literaturberichte der Glotta (IV S. 325) bei Besprechung der Arbeit von Reichelt auf diesen wichtigen Tatbestand hinwies. Und ich meine: hier ist durch Zusammenwirken äußerer Zeugnisse und innerer Gründe all die Sicherheit erreicht, an die in Fragen dieser Art überhaupt gedacht werden kann: im Genetiv der II. Deklination ist -οιο die natürliche Vorstufe von -οι, das homerische -οιο also äolischen Ursprungs. Solmsens Bedenken (Rhein. Mus. 58 [1903] S. 602), daß wir es in so vereinzelten Beispielen mit »künstlichen Archaismen zu tun« hätten, ist durch die Vermehrung des Materials wohl erledigt. Auch Bechtel Herm. 37 (1902) S. 631 urteilt: »Diese Tatsachen entscheiden endgültig für Ahrens.«

Zu den sichersten Äolismen bei Homer rechnet Witte, in Übereinstimmung mit Jacobsohn (Herm. 45 [1910] S. 69 f.), die Dative Plur. auf -εσσι;

10) Die übrigen Zeugnisse gesammelt bei Meister, Griech. Dialekte I S. 305 Anm. Dazu vgl. Ahrens, Dialekte I (1839) 221 sq. und Otto Hoffmann, Griech. Dialekte II (1893) S. 532 f.

er vermutet, daß auch die Weiterbildung in -έεσσι (wie βελέεσσι, ἐπέεσσι) nicht erst von den Dichtern um des Verses willen geschaffen worden, sondern schon im gesprochenen Äolisch lebendig gewesen sei (Glotta V S. 49. 56). Die »Ersetzung des Suffixes -εσσι durch -σι« ist ihm »ein typischer Fall der Erscheinung, daß die äolischen Formen des griechischen Epos allmählich durch ionische verdrängt worden sind«. Gegen 20 ἄνδρεσσι stehen 67 ἀνδράσι, gegen 38 νήεσσι, 33 χείρεσσι, rund 175 bzw. 200 νηυσί, χερσί. Durch solches Verhältnis sieht auch Witte die Ansicht bestätigt, daß »die dominierende Stellung in der epischen Sprache das Ionische einnimmt«.

Den Tatbestand der Dialektmischung darzulegen und seine Entstehung zu erklären ist jetzt die Aufgabe. Dabei wollen wir einzelne minder häufige und versprengte Vorkommnisse, wie die kyprischen Spuren in manchen Gesängen[11]), außer acht lassen. Der große Gegensatz ionischer und äolischer Sprachformen soll uns allein beschäftigen.

II

Neben ionischem τέσσαρες findet sich mehrmals äol. πίσυρες, auch in anerkannt jungen Partien der Dichtung, z. B. Ω 233. In θήρ, θηρίον und den davon abgeleiteten Wörtern herrscht allgemein das ionische θ; aber wo von den Kentauren die Rede ist, findet sich zweimal eine andere Form: φηρσίν A 268, φῆρας B 743. Die Kentauren sind in Thessalien zu Hause, und dort sind Eigennamen wie Φιλόφειρος (ει nach thessalischer Orthographie für η) mehrfach inschriftlich bezeugt. Thessalisch ist so gut wie gleichbedeutend mit Lesbisch, also gehört der alte Name der Kentauren zu den äolischen Sprachresten im Epos. Derselbe Austausch der Aspiraten dient an einer Stelle der Odyssee dazu die Lesart zu entscheiden, ρ 221: ὃς πολλῇς φλιῇσι παραστὰς θλίψεται ὤμους. Daß Zenodot so, mit θ, schrieb, bezeugt Didymos; und daraus hat Ludwich wohl mit Recht geschlossen, daß Aristarch φλίψεται, was in zahlreichen Handschriften überliefert ist und als Variante auch bei Eustathios erwähnt wird, bevorzugt habe. Jedenfalls ist φλίψεται das Richtige; der labiale Anlaut wird durch die Allitteration an φλιῇσι gestützt. — πολυπάμμονος haben Δ 433 fast alle Handschriften, nur wenige, darunter der Venetus *A*, πολυπάμονος; dies würde dorisch sein, während πολυπάμμονος die richtige äolische Form ist für gleichbedeutendes ionisches πολυκτήμονος. Auch in Πάμμονα Ω 250 ist derselbe Wortstamm (diesmal in allen Handschriften) erhalten, und versteckt in Πολυπημονίδαο ω 305, das Cobet in Πολυπαμονίδαο korrigiert hat. Nur

11) Über diese s. Fick, Die homerische Ilias S. 253 ff. 394. 548.

in der Einzahl des μ hat er geirrt, sonst ist die Verbesserung schlagend: nicht »Leidenreich« heißt der Vater des ᾿Αφείδας, des Verschwenders, sondern »Güterreich«. Die äolische Gemination des Nasals haben wir auch in ἀργεννός ἐρεβεννός, die immer in dieser Gestalt erscheinen, während bei φαεινός ebenso ausschließlich die ionische Form herrscht. Mit bezug auf diese scheinbare Willkür ist ansprechend die Vermutung von Jacobsohn (Herm. 45 [1910] S. 200), daß die Ionier, während sie φαεννός durch ein ihnen geläufiges φαεινός zu ersetzen vermochten, für ἀργεννός, ἐρεβεννός keine entsprechenden Formen in der eignen Mundart besessen und deshalb die äolischen beibehalten hätten. Den gleichen Lautbestand zeigen ἔμμεναι, woneben allerdings ἔμεναι nicht selten ist, als gewöhnlichste Form aber εἶναι steht, und die bekannten Formen der Personalpronomina ἄμμες ὔμμες, ἄμμιν ὔμμιν usw., die ebenfalls, und in noch höherem Grade, hinter den ionischen ἡμεῖς ὑμεῖς, ἡμῖν ὑμῖν usw. an Häufigkeit zurückstehen. — Auf dem Gebiete des Vokalismus ist äolisch das α in ὕπαιθα (neben πρόσθε ὄπισθε), das ε in Θερσίτης ᾿Αλιθέρσης Θερσίλοχος (neben θάρσος θράσος und den davon abgeleiteten Bildungen). Die Vorsilbe ἀρι- lautet äolisch ἐρι-, und beide sind wenigstens insofern genau verteilt, als in jeder einzelnen Zusammensetzung immer nur eine von beiden vorkommt: ἀρίγνωτος ἀριδείκετος ἀριπρεπής, aber ἐριαύχενες ἐρίηρες ἐρίβωλος ἐρικυδής. Statt πάρδαλις hat der Venetus *A* an mehreren Stellen πόρδαλις; die Schreibung mit α bevorzugte Aristarch (zu N 103), und so herrscht sie in unsern Ausgaben, auch in den meinigen, mit Unrecht, da das ο als äolischer Überrest angesehen werden muß. Daß ἐπασσύτεροι äolischen Vokal zeigt, erkannte Herodian (zu A 383: Αἰολικόν ἐστιν· ἆσσον ἀσσύτερος, ὡς ὄνομα ὄνυμα), und für ἄμυδις, ἄλλυδις ist die gleiche Erklärung in den Scholien und bei Eustathios mehrfach überliefert. — Zweifelhafter als die Lautlehre ist für unsern Zweck das Gebiet der Flexion. Infinitive auf -ήμεναι von Verben auf άω und έω (wie γοήμεναι φιλήμεναι) sind wir bei Homer berechtigt für äolisch zu halten, weil diese Flexionsweise (nach Analogie der Verba auf μι) im Lesbischen zur Regel geworden ist; aber weil entsprechend gebildete Formen (so die Partizipia arkad. ἀδικήμενος, lokr. ἐνκαλείμενος, delph. ποιείμενος u. ä.) gelegentlich auch in andern Mundarten vorkommen, so muß man immer auf den Einwand gefaßt bleiben, es handle sich hier um Reste einer gemeingriechischen Bildung, in denen Homer nur zufällig mit den Lesbiern übereinstimme. Sicher äolisch sind die schon früher (S. 74) erwähnten Beispiele der Deklination des Partiz. Perf. Akt. nach Art des präsentischen, κεκλήγοντες κεκλήγοντας, die wir durch Korrektur von κεκμηῶτι τεθνηῶτος u. ä. vermehren müssen. Sie werden noch bei einem späteren Anlaß berührt werden (S. 172).

Die Grundlage für eine genaue Feststellung des äolischen Bestandes bei Homer bildet die vortreffliche Arbeit von Gustav Hinrichs, De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis (Jena 1875), aus der auch für die vorstehenden Proben mit geschöpft worden ist. Später sind dann manche einzelnen Entdeckungen hinzugekommen. Felix Solmsen hat, auf ein inschriftlich aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. bezeugtes, übrigens zu zwei Glossen des Hesychios stimmendes τελώριον gestützt, in scharfsinniger Untersuchung dargetan, daß die entsprechende Form des Wortes mit π äolisch ist, woran sich wichtige Folgerungen schließen in bezug auf πέλω πέλομαι neben τέλλω περιτέλλομαι (KZ. 34 [1897] S. 536 ff.). Derselbe Gelehrte deutet das ο in ἀολλής ἀορτήρ als Äolismus, weil gemeingriechisch in der Stammsilbe dieser Wörter nicht ο-, sondern α-Stufe erwartet werden müsse (Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre [1901] S. 285. 292). Äolisch ist der Gebrauch der Patronymika auf -ιος: Νηλήιος, Τελαμώνιος, Καπανήιος υἱός u. a., die noch mehr als jene auf -δης und -ίων innerhalb des Epos deutlich als etwas Altertümliches dastehen[12]). Alle diese und andere Erscheinungen, die sich würden an-

12) Telemach, die Freier der Penelope haben überhaupt keine patronymischen Beiwörter; Odysseus in der Ilias nur selten, auch in der Odyssee nicht gerade häufig. Wenn in bezug auf ihn aus diesem Tatbestande der Schluß gezogen wird, *Ulixem non diu ante eorum carminum quae de eo agunt ortum pro homine haberi coeptum esse et Laertem patrem a poetis accepisse,* so zeigt das nur, wie gefährlich solche mythologischen Deutungen, wenn sie einmal ausgesprochen sind, leicht werden. Im übrigen verdient die Dissertation, der dieser Satz (S. 30) entnommen ist, — Wilh. Meyer, De Homeri patronymicis, Gottingae 1907 — allen Dank für die vollständige und klare Darlegung der Verhältnisse. Für Beurteilung und Verwertung hat die sachkundige Rezension von Karl Fr. W. Schmidt (Bph. W. 1907 S. 993 ff.) manches hinzugebracht. Anders urteilt über den Wert dieser Arbeit John A. Scott, Patronymics as a test of the relative age of the Homeric books (Classical Philology VII [1912] p. 293—301). Daß den Freiern die ehrende Bezeichnung ihrer Herkunft vorenthalten bleibe, sei Absicht des Dichters; an der einzigen Stelle, wo sie sich zu mannhaftem Tun aufrafften, erschienen Δαμαστορίδης Ἀγέλαος nnd Πείσανδρος Πολυκτορίδης (χ 241, 243). Aber der Verfasser hat schon selber bemerkt (p. 295), daß wir hier eine Kampfschilderung nach Art der Ilias haben; da tritt denn von selber der Stil der Ilias ein. Weiter: wenn Telemach nicht entsprechend benannt werde, so sei ja Odysseus selber der Held des Epos und noch nicht in die Generation der Väter eingetreten, *to take this emeritus rank* (p. 301); etwas anderes sei es mit Ἀγαμεμνονίδης Ὀρέστης (α 30), weil Agamemnon nicht mehr lebe. Von den handelnden Personen beider Epen hätten nur Nestor, Laertes, Priamos und Agenor jene Würde des Alters erlangt. Das stimmt nicht ganz. Die Zahl der auf Lebende bezüglichen Patronymika in der Ilias ist erheblich größer; unter den acht Greisen, die Γ 146 ff. auf der Mauer sitzen, haben fünf einen oder mehrere Söhne unter den Kämpfern, und für alle fünf gibt es das Patronymikon. Daß der Dichter entscheiden kann, ob er ein solches gebrauchen will oder nicht, ist richtig; nur würde ich das nicht *the vague and indefinite dictates of poetic feeling* nennen; Rücksichten auf die Art seines Stoffes und auf die Beschaffenheit der Situationen, die er schildert, bestimmen ihn. Zu der Darstellung des bürgerlichen, auch kleinbürgerlichen Lebens in der Odyssee paßten

reihen lassen, sind an Umfang doch klein im Verhältnis zu drei durchgehenden Zügen, die den Mischcharakter des epischen Dialektes bestimmen: ϝ, ᾱ für η, κεν.

a) Von Bentleys Entdeckung des homerischen ϝ war im vierten Kapitel die Rede. Da wurde gezeigt, daß der wiederholte Versuch, es überall in den Text einzutragen, durch die Hindernisse, auf die er stieß, und die gewaltsamen Eingriffe, zu denen er nötigte, sich selber widerlegt hat. Allmählich ist dabei klar geworden, wie ϝ bei Homer zwar vielfach noch wirkte, aber nicht mehr, als gesprochener Laut, in voller Wirksamkeit war. Zu dieser mittelbaren Beweisführung haben auch die älteren Arbeiten von Hartel und die neueren von Solmsen das Ihre beigetragen (vgl. S. 73, Anm. 1). Durch sie schien ein festes Gesetz über die bei Homer noch positionbildende Kraft des ϝ erwiesen zu sein; aber nach genauer Prüfung des Tatbestandes und der aus ihm gezogenen Folgerungen fand Danielsson auch für diese Gruppe von Fällen die allgemeine Ansicht bestätigt, »daß zu der Zeit, wo die homerischen Epen ihre abschließende und im wesentlichen uns noch vorliegende Form erhielten, das anlautende wie das inlautende Digamma in der ionischen Mundart schon völlig verklungen war«[13]). Wenigstens war es »so weit reduziert, daß es für die Positionsbildung, wie auch für die Elision und sonstige Hiatausgleichungen, nicht mehr als der spiritus asper in Betracht kam« (IF 25 [1909] S. 277). Nach allem, was an sicherer Erkenntnis auf diesem Gebiete gewonnen war, bedeutete es einen Rückfall in überwundene Anschauungen, wenn Jacobsohn vor zehn Jahren noch sagen konnte (was er heute vielleicht selbst nicht mehr unterschreiben würde): »Das ionische Epos kannte ohne Zweifel anlautendes ϝ« (Herm. 45 [1910] S. 101). Vielmehr, daß es in den auf uns gekommenen Epen kein lebendiger Laut mehr ist, darüber wird eigentlich nicht gestritten; die Frage steht (ähnlich, wenn auch nicht ebenso wie bei der Genitivendung -οιο), ob es für Dichter ionischen Stammes ein absterbendes Element der eigenen Mundart war oder ein mit übernommenes, unverstandenes einer fremden.

Den alten Grammatikern galt das Vau als »äolischer Buchstabe«, und so wurde es noch bis in neuere Zeit hinein bezeichnet. Aus den In-

die Patronymika nicht; daß aber solche Darstellung unternommen werden konnte, zeigt an sich eine spätere Stufe der Dichtkunst als die des Heldengesanges. So wird die Häufigkeit der Patronymika in der Ilias im Vergleich zu ihrem Zurücktreten in der Odyssee doch immer ein Zeugnis höheren Alters sein, wenn auch nicht, wie Scott den Gegner behaupten läßt, *the sole test of antiquity*. 13) In grundsätzlicher Übereinstimmung mit Danielsson befindet sich George Melville Bolling, »Contributions to the study of Homeric metre, II: Length by position« (AJPh. 33 [1912] p. 401 ff.), der die einzelnen Beispiele der Verletzung des ϝ in der Position durchgeht und im Hinblick auf das relative Alter der Stellen oder Partien, in denen sie vorkommen, würdigt.

schriften lernte man aber, daß es bei vielen griechischen Stämmen (Böotern, Lokrern, Eleern; Argivern, Kretern, Lakedämoniern) lange lebendig gewesen ist; es war also gemeingriechisch und muß auch bei den Vorfahren der Ionier einst gesprochen worden sein. Deshalb nahm man vielfach an, daß es bei Homer nicht ein äolisches Element sondern altionisch sei. Dies war unter anderen die Ansicht von Blaß und Kirchhoff. Das Schwanken im Gebrauch des ϝ, das wir bei Homer beobachten, könnte an sich auch innerhalb einer und derselben Mundart stattgefunden haben; das beweisen die Beispiele seiner Vernachlässigung, die sich in der rein äolischen Sprache von Sappho und Alkäos finden, hier also wohl auf natürlichem Wege durch allmähliche Abschwächung des Lautes entstanden sein müssen. Bei Alkäos lesen wir: λῦσαι ἄτερ ϝέθεν (Fr. 11), πρώτιστ' ὐπὸ ϝέργον (15), θέλω τι ϝείπην (55), aber andrerseits: τὸ δ' ἔργον ἀγήσαιτο τέα κόρα (14), χευάτω μύρον ἄδυ (36), τέγγε πνεύμονας οἴνῳ (39) usw.; und bei Sappho: καὶ μή τι ϝείπην (28), ϝέσπερε (95), aber πλάσιον ἄδυ φωνεύσας (2), φαέννον εἶδος (3), γάμβρος ἔρχεται ἶσος Ἄρευι (91) usw. Wenn hier keine Dialektmischung vorliegt, so braucht es auch bei Homer nicht der Fall zu sein. Aber zwei Gründe, die von Fick wiederholt geltend gemacht sind, nötigen uns die Sache anders anzusehen.

1. Nirgends ist in einem ionischen Sprachdenkmal eine sichere Spur des Lautes ϝ erhalten. Statt des vermeintlichen ϝιφικαρτίδης, das auf einer naxischen Bustrophedon-Inschrift (Bull. Corr. Hell. XII [1888] p. 463) zu lesen sein sollte und von Blaß freudig begrüßt wurde, ist jetzt Εὐθυκαρτίδης, wie zuerst in der Praefatio zu meiner Ilias (1890) p. XIII gefordert wurde, allgemein anerkannt (GDI. 54/9 = IG. XII 1425). — Auf den chalkidischen Vasen, die Kirchhoff (Alph.[4] 124 f.) und nach ihm Kretschmer (Griech. Vaseninschriften [1894] S. 62 ff.) veröffentlicht hat (GDI. 5294, 5295), finden sich die Namen ϝιώ, Ωϝατίης, Γαρυϝόνης. Aber Fick (Od. S. 10) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Dialekt dieser Inschriften ein gemischter ist: er zeigt ein α in Γαρυϝόνης und in anderen Namen wie Χόρα, Ναΐς; α mit η verbunden findet sich in einem später hinzugekommenen Beispiel, der Genitivform Ἀγασιλεϝο d. i. Ἀγασιλήϝω auf einer protokorinthischen Lekythos (Arch. Anz. 1899 S. 142). Hier hat man Ἀγασιλήϝου lesen wollen, was aber Bechtel (GDI. 5292) mit Recht ablehnte; auf Grund der Form des Γ vermutet er böotische Herkunft des Töpfers, der sich dann bemüht habe chalkidisch zu schreiben. Das ist möglich; jedenfalls haben wir auch hier kein ionisches Vau. Für die übrigen Beispiele hat Fick auf Thukyd. VI 5 verwiesen, wo erzählt wird, zur Gründung von Himera auf Sizilien hätten sich Bewohner von Zankle und von Syrakus vereinigt, und aus

diesem Grunde sei auch die Sprache in der neuen Stadt eine gemischte gewesen (καὶ φωνὴ μὲν μεταξὺ τῆς τε Χαλκιδέων καὶ Δωρίδος ἐκράθη). Ob nun Fick deshalb recht hatte anzunehmen, daß jene Vasen aus Himera stammen, ist eine unwesentliche Frage; Mischdialekte sind gewiß auch an andern Orten in Großgriechenland gesprochen worden (vgl. Thuk. VI 4 über Leontinoi). Fest steht jedenfalls, daß diese Mischung, die für einen bestimmten Punkt von Thukydides bezeugt ist, gerade in denjenigen Inschriften chalkidischen Alphabetes, die das ϝ haben, vorliegt. Wo die Vokale rein ionisch sind, da bleibt das ϝ aus: neben Ἀθηναίη, Νηίδε[ς] auf einer Amphora aus Caere steht Γηρυόνης (GDI. 5298). Danach war Kretschmer allzu vorsichtig, wenn er es (Gr. Vaseninschr. 71) zweifelhaft ließ, ob das ϝ der angeführten Namen »aus dem chalkidischen oder aus demselben Dialekt wie das dorische ᾱ stammt«. Solange die Sache so steht, daß solches Beispiel eines ionischen ϝ das einzige sein würde, müssen wir uns für die zweite Seite der Alternative entscheiden[14]).

Kretschmer sagt weiter, es sei sicher, daß die chalkidische Mundart »zur Zeit der Gründung der campanischen Kolonien den *w*-Laut noch »besaß; denn Latiner und Etrusker haben von dort her das Vau-Zeichen »in der Bedeutung der labialen Spirans entlehnt«. Aber wer bürgt uns denn dafür, das die Römer das chalkidische Alphabet von einer rein ionisch sprechenden Gemeinde bekommen haben? Und wenn das selbst der Fall war, so wird durch das Vorhandensein des Zeichens im Alphabet noch lange nicht bewiesen, daß auch in der Sprache der Laut lebendig war. Daß beides nicht notwendig zusammenfiel, sehen wir gleich bestätigt in einem eigentümlichen orthographischen Versuche, der bei den östlichen Ioniern gemacht worden ist, den Buchstaben ϝ, der durch den Schwund des Lautes frei geworden war, anderweitig zu verwenden. Auf der bekannten naxischen Weihinschrift des 6. Jahrhunderts (IGA. 409 = GDI. 5421) steht [τ]ο(ῦ)| ἀϝυτο(ῦ) λίθο(υ) ε(ἰ)μί, und in einem attischen Epigramm etwa derselben Zeit (Δελτίον ἀρχαιολ. 1890, S. 103) AFYTAP, d. i. αὐτάρ. Blaß und andere haben auch diese Fälle als Beweis für die lange Fortdauer des *w*-Lautes bei den Ioniern geltend machen wollen.

14) Daran hat die Behandlung desselben Gegenstandes durch Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma (IF. IX, 1898) S. 322ff., nichts geändert; vgl. meine Kritik seiner Ausführungen, JbA. 112 (1902) S. 64. Auch in seinem Handbuch der griechischen Dialekte (1909) hält er die Ansicht fest, daß ϝ bei Homer zum Bestande des Altionischen gehöre, ohne doch außer den oben besprochenen Ἀγασιλήϝω und ἀϝυτο(ῦ) irgend einen Beleg für das Auftreten des Zeichens in ionischem Sprachgebiet anzuführen (§ 290. 311,8). Hoffmann ist in seiner Behandlung der griechischen Dialekte auf die Frage des homerischen ϝ nicht eingegangen, sondern stellt nur fest, daß im ionischen Dialekt anlautendes ϝ vor Vokalen bereits im 8. Jahrhundert, zwischenvokalisches »schon in vorhistorischer Zeit« spurlos geschwunden war (III [1898] S. 556. 562).

Aber gerade wenn man das Zeichen ϝ zu »mißbräuchlicher und pleonastischer Verwendung« verfügbar hatte, so ist klar, daß man seiner für den graphischen Ausdruck eines lebendigen Lautes nicht mehr bedurfte[15]). So urteilte Fick schon früher. Daß er recht hatte, ist durch den Zusammenhang, in dem das zweite der beiden Beispiele vorkommt, bestätigt worden; denn der ganze Pentameter lautet: καλὸν ἰδε(ῖ)ν, ἀϝυτὰρ Φαίδιμος ε(ἰ)ργάσατο.

2. Auch die Art, in der das ϝ bei Homer erscheint, ist in mehreren Formen eine gerade dem Äolischen charakteristische. Dahin gehören: αὐέρυσαν (aus *ἀν-ϝερυσαν), αὐίαχοι (aus *ἀ-ϝιαχοι, die »zusammenschreienden«), εὔαδε (von Wurzel σϝαδ), δεύομαι (»ermangle«) u. ä. Von diesen Formen gibt auch Blaß (I 83) zu, daß sie »äolisches αυ, ευ« haben; ihr Vokalismus erinnert an den der bekannten lesbischen φαῦος, εὔιδον u. ä. Dagegen hat Wilhelm Schulze (Qe. 55 sqq.) nachzuweisen gesucht, daß das υ in den homerischen Beispielen nicht äolisch und dem in φαῦος εὔιδον χεύω nur scheinbar ähnlich sei. Er fragt (p. 62): wenn man δεύομαι aus *δεϝομαι ableite, warum denn in ῥέω χέω (aus *ῥεϝω *χεϝω) bei Homer so gut wie niemals das vokalisierte ϝ hervortrete. Eine Stütze finde die falsche Ansicht in der durch Brugmann vertretenen etymologischen Verbindung zwischen δεύομαι und δεύτερος »abstehend von, nachfolgend«; sobald man sich entschließe beide Worte zu trennen und δεύτερος zu W. *du* (vgl. δύο) zu stellen, so werde es möglich, für δεύομαι eine Wurzel δευσ anzusetzen, die mit dem Präfix δυσ verwandt sei, und dann könne man für die Erklärung des υ in δεύομαι der äolischen Ableitung entraten. Bei all diesen Folgerungen ist anfechtbar schon der Ausgangspunkt, die Zerreißung von δεύομαι und δεύτερος; namentlich der zugehörige Superlativ δεύτατος zeigt klar die angenommene Grundbedeutung: »am meisten fernstehend«. Bleiben wir also mit Brugmann-Thumb (Griech. Gramm.[4] [1913] § 233) bei dieser Etymologie, so ist damit freilich unsere Hauptfrage noch nicht entschieden[16]). Bechtel, der Brugmanns Kombination von δεύτερος mit δεύομαι zustimmt, hält doch das υ darin für gemeingriechisch (Vokalkonstruktion [1908] S. 134 ff.; vgl. 137. 140 f.). Dann bleibt aber die Tatsache unerklärt, daß δεύομαι selber nicht gemeingriechisch, sondern nur äolisch und episch ist, während δέομαι dem Epos fehlt[17]). Dagegen

15) Thumb IF. IX, 325 f. gibt dies sogar zu, meint aber, das Vorkommen des Zeichens im Alphabet beweise doch, »daß der entsprechende Laut in nicht zu weitem zeitlichen Abstande vorher lebendig war«. Da müßten wir uns dann erst darüber einigen, bis zu welcher Grenze der Abstand als »nicht zu weit« gelten könne. 16) Einen Beitrag zur Behandlung dieser Formen gibt auch Jacobsohn Herm. 45 (1910) S. 162, der aber auf die Frage, ob εὔαδε δεύομαι usw. äolisch oder ionisch seien, nicht eingeht. 17) Vom Aktiv finden sich nur δεῖ Ι 337 und (ἐ)δησεν Σ 100 (falls dieses richtig überliefert ist), daneben ἐδεύησεν ι 483. 540.

sind ῥέω χέω ἀλέομαι unbestritten, die beiden ersten gar nicht selten; daß für diese Verba ein υ im Präsensstamm bei Homer in keinem Falle anzuerkennen ist, hat gerade Schulze nachgewiesen. Und er zieht daraus den richtigen Schluß (p. 64): χεύω, ἀλεύομαι bei späteren Dichtern sind Produkte falscher Analogie nach den homerischen Aoristen ἔχευα ἀλεύατο, deren Vokalismus man nicht mehr verstand und in übertreibender Nachahmung auf das Präsens ausdehnte. Steht es aber so, dann müssen wir weiter fragen, ob denn ῥεύω χεύω überhaupt richtig gebildete äolische — wenn schon nicht epische — Formen waren. Denn Belege gibt es auch für sie nicht, nur späte Grammatiker-Zeugnisse, deren Zuverlässigkeit Hoffmann (Griech. Dial. II [1893] S. 434f.) unter demselben Gesichtspunkt in Frage stellt, unter dem Schulze den Hyperäolismus der Dichter erkannt hat.

Die Bedingungen, unter denen im Äolischen υ zwischen Vokalen aus ϝ oder ϝϝ entstanden ist, bedürfen weiterer Klärung. Jedenfalls haben wir keinen Grund, homerisches δεύομαι deshalb für nicht-äolisch zu halten, weil kein ῥεύω χεύω daneben steht. Wir werden andrerseits auch darin Schulze nicht folgen, daß er hom. *εὔαδε von lesb. εὔιδε trennt, weil das eine aus *ἐϝιδε das andre aus *ἐσϝαδε, *ἐϝϝαδε entstanden sei. Der Unterschied ist ja da; gemeinsam jedoch beiden Formen, daß nach lesbisch-äolischer Weise ϝ zwischen Vokalen vokalisiert ist. Träfe dies für εὔαδε nicht zu, so müßten wir annehmen, daß die Lautgruppe εσϝ innerhalb des Ionischen regelrecht zu ευ geworden wäre; wie käme es dann, das dieselbe Lautgruppe in εἴωθα (aus **sesvōdha*) zu ει oder, wie Schulze (p. 404) statt dessen einsetzt, zu η sich entwickelt hat? Und wie erklärt sich ἔαδε? Das liegt doch in den Satzungen der milesischen Sängergilde (Z. 41) wirklich vor; und diese ist zwar spät auf Stein geschrieben, doch, wie Wilamowitz gezeigt hat, Kopie einer alten Urkunde, die den Sprachzustand »spätestens der Zeit des Hekatäos« darstellt (Berliner Sitzgsber. 1904 S. 619—640). — Eine sichere Spur des Äolischen haben wir vollends in den Fällen, wo der Spirant vor ρ vokalisiert ist: ταλαύρινος, ἀπούρας, ἀπεύρα verglichen mit äol. αὔρηκτος, εὐράγη, denen bei Homer ein ionisch entwickeltes ἔρρηξεν zur Seite steht.

Gegen beide Gründe, die hier für äolische Herkunft des homerischen ϝ angeführt worden sind, läßt sich immer noch etwas einwenden: 1) wir haben keine recht alten ionischen Inschriften, jedenfalls keine, die uns ein Bild des Dialektes, wie er im 7. oder gar 8. Jahrhundert war, geben können; und 2) wenn einige Fälle des ϝ bei Homer aus dem Äolischen stammen, so brauche noch nicht das Gleiche von allen zu gelten. Nun, die Möglichkeit, daß neue inschriftliche Funde uns zu einer geänderten

Auffassung führen könnten, soll nicht bestritten werden; bis jetzt sind Hoffnungen, die in diesem Sinne für ein ionisches ϝ gehegt wurden, noch jedesmal getäuscht worden. Soweit wir mit unsern Mitteln die Entwicklung der Mundarten zurückverfolgen können, gehört es zu den wesentlichen Merkmalen aller Zweige des Ionischen, daß sie diesen Laut aufgegeben haben. Und da nicht nur überhaupt das Vorhandensein äolischer Elemente in der epischen Sprache gesichert ist, sondern wir obendrein gesehen haben, daß ein Teil der homerischen Beispiele des ϝ äolischen Ursprung haben muß, so spricht doch alle zur Zeit erreichbare Wahrscheinlichkeit dafür, daß die andern Fälle ebenso zu beurteilen sind. — Übrigens macht es, wie auch Thumb IF. IX 326 anerkennt, für die praktische Frage des Druckens keinen Unterschied, ob man das ϝ bei Homer für äolisch oder für altionisch hält. Wer dieser letzteren Ansicht ist, muß doch zugeben, daß der Laut nicht nur in der abschließenden Redaktion, sondern schon in der Sprache der jüngeren Partien des Epos nicht mehr lebendig war; gar zu zahlreich sind die Stellen, an denen ihm nur durch gewaltsamen Eingriff in den Text aufgeholfen werden könnte (vgl. oben S. 86f.). Und eine Mißbildung wie 3. Plur. ἀπηύρων zeigt, wie weit ein jüngerer homerischer Dichter vom Verständnis einer ursprünglich digammierten Form entfernt sein konnte. Das Partizip ἀπούρας (9 mal in der Ilias und ν 270) aus *ἀπόϝρας, mit äolischer Betonung und äolischer Vokalisation des ϝ, und 3. Sing. ἀπεύρα (15 Il., 3 Od.) aus *ἀπέϝρα waren regelrechte Bildungen wie ἀποδράς, ἀπέδρα, ebenso 2. Sing. ἀπεύρας (Θ 237). Die 1. Sing. mußte *ἀπεύραν lauten, und so läßt sich überall, wo die Form vorkommt, noch herstellen (Ι 131. Τ 89. Ψ 560. 808. ν 132). Aber in ionischer Zeit wurden diese augmentierten Formen mißverstanden: man sprach und schrieb ἀπηύρα ἀπηύρας wie das Imperfekt von einem Verbum *ἀπ-αυράω, und änderte danach die 1. Person in ἀπηύρων. Ganz zuletzt wagte man danach auch 3. Plur. ἀπηύρων, nur Α 430; zugleich die einzige Stelle, wo die scheinbare Kontraktion innerhalb des Verses aufgelöst werden kann [18]).

18) S. Hinrichs Hom. eloc. vest. Aeol. p. 139sqq., denselben in Faesis Odyssee (1884) zu γ 192. Über das η urteilt anders Schulze Qe. p. 265. Eine ganz andere Deutung gibt Sommer Glotta I (1907) S. 63f. Danach wäre ἀπούρας »sekundäre Zutat«, in allen übrigen Formen die Kontraktion das Ursprüngliche; ἀπούρας erst entstanden, nachdem die Kontraktion in ἀπηύρα verdunkelt war. Zu grunde läge ein thematischer Aorist *ἤ-ϝρασ-ον von √‾*vers* »reißen, raffen« (auch in lat. *verro*), analog zu ἔ-πραθ-ον von περθ; die frühe Kontraktion auch ungleicher Vokale nach Ausfall von σ brauche nicht zu stören, meint Sommer, dergleichen finde sich auch sonst. Wohl, aber von einer so eingewurzelten Kontraktion, daß die Herstellung der offenen Form so gut wie überall unmöglich wäre, hat er keinen anderen Fall beigebracht; und das einmalige ἀπηύρων als 3. Plur. Α 430 ist nun gerade diejenige Form, die nach Hinrichs am Ende der Entwickelung steht. Das spricht, von anderem abgesehen, gegen Sommers Hypothese.

b) Auch das lange α, das Homer nicht selten an Stelle von η hat, könnte an sich altionisch sein. Wenn der Dichter Ἀτρεΐδαο und Ἀτρεΐδεω nebeneinander gebraucht, so sind das zwei Formen, deren eine aus der anderen entstanden ist; ebenso Ἑρμῆς aus Ἑρμείας Ἑρμέας (Ε 390), πυλέων aus πυλάων und vieles Ähnliche. Dazu kommt: wir haben auch sonst Zeugnisse dafür — die in anderem Zusammenhange (S. 96) schon verwertet worden sind —, daß die Verwandlung des *ā* in *ē* sich im Ionischen nicht überall gleichmäßig vollzogen hat, daß sich die Erinnerung an den ursprünglichen *a*-Laut jedenfalls im Insel-Ionischen noch lange erhalten hat. Ferner: im attischen Zweige der Gesamtmundart ist *ā* nach Vokalen und ρ in der Regel geblieben; also könnte auch im Epos α statt η altionisches Erbteil sein.

Der Gedanke, die Parallele mit dem Attischen so zu verwerten, müßte von vornherein aufgegeben werden, wenn diejenigen recht hätten, die meinen, das ᾱ in νεανίας, ἰατρός, πρᾶγμα sei aus gemeingriechischem η zurückverwandelt. Dieser Ansicht, die von Theodor Bergk zuerst aufgestellt worden ist (Griech. Literaturgesch. I [1872] S. 72 f.), bin ich frühe schon entgegengetreten (in Curtius' Studien VII [1875] S. 244—249. 438) und halte sie heute noch für unrichtig, obgleich sie ziemlich allgemeine Zustimmung gefunden hat. Brugmann, Otto Hoffmann, Thumb haben sich ihr angeschlossen, zunächst auch mit besonders eingehender Begründung Kretschmer (KZ. 31 [1890] S. 289 f.). Später hat dieser doch seinen Standpunkt geändert. In dem Aufsatz über »Ionier und Achäer« (Glotta I [1907] S. 9 ff.) verteidigt er mit guten Gründen die Überlieferung, daß Attika ein Teil der alten Heimat der Ionier und ihrer Mundart gewesen sei, und macht es andrerseits wahrscheinlich, daß das ionische η auf karischer Aussprache des griechischen ᾱ beruhe; von Kleinasien aus habe sich der Lautwandel »auf die Inseln und schwächer und durch Gegenströmungen gehemmt nach Attika verbreitet« (Glotta I [1907] S. 31 f.). Trifft diese Vermutung das Richtige, so ist es ja vollkommen verständlich, daß nicht alle attischen ᾱ von der Veränderung ergriffen wurden; undenkbar, daß die Athener die aus Asien kommende neue Sprechweise erst vollständig durchgeführt, dann wieder nachträglich eingeschränkt haben sollten. Zu dieser Konsequenz hat sich denn auch Kretschmer, obwohl zögernd, entschlossen. In seiner kurzen Behandlung des Gegenstandes in Gercke-Nordens »Einleitung in die Altertumswissenschaft« (I [1910] S. 149 f.) weist er darauf hin, wie sich der Übergang von ᾱ in η, von den kleinasiatischen Ioniern ausgehend, allmählich vollzogen habe: »auf den Inseln wird noch in historischer Zeit das aus *ā* entstandene *ē* vom alten *ē* unterschieden, und in Attika ist der Zusammenfall mit η durch vorhergehendes ρ, ι, ε, υ, verhindert worden«. Das

heißt doch nicht mehr: er ist vollzogen und wieder rückgängig gemacht; sondern: er ist nicht erst vollzogen worden. Danach glaube ich, daß sich die an sich natürlichere und durch die Tatsachen gestützte Auffassung dieses Verhältnisses doch noch durchsetzen wird [19]. Sollte ich in diesem Punkte jedoch irren, so würde ich in dem anderen, auf den es hier doch eigentlich ankommt, in der Beurteilung des homerischen ᾱ, um so sicherer recht haben. Die Frage ist nur, ob die Ansicht, daß ᾱ für η im Epos nicht altionisch (sondern ein fremdes, äolisches, Element) sei, aufrecht erhalten werden kann, wenn es richtig ist, daß ᾱ für η im Attischen zu dem alten, gemeinionischen Bestande gehört. Was dafür spricht, ist die genauere Vergleichung des Vorkommens in beiden Dialekten.

Nur ein kleiner Teil jener homerischen α steht an Stellen, an denen auch das Attische α hat: θεά, Αἰνείας, Ναυσικάα, dazu andere Ableitungen vom Stamme ναυ- wie Ναυτεύς Ναυβολίδης; dagegen ist massenhaft att. ᾱ durch hom. η vertreten: πρήσσειν, ἀνιηρός, ξενίη, ἀληθείη, ἀτασθαλίη u. v. a. Sollten also wirklich einzelne homerische α altionisch sein, so hat doch die große Menge dieser Erscheinungen, die dem epischen Dialekte seine eigentümliche Mischfarbe gibt, mit dem attischen α nichts zu tun. Eher könnte man die Orthographie der Kykladen heranziehen, um es wahrscheinlich zu machen, daß der homerische Lautbestand innerhalb des ionischen Dialektes natürlich erwachsen sei. Wenn auf jener naxischen Bustrophedoninschrift (IGA. 407) Δεινοδίκηο und ἀλήον (d. i. ἀλλέων) neben ἀνέθεκεν und κασιγνέτη steht, ein Beweis daß damals in dem offnen Klang des aus *a* entstandenen *e* noch eine Spur seiner Herkunft bewahrt wurde, so ist es nicht undenkbar, daß in homerischer Zeit an den entsprechenden Stellen die *a*-Färbung noch deutlicher war und die Schreibung α veranlaßte. Aber dann wird es unbegreiflich, wie die Zwischenstufe zwischen ᾱο ᾱω einerseits und εω andererseits so ganz oder fast ganz ausfallen konnte. Wir müßten Ἀτρεΐδηο, πυλήων, ληός erwarten; aber dergleichen findet sich nur ganz vereinzelt. Formen wie Ἀτρεΐδηο, πυλήων gibt es bei Homer überhaupt nicht; auch ληός statt λαός kommt nirgends vor, nur in wenigen zusammengesetzten und abgeleiteten Eigennamen erscheint der Stamm des Wortes in dieser Gestalt: Ληόκριτος (Ρ 344. β 242), Ληώδης (φ 144 u. ö.), die von Brugmann, Nauck und Fick aus den entstellten Formen Λειώκριτος, Λειώδης hergestellt worden sind. Sehr merkwürdig ist, daß bei dem ganz gleich gebildeten νηός »Tempel« die ionische Form ausschließlich herrscht, ναός nicht ein einziges Mal vorkommt. Das völlige Ausfallen der η-Stufe in den Flexionsformen ist unerklärlich unter der

19) Was zur Begründung im einzelnen, gegen Kretschmer KZ. 31, in den vorigen Auflagen ausgeführt war, braucht nicht mehr wiederholt zu werden.

Voraussetzung, daß innerhalb des Lebens der epischen Poesie ᾱο mit kontinuierlicher Verwandlung in εω übergegangen sei; es wird begreiflich, wenn man annimmt, daß die ᾱ-Formen einem fremden Dialekt angehörten und in den Gebrauch der ionischen Dichter als Bestandteil einer in sich abgeschlossenen, formelhaft ausgeprägten Sprache aufgenommen wurden. Das η in den Personennamen Ληόκριτος Ληώδης muß davon herrühren, daß deren Träger von vornherein den jüngeren, ionischen, Schichten des Epos angehörten. Und dieselbe Bewandtnis muß es mit νηός haben, was in anderem Zusammenhange sich in überraschender Weise bestätigen wird. — Die Ansicht, daß ᾱ statt η bei Homer äolischen Ursprung habe, fand, als Fick sie entschlossen geltend machte, vielfachen Widerspruch; allmählich ist sie durchgedrungen. Gust. Meyer (Gr. Grm.[2] § 49 f.), Brugmann (Gr. Grm.[4] § 13 Anm. 1), Thumb (Handbuch d. griech. Dial. § 290) sprechen sich in diesem Sinne aus; auch Blaß (Ausf. Grm. I, 127) scheint ebenso zu urteilen.

c) Homer hat κε(ν) und ἄν nebeneinander, während sich sonst hierin die Dialekte scharf scheiden: ion. att. ἄν, dor. böot. lokr. el. κα, thessal. äol. kypr. κε. Im Epos überwiegt κε, aber auch ἄν ist nicht selten; und manchmal stehen beide verbunden, z. B. ι 334 τοὺς ἄν κε καὶ ἤθελον, Ω 437 σοὶ δ' ἂν ἐγὼ πομπὸς καί κε κλυτὸν Ἄργος ἱκοίμην, Λ 202 u. ö. ὄφρ' ἂν μέν κεν. Diese Stellen suchte Nauck (Mél. Gr.-R. III [1867] p. 15 f.) durch Emendation zu beseitigen, und die beiden holländischen Gelehrten sind später denselben Weg gegangen (vgl. oben S. 81). Wir sehen vielmehr in dem Nebeneinander von ἄν und κεν ein besonders sicheres Zeichen der Dialektmischung und erkennen zugleich, wie die ionischen Dichter den äolischen Wort- und Formelschatz mit zunehmender Verständnislosigkeit behandelt haben.

Allerdings, auch auf Inschriften finden sich ἄν und κεν gelegentlich verbunden, im Arkadischen, worüber Hoffmann (Griech. Dial. I S. 144. 332) und Kretschmer (Glotta I [1907] S. 24 f.) wohl abschließend geurteilt haben. Der Tatbestand ist eben auch hier kein ursprünglicher; das Arkadische ist selbst ein Mischdialekt, entstanden, wie wohl mit Recht angenommen wird, durch achäische Einwanderung in ursprünglich ionisches Gebiet (s. Kretschmer, Glotta I S. 23 ff.). Die von dort beigebrachten Beispiele dienen also nur zur Bestätigung der Ansicht, daß ἄν κε bei Homer der Dialektmischung zuzuschreiben ist[20]).

20) Ganz vereinzelt steht in der kymäischen Inschrift CIG. 3524 (= GDI. 311) Z 52: ἐντάφην ἐν ὧ κεν ἂν εὔθετον ἔμμεναι φαίνηται τόπω. Hier muß man mit Hoffmann (Griech. Dial. II Nr. 173) annehmen, daß der Schreiber, der künstlich einen nicht mehr lebendigen Dialekt nachahmte, aus Versehen eine ihm geläufige Form der κοινή beigemischt und so κεν ἄν kumuliert hat.

III

In solchen Zweigen der griechischen Literatur, die nach dem Epos und im Lichte der Geschichte erwachsen sind, wiederholt sich die Erscheinung der Dialektmischung mehr als einmal. Grundlegend für die Beurteilung aller dieser Fälle ist eine Arbeit von Ahrens aus dem Jahre 1853: »Über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik« (Kl. Schr. I S. 157ff.). Durch genaue Prüfung des nicht sehr umfänglichen, aber doch ausreichenden Materials ist er zu dem Resultat gekommen, daß die Mischung keine willkürliche gewesen sein kann »in »der Weise, daß es dem Dichter freigestanden hätte, aus der ganzen Fülle »der Dialekte die Elemente seiner poetischen Sprache nach subjektivem »ästhetischen Ermessen auszuwählen«. Auch die geographische Berührung scheine nicht von besonderem Einfluß gewesen zu sein. Vielmehr sei »die Art der Dialektmischung überall von dem Entwicklungsgange »der griechischen Literatur in ihrem Verhältnis zu den verschiedenen »Stämmen abhängig« (S. 158). Zum Schluß faßt Ahrens das was er bewiesen zu haben glaubt dahin zusammen (S. 180): »daß bei keinem »Lyriker etwas aus einem Dialekte zu finden ist, dessen Literatur nicht »bestimmend auf den Geist seiner Poesie eingewirkt hat. Es ist z. B. »ebenso unrichtig, bei Anakreon Dorismen finden zu wollen, als etwa »bei Pindar Ionismen, weil die Anakreontische Lyrik ebenso wenig mit »der dorischen Poesie zu tun hat, als die Pindarische mit der ionischen«. — Ein Beispiel desselben Verhältnisses bietet das dorische ᾱ im Trimeter und Tetrameter der attischen Tragödie, die Otto Hoffmann überzeugend aus Vorläufern dieser Verse und dieser Dichtart erklärt hat, die auf dorischem Boden erwachsen waren (Rhein. Mus. 69 [1914] S. 244ff.).

In Ahrens' Beweisführung für das Gebiet der Lyrik spielt der Einfluß der epischen Sprache auf die spätere Poesie eine große Rolle; denn für die ganze Entwicklung, die untersucht wird, bildet das Epos mit seiner Dialektmischung den festen Ausgangspunkt. Der Verfasser nimmt es »als ein Faktum« an, daß der homerische Dialekt, »solange die epische »Poesie die einzige kunstmäßig ausgebildete Dichtungsart war, die allge»meine Literatursprache der Hellenen bildete«; wie ihrerseits die epische Sprache entstanden sei, das liege »für jetzt außer dem Kreise der Untersuchung«. Man konnte Ahrens nicht ärger mißverstehen, als wenn man meinte, er habe sagen wollen, daß hier sein Erklärungsprinzip an sich ein Ende finde, daß die Dialektmischung im Epos nicht historisch geworden, sondern wie Athene aus dem Haupte des Zeus fertig hervorgesprungen oder, menschlich ausgedrückt, daß sie künstlich und willkürlich gemacht worden sei. Dies war im Grunde die Ansicht von Arthur Ludwich, der in dem »Hinausstreben aus der Enge des Heimatsdialektes«

sogar »eine der glänzendsten Manifestationen des griechischen »Idealismus« sah (AHT. II 364f.). Das bedarf heute keiner Widerlegung mehr. Wenn für alle späteren Zweige der griechischen Poesie zu den historischen Bedingungen, unter denen ihre Sprache erwachsen ist, als eine der wichtigsten die Tatsache gehört hat, daß der epische Dialekt mit seiner Mischung fertig vorlag, so ist es eine zwingende Folgerung, daß wir nun fragen: aus welchen Elementen, unter welchen historischen Bedingungen ist denn diese, in der griechischen Literatur älteste Dialektmischung zustande gekommen?

Die Bedeutung dieses Problems hatte Ritschl erkannt, der in seinen Vorlesungen bereits das lehrte, was nachher von anderen mühsam aufs neue gefunden worden ist. Die entscheidenden Worte, aus dem Jahre 1833/4, sind in Ribbecks Biographie (1 129) mitgeteilt. »Entstanden »kurze Zeit nach dem trojanischen Kriege, in der Periode als die Achäer »den Peloponnes beherrschten, ging die homerische Heldensage mit den »von den Dorern verdrängten Achäern oder Äoliern in deren neues »Vaterland nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer (am wahr»scheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem Zwecke benut»zend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, hindurchgehenden »Plan. Die von ihm komponierten, in äolischem Dialekt gesungenen »Epen noch kürzeren Umfangs wurden hierauf (bis zum Anfange der »Olympiaden) in den Sängerschulen der Homeriden, besonders auf Chios, »erweitert und in den ionischen Dialekt übertragen. Zu Anfang der Olym»piadenrechnung schriftlich aufgezeichnet, bestanden sie im großen und »ganzen in derselben Form unverändert fort.« Man sieht, das ist im wesentlichen dieselbe Anschauung, zu der später Hinrichs in der schon erwähnten Schrift (oben S. 150) gelangt ist. Er kritisiert dort (p. 153 sqq.) ältere Ansichten, ohne die von Ritschl zu kennen, und fordert, daß die Erklärung an Ahrens anknüpfe, also auch im Epos die Dialektmischung historisch entstehen lasse. Dies führt darauf, daß der ionischen Periode des epischen Gesanges eine andere vorangegangen sein muß, in der er bei den Äolern gepflegt wurde. Die Sagen (p. 167sq.), die sich an den troischen Krieg anschließen, sind entstanden bei den gemischten Kolonisten, welche Troas und die Nachbargegenden in Besitz nahmen; die älteren Lokalsagen der Argeer, Achäer, Thessaler wurden vermischt und durch die neuen, gemeinsamen Erlebnisse vermehrt. Kleinere poetische Darstellungen entstanden, naturgemäß in äolischem Dialekt. Diese verbreiteten sich weiter und kamen, vielleicht über Smyrna, zu den Ioniern. Hier wurde die Poesie weiter ausgebildet, und in größerem Maßstabe. Die homerischen Epen wurden geschaffen, in denen man formelhafte Wendungen und Ausdrücke, besonders wenn sie sich an

bestimmten Versstellen befestigt hatten, aus der älteren äolischen Poesie beibehielt. So ist es gekommen, daß Ilias und Odyssee nicht in rein ionischem Dialekt verfaßt sind und daß die äolischen Elemente, die scheinbar gesetzlos eingesprengt sind, vorzugsweise in feststehenden Formeln und an gewissen Stellen des Verses hervortreten, wie dies Hinrichs vielfach, wenn auch nicht als ausnahmslose Regel, nachgewiesen hat[21].

Diese Hypothese wurde durch den Inhalt der Ilias unterstützt. Die Kämpfe, von denen sie erzählt, sind auf einem Boden ausgefochten worden, der in geschichtlicher Zeit äolischer Besitz war, und die Helden, die in ihnen glänzen, waren Achäer, nicht Ionier. Der Name dieser letzteren kommt ein einziges Mal bei Homer vor, N 685, und da in äolischer Form, Ἰάονες; so wird eines der hier am Kampfe beteiligten Kontingente genannt, und der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß damit die Athener gemeint sind. Die Frage, wie deren vereinzeltes Hervortreten in der Ilias zu erklären ist, hat uns früher beschäftigt (S. 118 f.); als Zeugnis dafür, daß die Heldensage in Attika entstanden sei, hat es noch niemand verwerten wollen. Die Heimat der Sage liegt — das wird weiterhin deutlicher noch erkannt werden — in äolischem Gebiet, in Thessalien, ihr Ursprung in Taten des achäischen Stammes, obwohl diese nun abschließend in ionischer Mundart erzählt sind.

Daß die nationale Poesie eines Stammes oder Volkes ihren Stoff nicht aus der Geschichte der eignen Vorfahren schöpft, hat insofern nichts Befremdendes, als es auch anderwärts gar nicht selten sich findet. Das französische Rolandslied besingt die Taten der Franken, also germanischer Helden. Wie überhaupt in Gallien die eindringenden Eroberer sich der überlegenen geistigen Kultur der älteren Einwohner gefügt haben, so haben sie auch deren Sprache angenommen und in ihr die aus der Heimat mitgebrachte Sitte des Heldengesanges fortgesetzt. »*L'épopée française du moyen âge, c'est l'esprit germanique dans une* »*forme romane*«, sagt Gaston Paris. Nicht nur die Ereignisse, von denen berichtet wird, erinnern an den eigentlichen Ursprung des altfranzösischen Epos; auch der Hintergrund vor dem sie sich abspielen, der Zustand der Kultur und der Sitten, ist germanisch, die Namen der Helden

21) Eine lehrreiche Parallele, auf die mich Paul Friedländer aufmerksam gemacht hat, bietet Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung (1913) S. 30: »Als »die französische Chanson de geste durch Spielleute nach Oberitalien getragen wurde, ent»stand daselbst eine frankoitalienische Mischsprache, ein sprachliches System, das, aus »dem Material von mindestens zwei geographisch getrennten Mundarten kontaminiert, aus»schließlich auf den mündlichen Vortrag und auf die schriftliche Festlegung ganz bestimm»ter epischer Dichtungen durch einen Zeitraum von etwa 150 Jahren hindurch beschränkt »geblieben ist. Außerhalb dieser epischen Stilart war diese Schriftsprache nie und nirgends »vorhanden.« Weitere Beispiele literarisch gebundener Kunstsprachen fügt Voßler hinzu.

sind deutsch gebildet. Diese Tatsache muß man anerkennen, auch wenn man die einzelnen Stufen des allmählichen Überganges nicht mehr nachweisen kann. Der Inhalt des angelsächsischen Beowulf führt uns in die Länder an der Ostsee, wo Goten und Dänen herrschen. Unser Nibelungenlied ist in einem Teile Deutschlands zum Abschluß gebracht und fixiert worden, dem die Lande am Rhein und die alten Wohnsitze der Burgunden ziemlich fern lagen. Und in noch höherem Grade wiederholt sich diese Erscheinung bei der Gudrunsage. Ihre Heimat ist das nördlichste Norddeutschland, Wate ist in Stormarn zu Hause, Dänemark und die Normandie bilden den Schauplatz der Handlung: aber diese Ereignisse sind nun in einer Mundart geschildert, in der wir von dem Rauschen der Nordsee nichts vernehmen; der oberdeutsche Sänger konnte bei seinem Publikum keine Bekanntschaft mit dem Meere voraussetzen, ja er hatte es vielleicht selbst nie gesehen. Auch bei den Russen ist der Heldengesang gewandert und hat dabei wesentliche Elemente seines Inhaltes aus der alten Heimat in die neue mitgenommen. Sagen und Lieder, die in Südrußland ihren Ursprung haben, bewahrten das Bild der dortigen Landschaft noch, als sie am Onegasee gesungen wurden, in ihrer alten Heimat aber vergessen waren; sie kennen nur ein Rußland, dessen Hauptstadt Kiew ist, nicht Moskau[22]). Es fehlt also nicht an Analogien zu dem Wandel, den wir für das griechische Epos annehmen müssen; aber wenn wir ihn und ähnliche Vorgänge zusammenfassen, so sind sie damit noch nicht auch begriffen. Oder kommt das auf eins hinaus?

Es gibt Gelehrte, die so denken. In seinem übrigens verdienstlichen Werk über das heroische Zeitalter[23]) kommt Chadwick auf meine Ausführungen über das Verhältnis zwischen Stoff und Herkunft des Epos zu sprechen und meint: wer germanische Heldendichtung studiert habe, müsse den Gedanken absurd finden, als Heimat der Argeer-Helden wie Achills deshalb Landschaften des äolischen Sprachgebietes zu fordern, weil die Taten beider zu den ältesten Gegenständen äolischer Poesie gehörten; ebensogut könne man behaupten, daß die angelsächsischen Epen dänischer oder gotischer Herkunft seien, weil Dänen und Goten darin eine viel größere Rolle spielten als Engländer (S. 276—291). — Die Epen, wie wir sie haben, natürlich nicht, und etwas Entsprechendes habe ich auch für die Ilias niemals behauptet, wohl aber die älteren Lieder, die den heut erhaltenen vorangegangen waren. Daß die Taten eines Helden zuerst da verkündigt und im Gesange festgehalten worden sind, wo er selbst unter den Seinen lebte, so daß, wenn sie nun in sprachfremder Um-

22) Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen (1879) S. 18f. 41.

23) H. Munro Chadwick, The Heroic Age. Cambridge 1912. Vgl. meine Rezension BphW. 1916 Nr. 26/28; ein paar Sätze daraus sind oben wiederholt.

gebung auftreten, eine Verpflanzung stattgefunden haben muß, das nimmt Chadwick selber durchweg an, auch (S. 52) speziell mit bezug auf den Beowulf. Erst in dem auf uns gekommenen literarischen Bestande ist es eine geläufige Erscheinung, daß die alten Lieder eines Stammes oder Volkes solche Helden verherrlichen, die einem andern und anderssprechenden Stamm oder Volk angehört hatten. Und da meine ich immer noch, daß durch die Häufigkeit solches Wandels die Frage, wie es dabei zugegangen sei, nicht beantwortet, sondern erst recht dringend gemacht ist. Hinter den Tatsachen muß doch eine Ursache stecken. Wie weit für die germanische Epik die Dinge so liegen, daß ein Suchen danach ausgeschlossen scheint, entzieht sich meiner Beurteilung. Angenommen, ein völliger Verzicht sei dort unvermeidlich und also berechtigt, so würde dadurch der Wert des homerischen Beispiels nur erhöht werden, wo die sprachliche Analyse Handhaben bietet, um ins Innere der Entwickelung einzudringen.

Es ist das Verdienst von August Fick, daß er als erster dies im großen Maßstabe versucht hat[24]). Seine Grundanschauung trägt er so vor (Od. S. 5): »Die echte homerische Dichtung ist von äolischen Dichtern ur»sprünglich in rein äolischer Mundart verfaßt. Mittelpunkt dieser Kunst»übung war das äolische Smyrna, Träger derselben ein bestimmtes Ge»schlecht, eine kastenartige Innung, welche vielleicht schon damals den »Namen Ὁμηρίδαι führte. Als Smyrna um 700 vor Chr. ionisch wurde, »wanderte diese gens nach Chios aus; dort wurde sie ionisch und ionisierte »denn auch ganz natürlich die Gedichte ihres Erbbesitzes, wenn auch nur »in ganz äußerlicher Weise. Diese äußerlich ionisierte Äolis, in welcher »die Homeriden von Chios die homerischen Gedichte vortrugen, ist dann »die Sprache des späteren Epos geworden, in dieser Sprache haben sie »selbst ihre Erweiterungen und Fortsetzungen gedichtet.« — Der Gedanke, daß das Epos ursprünglich äolisch gedichtet sei, daß deshalb der jetzige Text eine Wort für Wort durchzuführende Rückübertragung ins Äolische fordere und vertragen müsse, war schon im Altertum geäußert worden. Denn dies ist doch wohl der Sinn der Bemerkung in Osanns Anecdotum Romanum[25]): Τὴν δὲ ποίησιν ἀναγιγνώσκεσθαι ἀξιοῖ Ζώπυρος ὁ Μάγνης Αἰολίδι διαλέκτῳ· τὸ δ' αὐτὸ καὶ Δικαίαρχος. Doch

24) Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. Göttingen 1883. — Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünlichen Sprachform wiederhergestellt. 1886. — Als Neubearbeitung des ersten Werkes erschien 1910: »Die Entstehung der Odyssee und die Versabzählung in den griech. Epen.«

25) Anecdotum Romanum de notis veterum criticis inprimis Aristarchi Homericis et Iliade Heliconia. Ed. et commentariis instr. Fridericus Osann. 1851. Die Hauptabschnitte des griechischen Textes sind wieder abgedruckt im ersten Bande der Oxforder Ausgabe der Ilias-Scholien.

diese Nachricht steht in unsrer Überlieferung vereinzelt da. Wir wissen weder, ob es einen in dieser Weise hergestellten Wortlaut auch nur für einige Gesänge irgendwo gegeben hat, noch vollends, ob und wie die Vertreter dieser Ansicht versucht haben, die Entstehung des überwiegend ionischen Mischdialektes, in dem Ilias und Odyssee, sozusagen von jeher, gelesen wurden, historisch zu erklären. Auch Fick hat es sich in diesem Punkte etwas leicht gemacht. Tatsache ist ja, daß Smyrna anfangs eine äolische Stadt war und ums Jahr 700, jedenfalls nicht viel später, durch Gewalt in den Besitz der Ionier überging (Hdt. I 150). Aber daß damals die Homeriden nach Chios auswanderten, dort selber zu Ioniern wurden und nun ihre eignen Gedichte ins Ionische übersetzten, das sind alles bloße Annahmen; sie lassen sich weder beweisen noch widerlegen. Trotzdem ist die Geringschätzung, mit der Ficks Arbeit von vielen abgetan wird, nicht am Platze. Ich freue mich, mit Wackernagel (BphW. 1891 S. 6) in der Erfahrung zusammengetroffen zu sein, daß unser Respekt für sie trotz ihrer augenfälligen Mängel bei andauernder Beschäftigung immer mehr gewachsen ist. Sein Unternehmen, einen bestimmten Hergang aufzudecken, durch welchen die Mischung der Dialekte zustande gekommen sei, stützt sich auf sprachlich-metrische Beweisgründe und ist einer ernsthaften Prüfung sehr wohl zugänglich.

Die Übertragung aus der einen Mundart in die andre soll eine rein mechanische gewesen sein; Wort für Wort und Silbe für Silbe wurde der äolische Text durch den entsprechenden ionischen ersetzt. »Traf »man (Od. 13) auf eine äolische Form, für welche die Ias kein metrisches »Äquivalent bot oder welche im Ionischen überhaupt nicht vorkam, so »ließ man den Äolismus ruhig in der ionischen Umgebung stehen.« Wenn es wirklich so hergegangen ist, so muß sich das an zwei Merkmalen noch erkennen lassen: 1) jede ionische Wortform unseres Homertextes muß sich ohne Schaden für den Vers in eine gleichwertige äolische zurückübersetzen lassen; 2) unter den äolischen Formen, die der überlieferte Text enthält, kann keine sein, die sich ohne Verletzung des Verses ins Ionische übertragen ließe. Würden beide Postulate durch die Beobachtung bestätigt, so hätten wir den sichersten Beweis für Ficks Annahme einer mechanischen Übertragung. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Fick selber hat gefunden, daß es »überschüssige Äolismen« und »festsitzende Ionismen« in nicht ganz kleiner Zahl gibt. Zur ersten Gruppe gehören: ἀργεννός, ἐρεβεννός, μάν (öfter als μήν), πόρδαλις (neben πάρδαλις), ἴμεναι (neben häufigerem ἰέναι), ἔμμεν (5 mal neben sehr häufigem εἶναι) usw. Ferner alle Formen mit ᾱ für η wie θεά (neben Λευκοθέη), Ἀτρεΐδαο, διδυμάων, ὀπάων (neben παιήων), λαός (neben νηός) u. m. ä. In all diesen Fällen hat die ionische Form ebensoviel Silben und dieselbe

Verteilung von Längen und Kürzen wie die äolische, der sie auch etymologisch genau entspricht; es ist also nicht abzusehen, warum bei einer silbenmäßigen Übertragung ins Ionische diese Formen übergangen wurden. Fick hat sich begnügt (Od. 21) diese Tatsache zu konstatieren; und als auf sie ein Einwand begründet wurde, erwiderte er (Il. S. XVI): »die überschüssigen Äolismen beweisen nichts gegen meine Theorie; »denn eine Übertragung wie die von mir angenommene braucht ja nicht »notwendig ganz exakt ausgefallen zu sein.« In demselben Sinne ist ihm später Bechtel zu Hilfe gekommen[26]); und man muß zugeben, daß vereinzelte Spuren von Inkonsequenz in der Ionisierung den allgemeinen Tatbestand nicht stören würden. Aber es handelt sich nicht bloß um ein vereinzeltes Vorkommen. Und vor allem: wenn der Beweis sich zu einem guten Teile darauf gründen soll (s. Od. 13. 319), daß die Probe genau aufgeht, dann muß sie auch wirklich genau aufgehen.

Durch die Formen mit ᾱο und ᾱω wurde Fick dazu geführt der sprachgeschichtlichen Chronologie in bedenklicher Weise Gewalt anzutun. Er schloß aus ihnen (Od. 4), daß die Ionisierung des Textes zu einer Zeit stattgefunden habe, wo ηο ηω bereits zu εω geworden waren, also ein metrisches Äquivalent für Formen wie Ἀτρεΐδαο, τάων im Ionischen nicht mehr zur Verfügung stand. Aber woher kommen dann Ληόκριτος (aus Λειώκριτος hergestellt), νηός, παιήων? Formen dieser Art sind ja bei Homer selten, doch immer häufig genug um zu beweisen, daß die Lautgruppen ηο ηω der Sprache des Dichters nicht fremd waren; und an den Stellen, an denen sie überhaupt auftreten, finden sie sich ausnahmslos: ναός, *παιάων fehlen ebenso vollständig wie ληός, Ἀτρεΐδηο. Fick verwandelte νηός in ναῦος und zerstörte damit eine Spur, die sprachgeschichtlich und kulturgeschichlich gleich wertvoll ist. Wir erkennen vielmehr aus der vorliegenden Verschiedenheit, daß die Ionisierung der epischen Sprache ganz gewiß keine mechanische war: ionische Formen stellten sich zunächst nur in den jüngeren Partien ein, die von Ioniern hinzugedichtet wurden, während man die altüberlieferten Gesänge unverändert weitergab; erst allmählich und gelegentlich drängte sich auch in die Wiedergabe dieser älteren, äolischen Partien die ionische Färbung der Sprache ein.

Daß »festsitzende Ionismen« sich mit Ficks Theorie nicht vertragen, erkannte er selbst an, indem er sie, soviel als möglich, durch Textänderung zu beseitigen suchte, wo dies aber nicht möglich war, den einzelnen

26) Bechtel, Ein Einwand gegen den äolischen Homer. In ΓΕΡΑΣ, Abhandlungen zur indogermanischen Sprachgeschichte, August Fick zum siebenzigsten Geburtstage gewidmet (1903) S. 17—32. Meine Antwort darauf NJb. 15 (1905) S. 2. Über Bechtels später etwas veränderte Stellungnahme siehe unten S. 171.

Vers als interpoliert hinauswarf. Trotzdem blieb doch ein recht ansehnlicher Bestand zurück, den auch Fick nicht als zufällig entstanden und unerheblich ansehen konnte, vielmehr zum Ausgangspunkt für weitere kritische Folgerungen gemacht hat. Er glaubte beobachtet zu haben (Od. 319), daß »die von einer vernünftigen Kritik für jünger erklärten »Partien der Odyssee von festen Ionismen wimmeln, während dieselben »den älteren Teilen fast völlig fehlen oder sich doch leicht beseitigen »lassen.« Als Vertreter einer »vernünftigen Kritik« wählte Fick mit gutem Grunde Kirchhoff, ging aber dadurch über dessen eigene Ansprüche weit hinaus, daß er die von ihm durchgeführte Zerlegung in allen Einzelheiten als richtig annahm. Er suchte zu beweisen, daß alle Stücke, die Kirchhoff seinem »Redaktor« zugewiesen hat, von festen Ionismen voll sind, während die Partien, die Kirchhoff für echt hielt, sich ohne jeden Anstoß ins Äolische zurückübersetzen lassen. Das wäre ein glänzendes Resultat; die sogenannte höhere Kritik würde in ihrem Ergebnis mit der sprachgeschichtlichen Analyse des Textes genau übereinstimmen. Aber der Beweis hält bei näherer Prüfung nicht stand; Fick hat dieselben Erscheinungen des Ionismus verschieden behandelt, je nachdem sie in Stücken vorkamen deren Echtheit oder deren Unechtheit er dartun wollte. Die einen suchte er durch Korrektur oder Einzelathetese zu beseitigen, die anderen galten ihm als Zeugnis der Unechtheit[27]). Natürlich ist er sich seiner Inkonsequenz nicht bewußt gewesen, sondern hat sich von dem Wunsche, ein elegantes Resultat zu erzielen, gefangen nehmen lassen; den Erfolg seiner Arbeit aber hat er dadurch schwer beeinträchtigt. In Wahrheit unterscheiden sich ältere und jüngere Partien der Odyssee hinsichtlich des Bestandes an festen Ionismen in viel geringerem Grade, als Fick behauptete. Daß überhaupt in dieser Beziehung ein Unterschied besteht, ist kein Wunder, da doch jedenfalls die älteren Teile des Epos an die äolische Periode der Poesie näher heranreichen als die später hinzugekommenen, in denen das Verständnis für äolische Formen immer mehr abnimmt. Aber ein äußerliches Merkmal zu scharfer Scheidung von Echt und Unecht haben wir in dieser Statistik nicht.

Für die Bearbeitung der Ilias kamen Fick die Erfahrungen zugute, die er bei der Odyssee gemacht hatte; aber auch durch äußere Verhältnisse wurde er gezwungen sein Verfahren etwas zu ändern. Hier lag eine so allgemein rezipierte Kompositions-Hypothese, wie dort die Kirchhoffsche war, nicht vor. Im allgemeinen hat sich Fick an Grote angeschlossen, der — ähnlich wie schon vor ihm Wilhelm Müller[28]) — erkannt hatte,

27) Das ist im einzelnen nachgewiesen in meiner Rezension seiner Odyssee, Jahresbericht des philol. Vereins in Berlin X (1884) S. 290—311. Entsprechend für die Ilias BphW. 1887 Nr. 17—19. 28) Wilh. Müller: Homerische Vorschule, S. 122. Vgl. oben S. 135 Anm.

daß die Gesänge B—H eine für sich stehende Masse bilden; aber da diese Theorie nicht überall ins einzelne ausgearbeitet war, so mußte Fick die Fragen der Komposition erst selbst erörtern. Dabei kam er durch den Zwang der Tatsachen unmerklich dazu, den gewaltsamen Gegensatz echter und unechter Partien zu mildern. Zwar schrieb er auch hier einiges der äolischen Blütezeit des Epos, anderes der Tätigkeit eines ionischen Redaktors zu; doch zwischen beiden setzte er eine Übergangsstufe an: Stücke, die schon von Ioniern gedichtet seien, aber noch in der alten äolischen Mundart. Im einzelnen war seine Zerlegung recht anfechtbar. Aber prinzipiell zeigte sich ein großer Fortschritt, oder vielmehr eine Rückkehr zum Richtigen, zu der Erkenntnis, daß die Umbildung des epischen Dialektes nicht mechanisch und plötzlich erfolgt ist sondern allmählich und unwillkürlich. »Feinere Ionismen, welche sich nicht beseitigen lassen« (S. 387. 461) fehlen nirgends, wie Fick an den zahlreichen Athetesen und Korrekturen hätte merken können, zu denen er in seinen »echten Partien« gedrängt wurde. Und umgekehrt fehlen auch in den jüngsten Schichten nicht Formen von bemerkenswerter Altertümlichkeit, die entweder offen zutage liegen oder unter einer modernisierten Gestalt des Textes versteckt sind. Beispielsweise gehört es zu den einleuchtendsten Emendationen, die Fick selber vorgeschlagen hat, wenn er den Versausgang χόλος δέ μιν ἄγριος ᾕρει verwandelt in χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρη, mit wirksamem Wortspiel. Er hat die Konjektur Δ 23. Θ 460 in den Text gesetzt; aber dieselben Worte lesen wir θ 304 in dem Liede von Ares und Aphrodite, das mit Recht für einen späten Zusatz gilt und durch Formen wie Ἥλιος 271, Ἑρμῆν 334 als ursprünglich nicht-äolisch erwiesen wird: der nachahmende Dichter hat eine ihm geläufige altertümliche Wendung, wie so vieles Formelhafte, sich zunutze gemacht. Es handelt sich eben durchweg nicht um einen wesentlichen Unterschied zwischen »echt« und »unecht« sondern um eine allmähliche Abstufung vom »Älteren« zum »Jüngeren«. Das hat Fick nicht erkannt; er wollte auf ein klares Entweder-Oder hinaus und mußte, um dies zu erreichen, seinem Beweismaterial Gewalt antun.

Bei diesem Irrtum und diesem gewaltsamen Verfahren ist er auch später geblieben, in Arbeiten die der Aufgabe gewidmet waren, seine Theorie von der Entstehung der Ilias weiter auszubauen und im einzelnen zu berichtigen[29]). Wenn er die Altersschichten des Textes jetzt vielfach anders abgrenzte, als in seiner Ausgabe (1886) geschehen war, so lag darin doch das Zugeständnis, daß die sprachliche Analyse des Epos zu

29) Das Lied vom Zorne Achills. Bzb. Btr. 21 (1896) S. 1—81. — Die Erweiterung der Menis. Ebenda 24 (1899) S. 1—93. — Die Erweiterung der Menis. Die Einlegung des »Oitos« in die Menis. Ebenda 26 (1900) S. 1—29.

einer sicheren Scheidung von Echt und Unecht nicht geführt hatte. Auch prinzipiell glaubte er seine Ansicht modifizieren zu müssen. Als zweitälteste Schicht galt ihm wie früher die Erweiterung des ursprünglichen Μῆνις-Liedes, die in dem Hauptinhalt der Gesänge Μ—Σ gegeben sei, und der er nach wie vor auch Ω, mit einigen Auslassungen, zurechnete. Für diese zweite Schicht erkannte er jetzt an (Bzb. Btr. 24 S. 18f.), daß sie in der Sprache schon einige unäolische Elemente enthalten habe: den Gebrauch von ἐς neben εἰς und die kontrahierte Aussprache der Lautgruppen ε(ϝ)ο ε(ϝ)ω. Er sah hierin »eine leichte Beeinflussung der Sprache des [noch immer äolischen] Erweiterers durch die Ias«. Damit war die Tatsache der Mischung schon für diejenige Gestalt des Epos konstatiert, die der vollständigen Übertragung ins Ionische vorangegangen sein sollte, grundsätzlich also zugegeben, daß die Mischung nicht erst durch jene Übertragung entstanden ist. Auf strenge Anwendung des sprachlich-statistischen Maßstabes jetzt noch mehr als früher zu verzichten wurde Fick durch eine Entdeckung bewogen, die er hinsichtlich des Umfanges der sachlich sich heraushebenden Teile des Epos gemacht zu haben glaubte. Die Auswahl und Gruppierung, in der er seine Μῆνις und ihre erste Erweiterung, jede zu 1936 Versen, jetzt abdruckte, war nicht das Resultat sprachlicher Analyse, sondern im ganzen durch die Absicht bestimmt, nichts »Wesentliches« wegzulassen und nichts »Unwesentliches« aufzunehmen; im kleinen aber war für Streichung einzelner, an sich unanstößiger Verse wie auch einmal für Annahme einer größeren Lücke — an Stelle unseres Ρ[30]) — die Überzeugung maßgebend gewesen, daß beide Gedichte in Abschnitten verfaßt gewesen seien, deren Verszahl ein Vielfaches von 11 war. Solche Zahlensymmetrie hat Fick dann auch in den übrigen Partien der Ilias und in der Odyssee gefunden. Sein letztes Werk, vom Jahre 1910, trägt den umfassenden Titel: »Die Entstehung der Odyssee und die Versabzählung in den griechischen Epen«. Hier hat er dasselbe Prinzip auf Hesiod und auf die größeren Hymnen angewandt[31]).

Auf dieses Gebiet sind ihm seine entschlossenen Anhänger, Robert und Bechtel, nicht gefolgt, während sie mit bezug auf die Dialektmischung seine Hypothese in ihrer ganzen Starrheit wieder aufnahmen[32]). Auch bei ihnen erschien deshalb eine »Urilias«, die äolisch gedichtet gewesen sei und sich durch Rückübersetzung aus dem Ionischen rein wiederher-

30) Darüber s. Bzb. Btr. 21 S. 61 und 24 S. 2. 46. 31) Über das Verhältnis dieses Buches zu den früheren Arbeiten s. oben S. 164 Anm. 24. Von Versabzählung handeln im Zusammenhang S. 190—206; für die Odyssee kommen in Betracht S. 23. 57. 75. 106. 205.

32) Studien zur Ilias, von Carl Robert, mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, 1901. Zur Kritik vgl. meinen Aufsatz »Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias«, NJb. IX (1902) S. 77—99.

stellen lasse; aber auch hier ging die Probe nirgends rein auf. Korrekturen mußten angebracht werden, zum Teil solche, die den Sinn verschlechtern, wie Z 329 σὺ δ᾽ αὖ μαχέσαιο καὶ ἄλλῳ anstatt des überlieferten σὺ δ᾽ ἂν μαχέσαιο. Und vielfach wurden Verse nur deshalb für interpoliert erklärt, weil sie den altertümlichen Charakter einer für die Urilias in Anspruch genommenen Partie durch ionische Formen störten. Unter dem, was auf diese Weise ausgeschieden wurde, ist manches Vortreffliche. In den Worten des Paris Γ 65 f.: οὔ τοι ἀπόβλητ᾽ ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα, ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσιν, ἑκὼν δ᾽ οὐκ ἄν τις ἕλοιτο, versuchte Robert gar nicht, den Inhalt des zweiten Verses zu bemängeln, sondern sagte nur: »66 ist wegen δῶσι zu streichen«. Logisch kann der Satz ja wohl entbehrt werden; aber der schönste und tiefste Teil des Gedankens — man kann sagen: die Keimzelle zu Schillers Elegie »Das Glück« — liegt in ihm: wie Paris, der sich vor dem gerechten Tadel des Bruders demütigt, doch die eigne Würde nicht aufgibt, sondern sich mit Stolz des Vorzuges bewußt bleibt, der nun wieder ihm vor vielen anderen von den Göttern verliehen ist. Was ist das für eine Kritik, die solche Perlen wegwirft, weil die Maschen des grammatischen Fangnetzes zu grob sind um sie festzuhalten! Daß sich sehr oft einzelne Verse oder Versgruppen ohne Anstoß herausnehmen lassen, ist bei der zwanglosen Art, wie Homer die Gedanken aneinander reiht und in den Versbau einfügt, ganz natürlich. Robert und Bechtel schreckten aber auch davor nicht zurück, ein für den Gang der Erzählung unentbehrliches Stück wegzustreichen. So wurde O 444—457 der Bericht von dem zuerst erfolgreichen Auftreten des Teukros als 'ionische Einlage' ausgesondert und damit in die Darstellung eine Lücke gebracht, die man bloß mit der Vermutung auszufüllen wußte, daß hier ein Stück Urilias, in dem ebendasselbe erzählt war, verdrängt worden sei (Stud. z. Il. S. 141). Dies alles und vieles Ähnliche im Verlauf eines Beweises, der den Glauben an die Existenz einer äolischen Urilias gerade auf die Beobachtung hatte gründen wollen, daß die Partien, bei denen die Rückübersetzung scheitert, genau mit denen zusammenfielen, die auch um des Inhaltes willen von einer besonnenen Kritik verworfen werden müßten.

Was uns mit Hilfe solcher Eingriffe nun tatsächlich als echter und eigentlicher Grundstock der Ilias vorgelegt wurde, war ein Gedicht von 2146 Versen, ohne Anfang und ohne Ende, in dessen Innerem der Zusammenhang der Erzählung nicht weniger als 49 mal unterbrochen sein würde. Wer aus den Ergebnissen eines Versuches zu lernen vermag, wird hier den Schluß ziehen, daß es eben nicht möglich ist, aus dem Bestande unsrer Ilias noch gerundete Stücke in rein äolischer Sprache auszulösen. Vielmehr ist dieses unser Epos schon in seinen ältesten Teilen

von Ioniern gedichtet, die sich einer ihnen überlieferten fremden Mundart bedienten und deren Formen mit bestem Willen weiter gebrauchten, unwillkürlich aber hier und da die ihnen selbst vertrauten anstatt der erlernten äolischen einsetzten: anfangs geschah das nur selten, im Laufe der Generationen häufiger, und zuletzt verschob sich das Verhältnis so weit, daß die ionische Sprache nun als die herrschende, äolische Elemente nur eingestreut erscheinen. Auch in der durch Robert erneuerten Gestalt hat die Ficksche Hypothese sich selber widerlegt.

Dies erkannte schließlich auch Bechtel an, der den sprachwissenschaftlichen Teil der Arbeit für Robert übernommen und weiter zu vertreten hatte (oben S. 166, Anm. 26). In seinem Buche »Die Vokalkontraktion bei Homer« (1908) schreibt er (S. XI): »Was Fick zuletzt für die »Sprache seines 'Erweiterers' konzedierte, daß sie eine leichte Beein-»flussung durch die Ias erfahren habe (Beitr. 24, 19), das gilt schon für »die Sprache der ältesten Schicht. Das rein äolische Epos vermögen »wir nicht mehr zu erreichen.« Ein wertvolles Zugeständnis, von dem aus man dahin hätte gelangen müssen, die ganze Analyse der Ilias, die durch Robert gegeben worden war, einer Nachprüfung zu unterziehen. Aber immer noch erklärt Bechtel (S. X), »im Urteile darüber, welche größere Gruppen als einheitliche Dichtungen gelten dürfen«, für die Ilias von eben dieser Analyse — wie für die Odyssee von der von Wilamowitz — »fast ganz abhängig« zu sein. Wie sehr seine sprachwissenschaftlichen Resultate unter dieser Unklarheit gelitten haben, ist anderwärts gezeigt worden (vgl. oben S. 82). Für Roberts Versuch, das allmähliche Wachstum der Ilias in sprachlichen Schichten darzustellen, hätte nach festeren Stützen gesucht werden müssen. Dabei würde sich am besten gezeigt haben, wieviel Elemente von bleibender Kraft die neue Theorie enthielt, und ob sie auch im Guten, wie leider in seinen Fehlern, dem Vorbilde treu gefolgt war.

Denn Ficks Arbeit, zu der wir zurückkehren, ist mit einer negativen Kritik nicht abgetan; sie ist auch durch positive Resultate wertvoll und kann es noch mehr werden, wenn sie als das angesehen wird, was sie ihrer Natur nach sein muß, ein Experiment. Um zu erkennen, wie viel Äolisches in Homer steckt, konnte man gar nicht anders verfahren, als daß man einmal versuchte den ganzen Text ins Äolische zu übersetzen. Dabei mußte manches zum Vorschein kommen, was sonst verborgen lag. Wenn Odysseus κ 374 seine Haltung Kirke gegenüber, die ihn zu essen auffordert, mit den Worten beschreibt ἥμην ἀλλοφρονέων, so gibt die Erklärung ἄλλο φρονέων einen ganz guten Sinn. Aber Ψ 698, wo die Freunde den besiegten Faustkämpfer vom Kampfplatze wegführen, κὰδ' δ' ἀλλοφρονέοντα μετὰ σφίσιν εἷσαν ἄγοντες, da ist schwer ver-

ständlich, wie der Unglückliche, der mühsam die Füße nachschleppt und den Kopf nicht gerade halten kann, noch Muße finden soll »an anderes zu denken«. Fick (Il. 389f.) nimmt λλ als äolische Schreibung und setzt den ersten Bestandteil des Kompositums (ἄλλος) mit ion. ἠλεός oder ἠλός (β 243. O 128) gleich, wodurch die Bedeutung »betäubt, sinnlos, bewußtlos« gewonnen wird, die in κ nicht schlecht paßt und in Ψ allein erst einen brauchbaren Sinn gibt. — Viel wichtiger ist eine allgemeine Beobachtung, auf die Fick durch seinen Übertragungsversuch geführt worden ist: er hat entdeckt, daß in unserm Homertext an vielen Stellen ein Reim verborgen liegt. Auf Verse wie:

ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ᾽ ἔχουσαι B 484,
αἰεὶ δὲ μαλακοῖσι καὶ αἱμυλίοισι λόγοισι α 56,
ἐκ μὲν Κρητάων γένος εὔχομαι εὐρειάων ξ 199

u. ä. hatte man auch sonst schon geachtet. Lehrs (Ar.[2] 476) kämpft lebhaft dagegen, daß man leoninische Hexameter, eine »Ausgeburt der äußersten Spielerei, der äußersten und spätesten Geschmacklosigkeit«, dem Homer aufdrängen wolle. Sie für geschmacklos zu erklären ist auch heute noch jeder Leser für seine Person berechtigt; der Glaube aber, daß sie bei Homer auf Zufall beruhen, muß wankend werden, wenn man die Fülle der Beispiele ansieht, die Fick (Il. 534f. Bzb. Btr. 21 [1896] S. 3) zusammengestellt hat:

B 511 οἳ δ᾽ Ἀσπλάδον᾽ ἔναιον ἰδ᾽ Ἐρχόμενον Μινύαιον,
X 174 ἀλλ᾽ ἄγετε φράζεσθε θέοι καὶ μητιάεσθε,
N 510 ἐσπάσατ᾽, οὐδ᾽ ἄρ ἔτ᾽ ἄλλα δυνάσατο τεύχεα κάλλα,
β 220 αἰ δέ κε τεθνάοντος ἀκούω μηδ᾽ ἔτ᾽ ἔοντος,
X 412f. λᾶοι μέν ῥα γέροντα μόγις ἔχον ἀσχαλάοντα
ἐξέλθην μεμάοντα πυλάων Δαρδανιάων,
O 592 Τρῶες δὲ λεύοισι ϝεϝοίκοτες ὠμοφάγοισι,
Ω 427 λάθετ᾽ ἐνὶ μεγάροισι θέων οἳ Ὄλυμπον ἔχοισι,
μ 344 ϝέρξομεν ἀθθανάτοισι, τοὶ ὄρρανον εὔρυν ἔχοισι,

usw. In all diesen Fällen tritt erst durch Einsetzung der äolischen Wortform der Reim hervor. Dasselbe gilt von anderen Klangfiguren, Assonanzen und Allitterationen und Wortspielen jeder Art. Aus κτήματα πάντα wird πάμματα πάντα, ἄλλυδις ἄλλη verwandelt sich in ἄλλυδις ἄλλυι, der Vers Z 201 lautet nun κὰπ πέδιον τὸ Ἀλάιον οἶος ἄλατο, Λ 547 hören wir: ὄλιγον γόνυ γόννος ἀμείβων. In diesem Zusammenhange findet auch das vorher erwähnte χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρη erst seine volle Begründung. Alle diese Anklänge fallen so deutlich ins Gehör, daß es nicht angeht, sie im voraus alle für zufällig zu erklären; wer das aber nicht tut, der wird nicht umhin können die sprachliche Gestalt des Textes, in der sie vernehmbar werden, als die ursprüngliche anzuerkennen.

Ein weiterer Gewinn, der sich aus dem von Fick angeregten Unternehmen ziehen läßt, liegt darin, daß wir auf diesem Wege einen Maßstab zur Bestimmung des relativen Alters der einzelnen Partien erhalten; den Anspruch, daß die sprachgeschichtliche Kritik dies vermöge, hätte Bechtel getrost festhalten sollen. Freilich ist dabei große Vorsicht erforderlich, sehr viel größere als Fick selber bewiesen hat. Die an sich treffliche Erörterung über ἀλλοφρονέοντα schließt er mit dem Satze: »Somit liegt in dem einen Worte der vollständige Beweis, daß die ἆθλα ursprünglich äolisch abgefaßt sind.« Nimmermehr. Dann müßte auch durch ἄγριος ἄγρη θ 104 bewiesen sein, daß das Lied, welches Demodokos vorträgt, einer der ältesten Teile der Odyssee sei: und doch ist natürlich auch Fick (Od. 315; vgl. oben S. 168) vom Gegenteil überzeugt. Beide Fälle sind gleich zu beurteilen: wenn eine äolische Vokabel oder Formel zum überlieferten epischen Sprachgut gehörte, so konnte sie sehr wohl auch von einem späten ionischen Dichter noch angewandt werden; ja ganze Verse und Versgruppen von altem Gepräge konnte ein solcher sich zunutze machen. Eine einzelne noch so altertümliche Form beweist also gar nichts für frühen Ursprung der Partie, innerhalb deren sie steht. Auf der andern Seite haben wir gesehen, daß auch in den echtesten und unentbehrlichsten Stücken des Epos schon hier und da Ionismen festsitzen; ein einzelnes Beispiel dieser Art ist also nicht nur kein Zeugnis für Unechtheit — mit diesem Begriff zu operieren sollte man überhaupt lieber aufhören —, sondern nicht einmal für relativ späte Entstehung innerhalb dessen was auf uns gekommen ist. Erst bei dem Überblick über ein weiteres Gebiet tritt in der größeren oder geringeren Dichtigkeit gleichartiger Vorkommnisse ein Anhalt für die Schätzung des Alters hervor.

IV

Inzwischen ist die Frage, wie der Übergang der epischen Poesie von einem Stamme zum andern sich vollzogen habe, immer noch unbeantwortet; nur das haben wir erkannt, daß er nicht plötzlich und mechanisch gemacht worden ist. Weiter aber läßt sich behaupten: zwischen beiden Stämmen muß eine nahe und andauernde Berührung stattgefunden haben, bei welcher die Kulturelemente beider miteinander verschmolzen wurden, und zwar so, daß die Ionier die überlegenen waren, die den geistigen Besitz der andern sich aneigneten. Dies führt auf die Annahme von Kämpfen, in denen beide Stämme miteinander rangen und sich mischten, bis der ältere von dem jugendlich kräftigeren politisch überwunden wurde. Und zu dieser Vorstellung stimmt wirklich die geschichtliche Überlieferung und noch mehr das Bild, das uns die

Besitzverhältnisse an der kleinasiatischen Küste in historischer Zeit darbieten.

Den aus dem Altertum überkommenen Wanderungs- und Gründungssagen kommt der Wert historischer Zeugnisse nicht zu; diese Darstellung ist konstruiert worden, weil man für gewisse historische und geographische Verhältnisse eine Erklärung verlangte und dem naiven Sinn nur eine solche sich darbot, in der die wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge, die in Wirklichkeit maßgebend gewesen sind, durch persönliche Beziehungen der herrschenden Geschlechter ersetzt waren. Aber darum kann doch die Anschauung von jenen historischen Verhältnissen selbst, zu denen man die Erklärung suchte, eine richtige gewesen sein. Wenn wir also lesen (z. B. Strab. XIII 3, p. 582; vgl. Pindar Nem. 11, 34), daß die äolische Einwanderung in Kleinasien unmittelbar an Orestes angeknüpft wird, während die Ionier erst mehrere Generationen später hinübergegangen sein sollen, so daß die Rückkehr der Herakliden zwischen beiden Zügen erfolgt wäre, so zeigt sich deutlich, daß man überzeugt war, die ionischen Kolonien seien jünger als die äolischen, und den Wunsch hatte, dieses Verhältnis aus Geschichte und Genealogie zu erklären. Da tritt nun eben das Epos ergänzend und bestätigend ein, indem es durch seinen sprachlichen Zustand den Beweis liefert, daß wirklich in Kleinasien die Blüte der äolischen Kultur älter war als die der ionischen. Und von dem siegreichen Vordringen der letzteren zeigt uns die Landkarte noch Spuren. Eine der ionischen Städte, Phokäa, lag mitten in äolischen Gebiet und war gewiß nicht in gutem Einvernehmen mit den Anwohnern gegründet worden. Von einer anderen, Smyrna, war es bekannt (vgl. oben S. 164), daß sie urprünglich äolisch gewesen und erst durch Verrat und Gewalt in den Besitz der Ionier übergegangen war. Und das ist gerade diejenige Stadt, an der besonders fest die Tradition haftete, daß sie der Sitz der homerischen Poesie gewesen sei. Nur Chios könnte ihr darin gleichgestellt werden; und da ist es doch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch dort das Vorhandensein eines ursprünglich äolischen Elementes deutlich erkennbar ist. Bechtel hat[33]) darauf hingewiesen, daß der ionische Dialekt von Chios wie der von Erythrä und Phokäa gewisse Äolismen enthält: das ι in den inschriftlich bezeugten Verbalformen πρήξοισι, λάβωισι, die Gemination des Nasals in den Orrtsbezeichnungen Ἄργεννον und, an den Namen der Stadt Πέλιννα im westlichen Thessalien erinnernd, Πελινναῖον ὄρος, u. a. dergl. Der Schluß ist nicht zu gewagt, daß einst auch diese Gebiete wie das nahegelegene Lesbos in den Händen der Äoler gewesen und ihnen durch die nachdrängenden Ionier abgenommen worden sind.

33) Inschriften des ionischen Dialekts (1887) S. 138. Dann in der Bearbeitung derselben Inschriften GDI. III 2 (Vorwort S. VII f.).

Alle solche Folgerungen würden im voraus abgeschnitten sein, wenn die Ansicht von der Entwicklung der Mundarten und der Stämme richtig wäre, die von Eduard Meyer[34]) vertreten wird: daß Äolisch und Ionisch als eine ursprünglich gemeinsame Mundart allen anderen griechischen Dialekten gegenüberstünden. Die Charakteristika des ionischen Dialektes seien durchweg das Ergebnis einer sekundären Entwicklung, zu der sich höchstens Ansätze schon im Mutterlande gebildet haben könnten, die aber erst in Kleinasien zu rechter Kraft gelangt sei: »Erst hier ist, wie die ionische Nationalität, so auch die ionische Sprache entstanden.« — Sätze wie dieser beruhen auf historischen Grundvorstellungen, die man dem, der sie einmal gefaßt hat, schwer wird rauben können. Doch lassen sich die wichtigsten Erwägungen formulieren, die dagegen sprechen. Daß die Verwandlung des τ vor ι in σ »der tiefgreifendste Unterschied zwischen den griechischen Dialekten« sei, wird willkürlich angenommen. Dies ist aber der einzige wesentliche Zug, in dem Äolisch und Ionisch gemeinsam von allen übrigen Dialekten abweichen. Wenn Ed. Meyer außerdem den Infinitiv auf -ναι anführt, so ist dieser dem eigentlichen Äolisch ebenso fremd wie allen dorischen Mundarten; nur im Arkadischen (und Kyprischen) erscheint er noch, das doch selbst kein ursprünglicher, sondern ein geschichtlich erst entstandener Mischdialekt ist (vgl. S. 159). Wie in dem μ der Infinitiv-Endung so stimmen die äolischen und dorischen Dialekte in der Behandlung des langen *a*-Lautes überein; und der Gedanke, diese Gemeinsamkeit im Gegensatze zu der ionischen Trübung in *ē* als grundlegendes Scheidungsmerkmal zu benutzen, ist mindestens ebenso berechtigt wie die von Ed. Meyer angenommene Einteilung nach τι und σι. Übrigens hat er selbst sich durch den Vorzustand unklarer Mischung, den er annimmt, an einem richtigen Schluß nicht hindern lassen: in der Übereinstimmung des äolischen Dialektes mit dem thessalischen sieht auch er ein Zeugnis dafür, daß die Äoler aus Nordgriechenland nach Kleinasien hinübergegangen sind (§ 151). Dieser Schluß ist doch nur unter der Voraussetzung möglich, daß der charakteristische Unterschied der äolischen und ionischen Mundart bereits vor der Einwanderung aus dem Mutterlande fertig war.

Daß die Ansicht, die wir hier bekämpfen, von Wilamowitz geteilt werden könnte, würde wohl kaum jemand erwartet haben. Hat er doch die richtigste Erkenntnis der Tatsache, daß in den homerischen Gesängen Äolisch und Ionisch nicht nebeneinander stehen, sondern aufeinander folgen. Er erklärt dies aus geschichtlichen Vorgängen (Einl. i. d. griech. Trag. [1907] = Herakles I [1889] S. 65 f.): »Zu der Zeit, von welcher

34) GA. II § 49. Eingehender begründet hatte er diese Ansicht schon vorher in den »Forschungen zur alten Geschichte« I (1892) S. 132 ff.

»es zuerst möglich ist sich einigermaßen ein Bild zu machen, etwa vom »8. Jahrhundert ab, ist der vorwaltende Stamm der ionische, von seinen »Sitzen an der mysischen, lydischen, karischen Küste nicht nur nach »Norden und Süden übergreifend sondern bereits die Propontis und fernere »Gestade mit Pflanzstädten besetzend. Die süddorischen Inseln haben »die innerliche Ionisierung bereits begonnen, vorbildlich für das Mutter»land; aber auch die Äoler sind schon im Niedergange, verlieren manche »Küstenplätze und sind in der Kultur nunmehr die empfangenden. Den»noch erkennen wir, daß es einst umgekehrt gewesen war. Eben das »Epos, welches doch der lebendige Ausdruck der ionischen Suprematie »ist, trägt die deutlichsten Spuren in Form und Inhalt davon, daß es aus »äolischer Wurzel stammt.« Zu diesen Sätzen stimmt in einer Studie vom Jahre 1906 über »die ionische Wanderung« der Hinweis auf den alten Bestand äolischer Niederlassung auf dem asiatischen Festlande, von dem Smyrna an die Ionier verloren gegangen sei (S. 61) und dem auch Erythrä und Chios einst »mindestens zum Teil« angehört haben müßten, wie aus den äolischen Spuren im Dialekt dieser Städte hervorgehe (S. 62f.). Hiernach wären Äoler und Ionier deutlich geschiedene Stämme mit ebenso deutlich geschiedenen Mundarten. Aber daneben lesen wir (Herakl. I S. 66): »Die neuen Stämme waren niemals vorher »dagewesen, sowohl Äoler wie Ionier bilden sich erst allmählich unter »dem Druck besonderer geschichtlicher Faktoren. Zunächst war das »Mischungsverhältnis der Bevölkerung allerorten verschieden, die ge»schichtlichen Faktoren waren verschieden, und so ergaben sich zunächst »ganz verschiedene Volks- und Sprachtypen. Eine Sprachgrenze von »Äolisch und Ionisch gab es also auch noch nicht; diese ward erst gezogen, »als der Zusammenschluß der Staatenbünde bestimmte Kreise zog.« — Und der Aufgabe, diese Entwicklung genauer zu schildern, wurden zwei besondere Untersuchungen gewidmet: »Panionion« (Sitzungsber. der Berliner Akad. philol.-hist. Kl. 1906 S. 38ff.), und die schon erwähnte über die ionische Wanderung (ebenda 59ff.). In der letzteren gedenkt er zwar der unverkennbaren Verwandtschaft zwischen Mundarten Asiens und des Mutterlandes, wie Lesbisch-Thessalisch, Arkadisch-Kyprisch, und gibt zu, daß auch diese Verwandtschaft für die Geschichte der Volkstämme verwertet werden müsse, betont dann aber aufs neue: »Darum sind doch die Volks- und Sprachindividualitäten Äolisch, Ionisch, Dorisch erst in Asien entstanden« (S. 75).

Die Kritik, die der hier angedeuteten Theorie in der zweiten Auflage der »Grundfragen« gewidmet war, braucht heute nicht wiederholt zu werden; denn Wilamowitz selbst hat seinen Standpunkt in zwischen geändert. Jedenfalls wird sich niemand mehr auf ihn berufen können

~~können~~ für den Versuch oder den Anspruch, die Dialektmischung bei Homer als Nachwirkung des natürlichen Zustandes einer weit zurückliegenden Periode zu verstehen, in der sich die charakteristischen Mundarten Äolisch und Ionisch noch nicht gesondert gehabt hätten. In seinem Homerbuch vom J. 1916 bekennt er sich ausdrücklich wieder zu den Ansichten und praktisch zu den Forderungen, die seiner ursprünglichen Grundanschauung von der zeitlichen Folge Äoler-Ionier entsprechen: »In der homerischen Sprache sind, je älter sie ist, desto mehr Äolismen. Also sind die vorhomerischen, wirklichen Lieder äolisch gewesen« (S. 353 ff.).

Für Wilamowitz' neuste Stellungnahme könnten die scharfsinnigen Untersuchungen mit bestimmend gewesen sein, die, an ihn und Ed. Meyer anknüpfend, Kretschmer geführt hat. Er bemühte sich (»Ionier und Äoler«, Glotta I [1907] S. 9 ff.) die historischen Verhältnisse von der Voraussetzung aus zu begreifen, daß die Herleitung der Ionier aus Attika und Achaia doch auf die Erinnerung an Tatsachen, und zwar im Grunde an eine und dieselbe Tatsache, zurückgehe. Die älteste Bevölkerung des griechischen Mutterlandes sei die gewesen, aus der die Ionier des Ostens hervorgegangen sind, so daß »die Achäer schon eine zweite Schicht darstellen, die sich auf die 'ionische' lagerte, wie später die dorische auf die achäische«. Zu einer umfassenden Bedeutung sei der Ioniername erst in Asien gelangt; im Mutterlande habe die älteste Bevölkerungschicht wahrscheinlich gar keinen zusammenfassenden Namen geführt, vielmehr werde jeder einzelne Stamm seinen besonderen Namen getragen haben. Herodot nennt die ältesten Bewohner Griechenlands »Pelasger«, und rechnet zu ihnen die Ionier und im besonderen die Athener (I 56. VII 94. VIII 44); dies stimmt zu Kretschmers Vermutung. Und wenn diese pelasgisch-ionische Bevölkerung in ältester Zeit, ehe die Achäer kamen, den ganzen Peloponnes und Mittelgriechenland inne gehabt hat, so würde sich hieraus die auffallende Erscheinung erklären, daß die Ionier Kleinasiens aus so verschiedenen Gegenden des Mutterlandes, unter anderen auch aus Achaia, ihre Herkunft ableiteten. Ohne weiteres begreift man in diesem Zusammenhange die Entstehung des arkadischen Dialektes, dessen Mischung aus Äolisch und Ionisch uns als Tatsache schon begegnet ist[35]. Vor der Konsequenz, daß nach seiner Theorie Kreta ebenfalls eine frühere ionische Periode gehabt haben müsse, scheut Kretschmer nicht zurück, findet vielmehr von dieser Seite, in den Anschauungen über den Entwicklungsgang der kretischen Geschichte die von archäolo-

35) Hinrichs, De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis (1875) S. 9, nahm an, das Ionische bilde die Grundlage, so daß einzelne äolische (achäische) Bestandteile hinzugekommen wären; nach Otto Hoffmann, Griech. Dial. I (1891) S. 6 ff. 332, war die Reihenfolge umgekehrt. In Kretschmers Vorgeschichte der Ionier hat die Hinrichssche Ansicht eine neue Stütze gewonnen (Glotta I 23—26).

gischen Gesichtspunkten aus gewonnen worden sind, eine Bestätigung der sprachgeschichtlichen Hypothese (S. 21 f.).

Herodot weiß, daß die Vorfahren der Ionier zum Teil im Peloponnes gewohnt haben; ihre eigentliche Heimat ist ihm doch Attika (I 147): εἰσὶ δὲ πάντες Ἴωνες, ὅσοι ἀπ᾽ Ἀθηνέων γεγόνασι καὶ Ἀπατούρια ἄγουσι ὀρτήν. Dasselbe Verhältnis setzt Solon voraus, wenn er angesichts des Bürgerzwistes, den er schlichten soll, ausruft[36]:

γιγνώσκω, καί μοι φρενὸς ἔνδοθεν ἄλγεα κεῖται,
πρεσβυτάτην ἐσορῶν γαῖαν Ἰαονίας
καινομένην.

Daß sich so alte Zeugnisse[37] in Kretschmers Hypothese gut einfügen, spricht gewiß für sie; ihre Grundlage aber und ihre Hauptstützen hat sie anderswo, in dem an sich richtigen Prinzip: gegenüber der bunten Mannigfaltigkeit geschichtlicher oder sagenhafter Nachrichten, die schwer in Einklang zu bringen sind, die Linien festzuhalten, die uns in den charakteristischen Unterschieden der Dialekte wie in ihrer geographischen Verteilung gegeben sind. In dem Vertrauen zu den Schlüssen, die sich aus dem Zustande der Mundarten — bei Homer und auf dem Boden Kleinasiens — ziehen lassen, braucht es uns nicht irre zu machen, daß die Sammelnamen der Stammgruppen »Äoler, Dorer, Ionier« erst

36) In einem der Fragmente, die uns der unbekannte Autor der unter Aristoteles' Namen gehenden Ἀθηναίων πολιτεία aufbewahrt hat, Kap. 5. 37) Das des Solon suchte Wilamowitz unwirksam zu machen (Sitzgsber. 1906 S. 72): πρεσβύτατος bedeute seiner Herkunft nach nichts anderes als πρέσβιστος, also den Vorrang, nicht das Alter; beruhe der Vorrang auf dem Alter, so heiße das eigentlich πρεσβύτατος γενεῇ, wie Z 24. Das stimmt nicht. In Z ist von Bukolion die Rede, einem unehelichen Sohne des Laomedon, den vor den übrigen (Tithonos, Priamos usw.) natürlich nur das Alter, nicht die Würde auszeichnen kann: πρεσβύτατον γενεῇ, σκότιον δέ ἑ γείνατο μήτηρ. An sich liegt in γενεῇ nichts vom Alter. Wo beide Begriffe direkt gegenübergestellt werden, heißt »älter« πρεσβύτερος, »vornehmer« γενεῇ ὑπέρτερος (Λ 786 f.). Und wo Hera sich ihrer Vorzugstellung rühmt, sagt sie: καί με πρεσβυτάτην τέκετο Κρόνος ἀγκυλομήτης, ἀμφότερον, γενεῇ τε καὶ οὕνεκα σὴ παράκοιτις κέκλημαι (Δ 59 f.). Da bezeichnet πρεσβυτάτην γενεῇ geradezu die Vornehmheit; Aristonikos, der das hervorhebt (ὅτι οὐ καθ᾽ ἡλικίαν λέγει, ἀλλ᾽ ἐν τιμῇ), bemerkt weiter: ὅτι γενεῇ ἀντὶ τοῦ γένει. Auch ν 142, wo sich Poseidon πρεσβύτατον καὶ ἄριστον unter den Göttern nennt, meint er wohl τιμιώτατον. An den übrigen Stellen, wo πρεσβύτερος (O 204; vgl. N 355), πρεσβύτατος (Λ 740. N 429. Φ 143), πρεσβυγενής (Λ 249) vorkommen, bezeichnen sie einfach das Alter; πρέσβιστος kennt Homer noch nicht. So haben wir allen Grund an der Auffassung festzuhalten, daß sich für die Formen von πρέσβυς wie für so manche Synonyma auch in anderen Sprachen der Begriff der Würde aus dem des Alters entwickelt habe. Was Solon im Sinne gehabt hat, läßt sich freilich nicht sicher sagen; nur kann ich Wilamowitz nicht zugeben, daß »ältestes Land« deshalb unmöglich sei, weil »die Länder doch nicht wie Kinder oder Städte hintereinander geboren« seien. Sie wurden doch nacheinander besiedelt. Die Kürze des Ausdruckes würde der Dichter verantworten müssen — und können.

in verhältnismäßig später Zeit hervortreten. Dies deutet freilich darauf hin, daß die vielen kleineren Stämme und Stämmchen erst spät zum Bewußtsein ihrer Einheit gelangt sind; aber darum kann sehr wohl diese Einheit tatsächlich schon vorher bestanden haben. Sie äußerte sich in Sprach- und Lebensgewohnheiten, die durch allen Wechsel der Zeiten bewahrt wurden, bis schließlich ihre Träger auf die Gemeinsamkeit dieses Besitzes achteten und aus ihr die Erkenntnis schöpften, daß sie selbst durch ursprüngliche Verwandtschaft verbunden seien.

Die Theorie, daß Äolisch und Ionisch erst in Kleinasien aus einem älteren Mischdialekt sich gesondert haben, würde für die homerische Frage zu einer sehr wichtigen Konsequenz führen, auf die schon hingedeutet worden ist. Danach hätte man anzunehmen, daß die Dialektmischung im Epos nicht etwas sekundär Gewordenes wäre, sondern eben der Niederschlag jenes ursprünglichen Mischzustandes. Versuchen wir uns das vorzustellen. Der ältere Gesamtdialekt müßte im Vergleich zu den beiden Mundarten etwas Einfaches gewesen sein; er müßte alle die Merkmale enthalten haben, in denen Äolisch und Ionisch übereinstimmen, und daneben an den Stellen, wo beide voneinander abweichen, eine ursprünglichere Gestalt, aus der sich durch Differenzierung das Abweichende entwickelt haben könnte. Aber, wo in der Wirklichkeit Äolisch und Ionisch verschmolzen auftreten, da zeigt sich überall nicht größere Einfachheit, sondern erhöhte Mannigfaltigkeit. Das Arkadische nimmt ja eine mittlere Stellung ein. Und wenn dort alle Verba auf -έω, -άω, -όω nach äolischer Weise in die Analogie der Verba auf -μι übergegangen sind, der Infinitiv des nichtthematischen aktiven Präsens immer der ionischen Bildung folgt (ἦναι), so könnte man vielleicht sagen, dies seien zwei Merkmale einer die beiden großen Zweige noch ungespalten darstellenden Vorstufe. Trotzdem sagt das niemand, sondern man erklärt die scheinbare Doppelnatur der Mundart aus Verbindungen und Berührungen, durch die der arkadische Stamm im Verlaufe seiner Geschichte hindurchgegangen ist. Vollends muß so die epische Sprachmischung beurteilt werden, in der die verschiedenen Elemente nicht nach irgendwelcher auch nur äußerlichen Regel verteilt sind, sondern jedesmal innerhalb derselben Gruppe die heterogenen Formen nebeneinander stehen: ἔμμεναι und εἶναι, ἀργεννός und φαεινός, ἄμμι und ἡμῖν (S. 149), λαός und νηός (S. 159), μάν und μήν, ταλαύρινος und ἄρρηκτος (S. 155). Ein solches Gemenge kann unmöglich den ungespaltenen Zustand eines früheren Gesamtdialektes darstellen; es muß auf unorganischem Wege unter der Einwirkung äußerer Ursachen entstanden sein.

SIEBENTES KAPITEL

DER HEXAMETER

Durch die nahe Berührung der beiden Stämme war die äußere Möglichkeit gegeben, daß ein Stück geistiger Kultur, das bei dem einen erwachsen war, nach und nach in den Besitz des anderen überging. Aber damit dies nun tatsächlich geschah, muß eine bewegende Kraft eingetreten sein, die den Wandel bewirkte. Die Ionier müssen etwas wesentlich Neues, Grundlegendes zur Ausübung der epischen Dichtkunst hinzugebracht haben; wie sollte es ihnen sonst gelungen sein, alles was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war in ihre Tätigkeit mit aufgehen zu lassen? So habe ich vor Jahren das Problem formuliert, und dazu vermutet, das Neue sei vielleicht der Gedanke gewesen, statt der einzelnen Lieder, an denen man sich erfreut hatte, größere Gedichte zu schaffen, aus denen dann durch weiteres allmähliches Wachstum unsere Ilias und unsere Odyssee hervorgegangen wären (BphW. 1887 Sp. 584). Heute läßt sich in dieser Richtung wieder ein Stück weiter kommen.

Gerade das Verhältnis von Lied und Epos ist mehrfach zum Gegenstande fördernder Untersuchungen gemacht worden. Speziell mit bezug auf Homer wurden sowohl Wilamowitz wie Bethe dazu geführt, als Zwischenstufe das »Kleinepos« anzunehmen und in bestimmten Beispielen aus der Ilias herauszulösen, so daß Umfang und Inhalt solcher mittleren Form anschaulich werden. Diese Übereinstimmung zwischen beiden Forschern ist um so wertvoller, je größer die Verschiedenheit in der konkreten Ausgestaltung ihrer Theorien. Man kann die Verschiedenheit erkennen, ohne dem Nihilismus recht zu geben, der befriedigt ist, daß die Homerkritik sich selbst widerlege [1]; und man kann die Verwandt-

1) Diesen unfruchtbaren Standpunkt vertritt Hans Fischl, Ergebnisse und Aussichten der Homeranalyse, 1918. Eine Rezension der Schrift in der Deutschen Lit.-Ztg. 1919 Sp. 554/6 schloß ich mit jenem Terenzverse, den Friedrich Ritschl gern als Wahlspruch gebrauchte: *Nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet.* (Daß dort *possit* gedruckt und damit der Vers verdorben ist, fällt nicht dem Setzer zur Last, der nach dem Mspt. das Richtige gegeben hatte, sondern irgend einem aus der Familie Ballhorn, durch dessen Hände der Korrekturabzug zweimal gegangen ist. Mit Bleistift war *e* getilgt; meine Wiederherstellung wurde nicht beachtet, eine deswegen an die Redaktion der DLZ. gerichtete Beschwerde blieb ohne Antwort.)

schaft eines Grundgedankens feststellen, ohne zu übersehen, daß in dessen Entwickelung die Wege stark auseinander gehen. So in unserm Falle gleich bei der weiteren Fragestellung. Die Stufenreihe »Lied—Kleinepos—großes Epos« zu der Zeitfolge »Äolisch—Ionisch« in Beziehung zu bringen, ist eine Aufgabe, die für Bethe nicht existiert, von Wilamowitz ernsthaft in Angriff genommen wird. Auch er hat daran gedacht, ob nicht der Übergang von Einzelgedichten zu größeren Kompositionen der entscheidende Schritt gewesen sei, durch den etwas wesentlich Neues in die Entwickelung der epischen Kunst gebracht wurde; doch habe er diesen Gedanken, obwohl er durch die Analogie der germanischen Poesie empfohlen werde, wieder fallen lassen, weil nur dem Umfange, nicht der Art nach hier ein Unterschied bestehe. »Bei den Griechen haben die »Einzelgedichte, die nicht nur immer neben den großen Epen vorkommen, »sondern zu allen Zeiten weitaus überwiegen, genau denselben Stil wie »die großen Epen, die ja selbst nach einer Gliederung in abgerundeten »Rhapsodien streben« (IlH. 344). Das ist richtig. Betrachten wir solche Einzellieder, die sich noch vollkommen abheben, wie die Δολώνεια, oder annähernd glatt vom Ganzen lösen lassen, wie Πρεσβεία πρὸς Ἀχιλλέα, Τειχομαχία, Λύτρα: da gibt es zwar feinere Unterschiede und Besonderheiten des Stiles genug; aber der Gedanke kann gar nicht aufkommen, daß danach verschiedene Dichtungsarten anzusetzen wären. Ebenso, wenn wir Stücke ins Auge fassen, deren Selbständigkeit etwas weiter zurückliegt, so daß ihre Umrisse nicht mehr scharf zu erkennen sind, nur so durch das Gewebe hindurchscheinen: Ὁπλοποιία, Πεῖρα, Μάχη παραποτάμιος. Auch diese setzen für ihre Erfindung den Bestand der Achilleus-Dichtung und eine sachlich zusammenhängende Folge von Szenen und Ereignissen schon voraus, denen sie sich nach Inhalt und Form gleichartig einfügen. Steigen wir jedoch weiter den Quellen entgegen und suchen Einzellieder zu erreichen, die stofflich der Ilias vorausliegen, so ist das vielleicht nur für die altertümliche Διομήδους ἀριστεία möglich; da sind denn aber sogleich auch die Unterschiede des Stiles bedeutender, und zwar, wie wir später sehen werden, gerade mit bezug auf die Fähigkeit, nach gestaltendem Plan aus einzelnen Bildern ein größeres Ganze zu schaffen. Und hier befinden wir uns zwar nahe der Grenze zwischen dem in Kleinasien erwachsenen und dem aus dem Mutterlande mit herübergebrachten Gedankenkreis, doch immer noch im Bereich ionischer Dichtung. Die Heldenlieder, die den achäischen Eroberern von der Heimat her vertraut gewesen waren, müssen noch ganz anderen Charakter getragen haben. Das ist schließlich auch Wilamowitz' Meinung (IlH. 354): »Lang konnten die Lieder nicht sein; die behagliche Breite des gewöhnlichen homerischen Stiles konnte es noch nicht geben;

wir sehen sie ja auch wachsen.« — So halten wir doch an der Auffassung fest, daß für den Anteil der Ionier an der Weiterbildung der epischen Kunst der Gedanke des Gruppierens und zusammenhängenden Entwickelns mitbestimmend gewesen ist.

Doch nicht alleinbestimmend. Ein anderes Moment wirkte mit ihm zusammen, das Wilamowitz erkannt und in seiner Bedeutung für das Verhältnis der beiden Stämme einleuchtend dargelegt hat: der Übergang vom Singen zum Sagen und die Schaffung des fortan herrschenden epischen Verses.

Der Metrik ist es ähnlich ergangen wie der Grammatik. Was man zuerst ins Auge faßte, waren die Formen, die in der Zeit der Reife als Regel galten; was anders war, wurde als Ausnahme notiert. Bei dem Versuch, solche zu erklären, d. h. zu rechtfertigen, gelangte man zu der Erkenntnis, daß das zum großen Teil nicht Abweichungen waren von einer bestehenden Ordnung, sondern Reste einer natürlichen und urwüchsigen Mannigfaltigkeit, aus der Gebrauch und Überlegung allmählich erst eine verständliche Ordnung herausgearbeitet hatten. Auch diese Einsicht wurde nicht mit einem Schlage gewonnen, sondern durch mancherlei Irrtümer hindurch; und auch dem, der den Grundgedanken erfaßt hätte, könnte immer noch dann und wann die Gewohnheit einen Streich spielen, von der Gesetzmäßigkeit wie von etwas Gegebenem auszugehen. Doch vor dem umgekehrten Fehler müssen wir uns nicht minder hüten: wirkliche Entgleisungen späterer Zeit, an denen es doch auch nicht fehlt, zu verkennen und darin etwas Echtes, der Regel Vorangegangenes zu suchen.

Der Hexameter des ausgebildeten Epos, der, »Einfachheit und Mannig»faltigkeit verbindend und ruhig in der Bewegung, zu behaglicher »Schilderung einladet, der sich unablässig wiederholend mit Leichtigkeit »den ganzen Reichtum der Gedanken und Worte in sich aufzunehmen »vermag«, kann in dieser Vollkommenheit kein ursprüngliches altherkömmliches Versmaß, sondern muß die Frucht einer Entwickelung sein. Das erkannte Theodor Bergk, der in seiner Studie »über das älteste Versmaß der Griechen« (1854) als solches einen kurzen Spruchvers, mit freier Verteilung von Hebungen und Senkungen, ansetzte und aus inschriftlichem wie literarischem Gebrauche nachwies [2]). Für den Charakter dieses Verses schien es ihm unwesentlich, ob er mit betonter oder unbetonter Silbe anfing; aber nach dem Rhythmus des Ausganges unterschied er den kürzeren Enhoplios, von energischerem Klang (– – ◡ ◡ – ◡ ◡ – oder – ◡ ◡ – ◡ ◡ –), und den um eine Silbe längeren Paroimiakos oder Proso-

2) Freiburger Univers.-Programm. Wieder abgedruckt in Bergks Kleinen philologischen Schriften II S. 392—408. Die angeführten Stellen S. 393. 404/5.

diakos (bald – – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ⏑̲ bald – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ⏑̲). Und nun erklärte er: »Der homerische Hexameter ist nichts anderes als die Verbindung zweier Spruchverse zu vollständiger Einheit.« Nirgends verleugne er diese Herkunft; »selbst in den mancherlei Freiheiten und Unregelmäßigkeiten des homerischen Versbaues werde man die Nachwirkungen jener volksmäßigen Weisen anerkennen müssen«. Diesen letzten Gedanken hat Bergk nicht weiter verfolgt, dagegen die Bemerkung hinzugefügt, daß »der Hexameter des bukolischen Gedichtes auf ganz anderem Wege sich gebildet habe als derselbe Vers im heroischen Epos«: jener sei aus Tetrameter und Dimeter zusammengesetzt. — Von verwandten Grundanschauungen ging später Usener aus: »Altgriechischer Versbau. Ein Versuch vergleichender Metrik« (1887). Vor allem aber hat denselben Weg Wilamowitz eingeschlagen, und seitdem ist er von vielen beschritten worden. Wenn er selbst sich dessen, was ihn von Bergk trennte, stärker bewußt war als der gemeinsamen Hauptrichtung, so war das anfangs wohl natürlich; daß er noch jetzt daran festzuhalten scheint (IlH. 352), soll uns nicht irre machen.

Grundlegend ist aus den »Homerischen Untersuchungen« (1884) der Satz: »daß der Hexameter, wie wir ihn jetzt im Epos lesen, wie er der »Ausgangspunkt einer tausendjährigen metrischen Entwickelung ge»worden ist, selbst erst das schließliche Resultat eines langen Prozesses »ist, durch welchen ein äolisches Liedmaß vermittelst vieler Kompromisse »und Neuerungen dem episch-rezitativen Tone angepaßt ward, den der »Stoff forderte« (S. 408 f.). Daran hat Otto Schroeder angeknüpft mit seinen »Vorarbeiten zur griechischen Versgeschichte« (1908). Wenn der epische Vers aus beweglicheren rhythmischen Reihen entstanden und der feste daktylische Gang erst nach und nach hereingekommen sein soll, so lassen sich Spuren ehemaliger Freiheit vielleicht noch erkennen. Den fallenden Rhythmus empfinden wir als wesentliches Element des Hexameters, jene älteren Verse aber konnten, worüber schon Bergk völlig im klaren war, auch mit einer Senkung am Anfang gebildet werden. Schroeder macht das u. a. an zwei eng verbundenen Reihen aus Sophokles Antigone (789 f.) deutlich:

οὔθ' ἁμερίων σέ γ' ἀνθρώ-
πων· ὁ δ' ἔχων μέμηνεν.

Nun gebe es bei Homer Hexameter, die mit einer unbetonten Silbe einsetzen. Das sind die στίχοι ἀκέφαλοι, wie sie Wilhelm Schulze in einem besonderen Kapitel seiner Quaestiones epicae (1892) gedeutet hat. Auf dessen Beweisführung ruht an dieser Stelle (S. 37) Schroeders Theorie.

Wenn ein Vers anfängt ἐπεὶ δὴ λίπε (θ 452) oder φίλε κασίγνητε (Δ 155) oder ἴομεν, ὄφρα (Β 440), so meinte man früher, die erste Silbe

sei unter dem Iktus gelängt; Schulze lehrte, daß vielmehr geradezu ein Iambus oder Tribrachys statt des Spondeus oder Daktylus gesetzt sei. Und darin sah auch er (p. 374 sq.) etwas Altertümliches, eine Freiheit, die von Späteren nicht mehr verstanden und deshalb, wo es anging, durch Korrektur beseitigt worden sei. So habe man an den Versanfängen ἴδεν ὅτ᾽ ἐξ Ἴδης Λ 112, ἴδον πρὸ πτόλιος Τ 292, ἴδον γὰρ σκοπιήν κ 194 Anstoß genommen und εἶδεν εἶδον eingesetzt, die sich durch Nichtbeachtung des ϝ als unecht verrieten. Aber tun wir gut, eine Singularität auszutreiben indem wir eine andre einführen? Auch σπέος εἴδομεν ι 182 und εἰς Ἰθάκην οὐδ᾽ εἶδες λ 162 zeigen das ϝ vernachlässigt und müßten geändert werden, wenn dergleichen nur durch Abschreiber in den Homertext gekommen sein könnte. Schulze hat konsequenter Weise auch hier die Korrektur gefordert. Vielleicht würde er heut anders urteilen, auch über σάος ἔσεσθ(αι) Χ 332, wie er statt σῶς ἔσσεσθ(αι) herstellen wollte [3]). Jedenfalls können wir unter den Belegen einer ursprünglich freier gestalteten Basis des Hexameters diese nicht gelten lassen. Und nicht minder bedenklich ist eine andere Gruppe: λύτο δ᾽ ἀγών Ω 1, κλῦτε φίλοι Β 56, σπέο μοι Κ 285, ἀείδῃ δεδαώς ρ 519 u. a. Die Stellen, an denen sich einzelne Überbleibsel einer im ganzen vorhomerischen Metrik erhalten hätten, müßten doch zu den ältesten Partien des Epos gehören; und das wird von den hier in Betracht kommenden Gesängen wohl niemand behaupten. Daß in ἀθάνατος, δυναμένοιο, μαχεούμενος, μαχειόμενος u. ä. tatsächlich die Dichter aus metrischer Not eine kurze Silbe durch den Iktus lang gemacht haben, nimmt doch auch Schulze an (p. 141 sq. 156 sq. 363); sein Verdienst ist gerade, diesen Begriff der metrischen Not fest begrenzt zu haben: nur da hat sie bestanden, wo in einem Wort eine Reihe kurzer Silben vorlag, die an sich, ohne eine gewisse Vergewaltigung, überhaupt keinen Platz im Hexameter hätte finden können. Innerhalb eines Wortes mußten die kurzen Silben liegen, und so daß auch durch die Stellung dieses Wortes zu anderen nicht geholfen werden konnte: das war, wie Schulze gezeigt hat, das ererbte Gesetz, nach dem die Dichter sich richteten. Können wir uns wundern, wenn es damit im Laufe der Zeit etwas weniger streng genommen wurde? Wortgruppen wie διὰ μὲν ἀσπίδος Γ 357, φίλε κασίγνητε Δ 155 konnten leicht so angesehen werden, als bildeten sie ein Wort; bei ἴομεν wurde vergessen, daß ihm durch Stellung vor konsonantischem Anlaut eine regelrechte Länge verschafft werden könne:

3) Daß eine Kontraktion wie diese, gerade auch im Χ, gar nicht unerhört ist, zeigt Bechtel, Vokalkontraktion bei Homer S. 220 f. Meine Einwände gegen Schulzes Behandlung der στίχοι ἀκέφαλοι sind wiederholt aus zwei Rezensionen seines Buches, WklPh. 1892 Sp. 1056 ff. und DLZ. 1892 Sp. 1557 ff.

so wurden für einen ursprünglich scharf eingeschränkten Notbehelf allmählich die Grenzen etwas erweitert. Grundsätzlich gibt das auch Schulze zu. In dem kyklischen Versanfang Ἴλιον ἀείδω, weiter in Ἥρην ἀείδω, Ἑρμῆν ἀείδω, Ἄρτεμιν ἀείδω sieht er (p. 384) nichts Altertümliches, sondern irrtümliche Nachbildung eines echten, noch aus der Zeit freierer Metrik herstammenden versbeginnenden ἀείδω wie in ἀείδῃ δεδαὼς ἔπε' ἱμερόεντα βροτοῖσιν ρ 519. Mir scheint es unmöglich, gegenüber den Hymnen und der kleinen Ilias für eine Eumäos-Rede der Odyssee solchen Vorzug der Ursprünglichkeit in Anspruch zu nehmen. Auch jenes ἀείδῃ gehört nicht den frühen Zeiten an, da sich die Normen der epischen Metrik noch nicht befestigt hatten, sondern den viel späteren, da Mißverständnis oder Nachlässigkeit schon anfingen von ihnen abzugleiten.

Ähnlich, nur noch entschiedener urteilt Witte[4]), der durch eingehende Prüfung dahin gelangt ist, die ganze Theorie von den στίχοι λαγαροί und μείουροι »in Bausch und Bogen für eine Fiktion der antiken Grammatiker zu halten«. Er sieht überall nur Fälle metrischer Dehnung, entsprechend seiner Grundauffassung von dem starken Einfluß des Verses auf die Sprachform. Ob dem gegenüber meine Vermutung sich behaupten wird, daß Schulzes Gesetz über den Begriff der metrischen Not ursprünglich in aller Strenge gegolten und die größere Freiheit im Gebrauche kurzer Silben statt langer erst allmählich und zunächst mißverständlich sich eingeschlichen habe: das mag weiterer Untersuchung vorbehalten werden. So viel ist schon jetzt sicher: von dem, was Schroeder an Beispielen homerischer Hexameter mit altertümlicher Anfangsenkung in vier Gruppen zusammengestellt hat, bleibt nicht viel übrig. Er gefährdet seine eigene Untersuchung, wenn er »diese wohl ziemlich gesicherten Versanfänge, deren Rechtfertigung die Sprachgeschichte der Metrik überlassen muß«, weiter als Material verwertet, darunter auch solche Fälle (ἴδεν, σάος), die ihm doch erst von der Sprachwissenschaft hergestellt worden sind, womit er übrigens den einseitigen Anspruch, den er zu Gunsten der Metrik erhebt, schon selbst widerlegt hat. Beide Disziplinen müssen zusammenwirken; sonst kann jede von ihnen erleben, εἴ τι καὶ ἀγροικότερον εἰπεῖν ἔστι, daß sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat. Damit soll an sich die Theorie, daß der Hexameter aus kürzeren Reihen mit zwangloser Verteilung von Thesis und Arsis entstanden sei, nicht angefochten werden; nur der von dieser Seite her versuchte Beweis kommt in Wegfall.

Richten wir, statt auf den Anfang des Verses, unser Augenmerk auf die Mitte, wo die Teile zusammengewachsen sein sollen. In der weib-

4) Kurt Witte, »Wortrhythmus bei Homer. I. Στίχοι ἀκέφαλοι und στίχοι μείουροι«, Rh. Mus. 70 (1915) S. 481—523. Die oben angeführten Worte S. 507 (vgl. 506).

lichen Cäsur des dritten Fußes ist eine Freiheit bestimmter Art längst beobachtet. Ahrens' Gymnasialprogramm von 1851 'De hiatus Homerici legitimis quibusdam generibus' (Kleine Schriften I S. 123 ff.) beschäftigt sich im größeren ersten Teile mit dieser Versstelle, für die er 177 Fälle des Hiatus als überliefert nachweist, eine beträchtliche Zahl anderer aus falscher Korrektur, die dem Vers hatte aufhelfen wollen, wiederherstellt; z. B. K 362 χῶρον ἀν' ὑλήεντα, ὃ δὲ προθέῃσι μεμηκώς (statt ὃ δέ τε), τ 215 νῦν μὲν δή σευ, ξεῖνε, όίω πειρήσεσθαι (statt ξεῖνέ γ' ὀίω). La Roche und Nauck sind ihm auf diesem Wege gefolgt und haben die Beispiele weiter vermehrt. — Andere Erscheinungen prosodischer Art, die innerhalb eines Verses Anstoß geben würden, in denen deshalb Spuren ursprünglicher Selbständigkeit der beiden Teile des Hexameters vor und nach der trochäischen Hauptcäsur zu erkennen seien, hat Usener gesammelt; aber es fehlt seinen Ausführungen die Beweiskraft, weil das Beobachtete teils anders erklärt werden kann teils auch an anderen Versstellen vorkommt [5]). Eine metrische Besonderheit, die allerdings nicht gerade häufig ist, doch auch nicht wohl auf Zufall beruhen kann, wird uns gleich nachher noch begegnen und das hohe Alter dieser Fuge bestätigen.

Die Zulässigkeit des Hiatus hat Ahrens, im zweiten Teile der erwähnten Abhandlung, auch für die bukolische Diärese bewiesen, und er und Nauck haben ihm auch hier mehrfach wieder zu seinem Rechte verholfen (vgl. oben S. 68. 140). Neuerdings hat dann Sommer gezeigt, daß diese prosodischen Lizenzen ebenso für den ersten Fuß bestehen; umgekehrt gewinnt er von dort her die Rechtfertigung für eine in der handschriftlichen Überlieferung größtenteils verschleierte Freiheit des vierten Fußes: daß auch hier trochäischer Wortausgang gestattet und nicht nur vereinzelt, sondern auch in geläufigen Formeln vorgekommen ist [6]). So werden βοῶπι πότνια Ἥρη (Θ 471. Ο 49. Σ 357), βοῦν ἦνιν εὐρυμέτωπον (Κ 292. γ 382) in kritischer Auseinandersetzung mit Wilhelm Schulze sichergestellt; desgleichen für υἱὸς φίλος, υἱὸν φίλον an derselben Versstelle (Κ 50. Ω 333. ε 28. λ 103. ν 343) die Vertauschung, für die auch ein Anhalt in den Hdss. nicht fehlt, endgültig gefordert: αἶψα δ' ἄρ' Ἑρμείαν φίλον υἱὸν ἀντίον ηὔδα. Auf die Frage, ob in solchen Erscheinungen das Fortwirken einer früher noch stärkeren Bedeutung der metrischen Grenze zu erkennen sei, ist Sommer nicht eingegangen. Er würde sonst den Untersuchungen von Witte vorgearbeitet haben, die, von einer andern Seite herkommend, auf diesen Punkt gerichtet sind.

5) Vgl. Witte bei Pauly-Wissowa (»Homer, Sprache und Metrik«), der eine gute Übersicht über die Entwickelung der ganzen Frage gibt. 6) Ferdinand Sommer, Zur griechischen Prosodie. Glotta I (1909) S. 145—240. Darin: II. Zur Gestaltung der Thesis im vierten Fuße des versus heroicus (S. 198 ff.).

Wittes Aufsatz über »die Entstehung der ionischen Langzeile« (Glotta IV [1912] S. 1—21) betrachtet den Einfluß, den das Metrum auf die Erhaltung sowohl als die Neubildung sprachlicher Formen ausgeübt hat, um aus den Wirkungen dieses Einflusses auf die Gestalt zurückzuschließen, die in ältester Zeit der Vers gehabt habe. Dabei werden verschiedene Teile und Stellen ins Auge gefaßt, in erster Linie aber das Stück, das der fünfte und sechste Fuß zusammen ausmachen. »Bei etwa 60 unter »100 Homerversen bildet die bukolische Diärese eine unüberbrückbare »Grenze, die für das Versende eine Wortform oder Wortverbindung »adonischer Messung heischt« (S. 2 f.). Daher sind altertümliche Formen und Verbindungen dieser Art in Menge konserviert, erkennbar neue nach ihrem Muster in Menge geschaffen worden. Alt sind Ἀντιφάταο, Αἰθιόπεσσι, ἡνιόχοιο, πατρίδα γαῖαν, πατρίδι γαίῃ, neugebildet: Ἀντιφατῆα, Αἰθιοπῆας, ἡνιοχῆα, πατρίδος αἴης, πατρὶς ἄρουρα usw. Häufig sind Komposita, die gerade diesen Teil des Verses ausfüllen: ἠυκόμοιο καλλικόμοιο ὑψικόμοιο, ἀγκυλομήτης ποικιλομήτης, desgleichen stereotype Wortpaare: ἱππότα Νέστωρ, νόστιμον ἦμαρ, θούριδος ἀλκῆς αἴθοπι χαλκῷ, οἴνοπα πόντον, πίονα μῆλα, εὐρέας ὤμους usw. Witte hält es für undenkbar, daß »diese so uralt anmutenden Formeln erst ge»prägt wurden, nachdem sich im Verlauf des griechischen Epos hinter »dem vierten Fuß eine Rezitationspause gebildet hatte«. Vielmehr könnten sie »nur dem Umstande ihr Dasein danken, daß die bukolische Diä»rese auf einer unserer Ilias und Odyssee vorangegangenen Stufe der »epischen Poesie eine noch größere Bedeutung als bei Homer hatte. — — »Der fünfte und sechste Fuß ist der Hauptherd aller homerischen For»meln. Bei einem großen Teil der Homerverse bildet also das Versende »von der bukolischen Diärese ab ein fertiges Ganzes, das als solches »längst im Gedächtnis der Dichter existierte, ehe die vordere Vershälfte »gedichtet war« (S. 5 f.). Nun kam es darauf an, das übernommene formelhafte Stück mit dem, was vorn hinzugedichtet wurde, zu verbinden. Dazu dienten vor allem zweisilbige Wortformen, die dem Sinne nach mit zur Ausgangsformel gehörten und zugleich geeignet waren die letzte Senkung des vorangehenden Vierhebers zu füllen: Θέτις ἀργυρόπεζα, Κρόνος ἀγκυλομήτης, Διὸς αἰγιόχοιο, νέες ἀμφιέλισσαι, φάος ἠελίοιο, ῥόος Ὠκεάνοιο, μένος Ἀλκινόοιο usw. Besonders geeignet waren dazu die Präpositionen: ἀπὸ τεύχεα δύω, κατὰ δάκρυον εἶβει, ἕλος κάτα βουκολέοντο (Υ 221), Λυκίην κάτα κοιρανέουσιν (Μ 318). »Die Zahl der Homerverse, in denen die vierte Senkung vor der Diärese durch zweisilbige Präpositionen gefüllt wird, geht in die Hunderte«, sagt Witte (S. 11), und verfolgt deren Gebrauch weiter in Zusammensetzungen: ἀποδειροτομήσω, ἀναβέβρυχεν ὕδωρ, ἐπιγίγνεται ὥρη, περίδυσε χιτῶνας,

παρεγίγνετο δαιτί, ὑπέφηνε τραπέζης usw. Hier meint er — Ähnliches hatte schon Immanuel Bekker beobachtet (Homerische Blätter I 144 ff.) — das Wachstum des Verses mit Augen zu sehen. Abschließend urteilt Witte (in dem Artikel bei Pauly-Wissowa): »Es haben in einer unserer »Ilias und Odyssee vorangegangenen Periode der epischen Poesie alle »Verse den Einschnitt hinter der vierten Senkung aufgewiesen. Er wurde »zunächst überbrückt durch Komposita, die von der vierten Senkung ab »in den fünften Fuß hineinreichten. Der so entstandene Verstypus wurde »in einer noch späteren Zeit, wiederum durch Komposita, mit der Cäsur »nach dem dritten Trochäus verbunden. So bilden alle Homerverse ohne »bukolische Diärese einen sekundären Typus gegenüber solchen mit »diesem Einschnitt.«

Diesem Resultat hat Wilamowitz grundsätzlich zugestimmt, mit Betonung der zuletzt ausgesprochenen Konsequenz. Denn wenn er schreibt: »Die Diärese vor dem fünften Fuße reicht später allein nicht mehr aus, sondern muß mit einer Cäsur im dritten Fuße verbunden sein«, so ist damit eine frühere Periode gesetzt, in der diese Diärese ausreichte, um den Vers zu gliedern. Mit Wittes Ansicht deckt sich das nicht ganz; denn dieser nimmt an, daß die Cäsuren des dritten Fußes, sowohl die weibliche wie die männliche, schon innerhalb des daktylischen Vierhebers gebräuchlich gewesen seien (Glotta IV [1912] S. 21), hat aber den Gedanken bisher nicht ausführlicher entwickelt. Das wollen wir denn abwarten. Wilamowitz meint es offenbar so, daß die Cäsuren erst eingeführt worden seien, nachdem man angefangen hatte, die beiden aneinander gereihten Verse, den Vierheber und den Zweiheber, als Einheit zu empfinden; dieser Typus wirke im altepischen Verse nach, »nur schon zurück»gedrängt durch die ganz wirklichen Hexameter, die sich an der Ein»haltung der Cäsuren erkennen lassen« (IlH. 349). Denn die Cäsur trennt nicht bloß, sondern hält auch zusammen, da durch Unterbrechung innerhalb eines Versfußes das rhythmische Gefühl des Hörers weiter gedrängt wird; die Cäsur setzt also die Einheit des Verses schon voraus (S. 348). Eben deshalb sei nicht daran zu denken, daß an der Stelle, wo jetzt eine Cäsur ist, früher die Grenze zwischen zwei selbständigen Versen gewesen sei, wie Bergk und Usener angenommen hätten.

Prüfen wir zunächst die positive Seite der im Auszuge mitgeteilten Theorie; da ruht sie auf der Feststellung, daß die überwiegende Menge (60 %) der uns vorliegenden Homerverse mit bukolischer Diärese gebildet sei. Dabei sind denn wohl alle Fälle gezählt, wo mit dem 5. Fuß irgendwie ein Wort anfängt. So scheint allerdings auch Bekker (a. a. O.) gerechnet zu haben, der für einzelne Rhapsodien die genauen Zahlen gibt (E 561 von 909, Λ 575 von 848, N 436 von 837, X 316 von 515,

α 247 von 444, δ 512 von 847, θ 352 von 586, π 300 von 481). Aber reicht die Wortgrenze an sich aus, um zu sagen, ein Vers habe die bukolische Diärese, d. h. er sei nach dem Verhältnis 4 : 2 gegliedert? Greifen wir beliebige Beispiele heraus:

η 33 οὐδ' ἀγαπαζόμενοι ‖ φιλέουσ', ὅς κ' | ἄλλοθεν ἔλθῃ.
λ 358 καί κε τὸ βουλοίμην, ‖ καί κεν πολὺ | κέρδιον εἴη.
ο 354 θυμὸν ἀπὸ μελέων φθίσθαι ‖ οἷς | ἐν μεγάροισιν.
χ 404 πᾶν δ' ἄρα οἱ στῆθός τε ‖ παρήιά τ' | ἀμφοτέρωθεν.
ω 127 ἡμῖν φραζομένη ‖ θάνατον καὶ | κῆρα μέλαιναν.

Hierher gehören die Hunderte von Fällen, in denen das, was vor der scheinbaren Diärese steht, eine Präposition ist:

ι 535 νηὸς ἔπ' ἀλλοτρίης, ‖ εὕροι δ' ἐν | πήματα οἴκῳ.
τ 290 οἵ δή μιν πέμψουσι ‖ φίλην ἐς | πατρίδα γαῖαν.
α 116 μνηστήρων τῶν μὲν ‖ σκέδασιν κατὰ | δώματα θείη.
ε 60 κέδρου τ' εὐκεάτοιο ‖ θύου τ' ἀνὰ | νῆσον ὀδώδει.
ν 204 πλάζομαι; αἴθ' ὄφελον ‖ μεῖναι παρὰ | Φαιήκεσσιν.
ζ 77 παντοίην, ἐν δ' ὄψα τίθει, ‖ ἐν δ' | οἶνον ἔχευεν.
ν 424 ἧσται ἐν 'Ατρεΐδαο δόμοις, ‖ παρὰ δ' | ἄσπετα κεῖται.
κ 469 ἀλλ' ὅτε δή ῥ' ἐνιαυτὸς ἔην, ‖ περὶ δ' | ἔτραπον ὧραι.
ψ 332 πάντες ὁμῶς, αὐτὸς δὲ ‖ κακὰς ὑπὸ | κῆρας ἄλυξεν.

Und nun die formelhaften Wortverbindungen, von denen Witte selber sagt, daß sie den Einschnitt überbrücken! Wir können doch nicht glauben, daß ἀργυρόπεζα, ἀγκυλομήτης, αἰγιόχοιο, ὠκὺς 'Αχιλλεύς, ἠελίοιο, ἀτρυγέτοιο, πουλυβοτείρῃ für sich im Gedächtnis der Dichter fest und bereit lagen und daß dann Θέτις, Κρόνος, Διός, πόδας, φάος, ἁλός, χθονί hinzugedichtet wurden. Sondern hier umfaßte die Formel von vornherein mehr als die Silbenfolge – ◡ ◡ – ◡̄; sie zeugt also eher gegen als für die Selbständigkeit des fünfsilbigen Schlußteiles. Wir müssen uns zu dem Grundsatze bekennen, den Bolling treffend ausgesprochen hat [7]: Nicht jeder Zwischenraum im Druck bedeutet eine Diärese, sondern darunter kann man nur eine solche Pause verstehen, die im Vortrag am Ende eines Versfußes gemacht wird, um eine rhythmische Wirkung hervorzubringen. Es ist gewiß in seinem Sinne, wenn wir hinzufügen: der Vortrag muß den Gedanken zum Ausdruck bringen. Danach suchen wir zu entscheiden, ob ein Vers durch die bukolische Diärese oder durch eine der Hauptcäsuren gegliedert ist.

In vielen, vielleicht in den meisten Fällen ist die Wahl auf den ersten Blick sicher:

7) George Melville Bolling in den früher (Kap. 6 II, Anm. 13) erwähnten Untersuchungen, AJPh. 34 (1913) p. 170.

N 833 ὣς ἄρα φωνήσας | ἡγήσατο· || τοὶ δ' ἅμ' ἕποντο
834 ἠχῇ θεσπεσίῃ, || ἐπὶ δ' ἴαχε | λαὸς ὄπισθεν.

Λ 52 ἱππῆες δ' ὀλίγον | μετεκίαθον. || ἐν δὲ κυδοιμὸν
53 ὦρσε κακὸν Κρονίδης, || κατὰ δ' ὑψόθεν | ἧκεν ἐέρσας.

Ξ 220 ποικίλον, ᾧ ἔνι πάντα | τετεύχαται· || οὐδέ σε φημὶ
221 ἄπρηκτόν γε νέεσθαι, || ὅ τι φρεσὶ | σῇσι μενοινᾷς.

Ο 547 ἴφθιμον Μελάνιππον. || ὁ δ' ὄφρα μὲν | εἰλίποδας βοῦς
βόσκ' ἐν Περκώτῃ.
553 οὕτω δή, Μελάνιππε, | μεθήσομεν; || οὐδέ νυ σοί περ
ἐντρέπεται φίλον ἦτορ κτέ.

Aber es können sich auch Unterschiede ergeben, von denen das Schriftbild nichts ahnen läßt, z. B. wieder in zwei benachbarten Versen:

Π 809 ἔγχεϊ θ' ἱπποσύνῃ τε || πόδεσσί τε | καρπαλίμοισιν.
810 καὶ γὰρ δὴ τότε φῶτας | ἐείκοσι || βῆσεν ἀφ' ἵππων.

Hier wird man πόδεσσι nicht von καρπαλίμοισιν, ἐείκοσι nicht von φῶτας trennen wollen. Und so ist in der Regel, wenn man Verstand und Ohr befragt, eine Entscheidung doch zu finden. Vier Gesänge — von beziehungsweise 909, 579, 867, 515 Versen — habe ich nach diesem Gesichtspunkte durchgesehen und, unter Zusammenfassung der beiden männlichen Cäsuren, nebenstehendes Bild gewonnen.

Was zuerst in die Augen springt, ist die Tatsache, daß es Verse, die nur die bukolische Diärese haben, in diesen vier Gesängen so gut wie nicht gibt; auch die wenigen Beispiele, die ich zählte (E 66. 127. K 278. X 319), haben innerhalb des dritten Fußes immerhin eine Wortgrenze. Viel anders kann es denn auch im Ganzen nicht stehen. Demnächst beträgt die Summe derjenigen Fälle, in denen die bukolische Diärese stärker vernommen wird als eine mit ihr etwa konkurrierende Cäsur, der Vers also als in Tetrapodie und Dipodie geteilt gelten kann, in K etwas mehr als ein Fünftel, in E Π X weniger als ein Fünftel der Gesamtverszahl. Dazu kommt ein kleiner Betrag solcher Verse (in VIII), in denen diese Diärese mit einer vorhergehenden Cäsur zusammen den Hexameter in drei Absätze gliedert. In den beiden mittleren Hauptgruppen (IV/V und VI/VII) könnte die Statistik an einer kleiner Unstimmigkeit leiden. Bei Versen wie

Π 81 ἔμπεσ' ἐπικρατέως, || μὴ δὴ πυρὸς | αἰθομένοιο.
699 Πατρόκλου ὑπὸ χερσί· || πέρι πρὸ γὰρ | ἔγχεϊ θῦεν.
X 212 ἕλκε δὲ μέσσα λαβών· || ῥέπε δ' Ἕκτορος | αἴσιμον ἦμαρ.
450 δεῦτε, δύω μοι ἕπεσθον· || ἴδωμ', ὅτιν' | ἔργα τέτυκται

kann man zweifeln, ob zu sagen ist, der Einschnitt nach dem vierten Fuße werde von der Cäsur im dritten überwogen, und nicht vielmehr, er sei gar nicht vorhanden. Trotzdem habe ich diese und viele ähnliche Fälle der ersteren Art zugeordnet, um den Bestand an bukolischen Diäresen, der bisher zu hoch eingeschätzt wurde, meinerseits gewiß nicht

	E		K		Π		X	
	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
I. Bukolische Diärese allein:	2		1		0		1	
II. Bukol. Diärese stärker als weibliche Hauptcäsur	72	8	67	11,7	61	7	56	10,9
III. Bukol. Diärese stärker als männliche Hauptcäsur	81	9	57	9,8	88	10	37	7,2
IV. Weibliche Hauptcäsur stärker als bukol. Diärese	153	16,8	56	9,8	125	14,5	75	14,6
V. Männliche Hauptcäsur stärker als bukol. Diärese	169	18,6	89	15,3	168	19,4	93	18,1
VI. Weibliche Hauptcäsur ohne bukol. Diärese	207	22,8	127	22	185	21,3	135	26,3
VII. Männliche Hauptcäsur ohne bukol. Diärese	165	18,2	135	23,4	189	21,8	97	19
VIII. Dreiteilung mit bukol. Diärese	35	4	34	6	39	4,5	10	1,8
IX. Dreiteilung ohne bukol. Diärese	24	2,6	11	2	12	1,5	11	2,1

zu unterschätzen. Nur bei noch engerer Verbindung (vor allem durch Präpositionen und Konjunktionen) habe ich, anders als Witte, angenommen, daß der Vers »ohne bukolische Diärese« ist. Daß in diesem Punkt überall ganz gleichmäßig von mir verfahren worden sei, wage ich, bei Verteilung der Arbeit auf längeren Zeitraum, nicht zu behaupten; doch werden größere Abweichungen vermieden sein. Das gesamte Vorkommen der bukolischen Diärese, das Witte mit rund 60 % ansetzt, beträgt

nach meiner Zählung in den vier Gesängen beziehungsweise 56,4; 52,6; 55,4; 52,6 %. Von diesen Fällen sind denn erheblich weniger als die Hälfte so beschaffen, daß bei sinngemäßem Sprechen eine Pause vor dem fünften Fuße vernommen wird (Gruppen II, III, VIII); in allen übrigen ist die Wortgrenze an dieser Stelle für den Vortrag bedeutungslos, kann also kein grundlegendes Element für den Bau des Verses gewesen sein.

Sollte es einst eine Zeit gegeben haben, wo alle Hexameter die bukolische Diärese hatten, und auf sie eine andere gefolgt sein, wo das »allein nicht mehr ausreichte« und deshalb eine Cäsur im dritten Fuß hinzugefügt wurde, so wäre doch auch die zweite dieser Perioden durch einen weiten Zwischenraum von derjenigen getrennt, in der die Verse die wir lesen gebildet worden sind. Aus deren Beschaffenheit kann jener frühere Zustand nicht gefolgert werden. Ihn anzunehmen liegt also kein Grund vor; der Gedanke, aus dieser einen Quelle den Hexameter abzuleiten, muß aufgegeben werden. — Fassen wir der bukolischen Diärese gegenüber die Hauptarten der Cäsur zusammen, so erhalten wir, alle Zahlen auf 100 bezogen, ein deutliches Verhältnis:

	E	K	Π	X
Zweiteilung durch bukolische Diärese (II, III) . . .	17	21,5	17	18,1
» » weibliche Hauptcäsur (IV, VI)	39,6	31,8	35,8	40,9
» » eine der beiden männlichen Hauptcäsuren (V, VII)	36,8	38,7	41,2	37,1
Dreiteilung (VIII, IX)	6,6	8	6	3,9

Das sind freilich nur vier Gesänge, darunter jedoch ein besonders altertümlicher und ein ganz junger, und zwischen diesen treten keine grundlegenden Unterschiede hervor. So wird man mit den Zahlen, Erweiterung und Verbesserung der Statistik vorbehalten, immerhin operieren können.

Dreigeteilte Verse sind selten, und unter ihnen keiner, der nicht, wenn es sein müßte, auch in einer der vorhergehenden Gruppen unterkommen könnte, mancher sogar in zweien. Relativ groß die Zahl der dreiteiligen mit bukolischer Diärese (VIII), z. B.:

E 759 μάψ, ἀτὰρ οὐ κατὰ κόσμον; ‖ ἐμοὶ δ᾽ ἄχος· ‖ οἱ δὲ ἕκηλοι.
Π 215 ἀσπὶς ἄρ᾽ ἀσπίδ᾽ ἔρειδε, ‖ κόρυς κόρυν, ‖ ἀνέρα δ᾽ ἀνήρ.
X 87 κλαύσομαι ἐν λεχέεσσι, ‖ φίλον θάλος, ‖ ὃν τέκον αὐτή.
E 787 αἰδώς, Ἀργέιοι, ‖ κάκ᾽ ἐλέγχεα, ‖ εἶδος ἀγητοί.
E 831 τοῦτον μαινόμενον, ‖ τυκτὸν κακόν, ‖ ἀλλοπρόσαλλον.
Π 46 ὣς φάτο λισσόμενος, ‖ μέγα νήπιος· ‖ ἦ γὰρ ἔμελλεν.

E 35 ὣς εἰποῦσα ‖ μάχης | ἐξήγαγε ‖ θοῦρον Ἄρηα.
E 355 εὗρον ἔπειτα ‖ μάχης | ἐπ᾽ ἀριστερὰ ‖ θοῦρον Ἄρηα.

E 30 χειρὸς ἑλοῦσ᾽ ‖ ἐπέεσσι | προσηύδα ‖ θοῦρον Ἄρηα·
E 31 Ἆρες, Ἄρες ‖ βροτολοιγέ, | μιαιφόνε, ‖ τειχεσιπλῆτα.
K 98 μὴ τοὶ μὲν ‖ καμάτῳ | ἀδηκότες ‖ ἠδὲ καὶ ὕπνῳ.
Π 31 αἰναρέτη. ‖ τί σευ ἄλλος | ὀνήσεται ‖ ὀψίγονός περ;
X 159 καρπαλίμως, ‖ ἐπεὶ οὐχ ἱερήιον ‖ οὐδὲ βοείην
160 ἀρνύσθην, ‖ ἅ τε ποσσὶν | ἀέθλια ‖ γίγνεται ἀνδρῶν.

Vom Typus der letzten acht Verse hat jeder der Gesänge E K Π rund 30 Beispiele: männliche Cäsur im zweiten Fuß und bukolische Diärese. In X von dieser Art nur ein halbes Dutzend.

Weibliche oder männliche Hauptcäsur zur Dreiteilung mitwirkend haben wir schon gehabt. Ganz vereinzelt steht, in diesen vier Büchern,

K 496 ἀσθμαίνοντα· | κακὸν γὰρ ὄναρ | κεφαλῆφιν ἐπέστη.

Dagegen kommt im ganzen über 50 mal vor die Vereinigung von männlicher Cäsur im zweiten und vierten Fuße, ein wohlbekannter Klang:

K 144 διογενὲς | Λαερτιάδη, | πολυμήχαν᾽ Ὀδυσσεῦ.
K 555 ὦ Νέστορ | Νηληιάδη, | μέγα κῦδος Ἀχαιῶν.
Π 19 ἐξαύδα, | μὴ κεῦθε νόῳ, | ἵνα εἴδομεν ἄμφω.

Diese Anordnung kann bedeutende Wirkung hervorbringen, z. B.

E 63 ἀρχεκάκους, | αἳ πᾶσι κακὸν | Τρώεσσι γένοντο.
Π 22 μὴ νεμέσα· | τοῖον γὰρ ἄχος | βεβίηκεν Ἀχαιούς.
X 498 ἔρρ᾽ οὕτως· | οὐ σός γε πατὴρ | μεταδαίνυται ἡμῖν.

Wo aber der kraftvolle Dreischritt über unbedeutenden Inhalt dahingeht, empfindet man das wie einen Widerspruch; z. B.:

K 175 ἀλλ᾽ ἴθι νῦν, | Αἴαντα ταχὺν | καὶ Φυλέος υἱόν.
X 478 ἀμφότεροι, | σὺ μὲν ἐν Τροίῃ | Πριάμου κατὰ δῶμα.

Schwerlich war in solchen Fällen diese Gliederung mit Bedacht gewählt; schwerlich auch in den folgenden, bei denen man sogar zweifeln kann, wie sie zu sprechen sind:

K 104 οὔ θην Ἕκτορι ‖ πάντα | νοήματα ‖ μητιέτα Ζεύς.
X 86 σχέτλιος· ‖ εἴ περ γάρ σε | κατακτάνῃ, ‖ οὔ σ᾽ ἔτ᾽ ἐγώ γε.

E 59 Μηριόνης δὲ ‖ Φέρεκλον | ἐνήρατο ‖ Τέκτονος υἱόν.
Π 534 αὐτὰρ ἔπειτα ‖ μετὰ Τρῶας | κίε ‖ μακρὰ βιβάσθων.

Natürlich ist das kein Vorzug; Verse dieser Art sind wirklich nicht schön. Um so eher wird man glauben, daß sie ohne Absicht so geworden sind, wie das mit bezug auf A 53

ἐννῆμαρ μὲν | ἀνὰ στρατὸν ᾤχετο | κῆλα θεοῖο

auch Wilamowitz (IlH. 349) anzunehmen geneigt ist und für A 78 gewiß zugeben wird:

ἦ γὰρ ὀίομαι ‖ ἄνδρα | χολωσέμεν, ‖ ὃς μέγα πάντων.

Ich möchte aber vorschlagen, in entsprechender Weise die Dreiteilung auch in solchen Versen zu erklären, die nicht diesen Eindruck machen, zum Teil sogar bemerkenswert gut wirken. Wo es auf die bukolische Diärese oder auf die männliche Cäsur des vierten Fußes abgesehen war, konnte es kommen, daß sich aus der Fügung der Worte ein weiterer Einschnitt, im vorhergehenden längeren Teile des Verses, auftat; wenn der zugleich die Fügung der Gedanken zum Ausdruck brachte, so trat ein Versgebilde hervor, das in seiner Art vollkommen war, und damit dieser Art ihr Daseinsrecht gab. Wie der Hexameter selber zuerst entstanden sei, darüber wird man aus solchen Ausnahmen keinen Aufschluß gewinnen können.

Das Natürliche scheint doch, daß wir, Bergks Gedanken in etwas geänderter Form erneuernd, die Ableitung aus Tetrapodie und Dipodie, zu der Witte von der bukolischen Diärese aus gelangt ist, festhalten, daneben aber den Weg nicht verschmähen, auf den die Cäsuren uns weisen. An Häufigkeit des Vorkommens sind die durch Cäsur gegliederten Verse denen mit der Diärese überlegen, und kein sicheres Merkmal spricht dafür, daß diese Art jüngeren Ursprungs sei. Wilamowitz' Begründung, die wir kennen gelernt haben, ist etwas gar zu prinzipiell — fast wie bei der Einheit der Ilias und Solons Rhapsoden-Vorschrift. Gewiß, die Cäsur drängt vorwärts; das tut schon jede der drei oder vier Fußcäsuren, die ein Hexameter in der Regel hat. Vollends die Hauptcäsur in der Mitte stärkt das Gefühl der Einheit des Verses, was eine Diärese nicht kann; zum guten Teil darauf beruht der Unterschied zwischen dem Geklapper des Alexandriners und dem feierlichen Wohlklang des Trimeters. Aber eine Einrichtung, die innerhalb des fertigen Organismus einem Zwecke zu dienen hat, braucht nicht um dieses Zweckes willen erdacht und geschaffen zu sein. Das lehrt die Natur, das lehren Staatsleben und Sprache.

Die Einheit des Verses zu wahren ist nicht das einzige, was die Cäsuren leisten. Alles Schöne in der Kunst gelingt durch Verschmelzung von Gegensätzen; daß der Hexameter Mannigfaltigkeit und Regelmäßigkeit, den Eindruck des fallenden Rhythmus mit einem Elemente des Aufsteigens vereinigt, dankt er den Cäsuren. Dieses Verhältnis aber ist geworden, ohne daß bewußter Wille das Werden lenkte. Was gut wirke, wurde ausgeprobt. Gliederungen wie diese:

I 394 Πηλεύς θήν μοι ἔπειτα γυναῖκα γαμέσσεται αὐτός

konnten sich nicht einbürgern. Es ist kein Zufall, daß dergleichen vereinzelt dasteht; denn

Wenig | behagen | dem Ohre | die Verse | mit solchem | Gefälle.

Das scherzhafte Muster, von Joh. Heinr. Voß gebildet, gab uns Ritschl, als ich vor 48 Jahren sein Kolleg über Metrik hörte. Der amphibrachische Tonfall, so sich wiederholend, ist für den Rhythmus des Hexameters tödlich. Und auch ohne die Häufung können die Silbengruppen ◡ – ◡ oder ◡ ◡ – ◡ schaden, wenn sie, in der Mitte des Verses, eine beherrschende Stellung einnehmen. Daher sind auch Verse selten wie:

E 178 ἱρῶν μηνίσας· ‖ χαλεπὴ δὲ | θεοῦ ἔπι μῆνις.
E 285 δηρὸν ἔτ᾽ ἀνσχήσεσθαι· ‖ ἐμοὶ δὲ | μέγ᾽ εὖχος ἔδωκας.
K 317 αὐτὰρ ὃ μοῦνος ἔην ‖ μετὰ πέντε | κασιγνήτῃσιν.
Π 410 κὰδ δ᾽ ἄρ᾽ ἐπὶ στόμ᾽ ἔωσε· ‖ πεσόντα | δέ μιν λίπε θυμός.
Ω 423 καὶ νέκυός περ ἐόντος, ‖ ἐπεί σφι | φίλος πέρι κῆρι.

Bekannt ist das von Gottfried Hermann entdeckte Gesetz, daß Homer die trochäische Cäsur im vierten Fuße meidet; hier wird der Sinn davon deutlich [8]). In Versen mit unmittelbar vorhergehender Cäsur oder gleich nachfolgender Diärese war sie von selber so gut wie ausgeschlossen; in solchen aber, die im dritten Fuß eine sei es männliche oder weibliche Cäsur hatten, mußte, wenn mit der ersten Kürze des vierten Fußes das Wort zu Ende ging, jene unschön wirkende Silbenfolge herauskommen. So hat sich praktisch eine Gewohnheit gebildet, die später erst als Norm zum Bewußtsein kam. Ähnlich, nur in umgekehrtem Sinne, wird es mit den Cäsuren ergangen sein. Wenn eine solche, wie ein Gelenk, zugleich scheidet und verbindet, so liegt doch der Gedanke mehr als nahe, sie sei, in dieser Doppelnatur, eben dadurch entstanden, daß zwei vorher für sich stehende Stücke hier zu einem Ganzen zusammengefügt wurden.

Zu fragen wäre nur, ob denn bekannt ist, daß die rhythmischen Reihen, die hier vorausgesetzt werden, selbständiges Dasein gehabt haben. Von den Dreihebern und Vierhebern wird das kaum jemand bestreiten. Und daß der Abschnitt nach der Cäsur des vierten Fußes einst als Ganzes für sich gedacht war, beweist, ebenso wie bei dem fünfsilbigen Versschluß, die Geläufigkeit gewisser Formeln altertümlichen Gepräges, von denen diese Strecke (◡ ◡ – ◡ ◡ – ⏑̄) gerade ausgefüllt wird. An jene νόστιμον ἦμαρ, πατρίδα γαῖαν, γαῖα μέλαινα, νὺξ ἐρεβεννή, δῖος Ὀδυσσεύς, Αἰθιόπεσσι, ἠυκόμοιο usw. reihen sich, nicht als Weiterbildung der Dipodie, wie es Witte ansehen wollte, sondern von vornherein als Einheit gedacht, jene Wortverbindungen wie Θέτις ἀργυρόπεζα, Διὸς αἰγιόχοιο, νέες ἀμφιέλισσαι, πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς, ἁλὸς ἀτρυγέτοιο, vollends — ohne Wortgrenze hinter den beiden Kürzen — πολύδακρυν Ἄρηα, πολύμητις Ὀδυσσεύς, κορυθαίολος Ἕκτωρ, περικαλλέα δίφρον, ῥοδοδάκτυλος Ἠώς, ταναήκεϊ χαλκῷ, μερόπων ἀνθρώ-

8) Darauf weist auch Witte hin (bei Pauly-Wissowa), ohne daß, wie mir scheint, der Zusammenhang recht klar hervorträte. Die Stelle bei Hermann Orphica (1805) p. 692 sqq.

πων, auch φίλον ἔπλετο θυμῷ u. a. Sie sind alt, denn sie sind stereotyp geworden. Also dürfen wir annehmen, daß sie nicht gemacht wurden, um sich dem Schema des Hexameters einzufügen, sondern daß sie da waren und ihrerseits geholfen haben das Schema entstehen zu lassen. — Die beiden männlichen Cäsuren zusammen kommen nicht viel öfter vor als die eine weibliche. Diese war also besonders beliebt. Und für sie besteht, wenn auch nur in einer kleinen Gruppe von Fällen, zwischen den beiden Teilen, in die der Vers gegliedert ist, eine Beziehung, die in älteste Zeiten zurückweist. Das ist der Reim — nicht an sich, denn er könnte ja eine späte Erfindung sein, aber da, wo er durch Herstellung äolischer Sprachform erst zum Vorschein kommt. Im vorigen Kapitel ist über dieses Ergebnis des Fickschen Versuches berichtet (S. 172). Wenn nun der Reim in jener Mundart vernommen worden ist, so kann die Beziehung zwischen den Gliedern, an denen er angebracht wurde, nicht erst in einer Zeit geschaffen worden sein, da die Dichtung in den Händen der Ionier war. Folglich ist diese Beziehung nicht dadurch zustande gekommen, daß ein Ganzes geteilt wurde, sondern so, daß zwei selbständige Stücke zusammengefaßt und damit zu Teilen eines Ganzen gemacht wurden. Sonst müßte man ja annehmen, daß der Hexameter schon bei den Äolern fertig gewesen sei, schon bei ihnen eine längere Entwickelung von ursprünglicher Alleinherrschaft der Diärese nach dem vierten Fuße zur Gliederung durch Cäsuren, die ihn nahe seiner Mitte teilten, durchgemacht habe.

Aber warum soll es nicht so gewesen sein? Vieles haben die Ionier von ihren Vorgängern übernommen, warum nicht auch den Vers? Ja, werden wir zu solcher Annahme nicht geradezu gedrängt? da doch die altertümlichen Formeln, die am homerischen Stil einen so wesentlichen Anteil haben, von vornherein in daktylischen Rhythmus gefaßt waren. — Darauf ist zu antworten: daktylisches Metrum, dessen sich allerdings schon die Äoler bedient haben müssen, bedeutet noch nicht den Hexameter. Der Anfang des Heldengesanges war wirklicher Gesang, in kürzeren Versen und kürzeren Liedern; für die Rezitation wurde der Langvers geschaffen. Und gerade Wilamowitz verdanken wir die Erkenntnis, daß diese für die Entwickelung des Epos entscheidende Tat von den Ioniern vollbracht worden ist (IlH. 350f. 353 f.). Mit Recht legt er dabei kein Gewicht auf den Ausdruck ἀείδειν, der auch von rezitativem Vortrag, mit gelegentlichem Anschlagen wirksam hervorhebender oder überleitender Klänge, gebraucht sein könnte. Aber die Sänger, von denen Homer erzählt, gebrauchten die Phorminx, der Rhapsode hatte den Stab in der Hand[9]). Auf die Wichtigkeit der Veränderung vom Singen zum Sagen

9) Pindar Isthm. III 56; Hesiod Theog. 30. Vgl. Welcker, Der epische Cyclus, S. 360.

hat auch Bethe hingewiesen (Hom. I 39 f.), ein volles Verständnis der Entwickelung jedoch sich dadurch verschlossen, daß er das Epos »in Kleinasien geboren« denkt (S. 10.45). Gewiß ist es drüben erst zu dem geworden, was es dann war; aber seine Geburtstätte, das Quellgebiet der epischen Redeweise und Denkweise lag im Mutterlande, da wo äolisch gesprochen wurde, wo die Phantasie der Menschen den Olymp, den sie zum Himmel ragen sahen, mit Göttern bevölkerte. Nun haben wir diese vier Reihen:

einst kürzere Lieder — später zusammenhängende Erzählung,
einst Gesang — später Rezitation,
einst kurze Verse — später Hexameter,
einst äolisch — später ionisch.

Daß nicht auf jeder dieser Linien einzeln der Übergang stattgefunden hat, sondern, was da geschehen ist, zeitlich und ursächlich zusammengehört, läßt sich mit all der Wahrscheinlichkeit behaupten, die in Fragen dieser Art überhaupt erreichbar ist.

Wie es im einzelnen dabei hergegangen ist — sicher nicht plötzlich —, können wir nicht wissen, doch in den Hauptzügen uns ein Bild machen, wie das Wilamowitz in ein paar kurzen Sätzen getan hat (S. 354 f.). Treffend erinnert er auch an den ungeheuren Abstand zwischen den alten Liedern und den Versen der Ilias. Nur daß sich »kaum mehr« erhalten haben könne »als hier und da eine Formel, sonst nur bequeme sprachliche Formen und eine bescheidene Anzahl altgeheiligter Wörter«, scheint mir stark übertrieben. Odyssee und Ilias sind voll von Wortverbindungen und Wendungen äolischen Gepräges. Und was in der homerischen Redeweise konventionell ist, muß einst lebendig gewesen sein, sei es ein charakteristisches Beiwort oder die frisch empfundene Beschreibung einer Situation, eines Vorganges. Dann ist es zur Formel erstarrt. Indem wir dem Ursprung dieses Elementes nachgehen, dürfen wir hoffen uns der Periode des Heldengesanges zu nähern, die für den epischen Ausdruck die eigentlich schöpferische gewesen ist. Den Versuch, die Texte in eine frühere Mundart zurückzuübertragen, wird, nachdem er seine wertvollen Dienste getan hat, niemand mehr erneuern. Aber die Aufgabe tritt nun heran, die sprachgeschichtliche Analyse durch eine vergleichende Betrachtung des Inhaltes und des Stiles der Epen fortzusetzen, ob nicht auch in dem, was und wie erzählt wird, sich vom allmählichen Wachstum, durch verschiedene Zeitstufen und Kulturkreise, Zeugnisse erhalten haben. Dabei entspricht es dem ganzen Plan unsrer Arbeit, daß wir das Stoffliche voranstellen; das Was ist überall greifbarer als das Wie.

Die bisherigen Untersuchungen waren durchweg so angelegt, daß sie von dem uns Näherstehenden zum Ferneren, vom Späteren zum Früheren allmählich aufstiegen. Dabei hat die Betrachtung der sprachlichen Gestalt, in der die Gedichte überliefert sind, auf den Tatbestand der Dialektmischung und so zu der Erkenntnis geführt, daß zur Entstehung und Ausbildung der epischen Poesie verschiedene Stämme zusammengewirkt haben. Unter demselben Gesichtspunkte ließ sich die metrische Form verstehen, zugleich als Ergebnis eines Überganges von Gesang zu Rezitation. Wenn wir uns im Folgenden dem Stoff der Erzählungen zuwenden, so werden wir die Hauptrichtung, vom zeitlich Näheren zum Weiterzurückliegenden, beibehalten und, indem wir ihr nachgehen, die Hoffnung hegen, daß es auch in diesem Bereiche gelingen werde Schichten zu erkennen und den Niederschlag verschiedner Perioden zu sondern, verschiedener geographischer und geschichtlicher Verhältnisse, durch die das Epos in seiner Entwickelung bedingt war. Doch wollen wir nicht von vornherein die Aufgabe so stellen, daß die Bestandteile auf Äoler und Ionier verteilt werden sollen; es könnte doch sein —, und darüber kann erst der Gang der Untersuchung entscheiden —, daß eine faßbare Grenze diesmal an einer etwas anderen Stelle gezogen werden müßte. Dagegen darf es wohl als zugestanden gelten, daß die Odyssee das jüngere Epos ist, so daß wir mit ihr den Anfang zu machen haben.

ZWEITES BUCH

ZUR ANALYSE DES INHALTS

ERSTES KAPITEL

DIE HEIMAT DES ODYSSEUS

Αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς ἦγε Κεφαλλῆνας μεγαθύμους,
οἵ ῥ' Ἰθάκην εἶχον καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον,
καὶ Κροκύλει' ἐνέμοντο καὶ Αἰγίλιπα τρηχεῖαν,
οἵ τε Ζάκυνθον ἔχον ἠδ' οἳ Σάμον ἀμφενέμοντο,
οἵ τ' ἤπειρον ἔχον ἠδ' ἀντιπέραι' ἐνέμοντο·
τῶν μὲν Ὀδυσσεὺς ἦρχε Διὶ μῆτιν ἀτάλαντος.

Diese Beschreibung, die der Schiffskatalog vom Reiche des Odysseus gibt (B 631 ff.), hat schon Strabon so verstanden, daß darin Leukas und Akarnanien mitbegriffen seien, X 2, 10 (p. 453): ἤπειρον μὲν οὖν καὶ τὰ ἀντιπέρα τῶν νήσων βούλεται λέγειν, ἅμα τῇ Λευκάδι καὶ τὴν ἄλλην Ἀκαρνανίαν συμπεριλαβεῖν βουλόμενος. Ebenso die Neueren. Eine wertvolle Bestätigung brachte Wilamowitz (HU. 73), indem er darauf hinwies, daß Δ 491 ein Gefährte des Odysseus mit Namen Λεῦκος auftritt, daß wir einen anderen Λεῦκος der Penelope Nachstellungen bereitend in einer alten Sage finden[1]), daß endlich die Alkmaionis als Gründer von Leukas den Bruder der Penelope, Leukadios, nannte (nach Ephoros bei Strabon 452). In allen drei Fällen stehen Männer, die durch ihren Namen mit Λευκάς zusammenhängen, in einer nahen persönlichen Beziehung zu Odysseus. Das stimmt aufs beste zu der Ansicht, die wir also festhalten dürfen, daß zum Reiche des Odysseus in B auch Leukas gehört. Aber der Dichter nennt es nicht, während er doch Namen genug aufzählt. In einem von diesen könnte es ja versteckt sein; doch warum sagt er nicht einfach Λευκάς, wie er doch Arkadien, Elis, Euböa, Lakedämon usw. in der gewöhnlichen Weise benennt? Fast scheint es, als habe die Landschaft — Halbinsel oder Insel — zur Zeit des Verfassers von B oder des Älteren, dessen Werk sich der Verfasser von B zunutze macht, den Namen Λευκάς noch nicht gehabt.

Daß es wirklich so gewesen ist, sagt Strabon mit klaren Worten, X 2, 8 (p. 452): Κορίνθιοι .... τῆς χερρονήσου διορύξαντες τὸν ἰσθμὸν

1) Schol. zu δ 797 mit Lykophr. Alex. 1218 verbunden durch Wilamowitz, De Lycophronis Alexandra (Greifswalder Ind. schol. 1883/4) p. 5.

ἐποίησαν νῆσον τὴν Λευκάδα, καὶ μετενέγκαντες τὴν Νήριτον ἐπὶ τὸν τόπον, ὃς ἦν ποτὲ μὲν ἰσθμός, νῦν δὲ πορθμὸς γεφύρᾳ ζευκτός, μετωνόμασαν Λευκάδα, ἐπώνυμον — δοκῶ μοι — τοῦ Λευκάτα· πέτρα γάρ ἐστι λευκὴ τὴν χρόαν, προκειμένη τῆς Λευκάδος εἰς τὸ πέλαγος καὶ τὴν Κεφαλληνίαν, ὥς ἐντεῦθεν τοὔνομα λαβεῖν. Daß der »weiße Fels« — der auch im Gesichtskreise der Odyssee liegt (ω 11), so daß Λεῦκος und Λευκάδιος unmittelbar nach ihm benannt sein können — für Stadt und Halbinsel den Namen geliefert hat, versteht sich von selbst. Nach Strabon ist das überhaupt erst geschehen, als die Korinther in diese Gegend kamen, also gegen 700 vor Chr.; denn wenn er gemeint hätte, daß die Halbinsel früher schon so geheißen habe, so würde er den Namen der Stadt eben hiervon und nicht unmittelbar von dem weißen Vorgebirge abgeleitet haben. Ähnliches berichtet Plinius nat. hist. IV 2: *Dein sinus, ac Leucadia ipsa paeninsula, quondam Neritis appellata, opera accolarum abscissa a continenti ac reddita ventorum flatu congeriem arenae accumulantium: qui locus vocatur Dioryctos, stadiorum longitudine trium. oppidum in ea Leucas, quondam Neritum dictum.* Hier bekommen wir zugleich einen älteren Namen für die Halbinsel: *Neritis.* Doch möchte ich diesem ganz vereinzelt stehenden Zeugnis nicht allzusehr trauen; die Angabe könnte, ohne positiven Anhalt, aus der anderen herausgesponnen sein, in der Plinius mit Strabon übereinstimmt: daß die Hauptstadt ursprünglich Νήριτος hieß.

Von dieser ist wohl zu unterscheiden Νήρικος — πόλις Ἀκαρνανίας, ἣν Ὅμηρος ἀκτήν φησιν ἠπείροιο, ἥτις ἐστὶν Ἀκαρνανία, so bezeugt bei Stephanos von Byzanz. Noch zur Zeit des peloponnesischen Krieges war Nerikos ein Küstenplatz, von dem aus man versuchen konnte den Leukadiern Schaden zu tun; von einem mißlungenen Handstreich dieser Art, bei dem im J. 428 der athenische Geschwaderführer Asopios fiel berichtet Thukydides (III 7). Liest man dessen Darstellung (πλεύσας ἐς Λευκάδα καὶ ἀπόβασιν ἐς Νήρικον ποιησάμενος ἀναχωρῶν διαφθείρεται αὐτός τε καὶ τῆς στρατιᾶς τι μέρος ὑπὸ τῶν αὐτόθεν τε ξυμβοηθησάντων καὶ φρουρῶν τινων ὀλίγων), so hat man zunächst den Eindruck, Nerikos sei an der Küste von Leukas gedacht. So habe auch ich es früher verstanden, und für dieselbe Auffassung ist Herkenrath mit eingehender Begründung eingetreten[2]). Er meint, man dürfe den Ort »nicht zu nahe bei [der Stadt] Leukas« suchen, und vermutet seinerseits, er habe in der Ebene von Nidri gelegen. Aber wenn das zuträfe, so wäre dieses Nerikos mit dem, das einst Laertes erobert hatte (ἐυκτίμενον πτολίεθρον, ἀκτὴν ἠπείροιο ω 377f.), nicht identisch, was doch allgemein,

2) Herkenrath, »Nerikos«, Mitteilungen arch. Instit. Athen 36 (1911) S. 207—211. Dagegen Dörpfeld, ebenda 212—219: »Das homerische und klassische Nerikos«.

ausdrücklich auch von Herkenrath, angenommen wird; denn jenes lag, wenn wir dem Stephanos glauben, an der Küste von Akarnanien. Und wenn wir ihm nicht glauben: auch zu dem, was Homer selber sagt — »Vorsprung des Festlandes« — will die Lage in einer geschützten Ebene nicht stimmen. Vielleicht war das ganze Leukas eine Halbinsel und mochte ἀκτὴ ἠπείροιο genannt werden? Darüber wird gestritten; aber nehmen wir es einstweilen an, so konnte doch diese Bezeichnung nicht, mit ἐυκτίμενον πτολίεθρον gleichgeordnet, als Apposition zu dem Namen eines einzelnen auf der Halbinsel gelegenen Ortes treten. Bleiben wir also, mit Wilamowitz und Dörpfeld, bei der Angabe des Stephanos; dann lag Nerikos auf einer Landspitze gegenüber der Halbinsel Leukas, nicht allzuweit ab von der Stadt Leukas, so daß deren Bewohner das Festsetzen eines Feindes an dieser Stelle nicht dulden durften. Πλεύσας ἐς Λευκάδα heißt dann »fuhr gegen Leukas«, wie ἐς Ἴλιον ἐστράτευσαν (Thuk. I 12); denn daß Λευκάς mindestens ebensogut von der Stadt gesagt werden konnte wie von dem Landesteil, zu dem sie gehörte, für den, wo es darauf ankam, noch der unterscheidende Name Λευκαδία zu Gebote stand, ist außer Zweifel. Dörpfeld hat Beispiele aus Thukydides angeführt; er hat weiter, was wichtiger ist, eine Stelle an der arkananischen Küste nachgewiesen, die den für die Lage von Νήρικος ermittelten Bedingungen entspricht.

Eine Schwierigkeit bleibt doch noch. Ist nicht Νήρικὸς (bei Thukydides und in ω) im Grunde derselbe Name wie Νήριτος? So sah Stephanos es an. Dann ist aber die doppelte Verwendung höchst auffallend; auf der leukadischen Seite lag ja die alte Stadt Νήριτος oder *Neritum*, von der Strabon und Plinius berichten. So möchte ich doch lieber glauben, daß der Unterschied von κ und τ nicht bedeutungslos war, sondern beabsichtigte Differenzierung, aus den ältesten Zeiten griechischer Besiedelung dieser Küsten herstammend. Aber nun begegnet uns drittens Νήριτον auch auf Ithaka! Wilamowitz meinte: »Aus der »Stadt Neritos = Nerikos an der arkananischen Küste haben minder »geographisch bewanderte Dichter (oder vielmehr einer, dem ι 22. ν 352 »gehören) einen Berg auf Ithaka gemacht, worauf dann spätere Mytho- »und Geographen fußen« (HU. 73). Das heißt doch auf eine Erklärung verzichten. Und unter den Landesheroen, denen die Ithakesier ihre Versorgung mit Trinkwasser verdankten, steht Neritos neben Ithakos (ρ 207), mit dem Namen der Insel verbunden der des Berges auch im Schiffskatalog: Ἰθάκη καὶ Νήριτον εἰνοσίφυλλον.

Freilich war dieser Berg auf dem Ithaka der historischen Zeit nicht zu finden; das hat vor mehr als fünfzig Jahren Conrad Bursian (Geogr. v. Griech. II S. 367) richtig erkannt aus der Art, wie die griechischen

Schriftsteller, besonders Strabon, davon sprechen. Strabon (S. 454) hält es für nötig, aus dem Beiworte nachzuweisen, daß Homer mit Νήριτον einen Berg meine; ob dies aber derselbe sei wie Νήιον (γ 81), und ob Νήιον überhaupt ein Berg sei oder ein Ort, bleibe unklar. Das war nicht die einzige Schwierigkeit, die Strabon fand, wenn er die homerischen Namen mit den in seiner Zeit bekannten verglich: Kephallenia fehlte bei Homer, Dulichion und Same gab es in der Wirklichkeit nicht. Dieser Widerspruch hatte schon Früheren zu schaffen gemacht; Hellanikos hatte gemeint, Dulichion sei das historische Kephallenia. Wegen dieser Ansicht wird er von Strabon getadelt (S. 456): Homer nenne Dulichion und Same nebeneinander, Same aber sei zurzeit eine der vier Städte auf Kephallenia; wäre dieses nun gleich Dulichion, so müßten wir fragen, τίς ἂν εἴη ἡ Σάμη. Die Frage ist in der Tat nicht abzuweisen, die ganze Lage der Dinge aber so verworren, die Namen der geschichtlichen Zeit so offenkundig verschoben gegen die homerischen, daß wir gedrängt werden nach einer Hypothese zu suchen, die Zusammenhang und Ordnung hereinbringt. Draheim hatte vollkommen recht, als er sich darüber wunderte, daß noch niemand die Identität von Ithaka bezweifelt habe [3]).

Das hat denn Wilhelm Dörpfeld getan [4]). Er ging aus von der Tatsache, daß während in Wirklichkeit nur drei größere Inseln zu finden sind, Homer wiederholt vier Inseln aufzählt — Ithaka, Dulichion, Same, Zakynthos. Allerdings erscheint dieser Tatbestand selber neuerdings in Frage gestellt. Carl Robert (Ithaka. Herm. 44 [1909] S. 632/5) fand an der Hauptstelle, ι 21 ff., einen »stilistischen Schnitzer« darin, »daß als Apposition zu νῆσοι πολλαί nur drei Inseln genannt werden«; das sei »absolut unhomerisch, aber auch unlogisch«. Deshalb erklärte er 24 für eingeschoben; der Vers sei »ohne Zweifel für das π gedichtet [122] und aus diesem an den anderen Stellen [noch α 246. τ 131] entlehnt«.

3) WklPh. 1894 S. 62 f. — Draheim hat sich denn auch in seinem Buche »Die Odyssee als Kunstwerk« (1910) zu Dörpfelds Theorie bekannt und deutet an (S. 57), daß er auf anderm Wege und auf eigne Hand zu demselben Ergebnis gelangt war: das homerische Ithaka könne nur das heutige Leukas sein. 4) Zuerst 1902, »Das homerische Ithaka«, in den Mélanges Perrot S. 79 ff. Hiergegen wandte sich Wilamowitz mit einem in der Archäol. Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrag, dessen wesentlicher Inhalt BphW. 1903 S. 380 ff. gedruckt ist. Dörpfeld antwortete im Archäol. Anzeiger 1904 S. 65 ff., und hat dann seine beiden Aufsätze als Broschüre erscheinen lassen: »Leukas. Zwei Aufsätze über das homerische Ithaka.« Athen (Beck & Barth) 1905. Über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen auf Leukas hat er in offenen, als Manuskript gedruckten Briefen berichtet, deren erster im Januar 1905, der sechste (über die Ausgrabungen von 1910) im August 1911 geschrieben ist. Ein umfassendes Werk von ihm, »Alt-Ithaka«, ist seit Jahren in Vorbereitung. — Gute Orientierung gibt das Programm von H(einrich) Rüter, »Mit Dörpfeld nach Leukas-Ithaka und in den Peloponnes« (Domgymn. Halberstadt 1911), wo die verschiedenen Standpunkte sorgfältig und umsichtig gewürdigt sind.

Nun stehen an der vermeintlichen Ursprungstelle die Namen im Dativ, zuletzt ὑλήεντι Ζακύνθῳ. Bisher hatte man angenommen, die Maskulinform des Adjektivs neben dem Inselnamen sei bei der Umformung aus dem Nominativ entstanden, da ὑληέσσῃ nicht in den Vers gepaßt haben würde; sollen wir jetzt umgekehrt annehmen, daß Ζάκυνθος von Rechts wegen Maskulinum gewesen und nur durch Zufall zum Femininum geworden sei? Lieber entschließen wir uns, die Namen auch in ι beizubehalten, indem wir auf einen Zusatz, wie ihn Robert um der Logik willen für unerläßlich hält — »und noch viele andere« —, bei einem Dichter auch fernerhin verzichten. Aber der scharfsinnige Kritiker fährt im Streichen fort. Von χθαμαλή abgesehen, worauf wir nachher zu sprechen kommen: es sei doch ein Widerspruch, »daß Ithaka nach V. 22f. »von vielen dicht gedrängten Inseln umgeben sein soll, während es nach »V. 25f. isoliert (αἱ δέ τ᾽ ἄνευθε) in beträchtlicher Entfernung von den an»deren nach Norden oder Westen hin im offenen Meere liegt«. Da nun die Bestandteile von Vers 25 vereinzelt auch anderwärts vorkommen (αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται κ 196; εἰν ἁλὶ κεῖται η 244; κεῖτο, μέγας παρ᾽ ἔπαλξιν ὑπέρτατος — von einem Felsblock gesagt — M 381), so ist die Möglichkeit gegeben, den anstößigen Vers des ι (25) als »jämmerliches Flickwerk« anzusehen, »zusammengestoppelt nach der Manier der späteren in der Stichwort-Manier arbeitenden Rhapsoden«. Indem Robert von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, gewinnt er einen Zusammenhang, der ihn vollkommen befriedigt:

ἀμφὶ δὲ νῆσοι
πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν
πρὸς ζόφον, αἱ δέ τ᾽ ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ᾽ ἠέλιόν τε.

Das heiße: »Nach Abend hin ist Ithaka von dicht zusammengedrängten »Inseln umgeben, andere Inseln liegen in größerer Entfernung nach dem »Morgen und der Sonne hin«, eine »geographische Beschreibung, die an »Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig« lasse.

Darüber kann man doch streiten. Herkenrath jedenfalls [5]), der die Ausmerzung von 24 mitmacht, billigt die von 25 nicht und urteilt: »West»lich von Ithaka liegt nur Kephallenia, weit südlich Zakynthos; das sind »nicht dicht zusammengedrängte Inseln und auch nicht πολλαί.« Sehr richtig. Andrerseits freilich geht Herkenrath in der Vergewaltigung des Textes sogar weiter als Robert. Nachdem der Vers mit den drei Namen gefallen, sieht er keinen Anlaß mehr, die Worte πανυπερτάτη πρὸς ζόφον

5) Herkenrath: ΔΟΥΛΙΧΙΟΝ ΤΕ ΣΑΜΗ ΤΕ ΚΑΙ ΥΛΗΕΣΣΑ ΖΑΚΥΝΘΟΣ, BphW. 1910 Sp. 1236—39 und 1269—72. Sein Versuch, Homers Beschreibung wieder als ein reines Gebilde der Phantasie zu verstehen, wurde fortgesesetzt von Belzner in dem nachher (Anm. 25) zu erwähnenden Programm.

auf die Wirklichkeit der wohlbekannten ionischen Inseln zu beziehen; es sei nur die »Beschreibung eines Phantasiebildes«, die den Eindruck erweckt und erwecken soll eines »ärmlichen, einsamen Eilandes, das allein »ganz fern in der See dem dunklen, unholden Westen zu liegt, wie ausge»schlossen von der Geselligkeit der Nachbarinseln«. Daß dies zu dem Verkehr zwischen Ithaka und dem Festlande, der mehrfach in der Odyssee vorkommt, ganz und gar nicht stimmt, sei hier nur nebenbei erwähnt; vorläufig handelt es sich um die Zahl der Hauptinseln. Daß es außer Ithaka drei waren, scheint doch auch aus π 246 ff. hervorzugehen, wo Telemach aufzählt, wie viele Freier aus jeder von ihnen gekommen seien, und nicht minder aus der Stelle, die nach Roberts und Herkenraths Meinung das Vorbild für ι 24 abgegeben hat, π 122 ff.:

ὅσσοι γὰρ νήσοισιν ἔπι κρατέουσιν ἄριστοι,
Δουλιχίῳ τε Σάμῃ τε καὶ ὑλήεντι Ζακύνθῳ,
ἠδ᾽ ὅσσοι κραναὴν Ἰθάκην κάτα κοιρανέουσιν,
τόσσοι μητέρ᾽ ἐμὴν μνῶνται.

Aber diese Verse haben wir bisher mißverstanden! als müßten, weil νήσοισιν vorhergeht, die drei Namen je eine Insel bezeichnen. Herkenrath, der dies nicht für notwendig hält, erklärt Δουλίχιον und Σάμη für »Gebiete auf Kephallenia«. Einen kleinen äußeren Anhalt hierfür bietet der schon erwähnte Umstand, daß es in historischer Zeit auf Kephallenia eine Stadt Σάμη gab; gegründet aber ist die Vermutung auf den Gedanken, daß in den geographischen Vorstellungen des Odysseedichters, für den soeben noch ungehemmte Freiheit der Phantasie in Anspruch genommen wurde, genaue Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, und zwar mit der Wirklichkeit etwa des fünften Jahrhunderts, als das Natürliche zu erwarten sei. Wie die große Insel unter die beiden Bezirke geteilt war, bekennt Herkenrath nicht zu wissen; das sei auch gleichgültig. Sicher. Nicht so gleichgültig aber und dabei weniger hoffnungslos ist die Frage nach der Bodenbeschaffenheit. Die muß nämlich in Same von ganz besonderer Art gewesen sein, wenn der Dichter sagen konnte (δ 845): μεσσηγὺς Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης. Oder halten wir doch lieber daran fest, daß Same (oder Samos) eine Insel war? — Ich denke wohl. Dann waren es aber in Homers Vorstellung drei Inseln und mit Ithaka vier.

In etwas anderm Sinne als Herkenrath hatte kurz vor ihm Alfred Gercke an Robert angeknüpft, nur in dem Grundsätzlichen mit diesem übereinstimmend, daß die Beschreibung ι 21 ff. durch einen Interpolator — παῖε πᾶς τὸν μιαρόν — übel zugerichtet sei (»Die Lage von Ithaka«, BphW. 1610 Sp. 189/191). Zum Teil aus Gründen, die wir später be-

rühren werden, streicht Gercke 25 αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κτἑ., ändert in 26 αἱ δέ in ἡ δέ und bekommt so den Zusammenhang:

πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν·
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος
πρὸς ζόφον, ἡ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε.

Danach »hatte der Dichter unter den vielen Inseln die kleinen Echinaden »überhaupt nicht besonders hervorgehoben, sondern der Kette der drei »großen Westinseln nur Ithaka gegenübergestellt, das nicht innerhalb »dieser Kette sondern gesondert für sich, östlich liege. — — Ithaka selbst »nimmt für den Dichter der Φαιακίς um 600 vor Chr. genau den Platz »ein, den man ihm zu allen Zeiten gegeben hat«. Hier scheint in der »Kette der drei großen Westinseln« Leukas mitbegriffen zu sein, obwohl nichts davon gesagt wird; sonst gäbe es ja nur zwei große Westinseln. Aber auch wenn wir das annehmen, so bleibt die Frage, ob denn nun Dulichion mit Kephallenia und Same mit Leukas gleichgesetzt werden soll. Auch darüber schweigt Gercke; er versichert nur, so sei »alles in Ordnung« und Ithaka bleibe an seinem Platze. Doch nicht! Es liegt zwar östlich von Dulichion, wenn wir dieses mit Kephallenia identifizieren, aber weder von der nördlichen noch von der südlichen der drei großen Inseln nach Osten zu, und »abgesondert« nun schon gar nicht. Der Widerspruch gegen die Wirklichkeit ist kaum geringer als die Anstöße, die man an χθαμαλή und πανυπερτάτη genommen hat und um derenwillen Gercke Vers 25 auswerfen will.

Die Art, wie hier mit der Überlieferung umgesprungen wird, gehört einer überwundenen Periode der Philologie an; und nun sind unter denen, die sie üben, namhafte Vertreter unserer Wissenschaft, die sich stolz in die fachmännische Brust werfen, wogegen der Außenseiter, der »Dilettant« in aller Ruhe darauf hinweist, daß die Philologen doch erst unter sich übereinstimmen müßten, ehe man ihm zumuten könnte, um ihrer Autorität willen den Homertext zu verändern (6. Brief S. 29). »Überdies bin ich«, so fügt er hinzu, »gegen jede Textänderung von vornherein »mißtrauisch, weil man den Text gewöhnlich so zu gestalten pflegt, wie »man ihn nach seiner vorgefaßten Meinung zu lesen wünscht«. — Ein recht verständliches — oder gar verständiges? — Dilettantenurteil. In der Tat sieht es so aus, als sei die Unzufriedenheit mit dem überlieferten Texte hervorgerufen durch die Scheu vor den unbequemen Konsequenzen einer Hypothese, von der wir sogleich sprechen werden, die diesem Text einen überraschenden Sinn abgewinnt. Oder war es freie Auswirkung des philologischen Denkens, wie Robert und die anderen es verstehen? Gern möchte ich diejenige Erklärung wählen, die für sie die mindest peinliche wäre. Nur — welche ist das?

Richtet man den Blick auf die Karte, so erscheint es ganz natürlich Leukas mit als Insel zu rechnen, wodurch die Vierzahl hergestellt wird. Der erste in unserer Zeit, der sich dazu rückhaltlos entschloß, war Dörpfeld; ob mit Recht, darüber entbrannte ein heißer Streit. Gustav Lang[6]) unternahm auf Grund von Beobachtungen des griechischen Ingenieurs Négris den Beweis, daß da, wo Leukas und Akarnanien sich nahe kommen, seit homerischer Zeit das Land stark gesunken sei, so daß Leukas damals eine Insel nicht gewesen sein könne; vielmehr habe es auf eine Strecke von 4 bis 5 km (vom Südeingang der Meerenge nach Norden gemessen) mit dem Festlande zusammengehangen; und diesen breiten Isthmus, nicht die schmale Nehrung im Norden der Lagune, hätten die Korinther durchstochen. — Durch Langs Arbeit schien der Entscheidung über die Inselnatur von Leukas eine neue Grundlage gegeben zu sein; doch erwies sie sich als nicht haltbar. Hauptmann von Marées[7]), der, vom deutschen Kaiser beauftragt, im Jahre 1905/6 durch eine selbständige Aufnahme die Verhältnisse von Land und See wie auch die Beschaffenheit des Meerbodens im Sunde zwischen Leukas und Akarnanien feststellte, kam zu dem Ergebnis, daß die Angaben, die Lang benutzt hatte, ungenau und irreführend gewesen waren. In den Folgerungen, zu denen er sein Material verwertet, zeigt v. Marées sich allerdings so warm eingenommen für Dörpfelds Sache, daß deren Gegner es leicht haben würden den Einspruch der Befangenheit zu erheben; und zur Verteidigung ist ihm der Mund geschlossen. Wenige Monate, nachdem sein Werk vollendet und die ermittelten Tatsachen in Karten und Erläuterung veröffentlicht waren, hat ein vorzeitiger Tod ihn hinweggenommen. Sicher unparteisch aber ist Partsch, der aus Anlaß dieser Veröffentlichung seine eignen Studien über Leukas wieder aufgenommen hat[8]). Mit lächelndem Gleichmute sieht er dem Streite der Philologen zu und freut sich des Gewinnes, den die geographische Wissenschaft daraus zu ziehen weiß. Dieser besteht zunächst in der gesicherten Erkenntnis, daß jene breite Landverbindung zwischen Akarnanien und Leukas auch im früheren Altertum gar nicht existiert hat, daß vielmehr da, wo Lang sie ansetzt, auch damals offene Meeresstraße gewesen und der Durchstich der Korinther nur im Norden durch die Nehrung geführt

6) Lang, Untersuchungen zur Geographie der Odyssee, Karlsruhe 1905. Gegen ihn hauptsächlich wendet sich der klar geschriebene, durch umsichtige Verwertung antiker Zeugnisse und neuerer Literatur nützliche Aufsatz von K. Reissinger, »Zur Leukas-Ithaka-Frage«, Blätter f. d. Gymnasialschulwesen (Bayerische) 42 (1906) S. 497—523. 7) Walther v. Marées: Karten von Leukas. Beiträge zur Frage Leukas-Ithaka. (6 Karten und 1 Heft Text.) Berlin 1907. 8) Josef Partsch, Die Insel Leukas. Peterm. Mitteil. Ergänzungsheft 95 (1889). — Derselbe: Das Alter der Inselnatur von Leukas. Nach des Hauptmanns v. Marées neuester Aufnahme beleuchtet. Peterm. Mitt. 1907 S. 269—278.

worden ist. Dauernden Erfolg hat ihre Arbeit nicht gehabt; schon zur Zeit des peloponnesischen Krieges war der Kanal nicht mehr fahrbar (Thuk. III 81. IV 8). So ist durch den künstlichen Eingriff die Natur von Leukas gar nicht geändert worden: »Man hätte es auch ferner«, meint Partsch, »so gut wie früher 'ein festländisches Ufer', ἀκτὴ ἠπείροιο, »nennen können; andrerseits war schon vorher die verbindende Land- »enge so schmal und lang und wenig brauchbar gewesen, daß das Leben »auf Leukas einen insularen Charakter tragen mußte, die Halbinsel also »mit demselben Rechte wie die des Pelops von den Griechen als νῆσος »bezeichnet werden konnte.« Den Ausdruck ἀκτὴ ἠπείροιο zitiert Partsch aus ω 378, auf Grund irrtümlicher Auffassung wie wir gesehen haben. In der Sache hat er klärlich recht: zu allen Zeiten hätte man Leukas so gut eine Halbinsel nennen können wie eine Insel. Die zweite Möglichkeit neben der ersten hat auch Wilamowitz ausdrücklich anerkannt[9]).

Wir haben also vier Inseln; und die von Homer genannten können jedenfalls der Zahl nach alle untergebracht werden. Mit dieser jetzt nicht mehr anfechtbaren Voraussetzung treten wir an die Beschreibung heran, die Homer den Helden selbst von seiner Heimat geben läßt, ι 21ff.:

ναιετάω δ' Ἰθάκην εὐδείελον· ἐν δ' ὄρος αὐτῇ
Νήριτον εἰνοσίφυλλον ἀριπρεπές· ἀμφὶ δὲ νῆσοι
πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν,
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.
αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται
πρὸς ζόφον — αἱ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε —,
τρηχεῖ', ἀλλ' ἀγαθὴ κουροτρόφος.

Die Bezeichnung πρός ζόφον steht im Gegensatze zu πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε. Der Dichter glaubte also, die Reihe der Inseln erstrecke sich, ebenso wie die akarnanische Küste, von Südost nach Nordwest: in kompaßloser Zeit ein verzeihlicher Irrtum[9a]), der uns nicht berechtigt, dem, der ihn beging, zuzutrauen, daß er eine Insel, die — wie Thiaki — südlich von der einen und östlich von einer anderen lag, als »äußerste nach dem Dunkel hin« bezeichnet habe. Vortrefflich aber und ungesucht

9) BphW. 1903 S. 380: »Wenn Leukas den Eindruck einer Insel machte, so konnte »es so heißen trotz einem verbindenden Isthmus, wie die Pelopsinsel; und wenn keine »Durchfahrt war, so war es für die Schiffahrt keine Insel«. — Auch Philippson in seiner Rezension von Dörpfelds »Leukas«, so zurückhaltend er im übrigen urteilt, hat in bezug auf diesen Punkt kein Bedenken (Peterm. Mitt. 1906, Lit.-Ber. Nr. 747). Beloch GrG. I 1[2] (1912) S. 195 scheint die Frage nicht eingehend geprüft zu haben. 9a) Und ein allgemeiner, der bis ins Mittelalter bestanden hat. Vgl. Partsch, Kephallenia und Ithaka (1890), S. 56.

passen die Worte auf Leukas. Dulichion und Same wären dann Kephallenia und Thiaki, das große, weizen- und grasreiche Dulichion (π 396) und das kleinere, felsige Same (ο 29), Δουλίχιόν τε Σάμη τε, in engerer Verbindung neben dem gesondert liegenden Zakynthos. Alle drei aber erscheinen, von Leukas her betrachtet, als geschlossene Gruppe; und so sieht sie Telemach — von Ithaka aus, φ 346f.:

οὔθ' ὅσσοι κραναὴν Ἰθάκην κάτα κοιρανέουσιν,
οὔθ' ὅσσοι νήσοισι πρὸς Ἤλιδος ἱπποβότοιο.

Steht, oder fährt, man umgekehrt an der Küste von Elis, so müssen wohl — ich habe es nicht gesehen — in einer Reihe sich zeigen: am weitesten rechts Leukas, dann Kephallenia und Thiaki, die eine kaum von der andern sich abhebend, und im Süden Zakynthos. Genau so beschreibt den Anblick der Apollon-Hymnos (428f.), nur daß er statt Leukas Ἰθάκη, als die eng verbundenen Δουλίχιόν τε Σάμη τε nennt:

καί σφιν ὑπὲκ νεφέων Ἰθάκης ὄρος αἰπὺ πέφαντο
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.

Wilamowitz meint (BphW. 1903 S. 382), das sei »ein dummer Cento«. Nicht ganz ein Cento: die Worte Ἰθάκης ὄρος αἰπύ stehen sonst nirgends; nur die Anschauung hat der Hymnendichter aus Homer genommen, um sie in eigner Form auszusprechen. Und gewiß nicht dumm; denn die Beschreibung bringt gegebene Elemente in eine neue, dem Standpunkte des Betrachtenden angepaßte Ordnung. Die Fahrt der Kreter, von der der Hymnus erzählt, um den Peloponnes herum nach Krisa, ist ja auch sonst geographisch richtig beschrieben.

Aus diesen Übereinstimmungen geht soviel wohl schon hervor: Dörpfelds Hypothese schafft Verständnis und Übersicht für manches, was unheilbar verwirrt erschien; sie verdient deshalb auch in allem Weiteren eingehende Würdigung und Prüfung.

Die Schwierigkeit, die man darin gefunden hat, daß Ithaka nach Homer von Inseln umgeben sein und doch zugleich abgesondert liegen soll[10]), scheint, wenn mit Ἰθάκη Leukas gemeint war, bestärkt zu werden. Aber jenen Sinn braucht die Angabe ἀμφὶ δὲ νῆσοι πολλαὶ ναιετάουσι, gar nicht zu haben. Jedenfalls heißt ἀμφ' ἅλα ἔλσαι Α 409 nicht »rings um das Meer«, sondern »nach dem Meere hin zusammendrängen«. Und Odysseus findet ι 544 (ἀμφὶ δ' ἑταῖροι ἥατ' ὀδυρόμενοι) die Gefährten nicht um die Schiffe, die vorher genannt sind, herum sitzend, sondern bei den Schiffen »umher

10) So Robert Herm. 44 S. 633 und Herkenrath BphW. 1910 Sp. 1237, der übrigens richtig sagt, das ἀμφί [so verstanden] passe weder auf Thiaki noch auf Leukas. Dagegen hat Belzner in seinem Programm S. 11 auf ι 544 hingewiesen.

sitzend«. Auch wir können sagen »es lagen da viele Inseln herum«, ohne daß der Standpunkt dessen, der so spricht, von den Inseln umgeben wäre.

Αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται: diese Worte hat man in der Regel so verstanden, daß mit dem hervorragenden Berge die Insel selbst, die niedrig daliege, verglichen werden solle, was freilich zu der κραναὴ Ἰθάκη, auf der gleich vom Strande ein steiniger Pfad durch Wald und Klippen emporführt (ξ 1f.), sehr wenig paßte. Mit diesem Widerspruch haben sich schon die Alten beschäftigt und ihn dadurch zu heben versucht, daß sie χθαμαλήν nicht als »flach« nahmen (ταπεινήν), sondern πρόσχωρον τῇ ἠπείρῳ, ἐγγυτάτω οὖσαν αὐτῆς. Strabon findet das nicht übel (ἐξηγοῦνται οὐ κακῶς X 454); aber es stimmt auch wieder nicht: sein Ithaka liegt weiter von der Küste ab als Zakynthos und vollends als Leukas. Das scheinen er und die älteren Vertreter dieser Erklärung nicht bemerkt zu haben, eine Unachtsamkeit, über die wir uns nicht ereifern wollen. Denn sie verschafft uns einen Gewinn: den sicheren Beweis, daß die Bedeutung »dicht am Lande« nicht für diesen Fall erfunden ist, sondern anderweit bekannt war, so daß man versuchen konnte sie zur Aushilfe heranzuziehen[11]). Dasselbe hat Dörpfeld getan, und siehe da: für Leukas gibt diese Übersetzung einen klaren und guten Sinn. Dabei ist es für sein Verdienst ziemlich gleichgültig, ob er sie zuerst bei Strabon gelesen oder vorher schon aus der lebendigen Rede des Volkes vernommen hatte. Tatsächlich heißt heute noch — das hat außer ihm auch Philippson bezeugt (s. Anm. 9) — bei den griechischen Schiffern allgemein und unzweideutig χαμηλά (niedrig) »an der Küste«, ὑψηλά (hoch) »auf hoher See«. Wilamowitz wollte dies nicht gelten lassen (S. 381): »Das Wort gehört zu χθών, *humilis* ist es, also kein relatives Wort, wie ἄνω und κάτω, sondern absolut.« Gewiß hängt χθαμαλός mit χθών zusammen; wie aber beide Begriffe, von gemeinsamer Wurzel aus, im Gebrauche sich entwickelt haben, darüber kann doch die Etymologie nicht entscheiden. Schwierigkeit macht nur κ 196, wo dieselben Worte (αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ κεῖται) von der Insel der Kirke gesagt sind. Der von Dörpfeld vorgeschlagene Ausweg, auch Ääa dicht am Lande uns zu denken, ist durch den vorhergehenden Vers (τὴν πέρι πόντος ἀπείριτος ἐστεφάνωται) doch wohl abgeschnitten. Auch bliebe in αὐτή ein Anstoß: in ι scheidet es Ithaka von den anderen Inseln, in κ kann es kaum anders als den

11) Dies wieder haben Robert und Gercke (s. oben S. 205. 207) nicht beachtet. Für letzteren lag hier der Hauptgrund, Vers 25 zu streichen — als ob mit der Unbegabtheit des Interpolators alles erklärt wäre. Beide sprechen hier von vergeblichen Versuchen, Sinn in den Unsinn zu bringen, von Kunststücken, wie sie ein Philolog heute nicht mehr mitmache. Zu dem hohen Ton war diesmal besonders wenig Anlaß.

Gegensatz zu der Felswarte meinen, auf der Odysseus steht. Hat vielleicht der Kirke-Dichter den Satz als halbverstandene Formel [12]) irgendwoher übernommen? Solcher Ausweg, ohne greifbaren Anhalt, wäre doch nur ein letzter Notbehelf. In origineller Weise weiß ein Scholion auch hier der Grundbedeutung Raum zu schaffen, die für ι 25 und Leukas so schön zutraf: »unten, im Vergleich zur hohen See«. Τὴν πέρι πόντος ἐστεφάνωται: Ἀντὶ τοῦ ὡς ὄρος ἐπίκειται ἡ θάλασσα τῇ νήσῳ, οἷον δοκεῖν ἐπάνω αὐτῆς εἶναι· χθαμαλὴ γὰρ νῆσος προείρηται. ἀπὸ τῆς στεφάνης οὖν τοῦ ὄρους 'ἐστεφάνωται' εἶπεν. Vortrefflich! Ein Stück Anschauung, und ein weiteres Zeugnis, wie vertraut griechisch redenden Menschen diese Gegenüberstellung war: χθαμαλός — hohe See. Wenn wir einen Berg nahe der Küste oder nur eine hohe Düne von der Landseite her ersteigen, so sind wir immer von neuem überrascht, wie am Horizonte das Meer hoch hinaufreicht: unten liegt das Land, χθαμαλὴ κεῖται.

Die Rauheit des Bodens, von der wiederholt die Rede ist, zeigen beide Inseln. »Das Relief der Insel war der nutzbaren Entfaltung ihrer bescheidenen Naturanlage entschieden hinderlich«: so schreibt Partsch (im Jahre 1889) von Leukas, und hebt weiter den Mangel an fahrbaren Straßen hervor, der Anlaß gegeben habe, daß die Hauptstadt »Hamaxichi« genannt wurde, als der einzige Platz wo man von Wagen Gebrauch machen könne. Das wäre eine willkommene Illustration zu Telemachs Ablehnung: ἵππους δ' εἰς Ἰθάκην οὐκ ἄξομαι (δ 601 ff.). Nur würde sie nichts beweisen, weil sich die Beschreibung ebenso gut auf Thiaki anwenden läßt. Aus demselben Grunde ist in der Verwertung einzelner Örtlichkeiten, in denen Homers Schilderung zu der Natur der einen oder der anderen Insel stimmen soll, Vorsicht geboten. Den Phorkys-Hafen, die Nymphengrotte, Reste der uralten Wasserleitung, eine Erinnerung an ausgedehnte Schweinezucht (in dem Namen der Syvota-Bucht) glaubt Dörpfeld auf Leukas gefunden zu haben; andere meinen dieselben oder fast dieselben Anhaltspunkte auf Ithaka zu besitzen. Ohne eigne Anschauung läßt sich darüber schon gar nicht urteilen; aber auch wer diese besitzt, bleibt der Selbsttäuschung ausgesetzt. Buchten, Landzungen, Felsklippen, Quellen sehen sich leicht soweit ähnlich, daß die Beschreibung, die einer bestimmten Stelle gilt, auch auf manche andre paßt. Den Schauplatz von Goethes »Wanderer« behauptete Felix Mendelssohn im Jahre 1831 zwischen Pozzuoli und Bajä aufgefunden, ja bei der inzwischen zur Greisin

12) Daß ihm so etwas zuzutrauen wäre, zeigen, in derselben Rede des Odysseus, κ 190—192, in denen die Schwierigkeit der »Orientierung« auf eine Art beschrieben ist, die der Situation des Verschlagenen auf weiter Meeresfläche entspricht, nicht der von Leuten, die an der Küste schon zwei Tage und zwei Nächte festgelegen haben.

gewordenen Frau zu Mittag gegessen zu haben; und Goethe wünschte ausdrücklich, man möchte ihm nicht sagen, daß dieses Gedicht im Jahre 1771, also lange vor der italienischen Reise geschrieben sei. »Das ist der Vorteil des Dichters«, fügt er in seinem Briefe an Zelter (28. Juni 1831) hinzu, »daß er das voraus ahnet und wert hält, was der die Wirklichkeit »Suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt lieben »und höchlich daran sich erfreuen muß.« Diesen Vorteil dürfen wir für Homer gewiß in Anspruch nehmen. Aus demselben Grunde habe ich von Anfang an gewarnt, Dörpfeld möge auf die Ausgrabungen, die er in der Ebene von Nidri veranstaltete und von denen er eine Bestätigung seiner — auf anderem Wege bereits bewiesenen — Ansicht erwartete, lieber etwas weniger Gewicht legen. Solange noch gesucht wurde, konnte er sich nicht wundern, wenn seine Gegner den feinen Unterschied zwischen »Bestätigung« und »Beweis« nicht mitmachten und aus der Tatsache, daß er nach einer Bestätigung verlangte, den Schluß zogen, ihm selbst erscheine seine Theorie des Beweises noch bedürftig, also unbewiesen. Und nachdem er nun an jener Stelle eine Stadt mit Gräbern von Königen und Bürgern entdeckt hatte, die er ins 2. Jahrtausend v. Chr. setzt, wurde ihm angesichts des vorgelegten Fundbestandes bestritten, daß seine Datierung richtig sei[13]. Ob auf Grund der neuesten Ergebnisse z. B. Furtwängler seinen Widerspruch (vom J. 1906) zurückgezogen haben würde, ist eine Frage, die sich schwer wird beantworten lassen[14]. Nach wie vor aber möchte ich auf diese Seite der Frage kein entscheidendes Gewicht legen. Angenommen, Hausmauern und Gräber bei Nidri seien Reste aus mykenischer Zeit, — ist es dann sicher oder auch nur wahrscheinlich, daß unser Epos, die Odyssee, mit ihrer anschaulichen Schilderung der Verhältnisse auf Ithaka in mykenische Zeit hinaufreicht? Darauf werden wir zum Schluß noch zurückkommen.

Vorher fassen wir die Beziehungen des homerschen Ithaka zu benachbarten Punkten ins Auge; dadurch, daß diese außerhalb festliegen, bekommt das Urteil einen greifbareren Anhalt als bei den Örtlichkeiten auf der Insel selbst.

Um nach Elis zu gelangen, muß man ein Schiff haben oder sich verschaffen; das dem Telemach geliehene wünscht Noëmon zu diesem Zwecke zurück zu haben (δ 634 f.). Philötios aber mit seinen Tieren bedient sich einer regelmäßigen Überfahrtsgelegenheit, υ 187 f.:

13) Dörpfelds Bericht im fünften und sechsten der oben (Anm. 4) angeführten Briefe; zusammengefaßt 5 S. 32; 6 S. 23—25. Dazu vgl. seine Bemerkung gegen Belzner WklPh. 1917 Sp. 294. 14) Furtwängler, Sitzgsber. bayer. Akad. philos.-philol. 1906 S. 483 in einem Aufsatz über »das Alter des olympischen Heiligtums«.

πορθμῆες δ᾽ ἄρα τούς γε διήγαγον, οἵ τε καὶ ἄλλους
ἀνθρώπους πέμπουσιν, ὅτις σφέας εἰσαφίκηται[15]).

Und zwar kommt er vom Festlande; denn dort, nicht auf einer andern Insel, hat Odysseus auswärtigen Viehstand (ξ 100). Und daß die Herden, die Philötios verwaltet Κεφαλλήνων ἐνὶ δήμῳ (υ 210), eben diese festländischen sind, erfahren wir aus seinem eignen Munde (υ 219 f.): er hat den Gedanken erwogen, nur aus Rücksicht auf den Sohn des Hauses immer wieder aufgegeben, ἄλλων δῆμον ἱκέσθαι ἰόντ᾽ αὐτῇσι βόεσσιν ἄνδρας ἐς ἀλλοδαπούς, was doch von einer Insel aus nicht möglich wäre. Also muß das homerische Ithaka so dicht am Festlande gelegen haben, daß eine regelmäßige Fährverbindung bestehen konnte. Eine solche Insel mochte man auch wohl von fernher »zu Fuß«, d. h. »auf dem Landwege« aufsuchen, obschon dies nicht die natürlichste Art der Reise dorthin war. Und nun erinnern wir uns der Stellen, wo der fremde Bettler erst von Eumäos dann von Telemach gefragt wird, mit was für einem Schiffe er gekommen sei; beide halten es für nötig (ξ 190. π 59. 224), die stillschweigend gemachte Voraussetzung, daß er überhaupt den Seeweg gewählt habe, nachträglich zu begründen:

οὐ μὲν γάρ τί σε πεζὸν ὀίομαι ἐνθάδ᾽ ἱκέσθαι.

Man hat dies früher als Scherz verstanden und mußte sich den, so frostig er war, gefallen lassen; nun rückt der Satz in ganz anderes und helleres Licht. Es ist, als wenn jemand, ehe es auf Rügen eine Eisenbahn gab, in Göhren oder Thiessow unerwarteten Besuch bekam und sich erkundigte, welches Schiff den Gast gebracht habe: denn er werde doch nicht den langweiligen Weg über Stralsund zu Fuß gemacht haben. Wer von Berlin nach London zu reisen hatte, mochte überlegen, ob er zur See fahren oder den Landweg nehmen wollte; er würde es übel empfunden haben, wenn ein Pedant ihn belehrt hätte: »Sie müssen doch jedenfalls von Calais nach Dover zu Schiffe gehen«. Wir dürfen deshalb die Frage unerörtert lassen, die doch nicht zu entscheiden wäre, ob etwa zu Homers Zeit die Nehrung, die Akarnanien und Leukas im Norden verbindet, so beschaffen gewesen sei, daß ein Wanderer trockenen Fußes hinübergehen konnte. Auch bei Benutzung einer Fähre war damals wie heute der Ausdruck πεζός, d. h. »zu Lande«, gerechtfertigt. Auch Teiresias, wo er dem Odysseus vorschreibt, was er nach Tötung der Freier tun solle, setzt voraus, daß man von Ithaka aus — ohne Seefahrt — land-

15) Daß allein aus dem Ausdruck πορθμῆες noch nicht auf eine »Fähre« im heutigen Sinne des Wortes geschlossen werden darf, mahnt mit Recht Reissinger in der Anm. 6 erwähnten Abhandlung S. 520; Herodot I 24 nenne auch die Schiffer, die den Arion von Tarent nach Korinth bringen sollen, πορθμῆες.

einwärts wandern könne (λ 121). Das alles beruht auf einer Vorstellung, die ebensosehr mit der Lage von Thiaki unvereinbar wie für Leukas natürlich ist.

Noch eine geographische Beziehung ist übrig, die von Dörpfeld für besonders beweiskräftig gehalten, von andrer Seite mit Spott abgewiesen wird. Den Freiern dient, um dem Telemach aufzulauern, eine kleine Insel als Stützpunkt, die der Dichter am Ende von δ so beschreibt (844 ff.):

ἔστι δέ τις νῆσος μέσσῃ ἁλὶ πετρήεσσα
μεσσηγὺς Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης,
Ἀστερίς, οὐ μεγάλη· λιμένες δ' ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ
ἀμφίδυμοι· τῇ τόν γε μένον λοχάοντες Ἀχαιοί.

Nach dem, was Antinoos π 365 erzählt, muß es auf der Insel Höhen geben, die weiten Umblick gewähren: σκοποὶ ἵζον ἐπ' ἄκριας ἠνεμοέσσας. Besonders charakteristisch aber ist der doppelte Hafen. Dieser jedenfalls fehlt dem zwischen Thiaki und Kephallenia gelegenen Eiland Daskalio, das im späten Altertum Ἀστερία genannt war; deshalb meinte Demetrios von Skepsis, die Insel habe sich im Laufe der Zeit verändert. Strabon berichtet hierüber (X 2, 16; p. 456 f.): Μεταξὺ τῆς Ἰθάκης καὶ τῆς Κεφαλληνίας ἡ Ἀστερία νησίον, Ἀστερὶς δὲ ὑπὸ τοῦ ποιητοῦ λέγεται· ἣν ὁ μὲν Σκήψιος μὴ μένειν τοιαύτην οἵαν φησὶν ὁ ποιητής — »λιμένες δ' ἔνι ναύλοχοι αὐτῇ« — ὁ δὲ Ἀπολλόδωρος μένειν καὶ νῦν, καὶ πολίχνιον λέγει ἐν αὐτῇ Ἀλαλκομενάς, τὸ ἐπ' αὐτῷ τῷ ἰσθμῷ κείμενον. Was Apollodor eigentlich gemeint, oder in welcher Weise man ihn mißverstanden hat, muß dahingestellt bleiben[16]); soviel aber ist klar: Strabon vermochte bei Ἀστερίς ebensowenig wie bei Νήριτον und Νήιον die Angaben des Dichters mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Neuere Herausgeber erklärten deshalb die kleine Insel für frei erfunden oder doch für nicht nachweisbar. Erst Wilamowitz erkannte, daß in den geographischen Voraussetzungen des Odysseebearbeiters doch ein gutes Stück richtiger Anschauung enthalten ist, und kam so zu der Frage, ob »nicht gar Asteris real« sei (HU. 25).

Dieser Gedanke scheint nun im Zusammenhange von Dörpfelds Theorie die schönste Bestätigung zu finden. Zwischen Leukas und Thiaki — also, wenn wir ihm folgen, zwischen Ithaka und Samos — liegt die zwar kleine, doch schon auf mäßig genauen Karten deutlich erkennbare Insel Arkudi. Die Stelle ist so recht geeignet für den, der einem von Süden nach Ithaka-Leukas Steuernden auflauern will; und vor allem:

16) Nach einer anderen, mehr Vertrauen erweckenden Überlieferung lag Alalkomenä auf Ithaka selbst. Vgl. Bursian, Geogr. v. Griechenl. II S. 369.

hier finden sich zu beiden Seiten eines nach Osten vorspringenden Dammes aus gewachsenem Fels die beiden Häfen, die bei wechselndem Winde abwechselnd noch heute benutzt werden. Dörpfeld durfte hoffen, daß gerade Wilamowitz sich freuen würde, eine vor Jahrzehnten von ihm selbst angedeutete Vermutung bewährt zu sehen; doch dessen Abneigung gegen die ganze Hypothese war zu stark und führte ihn auch in diesem Punkte zu einem rein negativen Urteil. Jener Schluß von δ und der Anfang von ο, wo der Platz zwischen Ithaka und Samos noch einmal bezeichnet wird (ο 29), gehörten ja zu denjenigen Partien, die Wilamowitz — ebenfalls in den »Homerischen Untersuchungen« (S. 101. 103) — dem späten Bearbeiter der Odyssee zugeschrieben hatte, während die Verhandlung der Freier in π (342—448), »das einzige Stück, in welchem der Hinterhalt der Freier nicht erst vom Bearbeiter erwähnt« werde sondern von dem Verfasser der ursprünglichen Telemachie (HU. 98), an keine bestimmte Örtlichkeit zu denken scheint. Daß von drei Erwähnungen desselben Vorganges nur gerade die am wenigsten greifbare echt sein, daß der Redaktor zwar den Hinterhalt aus der älteren Dichtung übernommen, den Ort aber hinzuerfunden haben sollte, war an sich keine sehr wahrscheinliche Annahme; Wilamowitz selbst hatte in ihr »nur eine Hypothese« gesehen (HU. 102). Jetzt aber, im Kampf gegen eine fremde, vergaß er diese Einschränkung. »Es ist schon schlimm, »wenn eine Hypothese zu dem echten Texte nicht stimmt, aber wenn »sie zu dem interpolierten stimmt, dann ist es vorbei mit ihr«: so ließ er im Jahre 1903 drucken[17]). Daß bei Homer nicht »echt« und »interpoliert« geschieden werden können, sondern nur »Älteres« und »Jüngeres«, hat ja gerade er uns gelehrt. Was aber älter und was jünger sei, muß immer von neuem geprüft werden. Dieselbe Stelle, die ein

17) BphW. S. 382. Auch seine neuesten Äußerungen über diese Dinge zeigen kein Einlenken. »Die Ilias und Homer« (1916) klingt im letzten Abschnitt in einen beinahe leidenschaftlichen Spott über die Leukas-Hypothese aus; und in der Einleitung heißt es (S. 20): »Zur Zeit grassiert ja die entsetzlichste Verkennung der homerischen Poesie. Der »Dichter wird als Historiker behandelt und zu dem Behufe Geschichte und Geographie, »Chronologie und was nicht alles auf den Kopf gestellt. Alle schlechtesten Künste der »Sophistik werden dazu aufgeboten. Ich gebe mich mit all dem nicht ab; die Wissen»schaft hat das Recht, ihre Verächter zu ignorieren«. — Heißt es »ignorieren«, wenn zuletzt (IlH. 505) eine Ansicht, als wäre es die Dörpfelds, lächerlich gemacht wird, von der nur erst ein Gerücht geht? Das alles ist doch, was die Alten ὕβρις nannten; würde es auch da sein, wo der Aburteilende sachlich im Recht wäre. Daran hat Wilamowitz wohl niemals gedacht, wieviel Schaden im wissenschaftlichen Leben ein Großer damit stiften kann, daß er durch Verhöhnung eines Gegners den vielen Kleineren, die eine wirksam ausgegebene Parole gern aufnehmen, Gelegenheit schafft, jene Gesinnung zu betätigen — die er selber so herzhaft verachtet —, von der Homer beim Tode Hektors erzählt: οὐδ' ἄρα οἵ τις ἀνουτητί γε παρέστη.

Forscher mit guten Gründen einer relativ späten Periode zugewiesen hat, kann doch durch neue Beobachtungen ein verändertes Licht bekommen und in unerwarteten Zusammenhang gerückt werden, in dem sie nun als altertümlich dasteht und so wieder anderen zur Stütze dient. Gewiß, eine Wahrheit, die niemand leugnet; wessen Schuld ist es, daß daran erinnert werden muß?

Immerhin möchte ich die Gleichsetzung von Arkudi mit Asteris nicht als entscheidendes Argument verwerten; das wird niemand tun wollen, der nicht Lage und Beschaffenheit der Insel mit eignen Augen geprüft hat. Nur so viel steht fest: was man gegen Dörpfeld vorgebracht hat, ist nicht geeignet seine Beweisführung zu erschüttern. Das gilt hier wie in fast allen früher besprochenen Punkten. Ernste Bedenken erheben sich erst für den, der die neue Lehre in ein Gesamtbild griechischer Kultur und Geschichte einzuordnen unternimmt.

Wann und wie soll der Namenswechsel stattgefunden haben? Nach Dörpfeld ums Jahr 1100, in Zusammenhang mit der dorischen Wanderung. »Durch die von Norden kommenden dorischen Stämme«, so schreibt er (Leukas S. 18), »werden die auf dem Festlande wohnenden Kephallenen »und die Ithakesier auf Leukas aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden »sein. Die Ithakesier zogen auf die Nachbarinsel Same und gründeten »vermutlich bei der späteren Polis ihre neue Stadt Ithaka. Die Kephallenen »setzten nach Dulichion über und bildeten dort ein neues Kephallenen»land. Die Bewohner von Same, von den Ithakesiern verdrängt, mußten »zum Teil ihre Insel verlassen und gründeten gegenüber auf Dulichion »die neue Stadt Samos.« Das ist alles an sich wohl denkbar. Wenn es aber so geschehen sein soll, nachdem im Epos die frühere Verteilung von Besitz und Namen festgelegt war, so müßte, scheint es, die Odyssee in »vordorischer Zeit«, auf dem Boden der mykenischen Kultur gedichtet sein. Diese Folgerung zieht Dörpfeld mit Entschlossenheit (Leukas S. 39 f.). Nach dem geographischen Horizonte der Odyssee müsse man vermuten, »daß das Epos nicht in Kleinasien, sondern im Mutterlande, sei es im »Peloponnes oder auf den ionischen Inseln entstanden sei«. Etwas Ähnliches nimmt er, mit sehr viel weniger Grund, für die Ilias an, und führt weiter aus: »Die von den Dorern aus dem Peloponnes und dem Fest»lande vertriebenen Achäer (Aiolier und Ionier) haben die Gedichte mit»genommen nach Kleinasien. Dort sind sie weiter gesungen und als »nationales Kleinod bewahrt worden. Dort haben sie dann im Laufe der »Jahrhunderte durch Zusätze und Abänderungen aller Art die Gestalt »angenommen, in der wir sie besitzen.«

Daß ein Epos verpflanzt wird, ist nichts Unerhörtes. Wir brauchen nur an das Gudrunlied zu denken, das fern von der Heimat der darin

erzählten Taten und Leiden in seiner jetzigen Form gedichtet worden ist. Wenn das Nibelungenlied, wie doch nicht bezweifelt wird, in Österreich seine abschließende Gestalt erhalten hat, so haben wir darin etwas Ähnliches, mit dem Unterschiede freilich, daß hier die Wanderung der Sage ins Innere gewirkt hat und in dem Wechsel des Schauplatzes, vom Rhein an die Donau, hervortritt. Der russische Heldengesang stammt aus der Gegend von Kiew, wurde aber — und wird? — im Norden gepflegt, ohne daß er sein Landschaftsbild geändert hätte [18]). Fraglich bleibt in jedem einzelnen Falle, wieviel und in welcher Gestalt es gewandert ist: ob nur Sprache, Wortschatz, Bild des Daseins, oder bestimmte Erzählungen von festbenannten Personen, oder gar ein fertiges Epos. Für die Ilias werden wir uns bemühen zu erkennen, welche Elemente aus der nordgriechischen Heimat stammten; zu Liedern von Kämpfen um Ilios sind sie erst da verarbeitet worden, wo diese Kämpfe stattgefunden hatten, in Kleinasien. Dort hat dann, durch das Übergreifen der Ionier in früher äolisches Machtgebiet, die Sprache des Epos mehr und mehr ionischen Einfluß empfangen (vgl. Buch 1 Kap. 6) und ist schließlich zu dem Mischdialekt geworden, den die Odyssee nun schon voraussetzt. Denn in ihm ist sie gedichtet, nicht erst überarbeitet worden. Gerade der zweite Teil, in dem Lage und Örtlichkeit von »Ithaka« am deutlichsten hervortreten, von der Heimkehr des Helden an, trägt einen geschlossenen und einheitlichen Charakter, in viel höherem Grade als irgend eine größere Partie der Ilias. Natürlich hat auch hier der Dichter ältere Stoffe und also ältere Lieder sich zunutze gemacht; aber er hat alles so frisch und lebendig dargestellt [19]), daß es nun doch seine persönliche Schöpfung ist, und daß man nicht sagen kann, hier liege ein älteres Werk vor, das, von Hand zu Hand gegeben, durch Zusätze und Abänderungen nach und nach die Gestalt angenommen habe, in der wir es kennen. Daß dieses Werk vor der Zeit der dorischen Wanderung entstanden sei, ist nach Sprache und Stil undenkbar.

Und wollten wir selbst gegen den mächtigen Beweis, der hierin liegt, Augen und Ohren verschließen, so würde das nichts helfen: es bleiben andre Gründe, die uns hindern den Namenswechsel als ein Ergebnis jener großen Besitzverschiebung aufzufassen. Der Apollon-Hymnus, der, wie Wilamowitz mit Recht erinnert, doch wohl nicht älter sein kann als das 7. Jahrhundert, zeigt an der von Dörpfeld so wirksam verwerteten Stelle (428f.) ein klares Bild von der Lage der ionischen Inseln; und diese weiß der Dichter mit selbständigem Ausdruck in seine Erzählung einzuordnen

18) Aus Wollners Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen ist oben (S. 163) ein Hauptergebnis mitgeteilt. 19) Die Eigenart dieses Dichters, zu dessen Charakterisierung Adolf Roemer wertvolle Beiträge gegeben hat, wird uns später noch beschäftigen.

und auf den Standpunkt seiner Personen zu beziehen. Dabei nennt er, vom einen Ende anfangend, zuerst Ithaka mit seinem hohen Berge, dann Dulichion und Same, zuletzt Zakynthos; für ihn liegt also Ithaka im Norden, es ist Leukas — noch im 7. Jahrhundert. Kehren wir von hier zu der Stelle im Schiffskatalog zurück, von der wir ausgegangen sind, so finden wir freilich nichts von solcher Anschaulichkeit, aber ein anderes Aussehen gewinnt auch sie. Auffallen mußte es, daß in der Aufzählung Leukas mit gemeint war, doch nicht genannt wurde[20]). Wie, wenn auch hier Ἰθάκη noch Leukas wäre, Ἰθάκη καὶ Νήριτον die Insel mit ihrem hohen Berge? Daß der Verfasser einem Ganzen den Teil mit »und« anschließt, kommt auch sonst in dieser Partie vor: Λακεδαίμονα κοιετάεσσαν Φᾶρίν τε Σπάρτην τε 581 f., Βουπράσιόν τε καὶ Ἤλιδα 615. Das hat schon Strabon beobachtet und benutzt, um Ἰθάκην καὶ Νήριτον als die Insel und den Berg darauf zu erklären (S. 453). In dem Reiche des Odysseus bleiben dann nur Κροκύλεια und Αἰγίλιψ (B 633) unbekannt, doch wohl kleine Inseln in der Nähe. Es umfaßt: Ithaka-Leukas, Zakynthos, Samos-Thiaki und ein Stück des gegenüberliegenden Festlandes (Akarnanien). Auch hier erhalten wir also eine deutlichere Vorstellung von dem, was der Dichter sagen will, wenn wir annehmen, daß er Ἰθάκη noch in dem ursprünglichen Sinne gemeint habe.

Wunderlich ist nur die Lage, die sich nach der älteren Bedeutung der Namen für das Herrschaftsgebiet des Meges ergibt (625 ff.): οἳ δ᾽ ἐκ Δουλιχίοιο Ἐχινάων θ᾽ ἱεράων. Denn Δουλίχιον ist nun Kephallenia, nicht eine der Echinaden (Δολίχα, jetzt *Makri*), mit der Strabon (S. 458) es identifizieren will. Und so mag man fragen, wie es gekommen sein solle, daß Meges mit seinem Besitze sich zwischen den des Odysseus, der ja Zakynthos mit umfaßte, hineinschob. Das können wir freilich nicht wissen, und müssen uns begnügen festzustellen, daß auf die andere Art viel schlimmere Seltsamkeiten herauskommen. Wenn das Δουλίχιον des Meges zu den Echinaden gehört, dann ist das große Δουλίχιον der Odyssee in B überhaupt nicht erwähnt[21]); und von der kleinen Inselgruppe der Echinaden müßte Meges 40 Schiffe mitgebracht haben, während Odysseus von den vier großen Inseln bloß 12 gestellt hätte. Beides ist in hohem Grade unwahrscheinlich; so wollen wir lieber die

20) Daß mit Νήριτον das spätere Leukas gemeint sei, hält Reissinger (S. 508 des in Anm. 6 zitierten Aufsatzes) für selbstverständlich, nimmt aber, wenn ich ihn recht verstehe, Ἰθάκη für Thiaki. Wie soll sich beides vereinigen? 21) Dörpfeld (Leukas S. 19) nimmt an, daß im Schiffskatalog Ithaka das heutige Ithaka, Neritos das waldige Leukadien, Samos das heutige Kephallenia sei. Aber dann würden wir, sogar in zwei Fällen, einen zweimaligen Namenswechsel bekommen: Ἰθάκη—Νήριτος—Λευκάς und Δουλίχιον—Σάμος—Κεφαλληνία. Das ist doch fast unglaublich. Ich ziehe es deshalb vor, sowohl Ἰθάκη als Δουλίχιον in B ebenso zu verstehen wie in der Odyssee.

Tatsache hinnehmen, daß der Verfasser des Schiffskataloges die größte und reichste der vier Inseln nicht der Herrschaft des Odysseus zurechnet, sondern der eines Fremden, eines eleischen Auswanderers. Nach dem phantastischen Bilde, das dieser Autor von der Besitzverteilung in Thessalien gibt, wird ihm mit solcher Vorstellung nichts zugemutet, was nicht gerade seiner Eigenart entspräche. So dürfen wir mit verstärkter Zuversicht urteilen auf Grund der Ausführungen, in denen Walter Leaf zu dem Ergebnis gelangt ist: der Katalogdichter, dem von Thessalien nichts weiter bekannt gewesen sei als eine Reihe von Namen, habe willkürlich das Königreich des Peleus in eine Reihe kleiner Fürstentümer zerschlagen und diese vorzugsweise solchen Helden zugeschrieben, die sonst in der Ilias eine geringe Rolle spielen [22]). Erfreulich ist, daß Leaf, in dem Kapitel über die Herrschaft des Odysseus, die Dörpfeldsche Theorie in selbstän diger Gedankenführung entwickelt und mit ein paar frisch beobachteten Zügen bereichert. Die Frage allerdings, wann der Namenswechsel sich vollzogen habe, bleibt dabei ungeklärt, beinahe unberührt [23]).

So viel können wir auf Grund der hervorgehobenen Anhaltspunkte feststellen: die Dinge ordnen sich besser, wenn wir die Verschiebung nicht, mit Dörpfeld, in die Periode der dorischen Wanderung verlegen, deren Wirkungen sich in diese Gegend wohl nicht erstreckten, sondern an das Vordringen der Korinther, um 600 v. Chr., anknüpfen. Daß diese der nördlichsten Insel den Namen Λευκάς erst gegeben haben, berichtet ja Strabon ausdrücklich (oben S. 202); als gemeinsame Kolonie von Korinthern und Kerkyräern wird Leukas bei Plutarch (Them. 24) bezeichnet. Die durch sie verdrängten Kephallenen mögen dann, nach Süden sich wendend und auf den beiden nächsten Inseln Halt findend, die eine nach dem Namen ihres Stammes, die andere nach dem bisherigen Wohnsitz ihrer Herrscher benannt haben. Die Tatsache einer Änderung liegt, ganz unabhängig von unserer Hypothese, auch hier vor: Homer kennt Κεφαλληνία nicht, in historischer Zeit fehlen Δουλίχιον und die Insel Σάμη. Unerklärt bleibt nur — zumal doch Leukas nicht außer dem Gesichtskreise literarischer Überlieferung lag, vielmehr durch die Erzählung von Sapphos Todessprung frühzeitig berühmt wurde —, wie es möglich gewesen sein soll, daß an der Insel keinerlei Erinnerung, sie sei das homerische Ithaka, haften blieb, daß die Einwohner den Ruhm, Landsleute des Odysseus zu sein, völlig preisgaben.

22) Leaf: Homer and History. With maps. London 1915. Die angeführte Stelle S. 136. 23) Leaf S. 154. Ja, in den an sich der Klarheit ermangelnden Tatbestand bringt er eine weitere Unstimmigkeit hinein (S. 152 f.), indem er für die Odyssee zwar Δουλίχιον als Kephallenia deutet, für B aber dem Strabon recht gibt; denn danach würde Kephallenia im Kataloge fehlen.

Dies kann wohl nur so gedeutet werden, daß zur Zeit, da die Namen sich verschoben, der Sang von Odysseus in diesen Gegenden nicht lebendig war. Auswanderer hätten die Lieder, die von ihm erzählten, und zugleich ein deutliches Bild des Schauplatzes mitgenommen; im Osten wäre die Sage weiter gepflegt worden, während auf den Inseln selbst unter gewaltsamem Besitzwechsel der Kulturzusammenhang zerstört wurde; endlich hätte in Kleinasien ein bedeutender Dichter die zweite Hälfte der Odyssee, vielleicht auch die Telemachie, geschaffen. Daß er das in der Ferne mit anschaulicher Schilderung der Örtlichkeit vermocht hat, ist freilich auffallend; fast könnte man versucht sein, in dem, was die Alten von einer Reise des Smyrnäers Melesigenes nach Leukas und Ithaka erzählten, etwas mehr als bloße Erfindung zu sehen[24]). Doch auch wenn die Erzählung rein erfunden ist, bezeugt sie etwas — den Sinn dessen, der sie erdacht hat, für das Problem, das hier vorliegt: wie kommt eine so lebendige Vorstellung von westgriechischen Verhältnissen in das kleinasiatische Epos? Wir hatten uns gewöhnt die Frage zu umgehen, indem wir einzelne Ungenauigkeiten betonten und uns dabei beruhigten: der Dichter spreche zwar scheinbar mit genauer Ortskenntnis, in Wahrheit aber sei das Stück Griechenland, das er voraussetze, wie er es voraussetze, ein Gebilde seiner Phantasie[25]). Erst Wilamowitz — an einer schon (S. 215) zitierten Stelle — wies darauf hin, daß sich in der Odyssee doch sehr bestimmte, einen klaren Gesichtskreis ergebende geographische Beziehungen finden. Schließlich hat uns Dörpfeld gelehrt, Ithaka und seine Umgebung so anzusehen, daß alles darin, flächentreu und winkeltreu, möchte man sagen, der Wirklichkeit entspricht. Dadurch aber ist die Frage hervorgerufen, wie der Namenswechsel, den er annimmt, so völlig habe durchdringen können, daß an Ort und Stelle jede Spur der früheren Benennung verloren ging; und die alte Frage ist in etwas geänderter Wendung wieder aufgewacht: wie konnte die hier zerstörte Erinnerung in der Ferne deutlich genug erhalten bleiben, um den lebensvollen Hintergrund für die Dichtung eines Ioniers abzugeben?

24) »Herodot«, περὶ Ὁμήρου γενέσιος καὶ ἡλικίης καὶ βιοτῆς, 6. 7. Für Beurteilung der antiken Nachrichten über Homers Persönlichkeit und Leben sind jetzt grundlegend: Ernst Maaß, »Die Person Homers« NJb. 27 (1911) S. 539ff., und die betreffenden Abschnitte bei Wilamowitz (IlH. 396ff. »Zwei alte Volksbücher«). Vgl. unten Kap. 2 Anm. 28. 29. 25) Diesen Gedanken hat, nach Herkenrath (oben S. 205), zuletzt wieder aufgenommen und mit anspruchsvoller Breite durchgeführt Emil Belzner: »Land und Heimat des Odysseus. Ein Beitrag zur Lösung der Ithakafrage«, München 1915 (Progr. des Kgl. Wilhelm Gymnasiums); auch eine Kartenskizze der Phantasiegestalt jener Inselgruppe, zu der sich nach Belzners Ansicht die wirklichen Verhältnisse in Homers Vorstellung verschoben gehabt hätten, ist beigefügt. Dörpfeld hat sich verpflichtet gefühlt eingehend zu antworten WklPh. 1917, Nr. 12/13.

Also Fragen über Fragen! statt befriedigender Lösung neue Rätsel! Konnte es auch anders sein? Dörpfelds Theorie mußte zu Unmöglichem führen, da sie auf einen methodischen Fehler gegründet ist; denn sie geht von der falschen Voraussetzung aus, daß die Ortsangaben des Dichters mit der Wirklichkeit übereinstimmen müßten, während sie doch offenbar und naturgemäß mit voller poetischer Freiheit behandelt sind. — So höre ich eifern, so habe ich mehr als einmal Einwendungen lebhaft vortragen hören.

Was zunächst den letzten Vorwurf betrifft, so beruht jede neue wissenschaftliche Hypothese — ὑπόθεσις heißt »Voraussetzung« — darauf, daß etwas anderes, als was bisher gegolten hat, vorausgesetzt wird, versuchsweise, um zu sehen, wie sich von da aus die Erscheinungen erklären. Wer einen solchen Versuch im voraus ablehnt, macht seinerseits den Fehler, eine Voraussetzung — die altgewohnte — zum Axiom zu erheben. Freilich nicht jede Hypothese ist ernsthafter Prüfung wert. In unserm Fall aber hatten die archäologischen Funde für vieles, was Homer beschreibt oder andeutet, so überraschende Bestätigung gebracht, in bezug auf die Ilias war der Zweifel an des Dichters Ortskenntnis so entschieden durch die Tat widerlegt worden, in der Odyssee selbst gab es Beispiele von so strenger geographischer Sachlichkeit, z. B. wo von Fahrten über das ägäische Meer erzählt wird: daß es ernstlich der Mühe wert war, einmal die Probe zu machen, ob sich das Bild von der Heimat des Odysseus vielleicht besser zurechtschieben würde, wenn man — doch an sich nichts Unerhörtes — voraussetzte, daß die vier großen Inseln, von denen Homer immer spricht, eben die vier sind, die jetzt noch dort liegen. Aus diesem einen Versuch folgte alles Weitere mit Notwendigkeit; und, innerhalb der Odyssee, ein so gut wie vollständiges Gelingen, im einzelnen wie im großen. Das durchaus realistische Bild griechischen Kleinlebens, das in β und in der zweiten Hälfte des Epos uns vorgeführt wird, zeigte sich nun auch in einen Rahmen gefaßt, der nicht ein Werk der Phantasie ist sondern ein Stück Wirklichkeit[26]). Darüber hinaus freilich ergab sich durch die neue Erkenntnis nicht Aufklärung, sondern Verwirrung. Den Wechsel der Benennungen in die geschichtlichen Ereignisse einzureihen, die Altertümlichkeit der geographischen Vorstellung in der Odyssee mit dem späten Charakter ihrer Sprache in Einklang zu bringen: diese und verwandte Aufgaben bieten Schwierigkeiten, die noch ungelöst sind. Ist das zu beklagen? die besten Resultate sind doch überall die, aus denen Probleme neu erwachsen. Und ist es zu verwundern? Wenn in einem so wichtigen Punkte, wie es das Verhältnis

26) Dieses wird ergänzt und bestätigt durch das, was über Pylos und Telemachs Landreise auch wieder Dörpfeld uns gelehrt hat, wovon weiter unten kurz zu handeln ist.

des Dichters zur Wirklichkeit ist, unser Urteil sich ändert, so geschieht es unvermeidlich, daß damit unsere gesamten Ansichten vom Epos einen Stoß bekommen, daß wir genötigt werden zuzusehen, was von ihnen bestehen bleiben soll, was der Umgestaltung bedarf.

»Die Wahrheit zu suchen ist überhaupt kein bequemes Geschäft, und »jede Erweiterung des Wissens scheucht nur auf von scheinbar gesicher- »ten Resultaten, bei denen wir uns beruhigten«: das ist ein strenges und mutiges Wort von Wilamowitz, aus jüngeren Jahren. Manchem wird es gerade durch ihn zum Erlebnis geworden sein. Und nun haben wir in der Entwickelung der Leukas-Frage das alte Schauspiel: man fühlte den Boden erschüttert, auf dem man sicher zu stehen meinte. Ungewöhnlich nur, wie diesmal die Rollen und die Plätze verteilt sind. Was ins Wanken gebracht wird, ist der negative Glaube, daß Homers Schilderungen keinen festen Halt haben, daß die Welt, in die er uns versetzt, ein Gebäude der Phantasie sei; was uns den vertrauten Boden unter den Füßen wegzuziehen droht, ist die Erkenntnis, daß die Phantasie des Dichters den festesten Boden unter den Füßen gehabt hat. Zweifel und Resignation hatten sich als Dogma verschanzt, gegen das nun ein hellblickender Wirklichkeitsinn siegreich Sturm läuft. Solche Störung der Ruhe können wir uns gefallen lassen; ihretwegen gescholten zu werden kann sich Wilhelm Dörpfeld gefallen lassen. Daß noch nicht für alle Fragen, die er mit glücklicher Spürkraft aufgerührt hat, das letzte Wort gesprochen ist, weiß er wohl selbst; im vorstehenden sind einige Punkte bezeichnet, in denen ich vermuten möchte, daß weiter dringende Forschung von ihm abweichen wird. Wie es aber auch kommen mag: keine Ansicht auf diesem Gebiete wird sich dauernd behaupten können, die nicht Dörpfelds Beobachtungen als ein positives Element in sich aufgenommen hat.

ZWEITES KAPITEL

DER HISTORISCHE HINTERGRUND DER ILIAS

Ist es überhaupt gestattet etwas wie Geschichte im Epos zu suchen? Ist nicht alles Dichtung und Sage, teils bewußt erfunden, teils aus einer Zeit überliefert, da die Menschen weder das Bedürfnis noch die Fähigkeit hatten, in den Erzählungen, an denen sie sich erfreuten, Erinnerungen der Wirklichkeit festzuhalten? Darauf ist zu erwidern: wir dürfen natürlich nicht mit dem Vorurteil herankommen, daß Personen und Geschehnisse im Epos solchen der Geschichte entsprächen, doch auch nicht mit dem entgegengesetzten, daß zwischen beiden gar keine Beziehung stattfinde. Ob und welcher Zusammenhang besteht, das ist eben die Frage. Unentbehrlich und deshalb, wenn überall geforscht werden soll, unbestreitbar ist nur die Voraussetzung, daß zur Entstehung von Sagen wie zu individueller Erfindung in alten Zeiten Vorgänge und Verhältnisse der Wirklichkeit irgendwie den Anstoß gegeben haben. Nur den allerersten Anstoß. Je mehr ein Held mit seinen Taten oder ein Ereignis mit seinen Trägern in den Mittelpunkt des poetischen Interesses rückte, desto mehr bemächtigte sich ihrer die Phantasie und wußte sie umzubilden. Deshalb hat Gilbert Murray in seinem lesenswerten Buche »The Rise of the Greek Epic« gewiß recht: die meiste Anwartschaft, aus eigentlicher Geschichte herzustammen, haben diejenigen Elemente einer auf uns gekommenen Erzählung, die abseits vom Hauptstrome liegen, *in the little backwaters of narrative, where the plot interest is weakest and the details least important* ([2]1911 p. 221, vgl. 220). In übernommenem Stoff wird der Dichter da am wenigsten geändert haben, wo er keinen Anlaß hatte, die Dinge in bestimmtem Lichte darzustellen, damit sie eine ihm vorschwebende Wirkung hervorbrächten. Und Entsprechendes gilt von der Kollektivdichtung, der Sage.

In welcher Treue Örtlichkeiten, mit denen eine Erinnerung aus der Vergangenheit verknüpft war, festgehalten werden konnten, haben wir im vorigen Kapitel gesehen. Gilt dasselbe für die menschlichen Zustände, die den Hintergrund bildeten? Wir können es, nach der soeben ange-

stellten Erwägung, vermuten; denn diese Zustände sind ja im Epos niemals selber Gegenstand der dichterischen Darstellung. Andrerseits kann man zweifeln, ob Sänger und Dichter imstande gewesen seien, das Bild früherer Zeiten ungetrübt zu bewahren und weiterzugeben. — Nur diese grundsätzlichen Fragen können im voraus angeregt werden; um sie zu beantworten, auch nur sachgemäß zu formulieren, wird es genauesten Eingehens bedürfen, zunächst in den beiden hier folgenden Kapiteln, dann in einem weiteren, das den Kulturverhältnissen gewidmet sein soll.

I. DER KAMPF UM DIE STADT

Allem kritischen Zweifel, aller unkritischen Gläubigkeit gegenüber hat sich der Gedanke behauptet und immer wieder durchgesetzt, daß in der Sage von dem Kriege um Troja zwar nicht ein historischer Bericht, doch eine dunkle Erinnerung an wirkliche Ereignisse enthalten sei, die sich auf demselben Boden abgespielt hätten; und was schien da natürlicher als diese Ereignisse in den Kämpfen zu finden, welche die Äoler mit den älteren, ungriechischen Einwohnern des Landes[1]) ausgefochten haben müssen, als sie zuerst in diese Gegenden kamen und sie ihrer Herrschaft unterwarfen? Diese Ansicht hat eine Zeitlang unbestritten gegolten und hat auch unter den neueren Bearbeitern der griechischen Geschichte ihre Vertreter. So schrieb Adolf Holm (Griech. Gesch. I [1886] S. 197): »Die Äoler, welche in Asien eine ganze Landschaft in Besitz genommen »haben, geben zu einem Epos von Eroberungen und Kämpfen die fak»tische Grundlage.« Und Beloch sagt (Griech. Gesch.[2] I 1 [1912] S. 184): »In dem Mythos« — so drückt er sich aus — »von dem Kriege um Ilion »spiegeln die Kämpfe sich wider, welche die Griechen bei ihrer Ansied»lung in Kleinasien mit den Urbewohnern des Landes zu führen hatten, »im besonderen die Kämpfe der Äoler von Lesbos und Tenedos mit den »Bewohnern der Troas. Und da Ilion in vormykenischer und mykenischer »Zeit ein verhältnismäßig bedeutender Ort gewesen ist, während es spä»ter bis auf die Neugründung durch Lysimachos nur ein Flecken war, »so scheint der Sage von der Zerstörung der Stadt eine historische Tat»sache zugrunde zu liegen, und es kann sehr wohl sein, daß die Zer»störung durch die Griechen erfolgt ist, die ja eben am Ausgang der my-

1) Einen interessanten Versuch, troische Orts- und Personennamen (Πρίαμος, Πάρις, Σκάμανδρος u. ä.) etymologisch zu deuten und auf Grund solcher Deutung eine alte semitische Kolonisation der Troas zu erweisen, hat Ernst Aßmann veröffentlicht: »Ohne Spaten in Troja« (Tägl. Rundschau 27. Juni 1907). Von demselben neuerdings: »Fehlgriffe und neue Wege bei der Erforschung kleinasiatischer Eigennamen« BphW. 1919 Sp. 89—96, und »Ägypter in Troja und in Boiotien« ebenda 1920 Sp. 16—24, wo u. a. im ersten Aufsatze Πάνδαρος, im zweiten Ἀγχίσης und Ἕκτωρ behandelt werden. Aßmanns Ausführungen verdienen jedenfalls Beachtung und fachmännische Prüfung.

»kenischen Zeit sich an den Küsten Kleinasiens festsetzten. Aber die »Zerstörung von Ilion hat nur den Anlaß dazu gegeben, daß Sagen, die »in viel ältere Zeit hinaufgehen, hier lokalisiert werden.« — Das ist im wesentlichen Belochs frühere Ansicht (1. Aufl. 1893); er hat sie jetzt nur etwas näher ausgeführt, auch auf den Anhalt hingewiesen (S. 134. 183), den sie in den sprachlichen Verhältnissen findet.

Dort lag in der Tat das eigentlich entscheidende Moment. Thessalien und Böotien sind die Länder, von denen aus der Norden der kleinasiatischen Westküste besiedelt worden ist; sie sind die Heimat der Äoler. Deren Mundart erhielt sich in der Peneios-Landschaft auch nach der Eroberung durch die stammfremden Thessaler[2]); hier sprach man, wie wir seit 1882 wissen, noch zur Zeit König Philipps, den die Römer besiegten, äolisch. In den Gebieten um den Kopais-See erlag die Sprache der Eroberer, der Βοιωτοί[3]), nicht so völlig der einheimischen; es gab eine Mischung, deren Bestandteile im einzelnen zu erkennen heute eine Aufgabe der Wissenschaft ist. Vor der Periode der Wanderungen aber herrschte auch hier das Äolische. Auf der anderen Seite, in Kleinasien, haben wir als die Sprache, in der die älteren, unserer Ilias vorhergehenden Gesänge von Achill und Agamemnon gedichtet waren, eben dieses Äolisch, das in Nordgriechenland heimisch war. Und der Hauptheld der Ilias, Achill, hat sein Reich im südlichen Thessalien. Man meint, die Übereinstimmung könne nicht größer sein, sie könne nicht auf Zufall beruhen.

Trotzdem fehlt es nicht an Widerspruch. In ihm vereinigen sich entgegengesetzte Motive: weitgehende Skepsis gegen die hier verwerteten Schlußfolgerungen und weitgehendes Vertrauen zur Dichtung als unmittelbarer Geschichtsquelle. Ein Vertreter dieser Kombination ist Eduard Meyer. Zwar weiß ich nicht, wieweit er die im J. 1893 (GA. II) gegebene Darstellung heute noch gelten lassen will; aber da sich viele auf seine Autorität stützen, andere doch durch seine Ausführungen mitbestimmt sind, so muß unsere Prüfung hier einsetzen.

Ed. Meyer glaubt, »daß die Sage vom troischen Kriege nicht äolischen »Ursprungs, nicht aus den Taten der Äoler erwachsen, sondern als Tra-

2) Herodot VII 176 spricht bei Beschreibung der Thermopylen von der Zeit, ἐπεὶ Θεσσαλοὶ ἦλθον ἐκ Θεσπρωτῶν οἰκήσοντες γῆν τὴν Αἰολίδα, τήν περ νῦν ἐκτέαται.

3) Βοιωτοὶ γὰρ οἱ νῦν ἑξηκοστῷ ἔτει μετὰ Ἰλίου ἅλωσιν ἐξ Ἄρνης ἀναστάντες ὑπὸ Θεσσαλῶν τὴν νῦν μὲν Βοιωτίαν, πρότερον δὲ Καδμηίδα γῆν καλουμένην ᾤκησαν, so berichtet Thukydides I 12, 2, und erwähnt noch zweimal (III 2, 3; VII 57, 5) die Verwandtschaft der kleinasiatischen Äoler (unter ihnen beide Male die Tenedier genannt) mit den Böotern, d. h. mit den Ureinwohnern dieser Landschaft. Vgl. Ed. Meyer, GA. II § 48. Über die sprachlichen Verhältnisse s. Wilamowitz, Zeitschr. für Gymnasialw. 38 (1884) S. 113. 115; Otto Hoffmann, Griech. Dial. II S. 6f. und Geschichte der griech. Sprache I² (1916) S. 33. Vgl. auch unten Kap. 3 Anm. 23b.

»dition, als geschichtliche Kunde aus der Vorzeit ihnen überkommen« sei; »wie später die Ionier haben vor ihnen die Äoler sie durch Einfügung »ihrer eigenen Sagengestalten erweitert«. Wir sollen also eine voräolische Periode des Heldengesanges annehmen, zu der die äolische sich ebenso verhalten würde wie später die ionische zur äolischen. Von der Sprache, in der diese ältesten Lieder abgefaßt gewesen sein könnten, und ob sich Spuren von ihr noch in unsrer Ilias finden, darüber sagt Ed. Meyer nichts; wohl aber sucht er einigermaßen den Inhalt abzugrenzen. Achill, »offenbar eine äolische Sagengestalt«, muß dem voräolischen Epos fremd gewesen sein; »seine Verbindung mit dem troischen Kriege, so alt sie ist, ist doch sekundär«. Aber Agamemnon, der König von Mykene, bildete schon damals den Mittelpunkt der Erzählung; die troische Sage stammt überhaupt aus dem Peloponnes (§ 152. 121) und hat zum Kern (§ 133) »die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug pelo»ponnesischer Fürsten oder vielmehr, wie wir wohl unbedenklich sagen »dürfen, durch den König von Mykene und seine Mannen«. Das Datum dieses Ereignisses »ist wahrscheinlich noch beträchtlich über das alexandrinische Datum, 1184 v. Chr., hinaufzurücken« (§ 131). Erst geraume Zeit später, damals als die Äoler den Nordwesten von Kleinasien besiedelten, sind die Kämpfe geführt worden, die zur Entstehung der Achilleus-Sage den Anlaß gegeben haben (§ 150. 153).

Ähnlich denken sich den Hergang zwei englische Gelehrte, die in unserer Zeit diese Frage behandelt haben. Chadwick[4]) nimmt nicht nur alle Hauptpersonen der Ilias für geschichtlich, sondern glaubt auch, daß das kriegerische Unternehmen selber sich im wesentlichen so zugetragen habe, wie Homer es erzählt (HA. 296. 300ff.). Und Leaf[5]) erklärt es für möglich, daß der Streit zwischen Agamemnon und Achilleus wirklich vor Troja stattgefunden und ernste Folgen gehabt habe; selbst in bezug auf Helena brauche man nicht allzu ungläubig zu sein (Troy 328). Beide berufen sich auf Thukydides, der den trojanischen Krieg als solchen für geschichtlich gehalten habe und den wir doch nicht der Leichtgläubigkeit zeihen dürften (Leaf HaH. 88f.; vgl. Chadwick 308). Aber Thukydides hat sehr wohl erkannt, daß die tatsächlichen Folgen, die man auf jenes Ereignis zurückführen könnte, der Stellung nicht entsprechen, die es in der griechischen Überlieferung einnimmt. Er bemüht sich (I 11 f.) den Widerspruch zu lösen und kommt zu dem Urteil: αὐτὰ ταῦτα, ὀνομαστότατα τῶν πρὶν γενόμενα, δηλοῦται τοῖς ἔργοις ὑποδεέ-

4) H. Munro Chadwick, The Heroic Age. Cambridge, 1912. Vgl. oben S. 163 Anm. 23.

5) Walter Leaf: Troy. A Study in Homeric Geography. With Maps, Plans and Illustrations. London, 1912. Angezeigt BphW. 1915 Sp. 225—232. — Von demselben, 3 Jahre später, Homer and History (vgl. oben S. 220, Anm. 22).

στερα ὄντα τῆς φήμης καὶ τοῦ νῦν περὶ αὐτῶν διὰ τοὺς ποιητὰς λόγου κατεσχηκότος. Damit ist schon der Weg eingeschlagen, auf dem wir weiter gehen sollen. Und im Sinne desselben großen Forschers ist es, wenn man die Erscheinungen bei einem Volke aus der Analogie andrer Völker zu verstehen sucht. Was ist doch in der Nibelungensage aus Personen und Ereignissen der Völkerwanderung geworden! Einen ähnlichen Vorgang im Bereiche serbischer Poesie hat Chadwick in einem Exkurs behandelt, den er mit einer Nutzanwendung fürs Griechische schließt: man dürfe von den Personen der Ilias annehmen, »daß ihre Taten und ihre gegenseitigen Beziehungen in Wirklichkeit von denen sehr verschieden gewesen sein können, die wir in der Dichtung ausgemalt finden« (S. 319). Damit ist doch eigentlich die These von der Geschichtlichkeit des Rachezuges gegen Ilios verurteilt.

Auch hat Leaf selber dazu beigetragen, diesen naiven Glauben, den er trotzdem festhält, zu erschüttern. In seinen Untersuchungen treten an Umfang wie an innerer Bedeutung die Abschnitte hervor, die den Troerkatalog (B 816—877) behandeln. Dessen erster Teil (bis 843) bezieht sich auf die troische Landschaft selber mit den nächst gelegenen Orten, also ein Gebiet, das, nach Homers Vorstellung, von dem Angriff der Griechen mitberührt war. Die Aufzählung im B folgt hier zuerst einem Rundgange — das Tal des Skamander aufwärts (die Landschaft Dardania), hinüber zu dem des Äsepos, in ihm hinab zur See (Propontis) und an ihr zurück zu dem Hellespont —, durchwandert dann das Küstenland am West- und Südabhange des Ida-Gebirges bis in den Winkel des Meerbusens von Adramyttion. Diese Gegenden waren dem Dichter bekannt, und das gleiche setzte er bei seinen Zuhörern voraus; davon zeugt die Hilfserfindung, mit der er das von ihm eingeführte Schanzwerk, den Gegenstand vielbewegter Kämpfe und ihrer kunstvollen Schilderung, im voraus gegen den Einwand verteidigt, daß doch in der Ebene dort nichts von solchem Erdbau zu sehen sei: er erzählt (M 1—33), Poseidon habe, aus Eifersucht gegen die menschlichen Erbauer (vgl. H 459—463), nach Abzug der Griechen die Spuren ihrer Arbeit getilgt und das Gelände wieder eingeebnet[6]). Leaf hat die einzelnen Plätze selber bereist, ihre Beschaffenheit und gegenseitige Lage studiert und sich danach ein Bild von ihren wirtschaftlichen Beziehungen zu machen gesucht, in das die Erwähnungen bei Homer, einzelne Gesichtspunkte, die Strabon bietet, überall sorgfältig eingeordnet sind[7]). In diesem Zusammenhange gewinnt

6) Ὁ πλάσας ποιητὴς ἠφάνισεν: Aristoteles bei Strabon XIII, p. 598. 7) Noch nicht berücksichtigen konnte Leaf die Hypothese von Alfred Brückner, das Schiffslager der Griechen habe nicht im Norden neben der Skamander-Mündung gestanden, sondern südwestlich von der Stadt in der Besika-Bai, Tenedos gegenüber (Vortrag »über das

z. B. die Aufzählung der Wohn- und Kultstätten im Gebete des Priesters Chryses (A 37 f.) lebendigen Sinn: Killa (im Inneren jenes Meerbusens) und Tenedos bezeichnen die äußersten Punkte, Chryse ungefähr die Mitte eines Küstenstriches, in dem Apollon Smintheus verehrt wurde (Troy 239 f.). Für Achills Unternehmen, durch das Thebe, Lyrnessos und Pedasos zerstört, auch Lesbos geplündert wurde, läßt sich aus den im Epos gegebenen Andeutungen ein verständlicher Hergang konstruieren (S. 235. 243 ff.). Stellen wir alles Zweifelhafte zurück, so bleibt doch ein wesentliches Resultat: die kriegerischen Ereignisse, die der Handlung der Ilias unmittelbar vorausliegen, haben greifbare Gestalt gewonnen.

Dasselbe leistet für den weiteren Umkreis und die weiter zurückreichende Vorgeschichte das Verzeichnis der von fernher gekommenen Bundesgenossen (B 844 ff.) in Leafs Beleuchtung. Es sind vier Reihen, jede in der Nähe beginnend und im weitesten Abstande von Troja endigend: 1. bei Amydon im Lande der Päonier, in der Gegend der Mündung des Axios (j. Wardar); 2. in Alybe an der Nordküste von Kleinasien; 3. im phrygischen Binnenlande bei Askania; 4. am Xanthos-Flusse in Lykien. Sarpedon und Glaukos, die Führer der Lykier, spielen auch in der Handlung der Ilias eine wichtige Rolle; von den übrigen Ortschaften und Stämmen der vier Gruppen kommen Vertreter sonst gar nicht oder nur vereinzelt vor, etwas häufiger nur Thraker und Päonier. Die thrakische Küste gehörte also in der Zeit, von der Homer erzählt, mit zum Kulturkreis oder zum Machtbereich von Troja: diese Tatsache, die wir nicht nur aus B sondern auch aus der übrigen Ilias entnehmen mußten, ist doch erst von Leaf recht gewürdigt worden: die unzugängliche Halbinsel Magnesia setzte der damaligen Küstenschiffahrt ein natürliches Ende; bis in die Gegend des heutigen Saloniki aber bestanden Handelsbeziehungen, die sich nach der anderen Seite zum Eingange des Hellespont erstreckten. Und denselben Sinn, vermutet er, haben die drei anderen Linien: es sind alte Verkehrswege, die bei Troja zusammenlaufen. Der Vergleich eines Spinnengewebes mit dem Raubtier in der Mitte drängt sich auf, zumal wenn man bedenkt, daß hier natürlich auch der von Griechenland kommende Seehandel einmünden mußte. Die Einfahrt in den Hellespont ist durch Wind und Strömung oft gehindert, so daß

Schlachtfeld vor Troja«, Arch. Anz. 1912 Heft 4). Ungewollte Andeutungen in Homers Schlachtberichten hat Brückner mit frischem Spürsinn aufgesucht und zu einer greifbaren Anschauung zusammengefaßt. Vielleicht ergeben sich daraus Anhaltspunkte auch zur Revision der Ansichten, die von Robert (»Topographische Probleme der Ilias«, Herm. 42 [1907] S. 78—112) entwickelt sind, mit denen sich Leaf mehrfach, wenn auch nicht in durchgehender Kritik, auseinandergesetzt hat (Troy 40 f. 154 ff.). — Zur Entscheidung der hiermit berührten Fragen vermag ich nicht beizutragen; das könnte nur der versuchen, der in der Lage ist sie an Ort und Stelle zu prüfen, was mir nun wohl für immer versagt bleibt.

Segelschiffe, die herein wollen, unter Umständen tage- und wochenlang still liegen müssen. Auf Grund nautischer Handbücher hat Leaf diese Verhältnisse eingehend untersucht und zeichnet danach vermutungsweise die Bedeutung, die im europäisch-asiatischen Handel einst Hissarlik eingenommen hat. Auf dem Hügel stand nicht eine größere Stadt, sondern eigentlich nur eine Ritterburg, deren Herren den Handel dadurch in ihre Gewalt brachten, daß sie an der Öffnung des Hellespontes die Kaufleute zwangen, nicht weiter zu fahren, sondern hier in der Ebene des Skamandros ihre Waren auszutauschen. Auf den Abgaben von diesem regelmäßig stattfindenden Markte beruhte von alter Zeit her der Reichtum von Ilios (Σ 288 ff.), von dem noch die Ausgrabungen Spuren zu Tage gefördert haben. Es kam dann aber eine Zeit, wo die Achäer dazu übergingen, den Handel mit Phrygien, Lykien und dem Pontos selbst in die Hand zu bekommen. Dies war der eigentliche Grund derjenigen kriegerischen Aktion, die den geschichtlichen Kern der Erzählung vom troischen Kriege bildet (Troy 326). Wieviel Einsicht in diesen Hintergrund der Verfasser des Verzeichnisses der Troer und ihrer Bundesgenossen selber noch besaß, läßt sich nicht feststellen; jedenfalls war er eines anderen Geistes Kind als der des Schiffskataloges.

Wenden wir uns von den wohlbegründeten Kombinationen des englischen Gelehrten dem Kriegsberichte der Ilias wieder zu, so erscheint dieser in verändertem Lichte, von dem frischen Reize belebt, den wir überall da empfinden, wo aus dem Dämmerschein von Dichtung und Sage die Linien einer fernen Wirklichkeit hervortreten. Aber dürfen wir die einzelnen Züge der Dichtung in den Bereich der erschlossenen Wirklichkeit mit hinübernehmen? Den Streit der beiden Fürsten als folgenschweren Zwischenfall, Helena als Ursache des Krieges? Leaf meint das, wie wir sahen. Warum könne nicht die Entführung einer schönen Königin der Strohhalm gewesen sein, der auf der Wage den Ausschlag gab, die Geduld der Achäer brach und sie zu einem Unternehmen bestimmte, das lange vorher schon geplant war? *The ostensible cause of war is almost always some point of honour; the ultimate cause is, almost without exception, economic* (S. 328). Das ist freilich eine ebenso alte wie junge Wahrheit. Doch um hier Gebrauch von ihr zu machen, müßten wir sicher sein, daß innerhalb der Wirklichkeit das, was dem trojanischen Kriege der Sage entsprach, auch ein bestimmtes, in sich geschlossenes Unternehmen gewesen ist. Und dagegen hat kein andrer als Leaf ein gewichtiges Bedenken zur Sprache gebracht. In 'Homer and History' (S. 322) weist er auf die Tatsache hin, daß der Verkehr der Griechen mit der Heimat bei Homer gänzlich unterbrochen erscheint; das passe nicht in einen Kriegszug, dessen Ziel nur drei Tagfahrten vom Ausgangshafen

entfernt liege. Der Dichter habe diese Erfindung gemacht, um die Situation zu verschärfen. — Die Beobachtung war gut, die Erklärung ist mehr als unwahrscheinlich. Personen, Geschehnisse erfindet der Dichter, nicht stillschweigende Voraussetzungen, deren konsequentes Festhalten ihm lästig werden müßte. Für Homer jedenfalls ist es das Natürliche, daß er überlieferte Voraussetzungen beibehält, auch wenn sie zu der Handlung, wie er sie gestalten möchte, nicht mehr recht stimmen, wo er dann entweder durch eine Hilfserfindung auszugleichen sucht[8]) oder die Unstimmigkeit ruhig erträgt. Ein Fall der zweiten Art scheint hier vorzuliegen: wenn die ganze Ilias hindurch die Achäer von der Heimat losgelöst erscheinen, so ist das eine dunkle Erinnerung daran, daß sie es einst wirklich waren, in eben jenen Kämpfen um den Besitz der Nordwestecke von Kleinasien, die zur Entstehung der troischen Sage den ersten Anstoß, zu den Erfindungen der Dichter den Hintergrund gegeben haben. Um aus dem Heldenepos einen Wirklichkeitsgehalt ins klare zu bringen, darf man doch nicht so verfahren, daß man alles wegläßt, was märchenhaft oder sonst unglaublich ist, den verbleibenden Bestand zusammenfaßt und als historischen Tatbestand anspricht. Gerade diesen Abweg aber ist derselbe Forscher gegangen, der, wo es sich um Würdigung geographischer und wirtschaftlicher Verhältnisse handelt, mit so gesundem Sinn für das Mögliche und Wirkliche Fragen zu stellen, Antworten zu finden weiß.

Das zeigt sich wie beim Troer-Verzeichnis, so beim Schiffskatalog. Es ist alte Vermutung (von Otfried Müller), daß dieser einen Böoter zum Verfasser habe; und dessen Tendenz, die eigene Heimat zu Ehren zu bringen, erkennt Leaf auch in der Erzählung von der Versammlung in Aulis und von dem Wunderzeichen, das sich dabei zugetragen habe (HaH. 99f. 104. 314f.). Um eine Flotte zu versammeln, könne kaum ein weniger geeigneter Platz gefunden werden als diese von beiden Seiten schwer zugängliche Meerenge. Mit Hilfe von Karten und nautischen Handbüchern führt er den Beweis, und der leuchtet ein. Ebbe und Flut, die hier wie an einigen anderen Stellen des Mittelmeeres hervortreten, kommen ja den Ein- und Ausfahrenden zu Hilfe; aber die Engen zwischen felsigen und gewundenen Ufern bleiben schwer passierbar. Vielleicht ist es etwas hart geurteilt: wenn Agamemnon die Torheit begangen hätte, hier die Geschwader zusammenzuziehen, so wäre das Gebot, seine Tochter zu opfern, keine zu strenge Strafe gewesen. Aber die Folgerung eignen wir uns an, wenn auch mit einer kleinen Modifikation. Leaf meint, die Zusammenkunft in Aulis könne kein ursprünglicher Bestandteil der

8) Eine solche ist z. B. die Verzauberung des Odysseus in ν, die Mitwirkung des Gottes beim Tode des in göttlichen Waffen kämpfenden Patroklos in Π.

epischen Überlieferung sein. Der echte Homer befinde sich in Einklang mit der Wirklichkeit; denn er erzähle, durch den Mund des Bettlers Odysseus, von der Trojafahrt des Helden in einer Weise, daß für den Abstecher nach Aulis kein Raum bleibt (τ 187. 193), und lasse in einer Rede Agamemnons, der seine Mannen an die bei Trank und Schmaus in Lemnos laut gewordene Prahlerei erinnert (Θ 229 ff.), noch erkennen, daß dort die Versammlung der Flotte gedacht war. So einfach ausschalten darf man Aulis doch nicht. Wenn eine Zusammenziehung vieler, von weither kommender Flottenkontingente sicherlich hier niemals stattgefunden hat, so kann der Hafen doch einst seine Bedeutung gehabt haben als Ausgangspunkt äolischer Kolonisten, die, als die Böoter eindrangen, der Kopais-Landschaft den Rücken kehrten (vgl. S. 226 und Anm. 3). Daß eine Erinnerung daran sich erhalten hatte, lehrt Strabon (IX 3, p. 401); und es ist nicht wunderbar, daß Dichtung und Sage ihr eine veränderte Gestalt gegeben haben. Ja, die Nötigung dazu ergab sich von selber, sobald der Herrscher von Mykene zum Führer des Unternehmens gemacht wurde. Dem gegenüber zeigen die von Leaf herangezogenen Stellen (aus Θ und τ), wie ein Dichter, der von den räumlichen Unterlagen seiner Erzählung ein deutliches Bild hatte, da zu erfinden wußte, wo er sich frei bewegen konnte.

Wichtiger ist etwas Grundsätzliches, wozu diese Betrachtung führt. Auf der einen Seite der eigentliche Homer, Odyssee und Ilias, auf der andern gewisse Zusätze, die mit dem Schiffskatalog zusammenhängen, — mit solcher schlichten Zweiteilung, wie Leaf sie vornimmt (HaH. 86 f.), kommen wir nicht aus. Ist einmal der Anfang zur Analyse gemacht, so geht sie mit innerer Notwendigkeit weiter. Und dann ist nicht im voraus zu bestimmen, wie viel oder wie wenig vom Stoffe der Ilias als ursprünglicher Bestand übrig bleiben wird, für den mit der Möglichkeit gerechnet werden könnte, daß er auf geschichtlicher Erinnerung beruhe. Insbesondre wollen wir für die beiden wesentlichen Motive — Entführung der Helena und Groll des Peliden — die Frage im Sinne behalten, ob sich etwa werde ermitteln lassen, aus was für einer Quelle sie geflossen sind.

Noch unerläßlicher aber für den, der den trojanischen Krieg, in der Hauptsache so wie Homer ihn erzählt, für geschichtlich hält, wäre die Verpflichtung, es glaublich zu machen, daß ein solcher Kriegszug über See in so früher Zeit vom Peloponnes aus habe vor sich gehen können. In so früher Zeit, das heißt: ehe die griechische Kolonisation in Kleinasien — mit der wir ihn in Zusammenhang bringen — ihren Anfang nahm. Das Ergebnis dieser Kolonisation ist es doch, daß sich an der Ostküste des Ägäischen Meeres die Gebiete der drei großen Stämme ebenso aneinander reihen wie auf der Westseite. Da hält es schwer zu

glauben, daß in einer weiter zurückliegenden Zeit der Herrscher von Mykene Anlaß gehabt habe und im stande gewesen sei, gerade das für ihn fernste Ende der Küste Vorderasiens zum Angriffspunkt zu wählen. Daß wir von den wirtschaftlichen Beziehungen, die vorausgegangen sein müßten, nichts wissen, ist natürlich; daß man sie bisher auch nicht vermutungsweise hat konstruieren können, mag hingehen: aber auch die Folgen eines so mächtigen, siegreich durchgeführten Unternehmens treten nirgends hervor. Das war es ja, worüber Thukydides sich wunderte. Und wie sollen wir von da aus die Entwicklung von Sage und Dichtung uns vorstellen? Für Chadwick hat diese Frage keine Bedeutung; wie das kommt, werden wir später sehen (S. 243). Leaf meint sie zu beantworten, und wir bemühen uns ihm zu folgen, indem wir probeweise die Voraussetzung gelten lassen, daß die Zerstörung Trojas durch den König von Mykene mit einer zu diesem Zwecke versammelten Streitmacht ein geschichtliches Faktum sei. Nachdem die Sieger in die Heimat zurückgekehrt waren, erwachte dort, an den Höfen von Mykene und Pylos, der Heldensang (HaH. 288f. 318f.). Dessen Schöpfungen wurden durch die ersten Ansiedler nach Asien mitgebracht (S. 291) und hier weiter vervollkommnet, an Adelshöfen, von deren Dasein wir zum Teil noch Kunde haben (S. 323). Was dann in der dunklen Zeit — *the Dark Ages*, den drei- bis vierhundert Jahren, die dem Beginn der geschichtlichen Periode im 8. Jahrh. vorhergingen (S. 34) — mit der epischen Dichtung geschehen ist, liegt eben im Dunkeln. Jedenfalls finden wir sie später im Mutterlande wieder, wo ein Böoter es unternehmen konnte seine Landschaft in den Mittelpunkt der Ereignisse zu stellen, und wo Helena in den Kreis der Theseus-Sage eintrat (S. 302). Diesen letzten Punkt werden wir in anderem Zusammenhange beleuchten.

Aber soll denn nun das Epos während jener dunklen Zeit auf beiden Seiten des Ägäischen Meeres selbständig weitergelebt haben? Das kann Leaf (S. 321) nicht meinen; dann hätten ja ganz verschiedene Gebilde daraus werden müssen. Und gerade er betont stark — hierin wieder mit Chadwick (HA. 208f.) übereinstimmend —, daß für die Blüte homerischer Poesie die eigentliche Heimat Ionien gewesen sei. Von dort erst ist diese Poesie ins europäische Griechenland zurückgekehrt, aus dem, wie erwähnt, die ersten Ansiedler sie mit hinüber genommen hatten. Was für Ansiedler waren das? und in welcher Sprache, die bisher seine Trägerin gewesen war, verpflanzten sie den Heldengesang nach Kleinasien? Aus dem Peloponnes könnten sie ja gekommen sein; denn mit von dort aus ist die Gegend, in der zuletzt das Epos heimisch war, besiedelt worden. Der Dialekt aber muß das Äolische gewesen sein,

dessen Herrschaft sowohl in Smyrna und Chios[9]) wie in der epischen Kunst der des Ionischen vorausgegangen ist. Alles weist auf Thessalien hin, wo man äolisch sprach, wo am Pagasäischen Meerbusen »Iolkos in der Argonautensage als altes Centrum des Seeverkehrs erscheint« (Beloch GrG.² I. 1 S. 134). Und dazu stimmt ein wichtiges Gedankenelement der homerischen Poesie, der Olymp als Göttersitz mit allem was sich daran anschließt. Diese Beziehungen sind ja schon früher gewürdigt worden; der Versuch, uns in Leafs Theorie hineinzudenken, führt von selbst wieder in diese Richtung: ehe der Heldengesang nach Asien kam, muß er eine Periode grundlegender Ausbildung in Thessalien gehabt haben. Lag also sein Ursprung nicht hier sondern im Peloponnes, in der Argolis, so muß er in ganz früher Zeit irgendwie von dort nach Thessalien übertragen worden sein. Höchst wunderbar wäre nur der Weg, den auf diese Weise die wandernde Sage zurückgelegt hätte: von Troja, wo ihr Inhalt erlebt worden war, zum Peloponnes, wo die Sieger wohnten, von da im Rundgange zunächst nach Thessalien, dann übers Meer zurück, durch reinen Zufall gerade wieder in die Gegend, wo einst die Ereignisse selber sich abgespielt hatten. Und noch unbegreiflicher wäre es, daß sich, bei so treuer Bewahrung der Tatsachen, doch von der ersten poetischen Gestaltung so gar keine Spuren mit hindurchgerettet hätten, weder in irgend welcher lebendigen Anschauung von Örtlichkeiten, Vorgängen, Verhältnissen in der peloponnesischen Heimat der Helden[10]), noch in der Sprachform, von der niemand bisher auch nur vorschlagsweise gesagt hat, welche es — vor der äolischen — gewesen sein könnte.

Zu solcher Unbegreiflichkeit, die wir getrost Unmöglichkeit nennen können, führt die Ansicht von Eduard Meyer, Leaf, Chadwick, wenn man sie ins Klare zu bringen sucht. Daraus folgern wir: Diese Ansicht kann nicht richtig sein; Sage und Dichtung vom troischen Kriege können nicht im Peloponnes ihren Anfang gehabt haben; verstärkte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie da entstanden sind, wo der Schauplatz der Taten lag. Aber nun die Frage: Gehören die geschichtlichen Kämpfe, von denen die Phantasie so fruchtbar angeregt wurde, der Zeit der thessalisch-äolischen Kolonisation an oder einer früheren? Aufschluß hierüber erhoffen wir von dem, was in und um Troja der Spaten ans Tageslicht gebracht hat.

Nachdem Schliemanns rastlose Tätigkeit dem unerquicklichen Streit, ob Hissarlik oder Bunarbaschi, ein Ende gemacht und für jeden Unbe-

9) Diese Tatsache hebt auch Chadwick hervor, HA. 208f. Vgl. vorn das Kapitel »Sprachform«, besonders S. 174. 10) Dieser Satz wird im folgenden Kapitel noch näher begründet und zu Folgerungen verwertet werden.

fangenen die zweite Möglichkeit ausgeschlossen hatte, wurde zunächst angenommen, daß von den heute noch erkennbaren Schichten die zweite von unten die sei, der das homerische Troja angehört habe: denn das war damals die einzige, in der sich umfangreiche Reste von Mauern und Burganlage gezeigt hatten. Aber der Charakter der in dieser Schicht gefundenen Geräte und Waffen paßte nicht recht zu dem Stande der Kultur, den die homerischen Gedichte darbieten, deckte sich auch nicht mit demjenigen, den die Durchforschung der Ruinen von Mykene, Tiryns, Orchomenos ergeben hatte. In der mykenischen Periode ist die Bearbeitung der Metalle vollkommen entwickelt; im Epos erwecken uns nur stereotype Beiwörter wie χαλκήρης, ἀκαχμένον ὀξέι χαλκῷ noch die Erinnerung an eine Zeit, da die Herstellung aus Metall als besonderer Vorzug gerühmt werden konnte: unter den Funden der zweiten Schicht auf Hissarlik sind neben reichem Silber- und Goldschmuck, neben Waffen und Werkzeugen aus Bronze doch noch in Menge solche aus Stein. An der Töpferware zeigt sich schon die Benutzung der Scheibe, doch überwiegt noch die reine Handarbeit. Wir befinden uns hier also in einer Periode des Überganges, deren Kultur, als »trojanisch« bezeichnet, der mykenischen vorangegangen sein muß (vgl. unten Anm. 11). Im Fortgange der Ausgrabungen nach Schliemanns Tode (1890) sind dann aber weitere Schichten bloßgelegt worden; und da haben besonders die Arbeiten der Jahre 1893 und 1894 ein verändertes Bild ergeben. Während zunächst nur offene Siedelungen mit ärmlichen Häusern folgten, zeigte die von Dörpfeld aufgedeckte sechste Schicht viel stattlichere Überreste als die zweite. Eine umfangreiche Burg trat hervor mit mächtiger Ringmauer und vielen großen Bauwerken im Innern. Und in diesem Bereiche wurden in Menge Bruchstücke von Tongefäßen gefunden, deren Technik wie Ornamentik der mykenischen Weise entspricht, die also, mögen sie nun importiert oder nach eingeführten Mustern an Ort und Stelle verfertigt sein, jedenfalls das Leben der Menschen, denen sie einst gedient haben, der Periode zuweisen, die nach dem Inhalte der Ausgrabungen von Mykene benannt wird[11]). Die Kultur dieser Periode

11) »Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen«, von Wilh. Dörpfeld, unter Mitwirkung von Alfr. Brückner, Max Weigel und Wilh. Wilberg. Leipzig 1894. — »Troja und Ilion. Ergebnisse der Ausgrabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilion 1870—1894«; von Wilhelm Dörpfeld unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Hans von Fritze, Alfred Götze, Herbert Schmidt, Wilhelm Wilberg, Herman Winnefeld. Athen 1902. — Hinzuzunehmen sind jetzt die betreffenden Abschnitte bei Carl Schuchardt, Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung (Straßburg und Berlin 1919), wo das homerische Problem in den großen Zusammenhang, den der Titel andeutet, und damit in eine neue, lehrreiche Beleuchtung gerückt ist. In Ansetzung und Beschreibung der Schichten stimmt er mit Dörpfeld im wesentlichen überein;

ist, wovon noch genauer die Rede sein wird, in wesentlichen Stücken die, welche Homer voraussetzt: also hat die städtische Anlage der sechsten Schicht den meisten Anspruch darauf, für das homerische Ilios — in dem Sinne wie wir den Ausdruck gebrauchen — gehalten zu werden. Die Zerstörung würde danach um 1200 fallen — gegen Ende der mykenischen Zeit setzt sie Beloch (oben S. 225 f.) —, eine Datierung, die mit der von den Griechen berechneten Zahl, 1184, bemerkenswert übereinstimmt.

Gerade mit chronologischen Gründen aber war die »weit verbreitete »Meinung, die Sage vom troischen Kriege sei ein Reflex der Kämpfe, »welche die Äoler bei ihrer Festsetzung auf der Ida-Halbinsel mit der »einheimischen Bevölkerung geführt hätten«, von Eduard Meyer angefochten worden[12]). Zuerst in seiner »Geschichte von Troas« (1877; S. 79 ff.); dann in der Geschichte des Altertums (II [1893] § 131/2), hier mit einer immerhin recht wesentlichen Einschränkung seines Widerspruches. In der früheren Schrift hatte er den Nachweis geführt, daß zwar an der Küste von Teuthranien und Lydien, auf Lesbos, Tenedos und den Hekatonnesoi mit dem ersten großen Strome nordgriechischer Eroberer — im letzten Viertel des zweiten Jahrtausends vor Chr. (GA. II § 161) — die Äoler sich festgesetzt, daß sie aber die Troas erst viel später in ihren Besitz gebracht hätten, ja daß es in dieser Landschaft »vor dem Jahre 700 schwerlich griechische Kolonien gegeben« habe. Später erkannte er an: diejenigen Teile der epischen Überlieferung, in denen Achill, »offenbar eine äolische Sagengestalt«, eine Rolle spiele, gingen wirklich auf die Zeit der ersten äolischen Kolonisation zurück; »seine Taten spiegeln die Eroberung von Lesbos (vgl. I 129), Tenedos, »der teuthrantischen Küste durch die Äoler wieder«. Erst nachträglich sei die Sage von Achill und seinen thessalischen Mannen mit der aus dem Peloponnes stammenden troischen Sage verbunden worden; und nun sei es möglich, daß in seinen Kämpfen gegen Lyrnessos, Pedasos, Thebe, Chryse (Υ 92. Α 366. 100) ebensogut geschichtliche Erinnerungen fortlebten wie in seinem Zuge gegen Lesbos, wo er das Mädchen von Brisa sich gewonnen hatte; man dürfe dann annehmen, daß »an der Süd»seite der troischen Akte die Äoler weit früher gekämpft hätten als am »Skamander«. Dort im Norden aber, »in der thebischen Ebene und auf »der Idahalbinsel, sei zur Zeit der ältesten äolischen Kolonisation eine »Festsetzung zunächst wenigstens nicht gelungen, wenn sie auch ver»einzelt versucht sein möge. Jedenfalls aber »— dabei sollte es bleiben

dem Gedanken aber, Homers Ilios und seinen Fall an bestimmter Stelle zeitlich einzuordnen, widerstrebt er (S. 253 f.), wie er denn auch in allgemeineren, die mykenische Kultur berührenden Fragen seinen eignen Weg geht. 12) Ihm hat sich Bethe NJb. 1901 S. 662 angeschlossen, ohne mit eignem Eingehen auch auf Gegengründe diese Frage zu fördern.

»— muß Troja zerstört gewesen sein, lange ehe die Äoler sich im »Skamandergebiet festsetzten oder auch nur zum ersten Male ihre Blicke »auf diese Gegenden richteten«.

Das letzte war nun sicher zu viel behauptet, ein Überrest von der ursprünglichen, schärferen Ablehnung und mit dem inzwischen gemachten Zugeständnis nicht mehr im Einklang. Von Tenedos nach Hissarlik ist kein weiter Weg; und wenn die äolischen Eroberer die Insel in ihrem Besitz hatten, so werden sie es schwerlich unterlassen haben auch nach der unmittelbar gegenüberliegenden Küste die Hand auszustrecken. Bei dieser Gelegenheit ist denn Ilios belagert worden; und wenn die Belagerung wirklich erfolglos geblieben sein sollte, so könnte man ja auch diese Tatsache im Epos ausgedrückt finden: es erzählt von den Kämpfen um die hohe Stadt, nicht ihren Fall. — Prüfen wir diese Möglichkeit eines Ausgleiches. In der »Deutschen Altertumskunde« (I^2 29) hat Karl Müllenhoff die Erzählung vom Ausgange des Krieges einer scharfen Kritik unterworfen. Er findet schon in der Darstellung von Paris' Tode »mehr ein Produkt klügelnder Überlegung, wie wohl der letzte gefähr»liche Troer beiseite geschafft sei, als der unbefangen, aus innerm Drange »fortarbeitenden Sage«, und meint dann vollends: »die zuletzt ange»wandte Kriegslist beweist, daß es den Griechen nicht nur an jeder »historischen oder historisch aussehenden Überlieferung, sondern über»haupt an jeder ernsthaften Sage über die Einnahme der Stadt mangelte«. Die Geschichte von dem listigen Werk des Epeios sei »ursprünglich nur ein scherzhafter Einfall nach Märchenart« gewesen, der erst nachträglich in das ernste Epos aufgenommen und zu einer Tragödie umgearbeitet wurde. Müllenhoff sagt geradezu: »Auf die Frage, wie denn endlich »die Griechen Ilion eingenommen und die heiligen unzerbrechlichen »Mauern der Stadt gefallen seien, war die Antwort, daß die tapfersten »Helden sich in den Bauch eines großen hölzernen Pferdes versteckt »und daß nun die Troer, um das Wunderwerk oder Heiligtum in die »Stadt zu schaffen, selbst die Mauer an einer Stelle durchbrochen hätten, »eben gut genug für Kinder und Toren und ganz von derselben Art wie »die Possen, mit denen man im dreizehnten Jahrhundert in Österreich auf »die Frage antwortete, wohin denn zuletzt König Etzel gekommen sei«.

Im Anschluß an solche Bemerkungen mag man versuchen, den Plan einer Ilias, der die sichere Aussicht auf den Fall der Stadt fehlte, in Gedanken wiederherzustellen; es gelingt doch nicht recht. Zwar daß unser eignes Denken widerstrebt, brauchte uns nicht zu stören; aber das Epos selbst deutet doch an mehr als einer Stelle auf das Ziel des großen Kampfes, und daß es erreicht werden wird, hin. Die Prophezeihung des Zeus allerdings, O 56—77, die in den Zusammenhang unserer Dichtung

schlecht paßt und deshalb von den Alexandrinern gestrichen wurde, scheint ebenso jüngeren Ursprungs zu sein wie die Vorausdeutung des Verfassers von M (vgl. oben S. 228), der die im zehnten Jahre erfolgte Eroberung erwähnt (15). Fester mit dem Bestande der Ilias verbunden ist die Klage der Andromache Ω 725ff., in der Szenen der Zerstörung ausgemalt werden; denn wenn auch dieser Gesang zu den jüngsten gehört, so knüpft er doch gerade in diesem Punkte, weiter ausführend und verstärkend, an einen schon anderwärts gegebenen Gedanken an[13]. Das ist Hektors trüber Ausblick in die Zukunft, Z 447ff.; er weiß es und glaubt es (οἶδε κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν): der Tag wird kommen, wo die heilige Ilios hinsinkt. Dieselben Worte spricht voll trotziger Zuversicht Agamemnon, in dem Augenblick wo Menelaos von Pandaros verwundet und durch diesen Frevel der Zorn der Götter gegen die Troer heraufbeschworen ist (Δ 163ff.). Auch in X, wo der entscheidende Zweikampf die Sorge der Belagerten aufs höchste steigert, wird des Zusammenbruches, der nach Hektors Fall kommen müsse, gedacht. Freilich nicht von Andromache, deren Jammer der Dichter hier (477ff.) in etwas milderen Farben gemalt hat, doch von Priamos, noch ehe der Waffengang begonnen hat (60ff.). So behält wohl Heinrich Heine recht, wenn er von dem »prophetischen Schmerz« spricht, »den wir in dem alten Heldenliede finden, wo Trojas Brand nicht den Schluß bildet, aber in jedem Verse geheimnisvoll knistert«.

Immerhin ist es bemerkenswert, daß die Erzählung vom Untergang der Stadt nicht nur nicht den Hauptgegenstand des Heldengesanges gebildet, sondern daß es, wie wir mit Müllenhoff sagen dürfen, überhaupt keine alte epische Überlieferung davon gegeben hat. Waren denn die Kämpfe wichtiger als ihr Erfolg? — Jedenfalls müssen sie in der Erinnerung der Nachfahren einen breiteren Platz eingenommen und von da aus auf dichterische Phantasie den stärkeren Eindruck gemacht haben. Wie das so habe kommen können, darüber hat Murray (RGE.[2] 57ff.) eine ansprechende Vermutung aufgestellt, die davon ausgeht, daß wir ja bei Theben dasselbe haben. Die Bedeutung dieser starken Festungen lag ganz und gar im Handel; nachdem sie kriegerischen Angriffen erfolgreich widerstanden hatten, wurde ihr Bestand allmählich untergraben, als der Handel verfiel und Armut einzog. Solchen Hergang sucht er dann im einzelnen wahrscheinlich zu machen. Beschränken wir die Betrachtung auf Troja, so kann Murrays Theorie etwas Richtiges enthalten, ohne doch die Tatsache zu beseitigen, von der heute noch die Ruinen zeugen, daß eine befestigte Stadt auf Hissarlik in mykenischer Zeit mit

13) Dies hat Niese EHP. 35 erkannt. — Das gleich folgende Zitat aus Heine: Lutetia. Zueignungsbrief, Abs. 6.

Gewalt zerstört worden ist. Wir müssen versuchen uns den Verlauf der Kämpfe so vorzustellen, daß sich das Fehlen des Abschlusses in der Erzählung einigermaßen begreifen läßt. Das ist, wie mir scheint, schwer möglich unter der Voraussetzung eines einheitlichen Kriegszuges, der mit gesammelter Kraft unternommen wurde, um die feindliche Stadt zu bezwingen. Viel verständlicher wird der Zustand der Überlieferung, wenn wir uns denken, daß im Zusammenhang mit einer allmählich sich ausbreitenden Kolonisation wiederholte, mehrfach unterbrochene Versuche gemacht worden sind, die auf Hissarlik ragende Burg der Feinde zu brechen, und daß erst sei es die gestaltende Kraft der Sage oder dichterische Phantasie das Bild des in sich geschlossenen, durch das mitgebrachte Motiv des Helena-Raubes bestimmten Krieges geschaffen hat. Manche der Erinnerungen, die dabei verwertet wurden, waren wohl schon zu Liedern geformt, als endlich die stolze Stadt fiel. So kam es, daß dieses Ereignis nicht mehr mit anschaulicher Kraft in die Sage einging, und daß es auch in der abgerundeten Gestalt des Epos, die auf uns gekommen ist, zwar der Phantasie vorschwebt und die Gedanken beschäftigt, aber nur in ein paar nachträglich eingefügten Voraussagungen (M 15. O 71) als geschehen oder sicher bevorstehend erwähnt wird.

Der Einwand Eduard Meyers, den wir eingehend gewürdigt haben, ruht auf einer stillschweigenden Voraussetzung. Er folgert: Die Äoler haben sich erst um 700 auf der Ida-Halbinsel festgesetzt; also können sie nicht ein halbes Jahrtausend früher zur Zeit der ersten Kolonisation hier erfolgreich gekämpft haben, also kann aus solchen Kämpfen nicht die Sage vom troischen Kriege entstanden sein. Dabei ist als selbstverständlich angenommen, daß, wenn Kämpfe stattgefunden und zur Eroberung der Stadt auf Hissarlik geführt hätten, eine Ansiedlung der Sieger an derselben Stelle notwendig hätte erfolgen müssen. Das scheint einleuchtend; aber so selbstverständlich, daß darauf ein zwingender Beweis gegründet werden könnte, ist es nicht. Fester steht die Tatsache, daß der Hügel, nachdem in alter Zeit eine Burg mit starken Mauern, die er trug, zerstört worden war, Jahrhunderte hindurch wüst gelegen hat. Dies berichtet Strabon (XIII 1, 41. 42; S. 601): ὁμολογοῦσι καὶ οἱ νεώτεροι τὸν ἀφανισμὸν τῆς πόλεως, ὧν ἐστι καὶ Λυκοῦργος ὁ ῥήτωρ· μνησθεὶς γὰρ τῆς Ἰλιέων πόλεως φησί· τίς οὐκ ἀκήκοεν, ὡς ἅπαξ ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων κατεσκάφθη, ἀοίκητον οὖσαν; — — ἐπὶ δὲ τῶν Λυδῶν ἡ νῦν ἐκτίσθη κατοικία καὶ τὸ ἱερόν· οὐ μὴν πόλις γε ἦν ἀλλὰ πολλοῖς χρόνοις ὕστερον καὶ κατ᾽ ὀλίγον, ὡς εἴρηται, τὴν αὔξησιν ἔσχεν[14]).

14) Im Widerspruch zu dem Berichte Strabons hat Alfred Brückner in seiner »Geschichte von Troja und Ilion« (Abschnitt IX des oben Anm. 11 angeführten gemeinsamen Werkes; dort S. 554—572) den Beweis zu führen gesucht, daß bald nach dem Sturze der

Und die Ausgrabungen haben es bestätigt: die Reste der siebenten und achten Schicht (die neunte fällt in römische Zeit) sind nicht nur weniger bedeutend als die der sechsten; sie lassen auf eine ärmliche Bevölkerung schließen, die ihre Hütten auf den Trümmern der früheren Festung errichtet hatte. Nach dem allen müssen wir annehmen, daß die Eroberer der mykenischen Zeit, als die Feste genommen und zerstört war, sie nicht wieder besetzt, sondern sich begnügt haben, etwa von Tenedos aus den Verkehr durch den Hellespont zu beherrschen. Der Vorstellung, daß es äolische Kolonisten waren, die so verfuhren, kann man allenfalls noch dadurch entgehen, daß man die Eroberung von Troja innerhalb der mykenischen Periode früher ansetzt; so Eduard Meyer: sie sei »wahrscheinlich noch beträchtlich über das alexandrinische Datum hinaufzurücken« (oben S. 236). Er hätte nur erkennen sollen, daß er nicht durch die »Fundtatsachen« dazu geführt war, sondern durch den Wunsch, seine Theorie zu retten. Und im Grunde ist gar nichts damit gewonnen. Den mit Mühe genommenen wichtigen Platz in eigenem Besitz zu behalten hätte für »den König von Mykene und seine Mannen« ebenso nahe gelegen wie später für die Äoler von Lesbos und Tenedos, ja insofern noch näher, als er selber nicht in der Nachbarschaft blieb, sondern, wenn wir denn Homer glauben, in die ferne Heimat zurückkehrte, er und alle Verbündeten. Verzichtete man freiwillig auf jede Ausnutzung des Sieges? Das ist wieder die Stelle, an der Thukydides Anstoß nahm (oben S. 227f.). —

Gegen den Versuch, die Sage vom troischen Kriege der Hauptsache nach als geschichtlichen Bericht zu nehmen, ist noch eine Erwägung übrig. Was den beiden Atriden recht, wäre doch wohl dem Herakles billig. Auch er soll, zur Zeit von Priamos' Vater Laomedon, Ilios erobert, die Straßen öde gemacht haben, ἓξ οἴης σὺν νηυσὶ καὶ ἀνδράσι παυροτέροισιν (E 641 f. vgl. Ξ 251). Auch das war ein Rachezug, von dessen Veranlassung und Verlauf wir immerhin einiges noch erfahren; und wer darin geschichtliche Züge zu erkennen bereit wäre, dem würde eine erdfeste Wirklichkeit zu Hilfe kommen. Unter der sechsten Schicht auf Hissarlik

einheimischen Königsherrschaft inmitten der Trümmer auf dem Burgberge das Heiligtum der Athene gegründet worden sei, dessen Hüter, vielleicht durch griechische Besatzungen der Küstenplätze geschützt, lange Zeit allein hier oben gehaust hätten. Zu den Stützpunkten dieser Ansicht gehören in erster Linie die Nachrichten über den schaurigen Tempeldienst lokrischer Mädchen, den die Sage an den Frevel des Lokrers Aias anknüpfte (Timäos in den Scholien zu Lykophrons Alexandra 1141—1173; Polybios 12, 5, 7). Brückners scharfsinnige Untersuchungen sind mit beachtenswerten Gründen angegriffen worden von Peter Corssen, »Die Sendung der Lokrerinnen und die Gründung von Neu-Ilion«, Sokrates I (1913) S. 188 ff., 234 ff., ganz verworfen von Wilamowitz, »Die Athene von Ilion« (IIH., Beilage I).

folgen zunächst drei minder bedeutende, dann aber jene, deren reiche Funde eine in ihrer Eigenart greifbare Kultur, die »trojanische«, darstellen. Mit den zeitlichen Verhältnissen freilich würde es nicht stimmen: die trojanische Kultur wird von Schuchardt der zweiten, von Ed. Meyer gar der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr.[15]) zugewiesen, während Herakles den Helden der Ilias nur um eine Generation voransteht. Aber in diesem Falle denkt wohl niemand daran, Einzelheiten der poetischen Erzählung zu verwerten und ihr im ganzen mehr zu entnehmen als eine dunkle Erinnerung an Ereignisse, die sich auf dem schicksaldurchfurchten Boden früher einmal zugetragen hatten. Und in solchem Verstande lassen auch wir die Sage, und daß man sie zu den Ausgrabungen in Beziehung setzt, gelten. So unsicher Datierungen sind, bei denen zwei gleichzeitig arbeitende Forscher um ein halbes Jahrtausend voneinander abweichen, so sehr mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß bei Abgrenzung der Schichten, bei Zurechnung der Fundstücke zu den einzelnen Perioden Irrtümer vorgekommen sind, zumal in den Anfängen, als die Technik des Spatens noch weniger ausgebildet war, so wenig wir andrerseits in der naiven Hoffnung befangen sind, man brauche aus der Sage nur ausschmückende Zutaten wegzulassen, um Geschichte zu behalten: so sicher ist doch, daß ein Zusammenhang zwischen beiden bestanden hat. So sehen wir in dem siegreichen Unternehmen des Herakles gegen Troja, das der Dichter zweimal, in Gesprächen der Menschen wie der Götter, erwähnt werden läßt, einen Ausdruck der Vorstellung, daß schon vor Zeiten einmal da, wo Ilios stand, eine Stadt mit Gewalt eingenommen worden sei. Und da ist es doch wohl kein Zufall, daß die Erde von zwei zeitlich weit getrennten Zerstörungen Denkmäler bewahrt und herausgegeben hat. Wir bleiben den Grundsätzen treu, nach denen wir erkannt haben, daß zur Entstehung der Sage vom troischen Kriege aus den Kämpfen der Anstoß gekommen sein muß, die um die Herrschaft über die Nordwestecke Kleinasiens zwischen den aus Nord- und Mittelgriechenland stammenden Äolern und den älteren, ungriechischen Einwohnern geführt worden sind.

II. MUTTERLÄNDISCHES

Aus dem gewonnenen Resultat wird ja wohl niemand den Schluß ziehen, daß als Troja-Kämpfer bei Homer nur solche Helden und Völkerschaften vorkommen dürften, die an jener Kolonisation teilgenommen haben, oder die wir uns doch als Teilnehmer daran vorstellen könnten. Von der Entstehung und ersten poetischen Gestaltung der troischen Sage

15) Eduard Meyer GA. I 2^2 (1909) § 511 (vgl. § 524); Schuchardt, Alteuropa (s. oben Anm. 11) S. 212 f. (vgl. 233 f.).

bis zur Aufzeichnung und abschließenden Redaktion der Ilias sind Jahrhunderte vergangen; und in dieser Zeit wurde der Heldengesang nicht nur künstlerisch weiter gebildet, sondern auch stofflich bereichert. Städte und Geschlechter setzten eine Ehre darein, daß ihre Angehörigen einst mit in dem großen Kampfe gestanden und sich rühmlich betätigt hätten. Patroklos fällt von Hektors Hand, das gehört zum Plane der Achilleus-Dichtung; da er dessen göttliche Rüstung trägt (P 194 f. Σ 84), so muß Apollon eingreifen, ihn zu entwaffnen. Als dritter aber — vielmehr, der Reihenfolge nach, als zweiter — bringt ihm Panthoos' Sohn Euphorbos eine tödliche Wunde bei, der Heldenjüngling, der gleich darauf selber dem Speere des Menelaos erliegt (Π 806 ff. P 9—60). Danach hat Robert glücklich vermutet, daß die Panthoiden in historischer Zeit ein Fürstengeschlecht waren, dessen Ruhm ein Sänger zum Dank für freundliche Aufnahme dadurch verherrlichen wollte, daß er von den Vorfahren Großes erzählte (StI. 392. 387). Von den athenischen Zusätzen ist früher die Rede gewesen (S. 117 ff.): es sind keine »Interpolationen«, denn sie waren schon da als das Epos schriftlich fixiert wurde, sondern Erzeugnis des noch lebendigen Triebes, den Personenkreis dem Publikum zu liebe zu erweitern. Interpoliert, d. h. in einen literarisch vorliegenden Text nachträglich eingesetzt ist auch die Episode von Sarpedon und Tlepolemos nicht (E 628—698), darin hat Bethe (Hom. I. 295) recht; der Verfasser unserer Ilias — so nennt er ja den letzten Redaktor — hat sie mit Bedacht aufgenommen. Entstanden sein aber muß sie in anderem Zusammenhange, das hatte gerade Bethe einleuchtend gezeigt [16]). Der Heraklide Tlepolemos von Rhodos (B 653 ff.) und der Lykier Sarpedon haben in der Troas nichts zu tun; daheim waren sie sozusagen Nachbarn. Ihr Kampf gehört eigentlich in den Bereich der Versuche, welche die Rhodier gemacht haben, im gegenüberliegenden Lykien Besitz zu erwerben [17]); und das Lied von dem Zusammenstoß, in dem sie sich gegenseitig töten (E 697 ist umgebogen), war »gedichtet zum Preise lyki»scher — oder rhodischer — Fürsten und in ihren Hallen gesungen, »ursprünglich ganz ohne Beziehung zu Troja und ohne Gedanken an »den trojanischen Krieg«. Auch in dem Kampfe zwischen Idomeneus und Phästos E 43—47 sah Bethe den »letzten Rest eines altkretischen Heldenliedes«; denn wenn auch das lydische Tarna als Heimat des Phästos genannt wurde, so sei er doch offenbar in seinem Ursprunge der Eponym der gleichnamigen kretischen Stadt.

16) In einem Vortrag auf der Straßburger Philologenversammlung: »Homer und die Heldensage. Die Sage vom troischen Kriege«; gedruckt NJb. 7 (1901) S. 657 ff., die betreffende Stelle S. 668 f. 17) »Für die Einreihung fremder Helden in die troische Sage vielleicht das augenfälligste Beispiel«: so urteilt auch Wilamowitz IlH. 282 über diesen Fall.

Von dieser ganzen Betrachtungsweise will Chadwick (HA. 305 f.) nichts wissen; dergleichen sei zwar nicht unmöglich, verdiene aber, solange es nicht bewiesen sei, keine ernsthafte Erwägung. Er zieht es vor, sowohl den Kriegszug des Herrschers von Mykene, wie Homer ihn erzählt, als auch daß der Rhodier daran teilgenommen habe, für geschichtlich zu halten [18]). Und man muß zugeben: wer das eine glaubt, braucht auch vor dem andern nicht zurückzuschrecken. Warum wir die Dinge so nicht ansehen können, ist im vorigen Abschnitt dargelegt. Chadwick erhebt aber hier einen besonderen Einwand: Wenn der Personenbestand der Ilias wirklich durch einen Prozeß der Anziehung allmählich herangewachsen ist, wie kommt es, daß Herakles, Iason, Peirithoos, Theseus, Minos, Adrastos nicht mit hereingezogen worden sind? Die Antwort ist diesmal wirklich leicht. Alle die Genannten gehören älteren, fast alle heimischen Sagen an, die schon in feste poetische Form gefaßt waren, ehe von Thessalien aus die Eroberung der fern gegenüberliegenden Küste unternommen wurde. Nachdem dann durch die dort geführten Kämpfe mit ihren Mühsalen, Gefahren, schwer errungenen Erfolgen die Phantasie mächtig erregt worden war, wurden im Stil und nach dem Vorbilde der mitgebrachten Heldenlieder neue gedichtet, die von kühnen Taten auf dem frisch gewonnenen Boden erzählten. Dagegen traten die Heldengestalten der heimatlichen Erinnerung in den Hintergrund — und in dem stehen sie bei Homer.

Bei dem allen ist allerdings vorausgesetzt, was nun doch noch des Beweises bedarf, daß Kunst und Übung des epischen Gesanges nicht erst in Kleinasien entstanden sind, sondern von den Eroberern aus der alten Heimat mitgebracht wurden. Daß dies für die Sprache zutrifft, in der die frühesten Heldenlieder gedichtet worden sind, haben wir gesehen (S. 161 ff.). Aber es wäre ja an sich möglich, daß damit noch kein Anfang gemacht worden war, als der Trieb erwachte — oder die Nötigung eintrat — übers Meer nach Osten zu ziehen. Sehen wir zu.

Breit und mächtig ist die Stellung, welche in der griechischen Mythologie Thessalien einnimmt. Der Olymp als Göttersitz, die Muse die an seinem Nordfuß in Pierien heimisch ist, die thessalischen Berg- und Waldriesen, Aloiden und Kentauren, die Meergöttin Thetis und ihr Gemahl Peleus, der Eponymos des Pelion, endlich Achilleus ihr Sohn: alle diese und manche verwandte Sagenstoffe sind im Heldenepos teils vorausgesetzt teils weiter entwickelt. Die Art, wie sie in Ilias und Odysee verar-

18) S. 306 f.: *The only conclusion, I think, to which an unbiassed study of the evidence can lead, is that the poets never enjoyed such freedom* [d. i. *a free command of their material*]*; that the later poets were bound by the work of their predecessors, and these again by something which bears a suspicious resemblance to facts of real life.*

beitet sind, schließt es aus, daß sie durch nachträglichen Einfluß in ein schon vorhandenes Bette der epischen Dichtung eingedrungen wären; vielmehr bildeten sie den ursprünglichen Strom, der dann aus anderen Quellen neue Nahrung empfangen hat. Und dieser Strom muß schon recht kräftig geflossen sein, da er allem, was später in ihn einging, die Richtung bestimmte. Auf dem Olymp wohnen die Götter Homers, nicht auf dem troischen Ida, noch weniger auf einem Berge des Peloponnes. Auf dem Olymp hat Hephästos einem jeden sein Gemach erbaut (A 607 f.), hier rüstet sich Here zu ihrem Gang nach dem Ida (Ξ 154. 166 ff.), hier finden die Szenen des gemeinsamen Mahles wie der Beratung statt (A 522 ff. Δ 1 ff. 74; Θ 2 ff.), von hier fahren Here und Athene in die Schlacht (E 720 ff. 750), hier suchen die von Diomedes verletzten Götter Aphrodite (E 360) und Ares (E 868 f.) Zuflucht bei Zeus, der da sitzt ἀκροτάτῃ κορυφῇ πολυδειράδος Οὐλύμποιο (754) und das Treiben der Menschen beobachtet. Diese Vorstellung ist uns aus A (498 f.) vertraut; auch in Υ (22 f.), Φ (339 f.) sieht vom Olymp aus Zeus den Kämpfen zu; hier findet ihn Artemis, die von Here übel zugerichtet ist, hierhin kehren die übrigen Götter vom eignen Waffengang zum Vater zurück (Φ 508. 518). Auch in X wird kein Zweifel gelassen, daß der Platz, von dem aus die »Olympier« den letzten großen Kampf mit ansehen, der auf dem Olymp ist (166. 187). Ὀλύμπιος ist nicht nur ein Beiname des Zeus; öfter auch (14 mal) wird es schlechthin als Name für ihn gebraucht, zweimal auch im Plural für die Götter im Ganzen (A 398. Υ 47).

Dem steht nun allerdings eine andere Vorstellung mit teilweise entsprechendem Sprachgebrauch gegenüber. Auf der Höhe des Ida ist ein heiliger Bezirk und Altar des Zeus (Θ 48); dort hat Hektor ihm viele Opfer gebracht (X 171). In Ilios gibt es einen Priester des Ζεὺς Ἰδαῖος, dessen Sohn von Meriones erlegt wird (Π 604 ff.). Zum Ζεὺς Ἰδαῖος zu beten rät die greise Königin ihrem Gemahl, als er die gefährliche Fahrt unternehmen will (Ω 291), und er ruft ihn (308): Ζεῦ πάτερ, Ἴδηθεν μεδέων, κύδιστε μέγιστε! Ist das derselbe Zeus, auf dessen Hilfe die Achäer hofften? oder ein asiatischer Gott, den die Eroberer, weil er der höchste war, ihrem Zeus gleichsetzten? Solcher Annahme braucht es nicht zu widersprechen, daß in Γ auch Agamemnon und »mancher von Achäern und Troern« mit denselben Worten ein Gebet beginnt (276. 320); denn das geschieht bei Schließung eines Vertrages, den die Troer angeboten haben, wo es nicht zu verwundern ist, wenn auch von der anderen Seite gerade ihr Gott als Zeuge angerufen wird. Etwas weniger natürlich erscheint dieselbe Formel H 202, wo Achäer für den Sieg des Aias beten, immerhin mit dem Zusatz: »Wenn du jedoch auch den Hektor lieb hast, so gib wenigstens beiden gleiche Kraft.« Den Sachverhalt durchschaut

hat zuerst van Leeuwen[19]): Von Alters her war der Gott, der auf dem Ida verehrt wurde, der Schutzgott des Volkes, das die übers Meer gekommenen Äoler bezwungen haben; mit ihm ist der Olympische Zeus, der in ihren Erinnerungen lebte, allmählich zur Einheit verschmolzen. Daß dabei der Überwundene etwas von seiner ursprünglichen Art und Haltung aufgeben mußte, tritt an Stellen wie Δ 44ff. (auch O 596. X 168ff.) noch hervor. Kein Zufall ist es, daß die zwei Schlachttage hindurch, an denen es den Griechen schlecht geht, Zeus auf dem Ida thront und von dort aus die Geschicke lenkt, in Θ und in Λ—P; das wird nicht nur gesagt, sondern anschaulich festgehalten (Θ 397. 410. Ξ. O 146. 255. P 594). Und der Dichter hat der doppelten Frage, wie Zeus auf die Seite der Troer und wie er auf den Ida komme, geschickt vorgebeugt: beides gilt nur vorübergehend. Das eine zu motivieren dient der Plan der ganzen Dichtung: Achills Zorn und Thetis' Bitte, ihm Genugtuung zu verschaffen. Das andere wird als etwas Besonderes in der Weise eingeführt, daß der Gott, um dem Schlachtfelde nahe zu sein — was freilich in E, Φ, X nicht nötig erschien — sich auf den Ida begibt und dort Platz nimmt, Θ 41—52. Λ 181 ff.; das erste Mal wird auch seine Rückkehr zum Olymp ausführlich berichtet (Θ 438 ff). Ausnahmen solcher Art bestätigen nur das Grundverhältnis: daß der Zeus, von dem griechischer Heldengesang zu erzählen wußte, er und die Götterfamilie die zu ihm gehörte, auf dem Olymp zu Hause war.

Diese Tatsache, und was wir vorher mit ihr zusammengestellt haben, ist ja längst jedem bekannt; aber nur wenige haben sich entschließen mögen, daraus die entscheidende Folgerung zu ziehen. Eduard Meyer (GA. II § 127; vgl. § 141. 261) hob zwar die Fülle thessalischer Elemente im Epos hervor und erkannte an, daß sie von den Äolern aus der Heimat nach Kleinasien mitgebracht sein müssen, hielt aber diesen Tatbestand für vereinbar mit der Annahme, daß »die griechische Götter- und Heroensage das erste und grundlegende Stadium ihrer Entwicklung in Äolis durchlebt« habe. Und Erich Bethe gebraucht noch 1914 in seiner Behandlung homerischer Vorfragen zweimal den Ausdruck, das Heldenepos sei »in Kleinasien geboren« (Hom. I 10. 45). Sollte er damit gemeint haben, daß erst auf dem neuen Boden der Gedanke gereift sei, aus dem vielfach früher in Einzelliedern behandelten Stoff ein größeres Ganzes, ein Epos zu schaffen, so wäre das sachlich richtig; und anders kann er es kaum gemeint haben (s. unten S. 260f.): aber solchen Fortschritt des Wachstums nennt man doch nicht »geboren werden«. Die erste und

19) van Leeuwen, »De Iunone Troianis infesta«. Mnemos. 34 (1906) p. 292 sqq., wieder »Commentationes Homericae« (1911) p. 88 sqq., besonders 90/3. — In gleichem Sinne hat sich dann Wilamowitz ausgesprochen, IH. 288.

grundlegende Entwicklung des Heldengesangs muß noch in Thessalien sich vollzogen haben: das hat der Engländer Geddes zuerst, soviel ich sehe, ausgesprochen, schon im Jahre 1878[20]. Ob auch das richtig ist, was er hieraus für die Stellung der böotischen Dichterschule folgert, soll hier nicht untersucht werden; um so entschiedener dürfen wir die Hauptsache betonen. Griechische Verskunst und Sangeskunst, der empfängliche Sinn, der Natur und Leben beobachtet, die Ausdrucksfähigkeit der Sprache, die Kraft, lebendig und anschaulich zu erzählen: aus thessalischem Boden sind sie erwachsen und aufgeblüht, da, wo die Menschen den von Schnee schimmernden Gipfel des Olymp vor Augen hatten. Um das zu beweisen, würde allein schon die Rolle ausreichen, die dieser Berg und mit ihm Pierien und die Musen in den Vorstellungen der Griechen allezeit gespielt haben, fast ja noch in den unsrigen spielen.

Ist dem aber so, haben die äolischen Ansiedler ihre in der Heimat ausgebildete Verstechnik und Kunstsprache mit übers Meer genommen, so müssen wir weiter fragen: in welcher Weise ist dies wohl geschehen? Sicher nicht in Gestalt eines Systems metrischer Regeln, eines poetischen Wörterbuches oder Gradus ad Parnassum, sondern in Liedern. Und von der anderen Seite: wenn unsere in Kleinasien zum Abschluß gekommenen Epen hier und da Personen, Örtlichkeiten, Fabelwesen thessalischer Herkunft eingesprengt enthalten, in welcher Form können diese mit herübergekommen sein? Doch nicht von Anfang an in zerstreuten oder halbversunkenen Erinnerungen, sondern in Liedern, deren Inhalt dann freilich in den neuen Wohnsitzen durch frische, Leidenschaft und Phantasie mächtig aufregende Erlebnisse mehr und mehr verdrängt wurde. Cheiron, Achills Lehrer und ein Meister der Heilkunst, wird einmal »der gerechteste der Kentauren« genannt (Λ 832); der Kampf der Lapithen mit den Kentauren wird an zwei Stellen der Ilias, einmal in der Odysee erwähnt (A 260 ff. B 743. φ 295 ff.). Aber nirgends erzählt der Dichter unmittelbar von diesen Dingen, sondern berührt sie nur flüchtig, in einer Weise, die uns späten Lesern das Verständnis erschwert; bei seinen Zuhörern konnte er sie als bekannt voraussetzen, als Gegenstand alter Erinnerungen. Denn da, wo relativ am genauesten darauf eingegangen wird (in A), unterscheidet Nestor, dem die Erwähnung in den Mund gelegt ist, deutlich und scharf jene stärkeren Männer eines früheren Geschlechtes, mit denen er noch verkehrt habe (ἀρείοσιν ἠέ περ ὑμῖν ἀνδράσιν), von den gegenwärtigen: κείνοισι δ᾽ ἂν οὔ τις τῶν, οἳ νῦν βροτοί εἰσιν ἐπιχθόνιοι, μαχέοιτο. Immerhin erkennen wir auch hier, wie ältere Sage, die einst mächtig und voll erklungen sein muß, noch in der troischen Dichtung nachtönt. Die Frage muß gestellt werden, ob

20) William D. Geddes, The problem of the Homeric poems, p. 236 ff.

sich nicht reichere Spuren von jener entdecken lassen. Und wir dürfen erwarten, daß sie nicht nur nach Thessalien führen, sondern auch in das stammverwandte Böotien (s. Anm. 3) und die diesem benachbarten Landschaften.

Hierbei besteht jedoch eine Gefahr, deren wir uns im voraus bewußt werden wollen. Daß die Athener nachträglich hinzugekommen, Lapithen und Kentauren ein Stück ältesten Bestandes sind, bedarf in unsern Augen keines Beweises. Es gibt aber Fälle, die weniger klar liegen, in denen nicht nur von verschiedenen Forschern verschieden geurteilt wird, sondern für einen und denselben Standpunkt widerstreitende Momente in Betracht kommen. Den Gedanken, daß die Szene zwischen Tlepolemos und Sarpedon ein ursprüngliches Stück der troischen Sage sei, konnten wir von der Schwelle zurückweisen. Aber wie steht es z. B. mit Bellerophontes[21]), dessen Geschichte im Peloponnes ihren Anfang nimmt? wie mit anderen peleponnesischen Erinnerungen, insbesondere denen, die Nestor vorträgt? Daß überhaupt, um weiter Zurück- oder Seitabliegendes einzufügen, dem Sänger die Gespräche der Helden, zumal der bejahrten unter ihnen, einen bequemen Rahmen boten, ist natürlich; und da steht Nestor an erster Stelle. Die eine Erwähnung der Kentauren ist ihm in den Mund gelegt (in A), ebenso eine solche des Raubzuges, mit dem Herakles einst die Pylier heimgesucht hatte (Λ 690—695), beide so kurz, daß man sieht: der Dichter und sein Publikum kannten ausführlichere Darstellungen, aus denen sie das hier bloß Angedeutete stillschweigend ergänzten. Und für beide Gegenstände dürfen wir sicher sein, daß sie oft schon in der alten Heimat besungen worden waren, da die Auswanderer übers Meer gingen. Gilt das aber auch von den Taten der Pylier, bei denen Nestor selbst in seiner Jugend mitgewirkt hat? Dreimal berichtet er davon: H 133—156. Λ 670 bis 761 (wo das über Herakles Gesagte als Zwischenbemerkung auftritt). Ψ 630—642. Hier kann man, und folglich muß man, zweifeln, ob alte Erinnerung oder spätere Eindichtung vorliegt[22]).

Wir lassen einstweilen die Frage unerledigt (vgl. Kap. 3 II zu Ende). Es kam uns vor allem darauf an, die Alternative deutlich zu machen, um die es sich immer handeln wird: ob ein Stück, das sich von dem Hauptbestande der Darstellung abhebt, einer im Vergleich zu diesem älteren

21) Z 152—211. Daß der Held eine altpeloponnesische Sagengestalt ist, hat Bethe (bei Pauly-Wissowa s. n.) gezeigt. Robert GrH. I 180, der ihm beistimmt, nimmt auf Grund ihres Vorkommens auf Münzen an, daß auch »die Chimaira ursprünglich in der Nähe von Korinth, vielleicht in Sikyon, hausend gedacht« sei. 22) Das zweite nimmt mit voller Zuversicht an Adolf Lörcher, »Wie, Wo, Wann ist die Ilias entstanden?« (1920) S. 76 ff. Hierauf gründet er seine Hypothese (S. 87 ff.), daß die Ilias im Peloponnes, speziell in Olympia, ihre abschließende Gestalt erhalten habe, wenn auch durch einen aus Kleinasien stammenden Dichter.

oder jüngeren Schicht angehöre. Sehen wir uns nach solchen um, für die sicher das erste zutrifft, so bieten sich außer den thessalischen Elementen, die noch in den Heroinenkatalog der Nekyia hereinreichen (λ 235 ff. 305 ff.), namentlich zwei größere Stoffmassen dar, die mehrfach hervortreten: der thebanische Sagenkreis, und der, dessen Mittelpunkt Herakles bildet.

Die Sage von Ödipus wird etwas eingehender nur wieder in der Nekyia berührt, wo Odysseus dessen Mutter Epikaste sieht (λ 271 ff.). In der Ilias, mit der wir es hier zu tun haben, gibt Diomedes wiederholten Anlaß, daß der Taten seines Vaters Tydeus gedacht wird; Agamemnon in der Epipolesis und nachher Athene halten ihm jenen als Muster vor (Δ 372—399. E 801—808). Dem Tadel des Oberfeldherrn widerpricht der Wagenlenker Sthenelos: wir sind höheren Ruhmes wert als unsre Väter; wir erst haben das siebentorige Theben genommen, παυρότερον λαὸν ἀγαγόνθ᾽ ὑπὸ τεῖχος ἄρειον (Δ 407). Diomedes weist ihn zur Ruhe; er pocht nicht auf die eigne Stärke. Wie er mit Odysseus den nächtlichen Gang antritt, betet er zur Athene, sie möge ihm ebenso zur Seite stehen wie einst seinem Vater (K 285 ff.); und wie er im Rate der Fürsten als jüngster das Wort nimmt, beruft er sich nicht auf eignes Verdienst, sondern auf das Geschlecht, dem er entstammt sei (Ξ 113—127). Alle diese Stellen zusammengenommen liefern ein gar nicht unbeträchtliches Material; aber dürfen wir sie einfach so ansehen, daß sie sich gegenseitig ergänzen? Schon vor 30 Jahren hat Wilamowitz darauf aufmerksam gemacht, daß die Sage von der Eroberung Thebens durch die Epigonen an innerem Reichtum weit zurücksteht; dieser ganze Zug sei »ein ziemlich ärmlich »erfundenes Nachspiel zur Thebais ohne jeden ernsten Inhalt. Die Söhne »der Sieben sind freilich große Herren; aber erst als sie dies waren und »weil sie dies waren, ist ihnen der siegreiche Zug gegen die Besieger ihrer »Väter angedichtet« worden[23]). Dies darf als gesichert gelten. Bei Homer ist die Stelle in Δ die einzige, an der auf das neue Stück der Sage Bezug genommen wird. Die Szene in der Epipolesis beruht also auf einer Voraussetzung, die dem Dichter der Athene-Szenen in E noch fremd war: das hat Robert einleuchtend dargelegt. »Einem erprobten und sieg»reichen Helden gegenüber«, so schreibt er[24]), »wäre die Schelte der »Athene [E 800, 811/3] sehr deplaciert. Dazu stimmt E 115 ff. Dio»medes' Gebet, in dem er sich doch auf die Freundschaft der Göttin »für seinen Vater nicht berufen würde, wenn er selbst mit ihrer Hilfe »Theben erobert hätte«. Und ebenso steht es in Ξ mit der Rede des

23) v. Wilamowitz, Die sieben Tore Thebens. Herm. 26 (1891) S. 191—242. Die angeführte Stelle S. 240. 24) Carl Robert: »Oidipus. Geschichte eines poet. Stoffs im griech. Altertum« (1915) S. 186 f. Über die Stellen in K und Ξ ebenda 194. 195.

Diomedes: deren Autor »kennt den Epigonenzug nicht oder er ignoriert »ihn; denn sonst würde er Diomedes sich nicht auf seine Ahnen, sondern »auf seine Kriegstaten berufen lassen«. Wir können dem nur beipflichten, gehen aber noch einen Schritt weiter und finden dieselbe Stufe der Sage in dem Gebet des Helden in K (285 ff.), wo er die Göttin an die seinem Vater, nicht an die ihm selbst schon geleistete Hilfe erinnert. Hier kommt denn aber der ganze Beweisgang in Gefahr. Daß E zu den ältesten Gesängen der Ilias gehört, wissen wir ohnehin; auch den Fürstenrat in Ξ für älter zu halten als die Heerschau in Δ wird uns schon schwerer: und nun gar die Doloneia! Einen Ausweg deutet Robert an: der Dichter in Ξ habe möglicherweise den Epigonenzug doch gekannt, aber ihn für seine Gestaltung der Rede des Diomedes »ignoriert«, d. h. mit Absicht unbeachtet gelassen. An die Absicht glaube ich nicht; wohl aber können wir es verstehen, daß die Umstellung der Gedanken auf ein hinzugedichtetes Stück der Sage von selbst unterblieb, wo dieses nicht geradezu, wie in Sthenelos' Rede, im Vordergrunde des Interesses stand. Das grundlegende Verhältnis — Athene vor Theben die Beschützerin des Tydeus, so vor Ilios die des Diomedes — saß in den Vorstellungen der Dichter und ihrer Zuhörer so fest, daß es immer wieder poetisch fruchtbar gemacht werden konnte, auch nachdem Züge hinzugekommen waren, die sich unter Umständen noch wirksamer hätten verwerten lassen. Schlechtweg nach der Altersreihe E—Δ—K die Darstellungen mit ihrem ausgesprochenen oder angedeuteten Inhalt abzustufen geht nicht an.

Robert meint, K 285 ff. hänge stofflich ganz von Δ 372 ff. ab, dieses wieder sei stofflich und formell abhängig von E 801 ff. Das erste ist nicht richtig, obwohl weniger darauf ankommt[25]). Das zweite ist nicht falsch; aber nun fragt sich: wieweit reicht die Abhängigkeit? Robert spricht das eine Mal so, als könne die Erzählung in Δ neben der in E überhaupt nicht als selbständiges Zeugnis gelten[26]). An einer andern Stelle erklärt er nur die Gesandtschaft des Polyneikes und Tydeus nach Mykene für ein Autoschediasma des Verfassers der Epipolesis, während die Geschichte von dem Hinterhalt, der dem Tydeus von den Kadmeern gelegt war, sehr wohl — mit Einschluß der darin vorkommenden Personen, die altertümliche Namen tragen (Δ 394 f.), — »aus der Thebais« entlehnt sein könne[27]).

25) K 288 αὐτὰρ ὁ μειλίχιον μῦθον φέρε Καδμείοισιν kann aus Δ nicht entnommen sein; zu der dort gegebenen Darstellung stimmt es am wenigsten, wenn wir sie so verstehen, wie Robert will (S. 189). 26) S. 195 Anm., gegen Paul Friedländer, Rhein. Muse. 69 (1914) S. 320 f. (in dessen »kritischen Untersuchungen zur Geschichte der Heldensage«).

27) Oidipus S. 188—193. Wenn dies letzte zugestanden wird, so ist eigentlich kein Grund, den vorhergehenden Bericht über das Auftreten des Tydeus in Theben (Δ 384—390) anders zu beurteilen, und zu behaupten er sei nur aus der entsprechenden Partie in Athenens Rede (E 803—807) herausgesponnen. Robert meint zu erkennen, wie der

Die Erzählung von der Gesandtschaft ist wirklich etwas schattenhaft; man erfährt nicht einmal, wer der Herrscher von Mykene war, an den sie sich wandte, während nachher die beiden Führer des Hinterhaltes der Kadmeer umständlich genannt werden. Und was wir über das Resultat der Werbung erfahren: οἱ δ' ἔθελον δόμεναι καὶ ἐπῄνεον ὡς ἐκέλευον· ἀλλὰ Ζεὺς ἔτρεψε, παραίσια σήματα φαίνων (380 f.), klingt doch ganz so, als habe es da nichts zu erzählen gegeben. Jedenfalls bedeutet dieses Stück der Erzählung für den Bestand an mutterländischen Sagen, den wir aufsuchen, keine Bereicherung.

Und noch weiterer Abzug muß gemacht werden. Zu den hervorstechendsten Zügen der thebanischen Sage gehört die Siebenzahl nicht nur der Helden sondern auch der Tore, an denen sie kämpften. Diese Vorstellung aber kann erst in Kleinasien entstanden, nicht aus der Heimat mitgebracht sein; denn die Stadt der Kadmeer hat einen Mauerring mit sieben Toren niemals gehabt. Auf Grund genauer Untersuchung

Epipolesis-Dichter die Situation in der »prägnanten Erzählung des E« mißverstanden oder ungeschickt umgestaltet habe. Dabei wird nicht ganz klar, was er mit »prägnant« gemeint hat. Vollkommen anschaulich ist keine der beiden Stellen, so wenig wie die über Meleagros in I, über Bellerophontes in Z; der Dichter sprach eben zu einem Publikum, das auch Andeutungen verstand, weil es mit den Dingen vertraut war. Roberts Hypothese bringt in das Bild, das wir von dem Verfasser der Epipolesis gewinnen, einen Widerspruch hinein. Seine Kunst in feiner, psychologischer Charakteristik erkennt er an; überhaupt: »wo er nicht mit entlehntem Gut wirtschaftet, sondern selbständig schafft, zeigt er sich seiner »Aufgabe durchaus gewachsen«. Und derselbe Mann soll bei der Benutzung des E ganz ungeschickt verfahren sein. Obendrein recht unnötiger-, ja mutwilligerweise. Denn wenn er die Rückkehr des Tydeus von einer Gesandtschaft mit ihren Einzelheiten direkt aus einer zusammenhängenden Darstellung der thebanischen Ereignisse nahm, so konnte er doch, was vorauslag, seine Aufnahme und sein Verhalten bei den Kadmeern, aus derselben Quelle schöpfen. Das wird er denn auch getan haben, womit immer noch bestehen könnte, was Robert vermutet, daß die Rede der Athene in E ihm Anregung gegeben hätte, eine entsprechende für Agamemnon zu dichten. Dabei wäre dann die Schwierigkeit entstanden, daß Agamemnon Dinge erzählen muß, die er — anders als die Göttin — nicht wissen konnte; diesen Anstoß hätte der Dichter selbst empfunden und ihn durch die Hilfserfindung auszugleichen gesucht, daß Tydeus einmal nach Mykene gekommen sei, allerdings in Agamemnons Abwesenheit, so daß nur andre Mykenäer ihn gesehen und nachher von ihm erzählt hätten (Δ 374 ff.). Roberts Vermutung, daß diese ganze Gesandtschaft auf dichterischer Erfindung beruhe, hat wirklich viel für sich. Nur würde ich nicht sagen, daß darin eine »Ungereimtheit« liege, dadurch entstanden, daß »eine für Athene bestimmte Rede dem Agamemnon in den Mund gelegt« wurde; denn beide Reden decken sich doch nur zum Teil, ihrem Hauptinhalte nach ist ja auch die des Agamemnon selbständig, unmittelbar aus alter epischer Quelle geschöpft. Und jener Anstoß, daß Agamemnon etwas erzählt, was er eigentlich nicht wissen kann, mußte auch dann eintreten, wenn die Rede der Athene nicht als Vorbild diente. Die Hilfserfindung der Gesandtschaft von Polyneikes und Tydeus braucht also mit der Abhängigkeit des Δ von E nichts zu tun zu haben. Auf eine zweite Möglichkeit, sie zu erklären, die Robert selbst andeutet, kommen wir im folgenden Kapitel zurück.

an Ort und Stelle hat das Wilamowitz in jenem Aufsatze vom J. 1891 nachgewiesen (Herm. 26). Mag nun die Siebenzahl ursprünglich eine hintereinander gelegene Reihe von Toren bedeutet haben, wie Robert annimmt (zuletzt Oidipus S. 121; vorher Herm. 42 [1907] S. 93), oder frei erfunden sein, um der Zahl der berühmtesten Helden zu entsprechen: jedenfalls ist diese Entsprechung ein in der Ferne erst, also in der kleinasiatischen Periode der Poesie, hinzugekommenes Sagenelement.

Was dafür den Anhalt bot, die Zahl der sieben Helden, möchte ich mit Wilamowitz (Herm. 26, 240f.) aus alter Überlieferung ableiten, also festhalten: »daß der erste Kriegszug auf unserm Erdteil, von dem wir »Kunde haben, von den Herren von Sikyon und dem ‚Argos' wider »Theben unternommen ist und mit einer Niederlage endete, die sich im »Gedächtnis der Menschen als der Untergang der Sieben erhalten hat. »— — Dieser Zug hat stattgefunden, ehe die Böoter von Thessalien »einbrachen und die Völkerwanderung begann«. — Die Sage von den Kämpfen um Theben ist schon im Mutterlande poetisch gestaltet, so nach Kleinasien mitgenommen und dort weiter gebildet worden. Wie die thebanischen Heldenlieder aussahen, die in Δ und E benutzt sind, wissen wir nicht; nur so viel scheint sicher, daß sie nicht identisch waren mit derjenigen Thebais, von der uns berichtet wird, daß sie ein Werk Homers und in 7000 Versen verfaßt gewesen sei[28]). Denn die Angabe Ὅμηρον τὸν ποιήσαντα εἶναι bedeutet doch, in unsere Sprache übersetzt: die Thebais sei ein mit Ilias und Odyssee gleichartiges, auch an Wert ihnen nahestehendes Dichtwerk[29]); die Lieder aber, aus

28) Ähnlich sieht Wilamowitz IlH. 375 (vgl. 339f.) die Sache an. Auch Robert (Oidipus S. 191. 195) spricht ἐπιπώλησις und ἀριστεία Διομήδους aus inneren Gründen dem Dichter der Thebais ab. Wenn er dann aber weiter folgert, beide Stücke müßten auch »der Ilias des Homer noch fremd« gewesen sein, weil dieser ja eben der Autor der Thebais war, so ist die Art, wie dabei mit Homer als historischer Person operiert wird, doch mehr als bedenklich; eine Warnung für einflußreiche Vertreter dieser Ansicht (vgl. oben S. 221 Anm. 24), die neuerdings wieder Mode zu werden droht, wie in früheren Zeiten Wolfsche Kritik. Robert freilich versteht es, Einwände im voraus abzuwehren: »Daß »Homer eine historische Person war, wird heutzutage keiner, der in literarhistorischen »Fragen mitzureden berechtigt ist, bestreiten.« Mit dem Verzicht auf solch ein Anerkenntnis der Berechtigung wäre mir die Freiheit des eignen Urteils nicht zu teuer erkauft. Womit der Wahrscheinlichkeit nicht widersprochen sein soll, daß unter den Männern, die zur Entwickelung der epischen Poesie und zum Wachstum der Ilias mitgewirkt haben, auch einer gewesen sei, der den Namen Ὅμηρος trug. 29) Pausanias IX 9,5: ἐποιήθη δὲ ἐς τὸν πόλεμον τοῦτον καὶ ἔπη, Θηβαΐς. τὰ δὲ ἔπη ταῦτα Καλλῖνος, ἀφικόμενος αὐτῶν ἐς μνήμην, ἔφησεν Ὅμηρον τὸν ποιήσαντα εἶναι· Καλλίνῳ δὲ πολλοὶ καὶ ἄξιοι λόγου κατὰ ταὐτὰ ἔγνωσαν. ἐγὼ δὲ τὴν ποίησιν ταύτην μετά γε Ἰλιάδα καὶ τὰ ἔπη τὰ ἐς Ὀδυσσέα ἐπαινῶ μάλιστα. — Certamen Homeri et Hesiodi 15: ὁ δὲ Ὅμηρος ἀποτυχὼν τῆς νίκης περιερχόμενος ἔλεγε τὰ ποιήματα, πρῶτον μὲν τὴν Θηβαΐδα, ἔπη ‚ζ, ἧς ἡ ἀρχή· »Ἄργος ἄειδε, θεά, πολυδίψιον, ἔνθεν ἄνακτες«· εἶτα

denen der Verfasser des E seinen Stoff geschöpft hat, müssen einer früheren Stufe der epischen Poesie angehört haben.

Von Herakles erwähnt einiges doch der Dichter selbst (O 639 f. Υ 145 f., dazu φ 25 ff.); das meiste ist auch hier handelnden Personen, vorab Göttern, in den Mund gelegt. Das eine wie das andere tritt als Erinnerung auf aus einer Generation, die der der Trojakämpfer vorangegangen war. Für die Quellenfrage hat eine scheinbar einfache Lösung Mülder vorgeschlagen[30], indem er als literarische Vorlage für den Iliasdichter ein bestimmtes Werk eines einzelnen und zwar ionischen Mannes annahm, »den Heraklesschwank«. Darauf einzugehen behalten wir einem späteren Kapitel vor; hier müssen wir gleich weiter fragen: wo könnte denn der Verfasser eines solchen Werkes selbst seinen Stoff hergenommen haben? Das führt wieder auf ältere Sagen, die schon in poetischer Gestalt aus Nord- und Mittelgriechenland mitgebracht waren, doch auf dem neuen Boden umgebildet, auch vermehrt sein konnten. Dieses sekundäre Element ist stark betont und übertrieben worden von Friedländer, wogegen Bethe berechtigten Einspruch erhoben und die Ansicht aufrecht erhalten hat, daß die Heraklessage im wesentlichen auf ätolischem Boden und am Öta-Gebirge erwachsen war[31]. Immerhin wird man sagen dürfen, daß die Erzählung von dem siegreichen Zuge gegen Ilios (E 638 ff. Ξ 251; vgl. S. 240 f.) wie von der Tätigkeit im Dienste des Laomedon (Υ 145 ff.) erst entstanden sein kann, nachdem die asiatischen Küsten in den Gesichtskreis griechischer Eroberer getreten waren. Damit eng verbunden ist aber die Vorstellung von der Rückfahrt des Helden, auf der er von Here, die ihren Gemahl mit Hilfe des Hypnos eingeschläfert hatte, bis nach Kos verschlagen wurde (Ξ 250 ff. O 24 ff.). Dagegen gehört doch wohl zum ältesten Bestande die Geschichte von dem Betruge, den Here bei seiner Geburt verübt hat (T 98 ff.); eine Folge davon war sein unwürdiges Dienstverhältnis zu Eurystheus, auf das Homer mittelbar, mit Nennung eines Mannes der dem König als Bote gedient habe, hinweist (O 639 f.). Den eigentlichen Grund von Heres Zorn und Verfolgung läßt die Ilias im Dunkeln; wie weit die Feindschaft gegangen ist, wird aus einer Andeutung in den Klagen der Dione erkennbar (E 392/4): die Götterkönigin sei von dem Sohne des Amphitryon mit einem Pfeilschuß in die rechte Brust ver-

Ἐπιγόνους, ἔπη ,Ζ, ὧν ἡ ἀρχή· »νῦν αὖθ' ὁπλοτέρων ἀνδρῶν ἀρχώμεθα, Μοῦσαι«. φασὶ γάρ τινες καὶ ταῦτα Ὁμήρου εἶναι. 30) Dietrich Mülder, Die Ilias und ihre Quellen, 1910; darin Kap. 6. Zur Würdigung dieses trotz mancher Wunderlichkeit bedeutenden Buches vgl. meine Besprechung BphW. 1912 Sp. 969—992. 31) Paul Friedländer: Herakles. Sagengeschichtliche Untersuchungen. 1907 (Heft 19 der »Philolog. Untersuchungen«). Dazu Bethe, Gött. gel. Anz. 1907 S. 697—707.

wundet worden. Aus welchem Anlaß dies geschehen ist, erfahren wir nicht; vermutet hat man, daß es bei dem Kriegszuge gegen Pylos war, von dem Nestor Λ 690 ff. erzählt, und bei dem, wie ein Scholion *A* dort mitzuteilen weiß, Poseidon, Here und Aïdoneus den Pyliern, Zeus und Athene dem Herakles halfen. Damals standen denn also Athene und Here gegeneinander, nicht, wie in der Ilias, auf derselben Seite; des Beistandes, den sie dem schwer bedrängten Sohne des Zeus vielfach, besonders bei der Aufgabe geleistet habe, den Hund des Hades ans Licht empor zu holen, rühmt sich Athene Θ 362 ff., sogar im Gespräch mit Here.

Besonders zu beurteilen sind die Stellen, an denen Herakles in der Odyssee vorkommt. Was in der Nekyia von seinem Nachleben — einerseits im Olymp, als Gemahl der Hebe, andrerseits als εἴδωλον im Reiche der Schatten — berichtet wird (λ 601 ff.), ist als junge Erfindung wohl allgemein anerkannt. Bei den Phäaken erwähnt ihn Odysseus und rechnet ihn zusammen mit Eurytos von Öchalia zu den ausgezeichneten Bogenschützen früherer Zeit (ἀνδράσι προτέροισιν), mit denen er nicht wetteifern wolle (θ 223 f.). Von dem Sohne dieses Eurytos, Iphitos, hatte Odysseus in früher Jugend, als er in Messenien mit ihm zusammentraf, den verhängnisvollen Bogen geschenkt bekommen; und kurz darauf war jener der Tücke des Herakles, der ihn gastlich aufnahm, doch seiner schönen Pferde berauben wollte, zum Opfer gefallen. Das Schicksal des Iphitos wird in φ, wo der Bogen zur Anwendung kommt, vom Dichter erzählt (15—42), nebenher und nicht sehr anschaulich, so daß der Gedanke ausgeschlossen ist, es könnte für diesen Zusammenhang erdacht oder zurechtgemacht sein. Wir dürfen also auch hier ein Stück altländischer Überlieferung sehen, — natürlich nicht so, als ob der Verfasser des φ selbst aus Liedern geschöpft hätte, die schon mit über See gewandert waren. Daß auch im zeitlichen und räumlichen Bereich ionischer Poesie der Stoff noch beliebt war und bearbeitet wurde, lehren die wenigen Nachrichten, die von dem Epos Οἰχαλίας ἅλωσις erhalten sind.

Von Herakles' Kampf mit Acheloïos ist bei Homer nicht die Rede; nur der Name wird genannt beim Flußkampfe des Peliden (Φ 194), und zwar in einem Ton, aus dem etwas wie anerkannte Herrscherstellung widerklingt[32]. Diese muß auf ähnliche Art entstanden und als Besitz

32) Dies um so mehr, wenn man mit Zenodot V. 195 auswirft (vgl. Ed. Schwartz, Adversaria [1908] p. 5, und Usener, Sintflutsagen S. 40). Schol A zu Φ 194: δοκεῖ δὲ τῶν ἐν τῇ Ἑλλάδι ποταμῶν μέγιστος εἶναι· διὸ καὶ πᾶν ὕδωρ τῇ τούτου προσηγορίᾳ καλεῖται. Vgl Euripides Bakch. 625 (mit Bruhns Anm., auch zu 519); Achäos bei Athen. X p. 427 C. Dieser Sprachgebrauch war doch wohl auf die Dichter beschränkt und würde schwerlich entstanden sein ohne den Beitrag, den ätolische Traditionen zum Epos geliefert haben. Vgl. unten S. 267 mit Anm. 19.

der Phantasie nach Kleinasien gewandert sein wie die des Olymp von Thesalien aus. Im übrigen treten ätolische Verhältnisse und Personen mehrfach hervor, am stärksten in der Erzählung des Phönix von Meleagros und der Rolle, die er gegenüber dem Angriffe der Kureten auf Kalydon gespielt hatte (I 524—599). Schon die einführenden Worte: οὕτω καὶ τῶν πρόσθεν ἐπευθόμεθα κλέα ἀνδρῶν· — — μέμνημαι τόδε ἔργον ἐγὼ πάλαι, οὔ τι νέον γε, lassen erkennen, daß eine weit zurückweichende Erinnerung herangeholt wird. Die Darstellung sodann ist von der Art, ein wenig sprunghaft, daß man sieht: der Gegenstand war dem Publikum bekannt, war öfter schon und vollständiger in Lieder behandelt worden. Trotzdem wäre es möglich, daß in den Gedankenkreis der Ilias dieser Stoff doch erst nachträglich Aufnahme gefunden hätte. Vielleicht ergibt sich im weiteren Verlauf unsrer Betrachtung ein Gesichtspunkt, um die Frage zu entscheiden.

DRITTES KAPITEL

UMBILDUNGEN UND NEUBILDUNGEN DER SAGE

I. TROISIERUNG ÄLTERER STOFFE

Was wir bisher gefunden haben, ist nicht die einzige Art, wie ältere Sagenelemente in der Ilias erhalten sind. Schwieriger, aber allerdings um so fruchtbarer ist es, sie da aufzusuchen, wo sie unter veränderter Gestalt fortleben. Das gilt, allem anderen voraus, von der Frau, deren frevelhaftes Tun das Motiv zu der ganzen troischen Verwicklung bildet, die also aufs festeste gerade mit diesem Sagenkreise verbunden erscheint: Helena. Usener[1]) hat Spuren ihrer Verehrung als Göttin an mehreren Stellen nachgewiesen, vor allem in Therapne in Lakonien, für welches Isokrates (Ἑλένη 63) diesen Kult bezeugt. Wichtiger ist sein Hinweis auf zwei von der troischen abweichende Formen der Helena-Sage. Nach der einen (Schol. *A* zu Γ 242; Diodor IV 63) wurde sie, noch als Mädchen, von Theseus mit Hilfe des Peirithoos entführt, in der attischen Feste Aphidnai geborgen, durch die Dioskuren befreit[2]). Die andere Sagenform ist die, welche, durch Stesichoros vermittelt, der euripideischen Tragödie zugrunde liegt: Helena von Hermes durch die Luft entrückt und zu dem weisen Proteus nach Ägypten gebracht, von wo Menelaos nach der Zerstörung Trojas sie wieder heimführt. Hier ist wohl wirklich alter Göttermythus zu erkennen: Hermes der Lichträuber, wie auch beim Raube der Sonnenrinder, bei der Tötung des Argos Panoptes; Helena die Himmelskönigin, die entführt wird und doch wiederkehrt. Darin hat Usener sicher recht, daß beide Versionen älter sind als die Ilias. Bei der zweiten läßt sich aus der künstlichen Erfindung des Schattenbildes, das Hera dem Paris habe folgen lassen, noch erkennen, wie spätere

1) Der Stoff des griechischen Epos (Wien 1897. Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wiss. 187, 3) S. 11 f. Neuerdings ist alles Material sorgfältig zusammengestellt von Bethe bei Pauly-Wissowa (1913), der leider von Usener gar keine Notiz genommen hat.

2) Etwas anders konstruiert wird diese Sage von Finsler, Herm. 41 (1906) S. 435 f.

Dichter sich bemühten, den Widerspruch dieser älteren Vorstellung mit der homerischen, die inzwischen durchgedrungen war, zu erklären. Aber auch die Erzählung von dem Raube durch Theseus kann nicht wohl erfunden worden sein, seitdem der Inhalt der Ilias allen vertraut war. In der Teichoskopie könnte man ja den Namen Αἴθρη, der die Mutter des Theseus hier hereinbringt, durch Athetese des Verses (Γ 144) nach Aristarchs Vorgang beseitigen[3]; aber es bleibt ein stärkeres Zeugnis, der ganze Schluß der Szene, der ohne tiefgehende Störung nicht entfernt werden kann. Wenn der Dichter die Fürstin sich wundern läßt, daß ihre beiden Brüder nicht mit im Felde stehen, und dann selber deren Fehlen erklärt, so sehen wir, daß sie auch seiner Ansicht nach eigentlich dazugehörten. Er kannte also die Theseussage und meinte sein Abweichen von ihr rechtfertigen zu müssen. So bleibt kein Zweifel: die Geschichte von Raub und Befreiung der hohen Frau stammt aus der altgriechischen Heimat; erst die Sänger, die von dem Kampf um Ilios zu erzählen hatten, haben sie in diesen Zusammenhang gebracht.

Mit solcher Behandlung des Helena-Mythus war eine Grundanschauung geltend gemacht und an einem glänzenden Beispiel entwickelt, von der aus nun, man mochte wollen oder nicht, versucht werden mußte, auch andre Personen und Verhältnisse der Sage in eine neue Beleuchtung zu bringen. Auf Useners Anregungen beruft sich, mit der Tat wie mit Worten, Ferdinand Dümmlers ausgezeichnete Studie über Hektor, deren Hauptergebnis, trotz allen Einwänden die dagegen erhoben worden sind, mir auch bei erneuter Prüfung gesichert erscheint[4]. Einen Ausgangspunkt bildet die u. a. in den Scholien (*AB*) zu Ν 1 erhaltene Nachricht, daß οἱ ἐν Βοιωτίᾳ Θηβαῖοι einstmals, πιεζόμενοι κακοῖς, vom Orakel angewiesen wurden, die Gebeine Hektors aus Ophrynion in Troas nach Theben zu bringen; οἱ δὲ τοῦτο ποιήσαντες καὶ τῶν κακῶν ἀπαλλαγέντες διὰ τιμῆς ἔσχον Ἕκτορα, κτέ.[5]. Von dessen Grab in Theben berichtet

3) So neuerdings Chadwick HA. 266, der noch einmal den Versuch macht, die homerische Version als die ursprüngliche darzustellen. Aus meiner Rezension (BphW. 1916 Sp. 807) sind die hier folgenden Sätze wiederholt. Bethe a. a. O. erkennt zwar den Raub durch Theseus als die ältere Form der Sage an, meint aber, die Befreiung durch Kastor und Polydeukes sei (in den Kyprien) nachträglich erfunden, um für die später gedichtete Entführung durch Paris die Voraussetzung zu schaffen, daß Helena wieder in Lakedämon war. Warum ich dem nicht folgen kann, wird aus der oben gegebenen Darstellung wohl deutlich.

4) Dümmler: Hektor. Im Anhang zu Studniczkas »Kyrene« (1890), S. 194 bis 205. Zugestimmt haben ihm Bethe (s. u. S. 260) und Robert StI. 354 f. und, etwas weniger entschieden, GrH. I 82.

5) Etwas abweichend Theon im Kommentar zu Lykophrons Alexandra 1194. Beides stammt von Aristodem, einem Schüler Aristarchs. Auf den Unterschied braucht hier nicht eingegangen zu werden, weil, soviel ich sehe, Einigkeit darüber besteht, daß die Darstellung in den Homer-Scholien den Vorzug verdient. Genaue Vergleichung und Würdigung der hier zusammentreffenden Nachrichten hat

Pausanias (IX 18, 5), der sogar den Wortlaut jenes Orakels, in vier Hexametern, angibt. Gegen die Überführung samt dem Orakel hegte Dümmler Mißtrauen, da »sie selbst schwer vorstellbar, ihre Fiktion aber unter dem Einflusse der Alleinherrschaft des homerischen Epos sehr begreiflich, ja unvermeidlich« gewesen sei. So bliebe nur die Tatsache, daß »die Thebaner das Grab eines Hektor besaßen, welchem sie heroische Ehren erwiesen«, und dies erkläre sich am natürlichsten so, daß Hektor ein ursprünglich thebanischer Heros war. Dazu stimmt es, daß auch in der Ilias, sobald man einmal darauf achtet, alte Beziehungen Hektors zu Böotien hervortreten[6]). Von den Fürsten des Landes, die B 494 f. genannt sind, wird Leïtos P 601 durch Hektor verwundet, Arkesilaos O 329 von ihm getötet. Auch E 707 ff. wird unter den von Hektor Erschlagenen, deren fünf nur kurz genannt sind, ein Böoter hervorgehoben, Oresbios, von dessen Wohlstand in Hyle am Kopais-See der Dichter in drei Versen erzählt. So werden wir zu der Ansicht geführt: »Hektor ist in »ältester Sage Herrscher über eine griechische Bevölkerung in Theben, »welches er gegen die aus Thessalien eindringenden Böoter lange erfolg»reich verteidigt, wobei er aber doch schließlich, wie das Grab wahr»scheinlich macht, seinen Tod findet.« Dümmler, der dies so ausspricht, konstruiert dann allerdings einen etwas künstlichen Umweg, auf dem Hektor nach Asien und in die troische Sage gekommen sein soll: über Chios, wo Ion bei Pausanias (VII 4) von einem Könige Hektor erzählt, der gegen Abanten und Karer gekämpft habe.

Gegen diesen Punkt wandte sich mit Erfolg Wilamowitz[7]): König

Wilh. Radtke gegeben Herm. 36 (1901) S. 37—41 im Zusammenhang einer Studie »Aristodems Ἐπιγράμματα Θηβαϊκά«. 6) Über die hier angewandte Methode der Beobachtung und Folgerung spottet Drerup, Das fünfte Buch der Ilias (1913) S. 269—272, und kommt zu dem Ergebnis: »Wer sich mit solchen Phantastereien ernstlich befaßt, be»weist damit nur, daß er zwar artig zu spielen versteht, daß aber der wissenschaftliche »Sinn für die logischen Erkenntnismöglichkeiten bei ihm nicht hinreichend entwickelt ist.« An drastischer Formulierung steht also sein Verdikt hinter dem von Wilamowitz nicht zurück, der Dümmlers Hypothese einen »bodenlosen Einfall« nennt und mit Bitterkeit konstatiert, daß »solch eine Träumerei doch gleich Gläubige gefunden und ähnlichen Unsinn hervorgerufen« habe. Doch Drerups Grundanschauungen sind von den meinigen so völlig verschieden, daß mit erneutem kritischem Eingehen nichts gefördert werden könnte. Durch einmalige gründliche Auseinandersetzung (BphW. 1916, Nr. 17—20) glaube ich das Recht erworben zu haben, künftig im allgemeinen darauf zu verzichten, einzelne Fälle vorbehalten, die ihrer Beschaffenheit nach bessere Aussicht gewähren. Dabei würden φάρμακα λυγρά wohl auch mir zu Gebote stehen, ἰοὺς χρίεσθαι χαλκήρεας; und es gab Zeiten, *in dulci iuventa*, wo ich davon Gebrauch machen mochte. Aber — uns lehret Weisheit am Ende das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft? Mehr als je ziemt es nun, mit unvergifteten Waffen zu streiten. Oder sind die meinigen mit den Jahren stumpf geworden?

7) v. Wilamowitz, Berliner Sitz.-Ber. 1906, S. 53 (in dem Aufsatz »Panionion«) und wieder IH. 334 Anm.

Hektor von Chios sei »ein ganz leibhafter König gewesen, benannt natür»lich nach dem homerischen Helden; sein Gedächtnis war durch eine »Inschrift gesichert«. Davon wird doch nur ein nebensächlicher und, wie auch mir schien, wenig glücklicher Anhang zu Dümmlers Hypothese getroffen; gegen diese selbst hat Wilamowitz weder an Material noch an Gesichtspunkten etwas beigebracht, was nicht schon ihr Urheber berücksichtigt hatte. Der Unterschied liegt also nur in der Beurteilung. Wilamowitz hält den Befehl des Orakels, das Vorhandensein eines Hektor-Grabes in Ophrynion, die Überführung der Gebeine für geschichtlich und setzt den Vorgang in »die Zeit, wo der Gott die Lokrer den Frevel »des Aias sühnen hieß, die Spartaner nach den Gebeinen des Orestes »suchen«, also ins 6. Jahrhundert (IH. 392f.); Dümmler erkennt nur Grab und Kultus in Theben als Tatsachen an, das übrige sei fingiert. Für diese Auffassung spricht zunächst die Unbestimmtheit der Angabe über den Anlaß, das Orakel zu befragen: πιεζόμενοι κακοῖς[8]). Bedenken erregt ferner der Umstand, dessen auch Wilamowitz gedenkt, daß Pausanias und die Homerscholien über die Stelle des Grabes in Theben ganz Verschiedenes berichten; wenn wirklich im 6. Jhdt. eine Gesandtschaft übers Meer gegangen war und die heiligen Knochen nach Theben gebracht hatte, so ist schwer vorzustellen, wie über den Platz, wo sie damals beigesetzt wurden, nachher, angesichts des bestehenden Kultus, ein Zweifel aufkommen konnte. Und wie steht es mit Ophrynion? Strabon erwähnt dort τὸ τοῦ Ἕκτορος ἄλσος ἐν περιφανεῖ τόπῳ (XIII 1, 29; p. 595). Ist das für uns ein Zeugnis, daß da früher auch ein Grab gewesen war? oder diente der Hain den Thebanern als Anhaltspunkt, um das Grab zu erfinden? An sich ist eins so gut möglich wie das andre. Wir kennen aber auch Inschriften dazu, aus dem unter Aristoteles' Namen erhaltenen Peplos. In Ophrynion soll sie gelautet haben (Nr. 59):

Ἕκτορι τόνδε τάφον Πρίαμος μέγαν ἐξετέλεσσεν
ὄχθον ὑπὲρ γαίης σῆμ᾽ ἐπιγιγνομένοις.

Für Theben ist überliefert (Nr. 46):

Εκτορι τόνδε μέγαν Βοιώτιοι ἄνδρες ἔτευξαν
τύμβον ὑπὲρ γαίης σῆμ᾽ ἐπιγιγνομένοις.

Gewiß hat Radtke recht (s. Anm. 5): die in Priamos' Namen redenden Verse sind eine Nachahmung der anderen. Diese ist er geneigt für älter zu halten, als das Jahrhundert dem man die Epigramme des Peplos im allgemeinen zuschreibt, 250—150 vor Chr. Wie dem auch sei, jedenfalls

8) Bei Theon ist daraus eine Pest geworden, von der ganz Griechenland heimgesucht gewesen sei (λοιμοῦ κατασχόντος τὴν Ἑλλάδα); der Urheber dieser Änderung hatte offenbar das Bedürfnis, etwas konkreter zu erzählen.

bestärkt das Verhältnis der beiden Grabschriften den Verdacht, daß es zwischen den beiden Gräbern ebenso gewesen sei: das in Ophrynion dem in Theben nachgemacht. Sollten aber selbst Tatsachen oder Argumente in die Diskussion gebracht werden, die das alles umstießen und uns zwängen der Ansicht von Wilamowitz beizutreten, so würde immer noch zu fragen sein: wie konnten im 6. Jhdt. Priester darauf kommen, eine böotische Gemeinde zur Einholung der Überreste eines troischen Helden zu veranlassen? Gerade, woran Wilamowitz vergleichend erinnert, das was Herodot (I 67f.) über den Sarg des Orestes in Tegea berichtet, macht die Lücke auf der anderen Seite noch fühlbarer. Denn daß der Sohn Agamemnons in den Peloponnes gehöre, der einst das Herrschaftsgebiet seines Vaters gewesen sei, konnte niemand bezweifeln; und daß gerade die Spartaner den König von Mykene für sich in Anspruch nahmen, ist bekannt, davon wird noch zu reden sein (Kap. 3). Den Priamossohn aber nach Theben zu bringen war — im Bereiche der Überlieferungen des Epos — ein so paradoxer Gedanke, daß er, scheint mir, nicht entstehen konnte, wenn nicht irgendwie noch eine dunkle Erinnerung fortlebte, daß Hektor einst hier zu Hause gewesen war.

Die Scheu vor unerwünschten Konsequenzen, zu denen eine uns zugemutete Ansicht führen würde, kann diesmal nicht, wie bei Dörpfelds Leukas-Theorie, der bewußte oder unbewußte Grund des Widerstrebens gegen das Neue gewesen sein. Denn, was Dümmler über Hektor lehrt, fügt sich in eine historische Betrachtung der Herkunft des griechischen Heldengesanges aufs beste ein und hilft uns Fragen beantworten, die wir von solcher Betrachtung aus ohnehin stellen müssen. Das Epos, das wir nun lesen, enthält Bestandteile, die aus dem Mutterlande mit herübergebracht waren, und solche, die in Kleinasien entstanden sind: wie verhalten sich beide zu einander? Wie grenzen sie sich ab? Vermutlich doch nicht χωρὶς ἑκάστῳ τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις. Die Geschichte des Meleagros zwar steht reinlich für sich, die Erinnerungen an Tydeus konnten wir herauslösen; aber schon von den Taten und Leiden des Herakles ist das meiste nicht in zusammenhängender Erzählung in die Ilias eingegangen, sondern in kleineren Teilen und Teilchen mit verarbeitet. Vollends die Erwähnungen der Kentauren, Erinnerungen an Berg und Fluß in der Heimat des Achilleus sind nur hier und da in die Darstellung eingesprengt. Nicht mehr Vermengung unterscheidbarer Züge, sondern Vermischung der Vorstellungen hatten wir in dem Bilde des vom Ida her waltenden höchsten Gottes. Endlich bot Helena ein Beispiel, wie eine Gestalt und ein Motiv älterer, heimatlicher Sage ins Troische übertragen und mit der neuen Umgebung so innerlich verbunden ist, daß man zweifeln konnte, ob nicht die hier gewonnene Zugehörigkeit

— die wir als sekundär erkannt haben — die ursprüngliche gewesen sei. Wir mußten darauf gefaßt sein, die Mannigfaltigkeit dieser Stufenfolge noch vermehrt zu sehen. Und da tritt nun Hektor ein. Unternehmen wir es nur, die Hypothese zu Ende zu denken, und uns auszumalen wie seine Kämpfe zum Schutze der vielumstrittenen Stadt von den äolischen Einwohnern der thebanischen Landschaft in Liedern gefeiert waren, wie diese Lieder dann, als die Böoter hereinbrachen, von Auswanderern auf der Fahrt über das Meer in die neuen Wohnsitze mitgenommen wurden, so findet die Entwicklung, der wir nachgehen, den natürlichsten Abschluß. Indem Sprache, Formelschatz, Gedankenkreis der mitgebrachten Dichtung benutzt wurden, um neu vollbrachte Taten, neu erlebte Schicksale zu schildern, behielt Hektor seinen hervorragenden Platz in der Sage; und die Einzelzüge, mit denen einst von den Sängern in der Heimat sein Heldentum ausgestattet worden war, dienten weiter zur Belebung des frisch entstehenden Bildes. So haben wir ein anschauliches Beispiel von der Art des Inhaltes, den der epische Gesang schon im Mutterlande gehabt haben muß, und von der Umbildung, mittels deren er von späteren Sängern zur Ausgestaltung der Ereignisse, die sie erzählen wollten, verwertet worden ist.

Denselben Weg wie Dümmler zu gehen schien Bethe wenig geneigt, als er die Spuren einer ältesten Ödipusdichtung bei Homer nachwies; später ist er ihm um so entschiedener gefolgt[9]. Er erneuerte Otfried Müllers Methode der Forschung und stellte den Grundsatz auf, daß Personen der Sage da zu Hause sind, wo sie Gräber und Kultstätten haben, wo es Örtlichkeiten gibt, deren Namen mit den ihrigen oder mit denen ihrer nahen Verwandten, Genossen, Feinde zusammenstimmen. So zitierte er mit warmer Anerkennung Dümmlers Aufsatz, »dessen glänzenden Scharfsinn und schlagende Beweiskraft der fast gänzlichen Ablehnung und Nichtbeachtung gegenüber desto rühmender hervorzuheben« er sich verpflichtet halte (NJb. 7 [1901] S. 671). Seine eigne Untersuchung, von der wir ein Resultat schon bei Tlepolemos und Sarpedon verzeichnet ᵃben, hat auch für die thessalische Vorzeit des kleinasiatischen Epos wertvolle Aufklärung gebracht. Plutarch hat (Thes 34) aus der Ἀτθίς des Istros die Notiz erhalten: Ἀλέξανδρον τὸν ἐν Θεσσαλίᾳ Πάριν ὑπ' Ἀχιλλέως καὶ Πατρόκλου μάχῃ κρατηθῆναι παρὰ τὸν Σπερχειόν. Bethe verbindet hiermit die Beobachtung, daß in der Ilias Alexandros-Paris, von Menelaos und Diomedes abgesehen, fast nur mit Thessalern kämpft — Machaon (Λ 506), Eurypylos von Ormenion (B 734. Λ 581), Menesthios

9) Erich Bethe, Thebanische Heldenlieder (1891) S. 145. 176f. Sein Straßburger Vortrag ist S. 242 Anm. 16 zitiert; fortgesetzt und fortgebildet wurde er 1903 in Halle: »Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik«. NJb. 13 (1904) S. 1—11.

(H 9. Π 173f.) —, und die Nachricht, daß er schließlich dem Herrn von Thaumakie in Süd-Thessalien, Philoktetes, erliegt (Apollodor III 12, 6); so gelangt er zu dem Schluß, daß die drei — Achill, Philoktet, Alexandros — in Thessalien »in nächster Nachbarschaft saßen, und darum in dauerndem Kampf und erbitterter Todfeindschaft« (S. 670). In Thessalien lag ja auch, am Spercheios, Achills Heimat, Phthia; und in der Phthiotis gab es ein Theben (Strabon IX 431), dessen Ruinen, auf einer Vorhöhe des Gebirges unfern der Küste gelegen, noch heute zu sehen sind. So konnten Bethe und Kern auf den Gedanken kommen, daß dieses eigentlich das von Achill zerstörte Θήβη ὑποπλακίη (Z 397. 414ff.), die Vaterstadt der Andromache, gewesen sei[10]); in dem, was Andromache von ihrer Vaterstadt erzähle, sei vom Dichter eine alte Sage benutzt, die aus dem phthiotischen Theben stammte. Dies ist dann von Friedrich Staehlin genauer begründet und in den Entwicklungsgang der Heldendichtung verständnisvoll eingeordnet worden[11]).

Wenn wir im Sinne der hier angedeuteten Hypothesen uns einen älteren Zustand der Sage auszumalen suchen, so muß darin Paris-Alexandros eine wesentlich andre Stellung eingenommen haben, als in der wir ihn aus der Ilias kennen. Davon zeugt noch sein griechischer Name, der doch aus der Heimat mitgenommen war, erst in der Fremde mit dem asiatischen Πάρις gleichgesetzt wurde. Daß er ursprünglich kein elender Feigling war, sondern »ein ebenbürtiger Gegner des Achilleus, welchen er ja auch schließlich erlegt«, lehrte Usener in seinen Vorlesungen über Homer; so berichtet Dümmler zum Schluß seiner Studie über Hektor. Erst so werde der Helenaraub des Paris dem des Theseus ähnlicher; und dann entspreche es doch auch den Anschauungen der Heroenzeit, »daß nur dem Starken die Schönheit sich zu eigen gibt«. In dieser Richtung hat Bethe weiter gearbeitet, aber, gerade was das Heldentum des Alexandros betrifft, nicht mit Glück[12]). Noch aus unserer Ilias, aus dem Z, glaubt er ein älteres Gedicht dem Inhalte nach rekonstruieren zu können, in dem Paris »als unverächtlicher Held gedacht« war: Hektor, über dem schon die Schatten des Todes liegen, geht zu dem Zwecke vom Schlachtfeld in die Stadt, um sich selbst seinen Rächer zu holen; denn noch am gleichen

10) Otto Kern, Die Landschaft Thessalien und die Geschichte Griechenlands. NJb. 7 (1904) S. 12—22; über Theben S. 16. Bethe führt (ebenda 671) noch weitere Spuren an, die auf eine Zugehörigkeit der Andromache zu Thessalien hindeuten. 11) Friedr. Staehlin, »Das Hypoplakische Theben. Eine Sagenverschiebung bei Homer.« Progr. des K.-Wilhelms-Gymn. in München 1907. Nach seinen Darlegungen (S. 24f.) kann kein Zweifel sein, daß Z 457 in den Worten καί κεν ὕδωρ φορέοις Μεσσηΐδος ἢ Ὑπερείης die Erinnerung an zwei wirkliche Quellen in der Nähe von Pharsalos nachwirkt. Eine derselben ist auch B 734 erwähnt. 12) Zuerst in einer besonderen Studie vom Jahre 1909, dann Hom. I 246ff.

Tage muß Hektor durch Achill, Achill durch Paris fallen. Die Prüfung dieses hypothetischen Planes bleibt einer späteren Stelle vorbehalten; sie wird durchaus nach inneren Gründen zu erfolgen haben. Daß in früherer Zeit, in thessalischer Dichtung, Alexandros ein starker Streiter und nachbarlicher Gegner des Peliden gewesen war, durch diesen Umstand mag Bethes Hypothese angeregt worden sein; als Beweisstütze kann er ihr nicht dienen. Denn zwischen jener Stufe und dem Z der Ilias liegt lange Zeit und lange Entwickelung, die wir uns — mit Dümmler — so vorstellen müssen, daß der eine Bruder seinen Heldenruhm einbüßte, je mehr der andre als Hauptkämpfer hervortrat [13]). Daß es in vielfachem Wandel einmal eine Phase gegeben habe, in der Paris noch und Hektor schon ein gewaltiger Held und Schrecken der Achäer war, ist nicht gerade unmöglich; daß aber eine danach angelegte Dichtung noch als unmittelbare Vorstufe unseres Z lebendig gewesen sei, ist mindestens unwahrscheinlich. Wir haben es hier mit solchen Personen der Sage zu tun, die, eben weil sich an ihnen poetische Erzählerfreude und Gestaltungskraft vorzugsweise betätigte, besonders leicht auch einer Umgestaltung oder doch einer Änderung ihrer Beziehungen ausgesetzt waren. Darauf ist schon in einem Vorwort zu unsren Betrachtungen über Geschichte und Sage hingewiesen (S. 224).

Wann und durch wen Hektor in die Verhältnisse gestellt worden ist, in denen wir ihn kennen, wird sich schwerlich je ermitteln lassen; daß es aber eine Zeit gegeben hat, da er schon Gegenstand der Dichtung doch in ihr noch nicht Gegenspieler des Achilleus war, kann man in der Ilias noch mit Augen sehen — seitdem Bethe es gezeigt hat. Mit einem anderen griechischen Helden ist Hektor von alters her in fester Feindschaft verbunden, und zwar so, daß hier wieder ein örtlicher Zusammenhang durchschimmert. Robert hatte die Vermutung ausgesprochen und gut begründet, daß die beiden Aias bei Homer im Grunde nicht zwei Personen, sondern durch gewollte Differenzierung aus einer entstanden seien [14]). Bethe schloß sich ihm an; nur hält er, von Robert abweichend, den Lokrer für die ursprüngliche Gestalt. Gewiß mit Recht. Denn abgesehen davon, daß eine Neuerfindung doch wohl in steigerndem, nicht in abschwächendem Sinne (P 279f. vgl. mit B 528f.) erfolgt sein wird, spricht gegen die Priorität des großen Aias auch das Schattenhafte seiner Herkunft: Τελαμώνιος heißt er nach dem Tragriemen seines ge-

13) Dümmler (bei Studniczka S. 204f.) hat hierüber nur wenige Sätze, in denen nicht scharf abgegrenzt ist, wie viel auf Usener zurückgeht. Er selbst jedenfalls hält eine »Ilias ohne Hektor« für denkbar, und darin folge ich ihm nicht. Lieder, deren Thema der Gegensatz Achilleus—Alexandros bildete, waren eben keine Ilias. 14) Robert, Studien zur Ilias, S. 408. Bethe in dem zweiten, Anm. 9 angeführten Vortrag.

waltigen Schildes — darauf hat zuerst Wilamowitz hingewiesen (HU. 246) —, während der Sohn des Oïleus genealogisch wie geograpisch in der Sage befestigt ist. Versuchen wir einmal ihm das zuzurechnen, was die Ilias von seinem Namensvetter erzählt. Achtmal[15]) stehen dieser und Hektor sich gegenüber; fast jedesmal (N 809. Π 358 sind anders) kommt es zu hartem Streite, der in zwei Fällen (H 271. Ξ 418) so ungünstig für Hektor verläuft, daß er nur durch wunderbare Fügung gerettet wird: wozu es denn einigermaßen stimmt, wenn Λ 542 berichtet wird, er habe das Zusammentreffen mit Aias gemieden. Aus diesem Tatbestand ergibt sich, daß der Gegensatz zwischen den beiden Männern ein altes, gern variiertes Thema der Dichtung war. Nimmt man hinzu, daß Aias der Hauptvertreter des Kampfes mit dem altertümlichen, mykenischen Turmschild ist, so wird man zu dem Schlusse gedrängt: die Aiaslieder gehören zum urältesten Bestande des Epos. Meinen wir aber, wie im Jahre 1903 Bethe, hiermit sei der eigentliche Grundstock der Ilias gefunden, dem alles jüngere Wachstum sich angegliedert habe, so will es nicht gelingen, solche Vermutung durchzuführen, ja es findet sich nicht einmal rechter Anhalt, es zu versuchen. Denn die Geschichten von Aias ergeben zusammengenommen gar keinen irgendwie greifbaren Gang der Handlung. Vielmehr stellen sie sich als Reste alten Heldengesanges dar, die in die später entsprungene, aber dann alles beherrschende Ilias-Dichtung mit verarbeitet worden sind.

Diese Auffassung bestätigt sich, wenn man im einzelnen schärfer zusieht. Die herausfordernden Reden, die am Ende von N zwischen beiden Helden gewechselt werden, und ganz so klingen als müsse jetzt ein blutiger Zusammenstoß folgen, verhallen wirkungslos; nicht ein Zweikampf schließt sich an, sondern ein allgemeines, für die Anschauung leeres Vorrücken der Scharen von beiden Seiten (833 ff.). Man gewinnt den Eindruck, daß der Dichter in dem Wortgefechte der berühmten Gegner ein beliebtes Motiv mit verwertet habe, um der Schilderung der Kämpfe, von denen er im Anfang von Ξ zu etwas Neuem übergeht, vorläufig einen wirksamen Abschluß zu geben. Hier ist kein wesentliches Glied im Ganzen der Ilias, sondern ein älteres Stück, dergleichen die Dichter, seit es eine epische Tradition gab, gern sich zunutze gemacht und eingeflochten haben, eben wie die Proben heimatlicher Nachbarkämpfe, von denen bei Alexandros die Rede war. Noch an den Adelshöfen des Mutterlandes mochte oft von den Kämpfen gesungen worden sein, in denen Hektor seine Vaterstadt Theben in Böotien gegen Angriffe des Lokrers Aias verteidigt hatte, zuletzt aber ihm erlegen war. Danach wird man es für mehr als Zufall halten, daß zweimal, da wo Aias gegen Hektor steht, von diesem ein

15) H 182 ff. N 190 ff. 809 ff. Ξ 403 ff. O 415 ff. Π 114 ff. 358 ff. P 304 ff.

Phoker, ein gemeinsamer Nachbar, getötet wird (O 515 ff. P 304 ff.). Er heißt beidemal Schedios, nur der Name des Vaters ist verschieden; um so mehr erscheint sein Fall von Hektors Hand als alte Erinnerung beglaubigt, die der Dichter ein wenig variiert hat. Auf der andern Seite kämpft, in derselben Partie, neben Hektor der starke Melanippos; Antilochos durchbohrt ihn mit der Lanze, doch Hektor rettet den Leichnam (546—585). Bethes Vermutung (NJb. 1901 S. 671), daß dies im Grunde kein andrer sei als der durch die Sage der Sieben gegen Theben berühmte Heros, dessen Kult in Theben lebendig blieb, ist eine weitere Stütze für die Ansicht, daß all die Kämpfe, in denen Aias eine so bedeutende Rolle spielt, ursprünglich gedichtet worden waren, um ein Ringen zwischen Lokrern und Thebanern auszumalen.

Noch eine der Begegnungen zwischen Hektor und Aias wollen wir ins Auge fassen, den Zweikampf in H. Dieser ist da, wo er jetzt steht, in den Zusammenhang einer gegebenen Reihe von Ereignissen nachträglich eingefügt worden; denn es fehlt der Episode nach rückwärts die Motivierung und nach vorwärts jegliche Folge. Ihrem eignen Verlaufe nach aber ist die Szene altertümlich; der mykenische Langschild mit seiner Handhabung tritt darin besonders anschaulich hervor. Das alles soll in einem späteren Kapitel noch verwertet werden; hier konstatieren wir nur den beobachteten Widerspruch. Er findet seine Lösung und führt von da zu weiterem Aufmerken durch den Gedanken von Mülder: hier sei ein beliebtes altes Motiv in die troischen Verhältnisse übertragen und entsprechend umgebogen (IQ. 35 ff.; vgl. oben S. 252, 30). Es ist das uns aus der Geschichte von David und Goliath wohlbekannte, dasselbe, von dem bei dieser Gelegenheit Nestor ein Beispiel aus seiner Jugend erzählt (H 132 ff.): die Herausforderung durch den Riesen, vor dem alle sich fürchten, bis der Jüngste und scheinbar Ungeeignetste ihm entgegentritt und ihn erschlägt, wie einst Nestor den Ereuthalion. Manches Wunderliche in der Darstellung des Kampfes in H, der hier natürlich keinen tödlichen Ausgang für den Herausforderer nehmen durfte, erklärt sich aus solcher Vermutung eines übernommenen Motives. »In der Natur der Sache liegt es, daß wir an solchen Stellen Altertümliches in kleine und kleinste Teilchen zerbrochen, auch oft alteriert, vorfinden«: so sagt Mülder treffend.

Damit ist der Kern seiner Theorie berührt, die wir jedoch unter einen etwas geänderten Gesichtspunkt bringen. Wir suchen in ihr zunächst nicht Antwort auf die Frage nach der Entstehung der Ilias, sondern treten von den mutterländischen Sagen aus heran; hier haben wir die letzte, die feinste und innerlichste Art, wie vortroische Elemente in der Ilias fortleben. Die Ähnlichkeit zwischen Achills Fernbleiben vom Kampfe und

dem des Meleagros war vielfach beachtet worden. Zuerst Finsler kam auf den kühnen Einfall, daß der Groll des Öneus-Sohnes für den des Peliden das poetische Vorbild gewesen sei; so daß es ohne den einen den andern gar nicht geben würde, auch keinen Versuch den Zürnenden umzustimmen [16]). Ebendahin wurde im Zuge seiner Quellenforschung Mülder geführt, und im Rahmen der von ihm entwickelten Gesamtansicht gewann der Gedanke [17]) erst seine volle Bedeutung (IQ. 1910, S. 50ff.). Nun ist kein Zweifel mehr (vgl. S. 254), daß die Sage von Meleagros, einerlei wie früh oder wie spät das I hereingekommen ist, recht eigentlich zu den Grundlagen der Ilias gehört. Nicht nur die Verfasser von A und I haben sie vor Augen gehabt und sind dadurch zu ihren eigenen Dichtungen angeregt worden; die ganze Anlage der Ilias ruht ja auf dem übernommenen Plane. Man versteht sie um so besser, je mehr man, was Mülder getan hat, den Vergleich ins einzelne verfolgt. Die Kampfenthaltung ist bei Meleagros tiefer begründet als bei Achill: die Mutter hat ihn verflucht, weil er ihren Bruder erschlagen hat; aber das mußte er tun im Kampfe für die Vaterstadt — und so wird es ihm gelohnt! Fast harmlos erscheint dem gegenüber der Streit um eine Beutesklavin. Weiter, daß der tödlich Gekränkte doch in der eigenen Stadt und bei der Gattin ausharrt, ist natürlich; bei Achill ist das Bleiben vor Troja in sich ganz unmotiviert. Er selber denkt daran, heimzukehren (A 169), ja kündigt es den Gesandten an einer Stelle bestimmt an, für den folgenden Tag (I 356 ff.); aber es geschieht nicht. Es darf nicht geschehen: der Held soll ja später wieder in den Kampf eintreten. So will es das Schicksal, der Plan des Dichters, — das Vorbild.

Das gleiche Verhältnis finden wir, wenn wir von der Erde zum Olymp aufsteigen und nach dem eigentlichen Grunde der Zwietracht fragen, die Zeus und Here gegeneinander treibt. Letzten Endes wollen doch beide dasselbe: die Griechen sollen siegen, Troja fallen. Zwar lebt in dem Zeus der Ilias, wie wir gesehen haben, noch etwas von dem alten Landesgott (S. 244f.); aber nach dem Sinne der Handlung, in die er vom Dichter gestellt ist, denkt er gar nicht ernstlich daran, die ihm werte Stadt und ihren frommen Vorkämpfer zu retten (Δ 5—73. O 70f. X 166—186). Ungern genug entschließt er sich auf Thetis' Bitte, nicht etwa das Schicksal zu wenden, nur die Vollendung hinzuhalten, bis Agamemnon und die anderen erkennen, was Achill ihnen bedeutet. Ist es dieser kurze

16) Finsler, Homer (aus dem Erläuterungswerk »Aus deutschen Lesebüchern«) 1908, S. 217. 17) Zugestimmt hat ihm, mit bezug auf Finsler, auch Wilamowitz, IH. 335 (vgl. 65. 67). — Beachtenswert ist die Vermutung von Robert (zuletzt GrH.I [1920] S. 89 ff.), daß der Verfasser des I auch umgekehrt seine Darstellung der Meleagros-Sage etwas den Verhältnissen der Achilleus-Dichtung angepaßt habe.

Aufschub, was Here empört? Warum nur? Sie selbst ist doch Freundin und Beschützerin des Peliden. Offenbar war die Stimmung zwischen den Ehegatten von vornherein eine gereizte. Sie können nicht vergessen, was sie einander schon angetan haben — bis zu schweren Tätlichkeiten des Göttervaters gegen seine Gemahlin ist es gekommen (O 17 ff.; dazu A 599 ff.) — im Streit wegen der außerordentlichen Ehrung eines andren irdischen Mannes, Herakles, des Bastardes, den der Vater zu Macht und Ruhm führen wollte, während ihn die Stiefmutter sein Leben lang mit ihrem Haß verfolgte, von der Geburt an, schon vor seiner Geburt (T 95 bis 133). Diese Erinnerungen wirken in der Ilias in doppelter Weise nach: als Motiv bei den handelnden Personen, und als Anregung und Anhalt für die Darstellung des Dichters[18]).

Das zweite der beiden Elemente tritt am offensten da hervor, wo die eigenwillige Aktion der Götterkönigin ihren Höhepunkt erreicht, in der Διὸς ἀπάτη. Auch hier ist die Motivierung in der Ilias viel weniger klar als in der Herakles-Sage. Dort hat, während jener als Sieger von Troja zurückfährt, Here den Gemahl von Hypnos fesseln lassen und benutzt seinen Schlaf, um den ihr Verhaßten durch Nordstürme weit weg über das Meer zu verschlagen (Ξ 249 ff.). Als Zeus erwacht, und sieht was schon geschehn ist, übt er fürchterliche Rache. Keiner der Unsterblichen ist vor ihm sicher (257); Here bekommt nicht nur Schläge (A 587/90. O 17), sondern er hängt sie an den Armen zwischen Himmel und Erde auf, an jeden Fuß einen Amboß, und die übrigen Götter versuchen vergebens ihr zu helfen. Diese Vorgänge ragen in die Ilias nur als Erinnerung herein, und als Drohung. Diesmal kommt es nicht so weit. Zwar ist auch hier, während Zeus schlief, Schlimmes geschehen: die Troer sind zurückgetrieben, Hektor schwer getroffen und außer Gefecht gesetzt. Aber Here schwört, daß Poseidon, der solches veranstaltet hat, nicht um ihretwillen (μὴ δι᾽ ἐμὴν ἰότητα O 41) eingegriffen habe, sondern vermutlich aus eignem Antrieb. Und sie kann den Eid der Wahrheit gemäß leisten. Zwar hat sie, als Zeus entschlummert war, dem Schwager Botschaft geschickt, er möge nun recht von Herzen (πρόφρων νῦν Ξ 357) den Danaern helfen; aber damit bestärkte sie ihn nur in dem, was er ohnehin tat. Den Anfang hat er selbst gemacht, als er bemerkte, wie

18) Den Plan seines »Heraklesschwankes« (vgl. oben S. 252) skizziert Mülder (IQ. 137): Bei Herakles »ist das Ziel des Ratschlusses absolut, es ist der Ruhm des Sohnes und seine »Aufnahme in den Olymp; in der Perspektive des Schwankes ist es die Aufnahme des »Bastards als eines Gleichberechtigten in die legitime Götterfamilie. Hier steht im Mittel»punkt des Streits ein Objekt, das Kompromisse ausschließt, das umstritten wird mit einer »Hartnäckigkeit, die genährt wird aus den stärksten Instinkten. Dagegen gehalten ist der »Zank um Achilleus und um das kürzere oder längere Bestehen von Ilios die reine Spiegel»fechterei«.

Zeus, im Gefühl der Sicherheit, daß keiner der Götter ihm zuwider handeln werde, den Blick vom Schlachtfelde weg nach Thrakien hinüber gelenkt hatte (N 1 ff. 10 ff.). Seitdem hat sich sein Wirken zugunsten der Achäer schon mehrfach geltend gemacht, so daß durch die ermutigende Botschaft, die der Schlafgott ihm bringt (Ξ 357), keine Wendung mehr in den Ereignissen eintreten kann, nur größere Entschiedenheit in der schon eingeschlagenen Richtung. Das alles hat der Dichter sorgsam so angelegt, und wir können seine Absicht schon verstehen. Es kam ihm nicht so sehr darauf an, ein Glied im Gange der Handlung zu schaffen, das zugleich Folge wäre und Ursache; er wünschte vor allem, die lustige Szene, wie Zeus betrogen wird, die aus der Herakles-Sage bekannt und beliebt war, auch in seiner Erzählung von den Kämpfen um Ilios den Zuhörern zu bieten. Diesen Zusammenhang hat Mülder trefflich durchschaut und dargelegt (IQ. 123 ff.).

Danach widerstreben wir nicht mehr, wenn er uns zumutet, auch Erfindung und Ausmalung des Flußkampfes in Φ darauf zurückzuführen, daß die Phantasie des Dichters durch den berühmten Kampf zwischen Herakles und Acheloïos befruchtet war (IQ. 233 f.). Unter den vielen, die dem Peliden hier als Opfer fallen, ist der würdigste Gegner Asteropäos, selbst Enkel eines Stromgottes (Axios) und jetzt durch Xanthos, der seine Fluten entweiht sieht, ermutigt, dem Wütenden entgegenzutreten (Φ 145 f.). Wie er bald darauf erschlagen, vom Wasser bespült, im Ufersande liegt und die Fische sich an ihn machen, redet der Sieger den Leichnam noch an (184 ff.):

κεῖσ᾽ οὕτω. χαλεπόν τοι ἐρισθενέος Κρονίωνος
παισὶν ἐριζέμεναι, ποταμοῖό περ ἐκγεγαῶτι.

Ist denn Achill ein Sohn des Kroniden? — Als hätte er selber die Frage erwartet, gibt er umständlich an, wie er durch Peleus und Äakos von Zeus abstamme, während der Gefallene nur einen Fluß zum Ahnen habe. Jetzt habe ihm (192) Xanthos helfen wollen:

— — ἀλλ᾽ οὐκ ἔστι Διὶ Κρονίωνι μάχεσθαι,
τῷ οὐδὲ κρείων ᾿Αχελώιος ἰσοφαρίζει
οὐδὲ βαθυρρείταο μέγα σθένος ᾿Ωκεανοῖο κτἑ.

Die ehrende Hervorhebung des Acheloïos ist hier, völlig außerhalb des ätolischen Sagenbereiches[19]), nicht minder bemerkenswert als die genealogische Auseinandersetzung, die den Urenkel des Zeus dem Sohne gleich-

19) Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Leaf (Troy 276) hier einen sachlichen Zusammenhang vermutet, in der Weise, daß die Myrmidonen auf dem Wege von Dodona, in dessen Nähe sie einst ansässig gewesen seien, zum Spercheios eine Zeit lang im oberen Acheloïostale gewohnt hätten. Vgl. oben S. 253 Anm. 32.

zusetzen sucht. In beiden verrät sich, so dürfen wir schließen, eine Beziehung, die im Geiste des Dichters wirksam war, als er diese Szene schuf: ihm stand ein Vorbild vor Augen, in dem der Hauptfluß Mittelgriechenlands und ein Sohn des Zeus die handelnden Personen waren. Dergleichen unwillkürliche Zitate finden sich nun öfter, auch an jeder der vorher besprochenen Stellen[20]). Aus Anlaß der Herausforderung Hektors muß Nestor von der des Ereuthalion erzählen, der sie nachgebildet ist (H 136 ff.); die Härte des Meleagros, den die ersten Männer der Stadt vergebens um Hilfe bitten (I 574 ff.), schildert Phönix, der in entsprechender Situation dem Achill gegenübersitzt. Die Einschläferung des Zeus, deren Opfer einst Herakles gewesen war, läßt der Autor, der den Vorgang ins Troische übertragen hat, durch Hypnos und Zeus ins Gedächtrufen (Ξ 249 ff. O 18 ff.). Hinzufügen dürfen wir die Erwähnung der Dioskuren in der Teichoskopie, die sich beim Dichter hervordrängte, weil er das Gefühl hatte, eine Abweichung von der älteren Gestalt der Helena-Sage rechtfertigen zu müssen (oben S. 256). Aus dem allen gewinnen wir einen Einblick in dichterische Tätigkeit, wie sie in dem Bestreben, neue Aufgaben zu bewältigen, neuen Helden und Heldenerlebnissen Gestalt zu geben, sich an das von den Vorfahren Geschaffene anlehnte, geformten Stoff übernahm und einem eignen künstlerischen Plan dienstbar machte oder berühmte Motive in frischem Stoffe nochmals entwickelte.

Dieses Verfahren ist keine Besonderheit der griechischen Epik. Ein anschauliches Bild ähnlicher Kunstweise, aus der Wirklichkeit eines noch lebenden Volkes geschöpft, gab Radloff in der höchst wertvollen Einleitung seines Werkes über das Volksepos der Kara-Kirgisen[21]): »Der Sänger »hat, durch eine ausgedehnte Übung im Vortrage, ganze Reihen von »Vortragsteilen in Bereitschaft, die er dem Gange der Erzählung nach »in passender Weise zusammenfügt. Solche Vortragsteile sind: die Schil»derungen gewisser Vorfälle und Situationen, wie die Geburt eines Helden, »das Aufwachsen eines Helden, Preis der Waffen, Vorbereitung zum »Kampf, das Getöse des Kampfes, Unterredung der Helden vor dem »Kampfe, die Schilderung von Persönlichkeiten und Pferden, das Cha»rakteristische der bekannten Helden, Preis der Schönheit der Braut, »Beschreibung des Wohnsitzes, der Jurte, eines Gastmahls, Aufforderung »zum Mahle, Tod eines Helden, Totenklage, Schilderung eines Land-

20) Mülder IQ. 41 f. erinnert an verwandte Züge in Lessings Emilia Galotti, in Goethes Götz. Weitere Beispiele von »Quellenzitaten« bei Homer bringt er S. 45 (und 285 f.). 61. 128. 21) W. Radloff, Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme, gesammelt und übersetzt. V. Teil: Der Dialekt der Kara-Kirgisen. Petersburg 1885. XXVIIII S. Vorwort, 603 S. Übersetzung.

»schaftsbildes, des Einbrechens der Nacht und des Anbruchs des Tages, »und viele andere. Die Kunst des Sängers besteht nur darin, alle diese »fertigen Bildteilchen so aneinander zu reihen, wie dies der Lauf der »Begebenheiten fordert, und sie durch neu gedichtete Verse zu ver»binden.« — In literarischen Verhältnissen haben wir ja Ähnliches: die Art, wie die Geschichtschreiber des ausgehenden Altertums und des Mittelalters antike Vorlagen benutzten, um für die Charakteristik eines Menschen oder die Erzählung einer Schlacht ihrer Einbildungskraft einen Anhalt zu geben[22]. Und eben jetzt sind wir dabei, von der Lebenskraft und dem beharrlichen Fortwirken einmal ausgebildeter Züge, unter Eduard Nordens Führung, ein neues, uns freilich betrübendes Beispiel in Tacitus' Germania kennen zu lernen. Auch daran darf man denken, wie heutzutage in der Illustration geschichtlicher Werke manchmal dasselbe Klischee bei recht verschiedenen Gelegenheiten Verwertung findet.

Gerät nicht aber durch solchen Vergleich Homer — und freilich auch Tacitus — in eine gar zu wenig vornehme Gesellschaft? Und ist es erlaubt, Kunstgriffe und Arbeitsweisen, die in literarisch reifen Perioden natürlich sind, schon den Frühzeiten poetischer Produktion zuzutrauen? — Dies zweite Bedenken dürfen wir beiseitesetzen. In die allerersten Uranfänge schöpferischer Dichterkraft reicht eine Analyse der überlieferten Texte doch nicht hinauf. Ehe die ältesten Verse, die unter den 15694 der Ilias mit erhalten sind, gedichtet wurden, müssen Generationen, vielleicht

22) Auf die wiederkehrenden Typen in den Schlachtschilderungen bei Dionys von Halikarnaß machte mich einst Radermacher aufmerksam. Auch den Hinweis auf die folgenden mittelalterlichen Beispiele verdanke ich der Gefälligkeit eines hiesigen Kollegen. Einhard beschreibt die Persönlichkeit Karls des Großen mit zusammengesuchten Worten und Wendungen aus Suetons Kaiserbiographien. Ruotger hat neben mittelalterlichen Vorlagen Prosa und Dichtung des klassischen Altertums vielfach ausgebeutet, um seiner Sprache lebhaftere Farben zu geben, unter anderem hat er Wendungen Sallusts in dessen Charakteristik Catilinas benutzt, wo er Brunos Gegner charakterisieren will; Aug. Mittag, Die Arbeitsweise Ruotgers in der Vita Brunonis (Progr. Askan. Gymnn. Berlin 1896), belegt dies im einzelnen. Im Carmen de bello Saxonico sind zahlreiche Entlehnungen aus alten Klassikern; zusammengestellt von Pannenborg, Das Carm. de bello Sax. (Gym.-Progr. Göttingen 1892) S. 24ff. Dort wird (III 275 ff.) Heinrich IV als mächtig und milde gepriesen in Zügen, die aus älteren Schilderungen Karls des Großen entnommen sind. All diese Autoren haben ihre mühsam gesammelten Lesefrüchte verwertet. Ihr Verfahren gibt nur eine unvollkommene Vorstellung von dem Reichtum an fertigen Gedichtsteilen, über die ein in der vollen mündlichen Tradition stehender Sänger oder Rezitator verfügte. — Dem homerischen Gebiet verwandter ist das des iranischen Nationalepos, dessen Weise, überlieferten Stoff zu verwerten und umzubilden, Nöldeke beschreibt (Grundriß der iran. Philologie II [1896]; besonders S. 132. 135 f.). In bezug auf die Jugendgeschichte Ardaschîrs hatte v. Gutschmid (Kl. Schr. III S. 133 f.) erkannt und im einzelnen nachgewiesen, daß »eine alte einheimische Sage vom Gründer des altpersischen Reiches auf den Gründer des neupersischen übertragen worden ist«.

Jahrhunderte vorhergegangen sein, in denen griechische Sänger ihre Lieder vortrugen und dankbare Hörer sich daran erfreuten. Und überall war auf den frühesten Stufen, der Dichtkunst wie der bildenden Kunst, das konventionelle Element besonders stark. Wie ist es denn auf anderen Gebieten des Geisteslebens? Die Wissenschaft hat es aufgegeben, bis in eine Vorzeit emporzudringen, da der Sprachtrieb noch ungetrübt und unmittelbar gestaltend wirkte; auf den ältesten der Forschung zugänglichen Stufen sehen wir schon Formübertragung mächtig am Werke. Wir können uns nicht wundern, in der Poesie dasselbe zu finden. Und indem wir uns hineinzudenken und den Vorgang psychologisch zu verstehen suchen, schwindet auch die Besorgnis, ob damit nicht etwas Unedles vorausgesetzt werde.

An einer Stelle des Beowulf, die Chadwick (HA. 83) hervorgezogen hat, besingt ein Ritter eine soeben vollbrachte Tat des Königs; und im Anschluß daran heißt es: »Alles sagte er, was er von Sigmunds Taten erfahren hatte.« Darauf folgt, wenn auch nur in Andeutungen und Anspielungen, eine Angabe der Sigmundsage (867 ff.). Offenbar will der Vortragende Beowulfs Ruhm dadurch in helleres Licht setzen (*utilising apparently by way of illustration the story of Sigemund*), daß sich in der Vorstellung der Zuhörer die Großtaten der Vergangenheit mit denen der Gegenwart vermischen, indem sie, ohne sich darüber genau Rechenschaft zu geben, dem eignen Fürsten das zuschreiben, was der längst verstorbene fremde vollbracht hatte. Von da ist nicht mehr weit bis zu den Verschiebungen, die wir in der Ilias haben: wie aus der Herausforderung des riesenhaften Ereuthalion die des Hektor wurde, aus Groll und Kampfenthaltung des Meleagros die μῆνις Πηληιάδεω Ἀχιλῆος, ja aus dem Kampf um Theben der trojanische Krieg (Mülder IQ. IV 1). Dabei vollzog sich in der schaffenden wie in der empfangenden Phantasie etwas Ähnliches wie, im sichtbaren Bereiche, wenn König Eumenes II. von Pergamon seinen und seines Vaters Siege über die Gallier durch ein Kunstwerk verherrlichte, das den Kampf der Götter gegen die Giganten darstellte, oder wenn beim Anblick der mythologischen Kampfszenen in den Parthenon-Metopen Athener stolz an das dachten, was ihre Väter im Widerstand gegen den Perser geleistet hatten.

Doch wir wollen nicht vorausschweifen, in den Gedankenkreis des folgenden Buches, das von der Entwicklung des homerischen Stiles handeln soll, und wenden uns wieder ganz dem Stofflichen zu, den historischen und geographischen Problemen. Deren schwierigstes steht noch bevor, an das wir nun aber einigermaßen gerüstet herantreten.

II. FÜRSTENSITZE UND STÄMME.

Zwischen der äolischen Kolonisation und der Sage vom troischen Kriege haben wir ursächlichen Zusammenhang postuliert auf Grund einer Kombination geschichtlicher Tatsachen mit der sprachlichen, zum Teil auch der stofflichen Analyse des Epos. Aber nun erheben sich die Einwände. Gerade die Hauptpersonen der Ilias sind entweder gar nicht in Thessalien zu Hause — sondern, wie Agamemnon und Menelaos, Helena, Nestor, im Peloponnes —, oder sie gehören einem Teile des Landes an, in dem nicht nachweislich äolisch gesprochen wurde.

Beginnen wir mit dem zweiten Punkte. »Nicht nachweislich äolisch«, daraus macht Chadwick (HA. 280 f.), zwar nicht wörtlich doch dem Sinne nach: nachweislich nicht äolisch. Was er aber zur Begründung seiner Ansicht beibringt, sind nicht neue Tatsachen, sondern altbekannte, die er nur in ein neues Licht, vielmehr — *sit venia verbo* — in erneute Dämmerung zu rücken sucht. Die Sache ist wichtig genug, um eine knapp zusammenfassende Darstellung des Sachverhaltes zu rechfertigen. Vor 44 Jahren schrieb Kirchhoff in der 3. Auflage seiner »Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets« (S. 138) mit bezug auf die thessalische Genetivendung: »Es ist möglich, daß die Mundart der Phthiotis »in diesem Punkte von der des nördlichen Thessaliens abwich; wenigstens »haben sich Genetive auf οι meines Wissens auf Inschriften dieser Gegend »bisher nicht gefunden.« In der 4. Auflage (1887) hat er diesen Satz gestrichen. Inzwischen war der Gedanke, dem südlichen Thessalien eine mundartliche Sonderstellung zuzuweisen, von anderen aufgenommen worden, besonders von Fick (Bezzenbergers Beiträge XI [1881] S. 306), der den phthiotischen Dialekt mit der nordwestgriechischen Gruppe (Lokrisch, Phokisch, Ätolisch) zusammenfaßte. Daraus aber ergab sich eben jene Schwierigkeit, daß die Landschaft, die Achill und seine Mannen in den Krieg entsandt hatte, zwar den alten Achäernamen (B 684, vgl. I 395) auch in historischer Zeit treu bewahrt hat (Ἀχαιοὶ οἱ Φθιῶται bei Herodot, bei Strabon usw.), von der Sprache der homerischen Achäer jedoch, der äolischen Mundart, nichts gewußt zu haben schien. Der Widerspruch, der darin lag, wurde besonders von Eduard Meyer (GA. II, 1893, § 50) hervorgehoben. Dem gegenüber machte ich schon bei Behandlung der Inschriften (Del.[2] 1883, p. 241) und wieder in der 1. Auflage des vorliegenden Buches (S. 150) darauf aufmerksam, daß wir ja altertümliche phthiotische Inschriften überhaupt nicht besäßen, und daß mindestens einige der späteren Urkunden dieses Gebietes unter der Herrschaft des ätolischen Bundes geschrieben sind, also naturgemäß die Sprache des regierenden Stammes zeigen. Wir könnten jeden Tag durch

den Fund einer Inschrift überrascht werden, die uns über den südthessalischen Dialekt ebenso viel Neues lehrte wie einst über den nordthessalischen die Tafel von Larissa. Ganz fehlte es doch schon jetzt nicht an Anhaltspunkten für die Hoffnung, daß auf diesem Wege die Kluft sich schließen werde. Eine sprachliche Zusammengehörigkeit zwischen dem Süden und dem Norden verrät sich in dem Gebrauch der Patronymika auf einzelnen phthiotischen Steinen: Ἀμύνανδρος Μαχάειος (Del.[3] 388 = GDI. 1453 = IG. IX 2, 208) und Φυλίκα Εὐβιότεια (Del.[3] 390 = GDI. 1400 = IG. IX 2, 97), wozu noch Reste ähnlicher Namensformen auf einem seit lange in London befindlichen Steine kamen (Del.[3] 380 = GDI. 1473 = IG. IX 2, 141), den Kern bei dem Phthiotischen Theben einreiht. Fick hatte zwar die Gültigkeit der Belege für die Phthiotis abzustreiten versucht; aber die beiden Konjekturen, die dazu helfen sollten, waren eben nur durch die Form der Patronymika veranlaßt. Vorsichtiger schien es mir von vornherein, die beiden Steine als phthiotisch anzuerkennen und in Εὐβιότεια, Μαχάειος, [Ἀρι]στοκράτεια eine Spur der einheimischen Mundart zu sehen. Später hat Otto Kern auf Grund genauer Kenntnis der Gegend den Gedanken der Verschleppung des einen Steines als ganz unmöglich abgelehnt und ein weiteres Beispiel hinzugefügt, eine wenn auch nicht mehr im Original doch in sorgfältiger Aufzeichnung der Buchstaben erhaltene Weihinschrift in epichorischem Alphabet, aus der Gegend des phthiotischen Eretria: Μεθίστας Πιθούνειος Ἄπλουνι[23a]). So sind wir doch schließlich berechtigt — und das ist auch Kerns Ansicht —, das Tal des Spercheios als altäolisches Sprachgebiet und Achill als einen Helden äolischen Stammes in Anspruch zu nehmen.

Welches sind nun Chadwicks Gegengründe? Die Beispiele der Patronymika läßt er nicht gelten, weil die Fundstätten der Steine außerhalb der Grenzen liegen, die, nach dem Schiffskatalog, das Gebiet des Achilleus einschlossen. Nach unsrer Ansicht vom Schiffskatalog, die neuerdings durch die Untersuchungen von Leaf bestätigt worden ist (oben S. 231), müssen wir solche Verwertung seiner Angaben ablehnen. — Für die Sprache in Achills eigentlicher Heimat seien wir keineswegs ohne Zeugnisse, meint Chadwick. Die dort gefundenen Inschriften seien zum Teil *fairly long*; allerdings aus später Zeit, aber es liege kein triftiger Grund vor, zu bezweifeln *that this language is indigenous*. Nur in zwei Fällen würden Behörden des Ätolischen Bundes genannt; es sei also unberechtigt, das Aufkommen des nordwestgriechischen Dialektes in dieser

23a Kern in dem früher (S. 261 Anm. 10) zitierten Aufsatze S. 16 f.; die Inschrift jetzt IG. IX 2, 199. — Die oben entwickelte Ansicht über die ursprüngliche mundartliche Zugehörigkeit der Phthiotis teilt außer Kern anscheinend auch Otto Hoffmann, Gesch. d. griech. Sprache I[2] (1916) S. 33.

Gegend dem Einfluß des Bundes zuzuschreiben. Dagegen zeuge endgültig die Sotairos-Inschrift, in deren seltsam gemischter Sprache nordwestgriechische und thessalische (äolische) Elemente im Verhältnis von 7 zu 3 (oder 4) stünden. — Diese Inschrift (IG. IX 2, 257 = Solmsen Inscr. Gr. sel.[3] 11) umfaßt 11 kurze Zeilen, bietet also für Statistik eine schwache Grundlage. Sie enthält einen Beschluß der Thetonier und ist gefunden nahe bei Kierion im westlichen Teile der Thessaliotis, beweist also für die Verhältnisse im Spercheios-Tale und am Malischen Meerbusen unmittelbar gar nichts. Mittelbar allerdings etwas recht Wichtiges: Wenn an einer Stelle, die in zweifellos thessalisch-äolischem Bereiche liegt (Kierion), die Mundart der nordwestgriechischen (dorischen) Eroberer sich bis zu dem Grade durchsetzen konnte, den im 5. Jhdt. die Tafel von Thetonion zeigt, dann ist das Vorherrschen eben dieses Elementes in den noch dazu späten Sprachdenkmälern der Phthiotis vollkommen vereinbar mit der Annahme, daß auch sie ursprünglich zum thessalisch-äolischen Bereiche gehört habe. Auch bei den Achäern an der Nordküste des Peloponnes, die das Bewußtsein ihrer Herkunft aus der Gegend von Phthia immer festgehalten haben (Strabon VIII 7, 1; p. 383), war, nach demselben Gewährsmann, der angestammte äolische Dialekt von dem dorischen der siegreich eindringenden Scharen überwunden worden (ebenda 1, 2; p. 333). Das Resultat jedenfalls wird durch die Denkmäler bestätigt; und die Entwickelung, die Strabon beschreibt, haben wir, wenn auch weniger weit gediehen, in Böotien[23b]). So schließt sich doch alles zum Bilde, wenn auch einem stellenweise ergänzten, zusammen. Wer das für falsch gezeichnet erklärt, möge ein richtigeres an die Stelle setzen. Das erste tut Chadwick, zum zweiten fühlt er sich nicht gedrängt: *I do not mean of course to suggest that the northwest Greek dialects belonged originally to these districts; but I see no reason for supposing that the previous language was Aeolic* (HA. 283). Wenn die ursprüngliche Mundart in Phthia weder die nordwestgriechische war noch die äolische, welche war es denn? was für Griechisch wurde da gesprochen in der Zeit, von der Homer erzählt, deren Zustände in seiner Vorstellung von der Herrschaft des Peleus abgebildet sind? — Hier wie in einem früher besprochenen Punkte — in bezug auf das Fortleben der Taten eines Stammes in der epischen Poesie eines anderen Stammes — verzichtet der englische Forscher nicht nur auf eine Antwort, sondern auf entschiedene Stellung der Frage.

23b) Vgl. oben S. 226 Anm. 3. Eduard Meyers Bedenken gegen diese Erklärung des Sprachzustandes im peloponnesischen Achaia, aus Dorisierung (GA. II § 50 Anm.), scheint mir nicht begründet, vielmehr die von Hoffmann Griech. Dial. I (1891) S. 10 gegebene Darstellung zutreffend.

Daß der von alters im Spercheiostal einheimische Dialekt nicht derselbe gewesen sein kann, den die über den Pindos einbrechenden Dorier nach Thessalien gebracht haben, ist freilich richtig. Mag es denn aber der äolische gewesen sein oder irgend ein unbekannter, mag das Epos in seiner Sprache Bestandteile enthalten, die aus der Heimat des Achilleus mitgeführt sind, oder nicht: daß es örtliche, sachliche Erinnerungen aus jener Gegend bewahrt hat, darüber wird nicht gestritten. Die Lanze des Helden ist auf dem Pelion gewachsen (Π 143 f.); der Kentaur Cheiron, der für seinen Vater die Esche gefällt hat, ist sein Lehrer gewesen (Λ 831 f.); noch vor Troja betet Achill zu Spercheios, dem heimatlichen Flußgott, dem sein Haupthaar geweiht war (Ψ 141 ff.). Phönix erzählt, wie er als Flüchtling zu Peleus gekommen und von diesem an der Grenze von Phthia, als Gebieter über die Doloper, angesiedelt worden sei (Ι 484). Wenn Achill heiratet, so soll es ein achäisches Mädchen aus Hellas oder Phthia sein, das sein Vater ihm zuführt (Ι 394 f.). Dorthin zurückkehren kann er jederzeit, das ist ihm eine tröstliche Gewißheit: ἤματί κεν τριτάτῳ Φθίην ἐρίβωλον ἱκοίμην (Ι 363). — Das alles sind anschauliche, greifbare Züge; wie mögen sie aus Thessalien nach Kleinasien, wo sie im Liede fortleben, gekommen sein? Doch wohl als geistiger Besitz der Auswanderer, die denselben Weg gezogen sind, als ein Element des Heldengesanges, den diese schon in der Heimat gepflegt hatten. So werden wir immer wieder dahin geführt, den Kriegszug der Sage, an dem der Pelide teilnimmt, mit dem historischen Zuge der äolischen Kolonisation in Beziehung zu bringen.

Dem wird nun aber widersprochen. Die Teilnahme Achills und seiner Achäer am troischen Kriege ist doch von der des Agamemnon mit den Argeern nicht zu trennen; beide müssen gleich beurteilt werden. Wäre die eine ein sagenhafter Nachklang der von Thessalien und Böotien ausgegangenen Besiedelung des nordwestlichen Kleinasiens, so müßte die andre es auch sein. Das kann sie aber nicht, weil Agamemnon und die Argeer im Peloponnes zu Hause sind; folglich ist jene Annahme auch für Achill und die Seinen zu verwerfen. Denn das Haupt des ganzen Unternehmens ist doch Agamemnon. — Ungefähr so argumentieren Chadwick und Leaf (oben S. 227). Das ist der andre der beiden Einwände, von denen wir hier ausgegangen sind.

Ist wirklich im Vorstellungskreise der Ilias Agamemnon mit Mykene und Argos ebenso fest verbunden wie Achill mit Phthia? Wir haben die Frage früher schon gestreift (S. 234); sie ist nun genauer zu prüfen. Zunächst die Angabe des Schiffskatalogs (Β 569) ist kein Zeugnis für eine dem Epos zu Grunde liegende Anschauung. Dann wird Agamemnon

zweimal als König πολυχρύσοιο Μυκήνης bezeichnet, H 180 in der Monomachie von Hektor und Aias, die der von Paris und Menelaos nachgedichtet ist, und Λ 46 in der Einleitung zu Agamemnons Aristie. Selbst wenn wir nicht Ursache hätten, beide Stellen für recht jung zu halten — τιμῶσαι βασιλῆα beginnt an der zweiten der Vers —, so bieten sie doch eben beide keinen greifbaren Zug, nichts, was erkennen ließe, daß Μυκήνη für den Verfasser mehr gewesen wäre als eine Formel. Nicht viel anders steht es I 44, wo in einer Beratung der Fürsten Diomedes von den Schiffen des Atriden spricht: αἵ τοι ἕποντο Μυκήνηθεν μάλα πολλαί. Einmal (Δ 52) wird Mykene ohne Agamemnon genannt, daneben Argos und Sparta, als die drei der Götterkönigin liebsten Städte, die sie doch bereit sei preiszugeben, wenn Zeus ihr jetzt den Willen tue und Ilios zerstören lasse. Das Verständnis dieses auf den ersten Blick befremdenden Gedankens hat Wilamowitz gegeben (IH. 288). Es redet doch ein Ionier. Die Städte waren wirklich gefallen, also von den Göttern preisgegeben. Für die Art, wie der König von Mykene neben und über dem Fürsten von Phthia dazu gekommen ist, im Epos an dem Zuge gegen Troja beteiligt zu sein, gewinnen wir auch hier nichts — es müßte denn sein, was wir vorläufig als möglich ins Auge fassen wollen, daß diese Verbindung selbst erst in der ionischen Periode des Epos vollzogen worden wäre. Endlich an einer einzigen Stelle läßt der Dichter etwas erzählen, was in Mykene geschehen sei (Δ 376 ff.): Tydeus sei mit Polyneikes zusammen in die Stadt gekommen, um Hilfe gegen Theben zu werben. Und der Erzählende ist wirklich Agamemnon. Aber — er hat nur von Hörensagen, was er über Tydeus berichtet:

ὣς φάσαν, οἵ μιν ἴδοντο πονεύμενον· οὐ γὰρ ἐγώ γε
ἤντησ᾽ οὐδὲ ἴδον· πέρι δ᾽ ἄλλων φασὶ γενέσθαι.

Gelebt muß Agamemnon doch damals schon haben; wo war er nur, als Tydeus die Stadt besuchte? So hat auch Robert gefragt (s. oben S. 250 Anm. 27), und gibt als Antwort: Der Dichter, der die erfolglose Gesandtschaft von Polyneikes und Tydeus nach Mykene erfand, »wollte dadurch vielleicht erklären, warum die Pelopiden am Kampf gegen Theben nicht teilgenommen haben«. Sehr gut. Und nicht nur davon hätte der Dichter nichts zu erzählen gewußt, wie die Pelopiden von Mykene aus gegen Theben mitwirkten; ihr ganzer Aufenthalt dort hat etwas Schattenhaftes[24]).

24) Daß dieses Geschlecht ursprünglich dem Peloponnes fremd war, scheint in der Erzählung von Pelops' Einwanderung und seiner Herkunft aus Lesbos noch erkennbar (Thuk. I 9. Schol. *A* zu A 38, nach Theopomp). Solche in der vorigen Auflage verwertete Folgerung wird von Kroll (NK. 1912 S. 176) mit dem Hinweis darauf bestritten, daß Pelops durch seinen Kult in Olympia festsitze. Wie dieser Kult nachträglich entstanden sein kann, zeigt Robert GrH. I (1920) S. 209, der allerdings daran festhält, daß nach der

Agamemnon als Herrscher von Mykene, so geläufig die Vorstellung späteren Dichtern geworden ist, war für den der Ilias noch ein leerer Begriff, keine Wirklichkeit in dem Sinne wie Achill als Herr von Phthia, Nestor in Pylos oder auch nur Idomeneus in Kreta[25]. Für die Atriden hat er in Argos Platz geschaffen, indem er die älteren Sagen der Landschaft im ganzen ignorierte[26], aber den frei gewordenen Raum mit frischem Leben zu füllen hat er nicht mehr — oder noch nicht — vermocht.

Der einzige Vertreter eines Kontingentes der Mykenäer, den wir bei Homer kennen lernen, ist Periphetes, der von Hektors Hand fällt (O 638 ff.), der Sohn des Kopreus, ἐκ πατρὸς πολὺ χείρονος υἱὸς ἀμείνων. Wenn von dem Vater berichtet wird, daß er für Eurystheus den Botendienst an Herakles besorgt habe, so verrät sich darin ein Bewußtsein, wem eigentlich Mykene gehörte. Ob dieses Bewußtsein noch dem Verfasser des O gegenwärtig war, oder wie weit es zurückliegt, bliebe zu untersuchen. Bemerkenswert, daß auch in T, wo von der Geburt des Eurystheus erzählt wird (115 ff.), seines Vaters Sthenelos, des Perseïden, Königtum in Argos deutlich hervortritt; und wieder, wie in Δ, ist der Sprechende Agamemnon. Dagegen gibt es eine Stelle, wo er selbst als Bewohner der Stadt oder der Landschaft mit irgend einem individuellen Zuge sichtbar würde, für Argos so wenig wie für Mykene. Auch Stätten und Gebräuche eines Kultus, der an seinen Namen geknüpft wäre, fehlen hier,

ältesten Sage Pelops selbst der Herr des Peloponnes sei, der die Tochter des auf Lesbos heimischen Önomaos von dort entführe (S. 210 ff.). Über spätere Bemühungen, den alten Tatbestand der Perseïdenherrschaft in Argos mit der Stellung, welche bei Homer die Atriden einnahmen, zu vermitteln, ebenda 293. 25) Meine Behandlung dieses Gegenstandes in der 1. Auflage der Grundfragen ist einer im Ausdruck scharfen Kritik unterzogen worden von Otto Crusius, »Sagenverschiebungen« (Sitzungsber. Bayer. Akad. philos.-philol. und histor. 1905 S. 752 ff.). Er wirft mir u. a. vor, ich hätte »die zahlreichen Stellen, »in denen Agamemnon König von Mykene heißt, als 'sekundär' beiseite geschoben. Das »Hauptzeugnis«, denkt er, »(Λ 46) bietet die Aristeia Agamemnons, die den Faden von A »wieder aufnimmt (V. 319) und von trefflichen Kennern als kernhaftes, hochaltertümliches »Stück eingeschätzt wird — *divinum carmen* nennt sie Gottfried Hermann —: aber das »scheint Cauer nicht irre zu machen«. — In der Tat, das macht mich nicht irre. Crusius meint wohl, ein Stück edler Poesie werde dadurch herabgewürdigt, daß man es einer relativ späten — und damit doch auch reiferen — Periode der epischen Kunst zuweist; und solches Schicksal von denjenigen Liedern abzuwehren, welche *principibus placuere viris*, erscheint ihm wie eine Pflicht aller Gutgesinnten. Er operiert mit Autoritäten statt mit Gründen. [Diese Anmerkung ist wörtlich aus der 2. Auflage S. 543 wiederholt. Im übrigen denke ich die Abwehr gegen den Angriff eines nun Verstorbenen so zu führen, daß ich meine Ansicht in neuer Darstellung, in einem nicht unwichtigen Punkte berichtigt, entwickle.]

26) Mit dieser Modifikation kann ich mir Roberts Urteil aneignen (GrH. I 285): »Diese ganze reich entwickelte argivische Sagenwelt ist den Homerischen Gedichten so gut wie unbekannt«.

während sie sich an anderen Stellen der Halbinsel, ja auch außerhalb des Isthmus und jenseits des Ägäischen Meeres finden. In Sparta wurde ein Ζεὺς Ἀγαμέμνων verehrt (Lykophron 335. 1123. 1369); in Amyklä zeigte man ein Grabmal des Königs (Paus. III 19, 6), in Tegea glaubte man die Gebeine seines Sohnes Orestes gefunden zu haben (Hdt. I 67 f.). Dem Könige Gelon von Syrakus gegenüber beriefen sich die Lakedämonier auf Agamemnon, von dem sie die Hegemonie geerbt hätten (Hdt. VII 159). In diesen Tatsachen sah Eduard Meyer die Spuren eines alten spartanischen Gottes Agamemnon (GA. II § 121); diesem Ursprung entspreche es noch, daß er I 150 ff. über messenische Städte verfügt[27]). Den Grundgedanken haben andre weiter verfolgt, so Ed. Schwartz, der noch in der Odyssee Agamemnon als König von Sparta zu erkennen und damit einer Überlieferung ans Licht zu helfen meint, die überhaupt vor Äschylos die herrschende gewesen sei[28]), und Kroll in einem orientierenden Aufsatz über »Sage und Dichtung« (NJb. 29 [1912] S. 161 ff.), der vor allem die ursprüngliche Gottheit Agamemnons stark betont. Bedenken erregt da nur der Umstand, daß ein Kultus des Agamemnon auch in Klazomenä, die Verehrung seines Szepters — anscheinend eines alten Fetischs — in Chäroneia bezeugt ist (Paus. VII 5, 11; IX 40, 11). Ed. Meyer hält solches Vorkommen des Namens für sekundär, d. h. aus der homerischen Dichtung heraus entwickelt[29]). Aber wenn der Gott irgendwo echt sein soll, dann doch am ehesten da, wo für einen Einfluß vom Epos her kein erkennbarer Anlaß gegeben war; und umgekehrt: wenn wir solchen Einfluß annehmen sollen für Orte, zu denen Agamemnon bei Homer in gar keiner Beziehung steht, dann doch erst recht für jene Landschaften, die immerhin aus der Odyssee jeder als zum Herrschaftsgebiete der Atriden gehörig kannte. Konsequenter war deshalb Kroll, indem er den ursprünglichen Gott Agamemnon auch außerhalb des Peloponnes gelten ließ[30]). Mir bleibt hier doch eine ungelöste Aporie. Zwar, wenn wir den Grundsatz anwenden, den — beinahe so — Usener

27) Anders, und wie mir scheint richtiger, urteilt über diesen Punkt Martin P. Nilsson, Rhein. Mus. 60 (1905) S. 172 f. in seinem Aufsatz ΚΑΤΑΠΛΟΙ. 28) Ed. Schwartz, »Agamemnon von Sparta und Orestes von Tegea in der Telemachie«, in der Straßburger Festschrift zur 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (1901) S. 23—28. Ein kleiner Aufsatz von weittragenden Konsequenzen, auf die hier leider nicht eingegangen werden kann. 29) Ähnlich urteilt Wernicke bei Pauly-Wissowa (1893), wo die Belegstellen am vollständigsten gesammelt sind. 30) Kroll NJb. 1912 S. 175 f. Mir gegenüber hat er darin recht, daß es nicht angehe Agamemnon vom Peloponnes zu trennen. Mit Bezug auf die ganze Streitfrage fügt er hinzu: »In der Hauptsache stimme ich Crusius bei«. Aber was grenzt er als Nebensache ab? Und wie urteilt er über Agamemnons Verhältnis zu Mykene? Hält er die Verbindung mit Ed. Meyer für sekundär, so stimmt er doch in einem Hauptpunkte Crusius nicht bei; hält er sie mit diesem für ursprünglich, so gilt die oben gegebene Widerlegung auch ihm.

formuliert hatte: *Quisque praesumitur deus, donec probetur contrarium*[31]), so mag dieser Beweis noch nicht gelungen sein; aber die andre Ansicht will sich auch nicht recht, wie etwa bei Helena, zur Klarheit gestalten. Nur das negative Ergebnis darf als gesichert gelten, und darin stimmen wir mit Eduard Meyer nach wie vor überein: »Agamemnon hat mit Mykene gar nichts zu tun«.

Daß in einer Zeit, da Mykene und Argolis an Macht und Ansehen allen anderen peloponnischen Städten und Landschaften voranstanden, Agamemnon für die Sage zum Herrn von Mykene und Könige der Argeer geworden ist, braucht uns nicht zu wundern, auch wenn wir den Vorgang nicht verfolgen können (vgl. unten S. 290). Aber andere Fragen drängen sich auf, die Eduard Meyer freilich erspart bleiben. Ihm gilt ja »als historischer Kern der Sage die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug peloponnesischer Fürsten oder vielmehr — — durch den König von Mykene und seine Mannen« (s. oben S. 227). Wer dies als unmöglich und als historischen Kern der troischen Sage die Kämpfe der äolischen Kolonisten erkannt hat, muß fragen: Wie kommt in diesen Zusammenhang Agamemnon mit den Argeern hinein? Wie kommt der Argeername in der Ilias zu der Bedeutung, die er offensichtlich hat?

Sollte die Doppelstellung, die der Tydide Diomedes einnimmt, etwas zur Erklärung beitragen können? Sein Großvater Öneus spielt in der Geschichte des kalydonischen Krieges, die Phönix erzählt, eine Rolle (I 535 ff.). Tydeus, der vor Theben gefallen ist, der dort auch begraben liegt (Ξ 114), wird von Agamemnon an der Stelle, die uns wiederholt beschäftigt hat (Δ 399), als Ätolier bezeichnet[32]). Αἰτωλὸς γενεήν, μετὰ δ᾽ Ἀργείοισιν ἀνάσσει, heißt es noch von Diomedes (Ψ 471). Und dieser weiß, wie der Wechsel sich vollzogen hat: πατὴρ ἐμὸς Ἄργεϊ νάσθη πλαγχθείς· ὣς γάρ που Ζεὺς ἤθελε καὶ θεοὶ ἄλλοι (Ξ 119 f.). Der Dichter läßt den Sohn aus Zartgefühl die Bluttat des Vaters verschweigen, die anderwärts in mehr als einer Version überliefert ist. Wichtig ist uns hier nur die alte Beziehung des Diomedes zu Ätolien, die sich auch in seiner Aristie noch erkennen läßt: unter den Verlusten auf griechischer Seite, die zum Eingreifen der Athene führen, ist der Fall eines Ätolers und eines Böoters (E 706 ff.); und bald darauf wird in nächster Nähe des

31) Usener, Der Stoff des griech. Epos (1897) S. 13, als Abschluß einer einleitenden Betrachtung: »Die früher (Götternamen S. 255) aufgestellte Forderung, die Gestalten der »troischen und überhaupt der altgriechischen Heldensage so lange als Stammesheroen »und ursprüngliche Götter zu betrachten, als nicht das Gegenteil, die Geschichtlichkeit »des Namens, wahrscheinlich gemacht sei, ist damit vorläufig wohl als berechtigt erwiesen«. 32) Auf die Frage der ferneren Herkunft des Tydeus, die Robert, Oidipus S. 127. 135 erörtert, braucht hier nicht eingegangen zu werden. Für den Sohn, Diomedes, nimmt er (GrH. I 303) doch ursprüngliche Zugehörigkeit zu Argos an.

Tydiden von dem Gotte Ares ein Periphas getötet, Αἰτωλῶν ὄχ' ἄριστος (842f.). Wieviel da von altem Zusammenhang dem Dichter des E noch bewußt war, wird sich schwer ausmachen lassen; im Rahmen der Ilias jedenfalls ist Führer der ätolischen Krieger Thoas (Δ 527. N 216/8. O 281f.). Aber zum Beherrscher der argolischen Städte — außer Mykene — macht den Diomedes erst der Schiffskatalog (B 559ff.) Auch die Worte des Ψ: μετὰ δ' Ἀργείοισιν ἀνάσσει, besagen das nicht, sondern stimmen zu der Art, wie er selber in Ξ das Verhältnis seines Vaters schildert: König Adrastos hatte den ritterlichen Gast freundlich aufgenommen, ihm eine Tochter zur Frau und eignen, reichen Besitz gegeben. Daran hat Leaf (HH. 234) treffend erinnert.

Unter diesen Umständen ist es ausgeschlossen, daß die Argeer etwas von ihrer Stellung im Epos dem Diomedes zu verdanken hätten. Wir müssen uns nach einer anderen Erklärung umsehen. Zuvor aber ist es nötig, den Tatbestand ins Reine zu bringen.

Von den drei Gesamtbezeichnungen Ἀχαιοί, Ἀργεῖοι, Δαναοί kommt die erste in der Ilias beinahe zweimal, in der Odyssee beinahe dreimal so oft vor als die beiden anderen zusammengenommen. Ἀχαιοί ist also der eigentliche Name, der die Trojakämpfer zusammenfaßt. Derselbe war in historischer Zeit in viel beschränkterem Gebrauch: im südlichen Thessalien, an der Nordküste des Peloponnes und in Unteritalien. Die Bewohner des Ägialos bewahrten die Erinnerung an ihre Heimat in Hellas und Phthia (s. S. 277) und nahmen sie mit in ihre Kolonien; das jenseits des Meeres gewonnene Land wurde ihnen ἡ μεγάλη Ἑλλάς [33]). Der Gebrauch desselben Stammnamens in den drei Gebieten beruht also auf natürlicher Fortpflanzung. Wenn moderne Wissenschaft, besonders Sprachwissenschaft, sich des Achäernamens in erweitertem Sinne bedient, so mögen es praktische Erwägungen sein, die dazu geführt haben; die Frage, auf welche Weise er die universelle Geltung im Epos erlangt habe, bleibt davon unberührt. Eduard Meyer war geneigt (GA. II § 50), hierin die Nachwirkungen eines historischen Verhältnisses zu sehen, den Rest eines früheren politischen Zustandes der Zusammenfassung, auf den die Zersplitterung erst gefolgt wäre. Dazu könnte es stimmen, daß gelegent-

33) Sehr unglücklich also die Übersetzung »Groß-Griechenland«; das Richtige hat Ed. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte I (1892) S. 111, dargelegt. — Ob die Namen Ἑλλάς und Φθία ganz dasselbe bezeichneten oder, wie der Sprachgebrauch des Epos (B 683. I 395. 478f.) zu fordern scheint, ein Unterschied bestand, und welcher, vermochte schon Strabon (IX 5, 6; p. 421f.) nicht zu entscheiden. Leaf (HH. 114f.) nimmt an, Phthia, nördlich vom Othrys, sei der politisch wichtigere Teil des Gebietes, der Stammsitz des Peleus aber liege in Hellas, am Spercheios, der heute noch in der Volkssprache den Namen *Ellada* führe. Klar durchführen läßt sich aber auch diese Scheidung nicht.

lich auf ganz getrennten Punkten für Personen oder Örtlichkeiten sich Bezeichnungen finden, die vom Namen Ἀχαιοί gebildet sind: Ἀχαιῶν ἀκτή auf Kypros, ein Ort Ἀχαία auf Rhodos, Φιλάχαιος der Vater des Xuthias in Lakonien. Aber diese Spuren sind doch gar zu vereinzelt und machen den Anstoß erst recht fühlbar, daß nicht auszudenken ist, wie ein geschichtlich berechtigter, in der Dichtung verewigter Sammelname im übrigen so völlig habe verschwinden können. Jene Hypothese aber von der politischen Konzentration, die zur Zeit der mykenischen Kultur — trotz Thukydides I 3 — bestanden haben soll, entbehrt der herzhaften Begründung; um das zu erkennen braucht man nur nachzuzählen, wie oft in der Beschreibung, die Ed. Meyer (§ 106) von diesen Dingen gibt, Ausdrücke wie »vielleicht, vermutlich, wohl zweifellos« vorkommen. Die Hypothese war aufgestellt, um ein frühes Gesamtunternehmen vieler Stämme, den troischen Krieg, wie Homer ihn erzählt, als historisch ansehen zu können. Da diese Ansicht nicht bestehen konnte, so verliert die mit ihr verbundene Hypothese vollends jeden Anhalt. Es bleibt nur übrig, den homerischen Gebrauch von Ἀχαιοί aus der Geschichte des Heldengesanges zu erklären. Der Name bezeichnete ursprünglich die Bewohner der einen bestimmten Landschaft. Die von dort kommenden Auswanderer brachten die beliebtesten Sagen mit nach Kleinasien. Der in ihren Liedern gefeierte Held wurde zum Mittelpunkte neuer, schöpferischer Dichtung, die mehr und mehr auch die Erinnerungen aus anderen Landschaften in ihren Bann zog. Aber sie bestimmte die Richtung und gab den Ton an; so kam es, daß die fremden Stämme in die Gesamtvorstellung, als wären auch sie Achäer, mit eingingen, wenn auch innerhalb übernommener Szenen des Kampfes die Namen Böoter und Phoker, Lokrer und Ätolier immer noch wieder auftauchten.

Für die Argeer freilich will das nicht passen, da ihr Name ja ebenfalls mit allgemeiner Geltung auftritt; und sie sind es gerade, deren Herkunft aufzusuchen wir ausgingen. Wie stehen sie, wenn man genauer zusieht, im Sprachgebrauche des Epos zu den Achäern und wie zu den Danaern?

Alle drei hat ein italienischer Gelehrter, A. della Seta, in sorgfältiger Untersuchung behandelt[34]). Diese geht aus von dem Nachweis, daß die einzelnen Formen von Ἀχαιοί für die Unterbringung im Hexameter weniger bequem gewesen seien als die anderen, stellt fest, daß sie trotzdem in beiden Epen viel häufiger vorkommen, und zieht aus dieser doppelten Beobachtung den Schluß, daß zum Grundstock der Ilias eigentlich nur Ἀχαιοί gehören, während die Benennungen Δαναοί und Ἀργεῖοι späteren Ursprungs und demgemäß erst in jüngeren Schichten des Epos zu finden

34) A. della Seta, »Achaioi, Argeioi, Danaoi nei poemi omerici«, Accademia dei Lincei, Rendiconti vol. 16 (1907) p. 133—210.

seien. Diese Vermutung scheint dadurch bestätigt zu werden, daß Quintus von Smyrna, der ein Jahrtausend nach Homer dichtete und den epischen Sprachschatz als etwas Abgeschlossenes übernahm, sich den metrischen Vorteil entschieden zunutze gemacht hat, wie folgende Übersicht zeigt:

	᾽Αχαιοί	᾽Αργεῖοι	Δαναοί
Ilias	605	176	146
Odyssee	118	30	13
Quint. Smyrn.	118	224	102

Dasselbe, meint della Seta, würden die Verfasser des alten Epos getan haben, wenn sie die drei Namen als gleich berechtigte gekannt hätten; der seltnere Gebrauch von ᾽Αργεῖοι und Δαναοί lasse sich nur so erklären, daß diese Benennungen, während Ilias und Odyssee entstanden, erst im Aufkommen begriffen gewesen seien. — Der metrischen Verwendbarkeit ist hier doch zuviel Gewicht beigelegt. Für Quintus mag die gegebene Erklärung gelten, für Homer stimmt schon die Beobachtung nicht ganz. Wenn die metrisch gefälligeren Formen die jüngeren wären, so müßte ihr Verhältnis zu den anderen in der Odyssee eine Zunahme aufweisen; das ist bei ᾽Αργεῖοι nicht der Fall, bei Δαναοί zeigt sich sogar das Gegenteil. So sind wir eher berechtigt, in beiden Bezeichnungen etwas Altertümliches zu sehen. Dafür sprechen auch innere Gründe.

Weder ᾽Αργεῖοι noch Δαναοί ist in der Odyssee noch ein Wort der lebendigen Sprache. Hier werden nicht die handelnden Personen so genannt, sondern die Personen des älteren Epos, wo von ihnen die Rede ist, die Helden die vor Ilios kämpften. Das gilt von den »Danaern« ausnahmslos; höchstens, was Penelope sagt, sie habe einen Mann verloren παντοίῃς ἀρετῇσι κεκασμένον ἐν Δαναοῖσι (δ 725. 815), steht auf der Grenze. ᾽Αργεῖοι, wie es überhaupt häufiger ist, zeigt auch eine etwas größere Mannigfaltigkeit der Verwendung; aber scheinbare Ausnahmen dienen hier der Regel nur zur Bestätigung. Denn sie beschränken sich darauf, daß zweimal die Bewohner von Argos ᾽Αργεῖοι heißen: in der Erzählung von Ägisthos γ 509 (vgl. 251) und in der von Melampus ο 240 (vgl. 239). In allen übrigen Fällen sind ᾽Αργεῖοι, wie Δαναοί, in der Odyssee nur die Troja-Kämpfer: ὅτε Ἴλιον εἰς ἀνέβαινον ᾽Αργεῖοι β 172f. u. ö.; Antilochos war οὔ τι κάκιστος ᾽Αργείων δ 199f., usw. Die Äußerung des Menelaos, er habe gehofft, den Odysseus φιλησέμεν ἔξοχα πάντων ᾽Αργείων (δ 171f.), bezieht sich zwar auf die Zeit nach dem Kriege, also auf die Situation der Odyssee; aber es sind die alten Kriegsgefährten, von denen er spricht. Ein der Bedeutung von ᾽Αχαιοί in der Odyssee gleichartiger Gebrauch des Argeer-Namens liegt auch hier nicht vor.

Um so enger scheinen auf den ersten Blick Δαναοί und Ἀργεῖοι unter sich zusammenzugehören. Denn der Mythus von Danaos und den Danaiden ist in Argolis fest lokalisiert; und nichts scheint natürlicher, als daß »Danaer« die Leute des Danaos, die also in Argos zu Hause waren, bedeute[35]. Doch, von der Übereinstimmung der Namen abgesehen, gibt es keinerlei Anhalt für diese Verbindung. Homer kann sie unmittelbar schon deshalb nicht bezeugen, weil er den Danaos und seine Töchter nirgends erwähnt. Aber auch zu der Landschaft, als deren Beherrscher und Wohltäter Danaos in der Sage galt, liegt an keiner der 159 Stellen, an denen die Δαναοί in Ilias und Odyssee erwähnt werden, eine Beziehung vor. Daß in Phthia und Hellas Achäer wohnten, war den Verfassern von Versen wie B 684. I 395 immerhin bewußt; nichts der Art haben wir für Argos und die Danaer. Das hat Strabon wohl bemerkt. Er vermutet zwar im Anschluß an Euripides (fr. 230, aus dem Ἀρχέλαος), daß der Gesamtname früher eine engere Bedeutung gehabt habe: οἶμαι ὅτι καὶ Πελασγιώτας (so sollen nach Euripides die Bewohner von Argos geheißen haben, ehe Danaos kam und sie Δαναοί nannte) καὶ Δαναούς, ὥσπερ καὶ Ἀργείους, ἡ δόξα τῆς πόλεως ταύτης ἀπ' αὐτῆς καὶ τοὺς ἄλλους Ἕλληνας καλεῖσθαι παρεσκεύασεν (VIII 6, 9; p. 371); aber aus dem wirklichen Sprachgebrauche kennt er hier wie anderwärts (p. 369. 574) nur die erweiterte Bedeutung. Und nur diese liegt bei Homer vor, besonders deutlich da wo die Danaer den Troern entgegengestellt werden (B 40 u. ö.). Möglich wäre noch, daß die Bezeichnung Δαναοί sich besonders geläufig da eingestellt hätte, wo von Agamemnon, der über ganz Argos herrschte (B 108) und die Argeerin Helena seinem Bruder zurückerobern wollte, erzählt wurde; aber auch dies trifft nicht zu. Zwar wird Agamemnon einmal »allen Danaern«, einmal »den andern Danaern« gegenübergestellt (A 90. I 316); aber das gleiche geschieht öfter mit Achill (B 674. H 227 f. P 280. Ω 338). Von dessen Myrmidonen wird mehrmals gesagt, daß sie für die Danaer Rache nehmen, den Danaern Hilfe bringen (Λ 797. Π 39. 546). Und in einer ganz persönlich dem Achill gehörenden Szene, dem Gespräch des Helden mit den Götterpferden, heißt es: φράζεσθε σαωσέμεν ἡνιοχῆα ἂψ Δαναῶν ἐς ὅμιλον (T 401 f.). Nach dem allen sieht es eher so aus, als wären die Δαναοὶ ταχύπωλοι — dies ihr häufigstes Beiwort, das außer ihnen bloß die Myrmidonen einmal (Ψ 6) haben — in Nordgriechenland zu Hause. Zu derselben Vermutung ist von anderer Seite her Wilamowitz ge-

35) Allzusicher Ed. Meyer (Forsch. zaG. I 73): »Daß dieser Name [Danaer] ehemals als »Stammname in der argivischen Ebene wirklich lebendig gewesen ist, wird niemand bezweifeln«. Roberts Bemerkung GrH. I 266, daß so »bei Homer die Bevölkerung der argivischen Landschaft gewöhnlich bezeichnet wird«, beruht vielleicht auf einem Versehen.

kommen[36]), indem er daran erinnert, daß der Eigenname Δανᾶ in Thessalien nachweisbar ist (GDI. 347). Damit würde sich die Kombination von Ed. Meyer wohl vertragen, der in den Danauna, die unter Ramses III. um 1160 vor Chr. an dem Einfall von Seevölkern in Ägypten teilnahmen, die Danaer zu erkennen glaubt (GA. II § 121). So viel steht fest: mit Argolis und dem Inachostale haben die Danaer, bei Homer jedenfalls, keinen erkennbaren Zusammenhang.

Selbstverständlich erscheint ein solcher für die ᾿Αργεῖοι. Und wenn wir Kroll glauben, so liegt hier ein ähnliches Verhältnis vor wie in der Nibelungensage, wo »Dietrich von Verona, Attila von Ofen, Rüdiger von Pöchlarn, Siegfried von Xanten zusammen vorkommen«; ebenso müsse das griechische Epos die Freiheit besessen haben, Helden aus den verschiedensten Gegenden zusammenzubringen (NJb. 1912, S. 176). Deshalb wundert er sich nicht, daß in der Ilias Argeer und Achäer nebeneinander auftreten. Ich bleibe dabei, mich zu wundern; hier ist ein fundamentaler Unterschied. Denn die anderen Völkerschaften stehen in der Ilias nebeneinander; so jene mittelgriechischen, so aus den späteren Zeiten epischen Wachstums die Kreter, zuletzt die Athener. Der Name ᾿Αργεῖοι aber umfaßt alle, die gegen Troja im Felde liegen. ᾿Αργεῖοι καὶ Τρῶες heißt es Μ 3. 82. 99, ähnlich Ξ 391 u. ö. Und Verbindungen wie (Γ 82)

ἴσχεσθ᾿, ᾿Αργεῖοι, μὴ βάλλετε, κοῦροι ᾿Αχαιῶν,

wenn auch nicht gerade so bequem zitierbar, doch in der Gleichwertigkeit beider Benennungen ebenso deutlich, finden sich etwa 20mal. Demgegenüber gibt es nur zwei Stellen[37]), an denen die landschaftliche Beziehung hervortritt: eine, schon angeführte, von Diomedes (Ψ 471) und eine ähnliche von Eurystheus: ὃς ᾿Αργείοισιν ἀνάξει und οὔ οἱ ἀεικὲς ἀνασσέμεν ᾿Αργείοισιν (Τ 122. 124). Hinzurechnen können wir noch Ἥρη ᾿Αργείη (Δ 8. Ε 908), während ᾿Αργείη Ἑλένη die griechische Frau bezeichnet, die unter den Troern fremd ist (Ζ 323, auch Ι 140 = 282), nicht zu ihnen gehört (Δ 19; Β 161 = 177 = Δ 174), deren Rückgabe deshalb gefordert wird (Γ 458 = Η 350). Aber der Vers, der uns die Zugehörigkeit der Göttin Here zur Stadt Argos bezeugt, Δ 52, stammt, wie Wilamowitz richtig hervorgehoben hat, aus der ionischen Periode, der reifen Zeit des Epos (oben S. 275); die in ihm sich äußernde Anschauung kann deshalb nicht dazu beigetragen haben, einen Sprachgebrauch aufkommen zu lassen, der in der Ilias bereits fertig ist, in der Odyssee abgestorben, dessen Entstehung also in der Werdezeit des Heldengesanges

36) Herakles² I [1895] S. 17 Anm. 34. Von der dort ausgesprochenen Bemerkung soll noch in anderem Zusammenhange Gebrauch gemacht werden, Anm. 41. 37) Vielleicht kann Ζ 159 als dritte gelten; das entscheidet sich nach der Lage von Ephyra, Anm. 39.

erfolgt sein muß. Erwachsen ist der epische Formelschatz in Thessalien; das lehren die wohlbeschienten Achäer wie die olympischen Götter. Soll dort und damals in der Phantasie der Dichter eine peloponnesische Landschaft den bedeutenden Platz eingenommen, an ihren Erzählungen den sichtbaren Anteil gehabt haben, den wir in der Ilias nicht entdecken konnten?

Alle diese Schwierigkeiten sind mit einem Schlage gehoben, wenn wir der glänzenden Vermutung nachgeben, die zuerst von Busolt (GrG. I² [1893] S. 223), kurz darauf auch von Beloch (GrG. I [1893] S. 157) ausgesprochen worden ist, daß die homerischen Dichter ursprünglich unter Argos nur das thessalische, unter Ἀργεῖοι also einen dort wohnenden Stamm verstanden haben, der den Achäern benachbart und nahe verwandt war. Der Gedanke ist so kühn und führt zu so weitreichenden Konsequenzen, daß wir uns nicht wundern konnten, wenn er mit ziemlich allgemeinem Schütteln des Kopfes aufgenommen wurde. Auch Beloch hat nicht an ihm festhalten mögen (I 1² [1912] S. 186). Dagegen hat Otto Hoffmann die Hypothese in den Gang seiner sprachgeschichtlichen Betrachtungen eingeordnet (Gesch. d. griech. Sprache [1911 und ²1916] S. 30). Sie bedarf sorgfältiger Prüfung: in welchen Verbindungen gebraucht Homer den Namen Ἄργος selber?

Zum Teil in formelhaften Verbindungen. Wenn Penelope klagt α 343 f. (ähnlich δ 815 f.):

τοίην γὰρ κεφαλὴν ποθέω μεμνημένη αἰεὶ
ἀνδρός, τοῦ κλέος εὐρὺ καθ᾿ Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,

so denkt sie natürlich nicht an Thessalien, so wenig wie Helena δ 725 f.; sondern der Dichter hat ihnen diesen Ausdruck in den Mund gelegt, weil er selbst ihn als einen festgeprägten überkommen hatte. Geschaffen sein muß er in einer Zeit, wo Hellas und Argos zusammengenommen das Gebiet ausmachten, das alle Vorstellungen und Interessen der Sänger umfaßte und für sie wie für ihr Publikum die Welt bedeutete[38]). Noch entschiedener vom Ursprung entfernt ist der Sinn der Worte in dem Anerbieten, das Menelaos dem Telemach macht (ο 80 f.):

εἰ δ᾿ ἐθέλεις τραφθῆναι ἀν᾿ Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,
ὄφρα τοι αὐτὸς ἕπωμαι, ὑποζεύξω δέ τοι ἵππους.

Hier wissen sich die Herausgeber nicht anders zu helfen als daß sie sagen, Ἄργος sei der ganze Peloponnes, Ἑλλάς das griechische Festland. So

38) Leafs Parallele »von Dan bis Bersaba« (HH. 194 f.) ist an sich ansprechend, ändert aber nichts an der Tatsache, daß in der griechischen Formel der Begriff der Grenze nicht ausgedrückt ist und zu μέσον Ἄργος auch sachlich nicht stimmt.

verstand es vielleicht der Dichter von ο; aber er verstand die übernommenen Worte anders, als der welcher sie geprägt hatte. Das erkannte Aristarch recht gut, und suchte hier wie an den anderen Stellen mit dem Obelos zu helfen. Unter den Gründen seiner Athetese von ο 78—85 ist einer: ἀτόπως καὶ τὸ »ἀν' Ἑλλάδα«· μόνην γὰρ τὴν ὑπὸ Ἀχιλλεῖ Ἑλλάδα καλεῖ Ὅμηρος. Was als homerischer Sprachgebrauch zu gelten habe, hatte Thukydides gelehrt (I 3): Homer sei Zeuge, daß die Griechen spät erst zum Bewußtsein ihrer nationalen Einheit und zur gemeinsamen Benennung Ἕλληνες gekommen seien; πολλῷ γὰρ ὕστερον ἔτι καὶ τῶν Τρωικῶν γενόμενος οὐδαμοῦ τοὺς ξύμπαντας ὠνόμασεν οὐδ' ἄλλους ἢ τοὺς μετ' Ἀχιλλέως ἐκ τῆς Φθιώτιδος, οἵπερ καὶ πρῶτοι Ἕλληνες ἦσαν, Δαναοὺς δὲ ἐν τοῖς ἔπεσι καὶ Ἀργείους καὶ Ἀχαιοὺς ἀνακαλεῖ. War nun in jener Formel, zur Zeit als sie geschaffen wurde, Ἑλλάς die Spercheios-Landschaft, so muß Ἄργος ein benachbartes Gebiet gewesen sein. Als solches wird τὸ Πελασγικὸν Ἄργος freilich erst im Schiffskataloge genannt (B 681); aber dessen Verfasser hat die Benennung doch nicht erfunden. Strabon erklärt sie (V 2, 4; p. 221): τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἡ Θετταλία λέγεται, τὸ μεταξὺ τῶν ἐκβολῶν τοῦ Πηνειοῦ καὶ τῶν Θερμοπυλῶν ἕως τῆς ὀρεινῆς τῆς κατὰ Πίνδον, διὰ τὸ ἐπάρξαι τῶν τόπων τούτων τοὺς Πελασγούς. Und er kennt auch die Grundbedeutung des Wortes, die mehrfache Anwendung möglich machte: Ἄργος καὶ τὸ πεδίον λέγεται παρὰ τοῖς νεωτέροις, παρ' Ὁμήρῳ δ' οὐδ' ἅπαξ· μάλιστα δ' οἴονται Μακεδονικὸν καὶ Θετταλικὸν εἶναι (VIII 6, 9; p. 372). Derselbe ursprüngliche Sinn steckt denn also in dem Namen Ἄργος für die Inachos-Ebene; und so ist die Zweideutigkeit entstanden, die uns bei Homer zu schaffen macht.

Zur Formel verbunden wie Hellas und Argos sind auch Ἄργος und Ἀχαιίς in dem Verse (Γ 75 = 258):

Ἄργος ἐς ἱππόβοτον καὶ Ἀχαιίδα καλλιγύναικα.

Das Achäerland ist wieder das Gebiet des Achilleus (vgl. oben S. 273 f. 279); daß die Schönheit seiner Frauen anerkannt war, scheint er selbst I 395 ff. anzudeuten. Daneben ist Ἄργος wieder die Peneios-Ebene, wirksam hervorgehoben durch das Attribut ἱππόβοτον. Keine Bezeichnung könnte natürlicher sein für ein Land, in dem die Sage von den Kentauren entstanden ist, das zu allen Zeiten in der Rossezucht wie durch die Tüchtigkeit seiner Reiterei anderen voranstand, auf dessen Münzen ein Pferd abgebildet war.

So dürfen wir annehmen, daß mit Ἄργος ἱππόβοτον, auch wo es allein genannt wurde, eigentlich das thessalische gemeint war. Glatt fügt sich diese Bedeutung ein in die Rede des Odysseus in B, wo er an

das Versprechen erinnert, das die Achäer dem Atriden gegeben haben ἐνθάδ' ἔτι στείχοντες ἀπ' Ἄργεος ἱπποβότοιο (287). Fast noch frischer mutet der Ausdruck an in den Worten, die Achill an den verstorbenen Freund richtet: mein Herz hatte gehofft οἶον ἐμὲ φθείσεσθαι ἀπ' Ἄργεος ἱπποβότοιο (T 329). In anderen Fällen tritt die ursprüngliche Beziehung doch mehr und mehr zurück. Wenn der Dichter der Presbeia den Odysseus das drohende Schicksal ausmalen läßt: φθίσθαι ἐνὶ Τροίῃ ἑκὰς Ἄργεος ἱπποβότοιο (I 246), so hat er gewiß nicht mehr an das thessalische gedacht, freilich auch kaum an ein bestimmtes anderes; Argos ist nun einfach »die Heimat«. Aber wenn wir aus dem Munde des Zeus hören, er habe den Herakles von weiter Irrfahrt zurückgeführt Ἄργος ἐς ἱππόβοτον (O 30), so verstehen wir das peloponnesische; und so hat es wohl auch der Dichter dieser Partie gemeint. Nicht anders der des Z, der von Sisyphos berichten läßt (152), er habe in Ephyra gewohnt μυχῷ Ἄργεος ἱπποβότοιο[39]). Vollends im Bereiche der Odyssee kann kein Zweifel sein, daß die Verschiebung fertig ist. Menelaos gedenkt der Waffengefährten, οἳ τότ' ὄλοντο Τροίῃ ἐν εὐρείῃ ἑκὰς Ἄργεος ἱπποβότοιο (δ 99). Es sind dieselben Worte, die in I Odysseus gebraucht; aber der Zusammenhang ist ein andrer geworden: die Formel, die der Verfasser der Presbeia ohne volles Bewußtsein ihres anfänglichen Sinnes einsetzte, hat für den Odyssee-Dichter neuen Sinn angenommen, sie wird jetzt auf die peloponnesische Heimat bezogen. Ebenso δ 562, wo Proteus verkündigt, dem Gemahl der Helena sei es nicht beschieden, Ἄργει ἐν ἱπποβότῳ θανέειν καὶ πότμον ἐπισπεῖν. Und in bestimmter Begrenzung Argolis muß gemeint sein, wo es von dem Frevler Ägisthos heißt: μυχῷ Ἄργεος ἱπποβότοιο πόλλ' Ἀγαμεμνονέην ἄλοχον θέλγεσκ' ἐπέεσσιν (γ 263 f.). Dasselbe gilt für die Erzählung von Melampus, der von Pylos nach Argos ausgewandert ist (Ἄργος ἐς ἱππόβοτον, ο 239), von wo sein Urenkel dann wieder nach Pylos flieht ἄνδρα κατακτὰς ἔμφυλον, während daheim seine Sippe verbreitet ist Ἄργος ἀν' ἱππόβοτον (ο 274). Allerdings stammte das Geschlecht des Melampus sowohl wie das des Sisyphos, von dem in Z die Rede ist, aus Thessalien (Apollodor I 7, 3 und I 9, 11), so daß hier die Doppeldeutigkeit des Namens unmittelbar zu einer Übertragung Anlaß gegeben haben könnte; sie würde diesmal nicht in Identifizierung zweier

39) Daß unter Ephyra nicht Korinth sondern eine Burg im innersten Winkel des Inachos-Tales zu verstehen sei, hat Bethe (Theban. Heldenl. 182) wahrscheinlich gemacht. Sollte Robert (GrH. I 174) mit seinem Widerspruch dagegen recht haben und doch Korinth gemeint sein, so wäre das Beispiel zu der kleinen Zahl derer hinzugekommen, in denen Ἄργος (ohne Beiwort) den ganzen Peloponnes bedeutet. Die Formel wäre dann in noch höherem Grade καταχρηστικῶς gesetzt.

Örtlichkeiten, sondern in der Annahme von Auswanderungen ihren Ausdruck gefunden haben.

Darin hat Strabon sicher recht: das Beiwort ἱππόβοτον gebraucht der Dichter κοινῶς (VIII 6, 5; p. 370). Die Frage ist nur, ob solches Verhältnis von vornherein bestand oder ob da eine Entwickelung stattgefunden hat. Außer Argos und dem thessalischen Trike (Δ 202) heißt ἱππόβοτος noch Elis (φ 374), dessen breite Küstenebene zur Rossezucht und zum Rossetummeln vorzugsweise geeignet war; davon zeugt das Gestüt, das ein Ithakesier dort hatte (δ 635 f.), davon die Sage von Önomaos, davon die Einrichtung der olympischen Spiele. Auch als Heimat der Kentauren galt ein eleisches Gebirge neben dem thessalischen (u. a. Apollodor II 91). Das Epitheton verliert also durch diese (einmalige) Anwendung bei Homer nichts von seiner charakterisierenden Kraft. Soll man nun annehmen, daß es gleich ursprünglich und selbständig zwei verschiedenen Landschaften angehört habe, die nur zufällig denselben Namen hatten? Oder soll man die Gemeinsamkeit des Beiwortes aus der Gleichheit des Eigennamens herleiten, die ohnehin — in den beiden zuerst besprochenen Formeln mit Ἑλλάς und Ἀχαιΐς — zu mißverständlicher Ausdehnung des Sprachgebrauches geführt hat? Die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein. Und damit ist denn schon die Vorfrage beantwortet, die wir eigentlich hätten stellen müssen: bei welchem der beiden Argos das Beiwort auf natürlichere Art habe entstehen können, in welcher Richtung also der Gebrauch sich verschoben und erweitert habe. Daß es auch in Argolis Pferdezucht gab und gibt, — Leaf hat vom Bahnzug aus Stuten und Füllen auf der Weide gesehen (HH. 194) —, vermag unserer Alternative keinen Abbruch zu tun. Dadurch mag die Übertragung des Epithetons begünstigt worden sein. Aber in dem wirtschaftlichen und kriegerischen Leben des peloponnesischen Argos und der umgebenden Landschaft hat niemals das Pferd eine ähnliche Rolle gespielt wie in Thessalien.

Fassen wir nun zunächst die Stellen ins Auge, wo Argos ohne näher bezeichnenden Zusatz genannt wird. Indem Hektor sich ausmalt, wie einst seine Gattin ἐν Ἄργει ἐοῦσα (Z 456) als Gefangene wird Wasser tragen müssen, nennt er die Quellen, aus denen sie schöpfen könnte: Μεσσηΐδος ἢ Ὑπερείης. Das waren, wie wir gesehen haben (S. 261 Anm. 11), wirkliche Quellen in der Nähe von Pharsalos; also ist anzunehmen, daß der Dichter, der den Helden so sprechen läßt, bei Ἄργος an die thessalische Ebene gedacht hat, aus der die gekommen sind, die Troja erobern wollen. Das gleiche könnte ω 37 zutreffen, wo Agamemnon zu Achill spricht: ὃς θάνες ἐν Τροίῃ ἑκὰς Ἄργεος; doch bei einem so späten Dichter ist es gar zu wenig wahrscheinlich, daß er noch eine Erinnerung,

und sei es auch nur ein Gefühl, für die thessalische Herkunft der Wortfolge ἐν Τροίῃ ἑκὰς ῎Αργεος bewahrt haben sollte. Längst hatte sich ja für ῎Αργος so gut wie für ῎Αργος ἱππόβοτον der Sinn herausgebildet: »Heimat der Trojakämpfer«. So steht es in dem Verse νωνύμνους ἀπολέσθαι ἀπ᾽ ῎Αργεος ἐνθάδ᾽ ᾿Αχαιούς (M 70. N 227. Ξ 70), so in dem Gedanken, nur Feiglinge könnten wünschen πρὶν ῎Αργοσδ᾽ ἰέναι, bevor klar entschieden sei, ob Zeus sein Versprechen halten werde oder nicht (B 348). Auch das Anerbieten des Hermes an Priamos dürfen wir hier einordnen (Ω 437): σοὶ δ᾽ ἂν ἐγὼ πομπὸς καί κε κλυτὸν ῎Αργος ἱκοίμην. War der Zusammenhang von der Art, daß der Gedanke an die Heimat gerade von Agamemnon ausgesprochen wurde oder ihn betraf, so war es natürlich, daß Dichter und Zuhörer an Argos im Peloponnes dachten: ἡμετέρῳ ἐνὶ οἴκῳ ἐν ῎Αργεϊ (A 30), δυσκλέα ῎Αργος ἱκέσθαι (B 115. I 22), ῎Αργεος ἐξ ἀγαγόντες (eine Tochter des Königs zur Ehe mit Othryoneus, N 379). — Auch die ältesten Teile des Epos, wie wir es lesen, sind schon in Kleinasien gedichtet und von Ioniern (s. S. 170 f.), von Nachkommen jener Ansiedler, die aus Attika und dem Peloponnes hinübergegangen waren, sich im mittleren Teile der Küste festgesetzt und von da ausgebreitet hatten, nordwärts auf Kosten des älteren äolischen Besitzstandes vordringend[40]. Für sie alle war Argos am Inachos, von dem ja auch die thebanische Sage schon erzählte, ein deutlicher Begriff, für manche unter ihnen sogar eine Anschauung. Trotzdem kommt (῎Αργος als Stadt außer im Schiffskatalog (B 559) und in der Odyssee (φ 108) nur einmal vor, Δ 52 in der schon gewürdigten Verzichtleistung der Schutzgöttin Here (S. 275). Nicht zahlreicher sind die Belegstellen für bloßes ῎Αργος (etymologisch ja »das Gefilde«) als Bezeichnung der peloponnesischen Landschaft: hier siedelte Tydeus sich an (Ξ 119), hier will Diomedes künftig des fernen lykischen Gastfreundes gedenken (Z 224), hier landet er heimkehrend (γ 180). Und doch erscheint dieser Gebrauch etwas lebendiger; ihm ist ja ein Teil der vorher besprochenen Beispiele von ῎Αργος ἱππόβοτον zuzurechnen. Und von dieser bodenständigen Bedeutung aus ist es zu der Erweiterung gekommen, daß der Name ῎Αργος den ganzen Peloponnes umfassen konnte. So, wenn nicht in noch ausgedehnterem Sinne, verstand ihn Thukydides I 9 in der σκήπτρου παράδοσις (B 108): πολλῇσιν νήσοισι καὶ ῎Αργεϊ παντὶ ἀνάσσειν. Ähnliches, wenn auch weniger bestimmt, schwebte dem Odyssee-

40) Oben S. 174. 176; über Kretschmers Theorie S. 177 f. Daß unter den ionischen Auswanderern auch solche aus dem Peloponnes gewesen seien, nehmen in Übereinstimmung mit der Überlieferung, außer Kretschmer an: Busolt (GrG. I² S. 286), Ed. Meyer (GA. II § 128), Wilamowitz (zuletzt IH. 288); anders Beloch (GrG. I² 1, S. 127 f.; 2, S. 100 f.), der außer Attika nur Euböa als Ursprungsland der ionischen Kolonisation gelten läßt. (Über ῞Ηρη ᾿Αργεΐη vgl. Ende von Kap. 5 die Anmerkung zu Hephästos.)

Dichter vor, wo er Menelaos sagen läßt (δ 174), es sei seine Absicht gewesen, nach der Heimkehr den Odysseus in Argos anzusiedeln (καί κέ οἱ Ἄργεϊ νάσσα πόλιν). Auch wird niemand gehindert werden können, bei den Worten des Paris: κτήματα δ' ὅσσ' ἀγόμην ἐξ Ἄργεος ἡμέτερον δῶ, an den Peloponnes zu denken.

Rückblickend erkennen wir in beiden Gruppen, für schlichtes Ἄργος wie für Ἄργος ἱππόβοτον, dieselbe Entwickelung, in die wir nun versuchen wollen die noch übrigen Beispiele einzugliedern. Ἄργος Ἀχαιικόν als Heimat des Eurystheus T 115 ist natürlich Argolis; und dasselbe meint wohl der Dichter des γ in Telemachs Frage, wo denn, als Agamemnon ermordet wurde, Menelaos gewesen sei (γ 251): ἦ οὐκ Ἄργεος ἦεν Ἀχαιικοῦ; Ebenso zu verstehen sind die Worte aus Agamemnons Munde: εἰ δέ κεν Ἄργος ἱκοίμεθ' Ἀχαιικόν, οὖθαρ ἀρούρης (I 141 = 283). Und doch möchte ich glauben, daß dieser Ausdruck einst für das thessalische Argos geprägt worden war, obwohl sich das nicht streng beweisen läßt. Unfruchtbar wäre ein Streit über Nestors Gebet (O 372): Ζεῦ πάτερ, εἴ ποτέ τίς τοι ἐν Ἄργεΐ περ πολυπύρῳ κτἑ. Dagegen hat Agamemnon bei seiner Befürchtung, für den Fall daß Menelaos stürbe (Δ 171): καί κεν ἐλέγχιστος πολυδίψιον Ἄργος ἱκοίμην — also von Natur kein οὖθαρ ἀρούρης —, sicher die Inachos-Landschaft im Auge. So hat ihn auch Euripides verstanden, der den Admet sagen läßt (Alk. 560): ὅταν ποτ' Ἄργους διψίαν ἔλθω χθόνα. Und dies scheint das einzige der homerischen Epitheta zu sein, das für diese Verbindung, nicht für das thessalische Argos, gebildet worden ist, wenn auch schon im Altertum die Erklärer Mühe gehabt haben es zu rechtfertigen (Strabon VIII 6, 7; p. 370). Noch dunkler ist vereinzeltes Ἴασον Ἄργος in der Odyssee, wo Eurymachos zur Königin sagt (σ 246 f.):

εἰ πάντες σε ἴδοιεν ἀν' Ἴασον Ἄργος Ἀχαιοί,
πλέονές κε μνηστῆρες ἐν ὑμετέροισι δόμοισιν
ἠῶθεν δαινυίατ(ο).

Nur so viel scheint klar, daß auch hier ein altertümlicher Ausdruck in eine ihm fremde Umgebung gebracht ist. Keine der Landschaften, die bei Homer den Namen Ἄργος tragen, ist so gelegen, daß sie eine natürliche Erweiterung des Gesichtskreises für einen Ithakesier darstellen könnte. —

Wilamowitz hat beobachtet, daß »Argos der Hauptort ist in den Ge»schichten, die wesentlich Helden einführen, deren Zuwanderung aus »dem Norden anerkannt ist[41])«. Vielleicht bietet sich hier die Erklärung

41) An der oben (S. 283 Anm. 36) angeführten Stelle. Unter den Beispielen nennt er als wahrscheinlich die Danaer.

der Tatsache. Der Doppelsinn des Namens verlockte dazu, Gestalten der nordgriechischen Sage so anzusehen, als ob sie im Peloponnes zu Hause wären. Weil aber die Erinnerung an ihre eigentliche Heimat nicht sogleich völlig erlosch, so ergab sich ein Widerspruch, den auszugleichen dann eine Wanderung erdichtet wurde. Etwas anders vollzog sich die Verschiebung bei dem Volksnamen, der von Ἄργος gebildet war. Im äolischen Heldengesang, der die Eroberer aus Thessalien und Böotien nach Kleinasien begleitet hatte, war Ἀργέιοι nicht mißzuverstehen. So blieb es bis zu dem Wandel, der dieses geistige Erbe in den Besitz und die Pflege von Ioniern übergehen ließ. Deren Vorfahren hatten in Attika, um Troizen und Epidauros, in der Kynuria, auch an der Südküste des Korinthischen Meerbusens ihre Heimat gehabt. Als sie nun Lieder kennen lernten, in denen Ruhmestaten der Argeer verherrlicht wurden, da machte es sich von selbst, daß sie dabei an Bewohner der Landschaft dachten, die einen Platz in ihren eignen Erinnerungen hatte, aus der ja wirklich kampfesfrohe Männer mit übers Meer gekommen waren. Und indem ionische Dichter die übernommene Kunst übten und nach neuen Gedanken weiterbildeten, konnte es nicht ausbleiben, daß jenes Mißverständnis auch produktiv sich äußerte. Das thessalische Argos schwand allmählich aus dem Gesichtskreise. Der Name samt seinen Beiwörtern und mit den formelhaften Wendungen, in denen er geläufig war, wurde auf das peloponnesische übertragen, so daß er nun zweierlei bedeuten konnte. Vollends bei den »Argeern« dachte zuletzt niemand mehr an die Nachbarn der Achäer in Thessalien: die Bewohner von Argolis mußten es gewesen sein, die zusammen mit jenen gegen Ilios zogen. Für die poetische Gestaltung solches gemeinsamen Kriegszuges war der der Sieben gegen Theben das berühmte Vorbild (oben S. 270). Dessen Wirkung tritt uns auch darin entgegen, daß dem Bündnis der Stämme und Fürsten ein Oberhaupt gegeben worden ist, in entsprechender Stellung wie dort Adrastos[42]). Ein Peloponnesier sollte es nun doch sein; so wurde es Agamemnon, sei es daß er ein sagenhafter König von Sparta war oder ein ehemaliger Gott oder beides. Wenn er denn aber in Argolis herrschte, so war Mykene sein Herrensitz. Daß diese Vorstellung im Epos wesentlich anders dasteht als die vom Olymp als Göttersitz oder von Achills Heimat am Spercheios, daß sie nicht zum ererbten Besitz gehört sondern nachträglich sich angefunden hat, haben wir gesehen, haben auch erkannt, daß die geschichtliche Konstruktion eines umfassenden Reiches, das in der mykenischen Periode bestanden habe, unhaltbar ist (S. 274 ff.). Indem wir beides zusammenfassen,

42) So Mülder IQ. 61. Seine Theorie fügt sich in eine Gesamtanschauung ein, die auch von anderen Seiten her gewonnen wird.

verstehen wir, wie die Hypothese hat entstehen können und warum sie fehlgehen mußte: weil der Tatbestand, den sie erklären sollte, — Agamemnons Oberbefehl vor Ilios und seine Residenz in Mykene — gar kein Tatbestand ist, sondern eine relativ späte, in ihrer Herkunft noch erkennbare poetische Fiktion.

Freie dichterische Schöpfung war es auch, daß Achill und Agamemnon zusammengebracht wurden. Der Streit ist erfunden (S. 265) nach einem, wie wir noch sehen werden, beliebten Motiv, in unmittelbarer Anlehnung an die Meleagros-Sage: insofern kann man sagen, ihre Verbindung sei »sekundär«. Denn ehe sie vollzogen wurde, hatte jeder von ihnen sein eignes Leben gehabt: Agamemnon in peloponnesischen Sagen, Achill zuerst in thessalischen, dann in der troischen, d. h. in derjenigen poetischen Tradition, die an die Kämpfe der Äoler um die Nordwestecke Kleinasiens anknüpfte. Aber ihre Verbindung war nicht sekundär innerhalb der Ilias; denn eine Dichtung, für die man diesen Namen anwenden könnte, gab es erst, seit der Plan der μῆνις da war, sie darauf zu bauen.

Wie es aussieht, wenn ein Held in den bestehenden Kreis dieser Dichtung eingeführt wird, dafür scheint Nestor ein Beispiel zu bieten. Der Verfasser des A läßt nicht nur Agamemnon und Achill ohne weiteres auftreten; er setzt auch voraus, daß die Zuhörer wissen, wer der Menötiade ist (307), wer Achills Mutter, die erst 413, und nicht als wäre das etwas Neues, genannt wird. Dagegen wird Nestor 247 ff. umständlich vorgestellt. Schon aus diesem Unterschiede, meint Bethe (Hom. I 367), lasse sich erkennen, »daß er nicht zum alten Bestande gehört«. Das ist heute mit Recht die geltende Ansicht und war bereits die Nieses (EHP. 116 f.): als Urahn der königlichen Familien Ioniens hätten die Sänger den Nestor in die Dichtung eingefügt und mit so vielen trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Zuletzt hat Adolf Lörcher unternommen, die »pylischen Bestandteile« der Ilias unter dem Namen einer »Nestoris« zusammenzufassen, was nun doch nicht gelingen konnte[43]). Man müßte denn, wozu er selbst allerdings (S. 90) geneigt scheint, diese Bezeichnung in anderem Sinne nehmen, als der Wortbildung und dem Sprachgebrauch entspräche. Eine Folge von Ereignissen und Situationen, die den Gang einer zusammenhängenden Handlung und so den Stoff eines Epos ergäbe, läßt sich aus den Nestorszenen der Ilias nicht herstellen; sie setzen den Gang der Haupthandlung voraus, um sich ihm einzugliedern. Dabei wird man anerkennen müssen, daß in poetisch umgebildeter Sage

43) Lörcher: Wie, wo, wann ist die Ilias entstanden? (1920) S. 58 ff. Eine Rezension dieser frischen und selbständigen Studie war für die WklPh. geschrieben, kann nun aber nicht mehr erscheinen.

Agamemnon und Achill schon verbunden waren, als Nestor hinzutrat; ob man aber sagen dürfe, er sei »in die Ilias« nachträglich aufgenommen, bleibt die Frage — die ich, in Übereinstimmung mit Robert (StI. 361 ff.) und Wilamowitz (IH. 251), verneinen möchte.

Wichtiger ist eine andre Frage, die wir früher schon gestreift haben (S. 194). Woher nahmen die Dichter den Stoff zu diesen Szenen, vor allem den Inhalt der Erzählungen, die sie dem Alten in den Mund legten? Ganz aus freier Erfindung — das würde, heute jedenfalls, auch Niese nicht behaupten. Robert hat gewiß recht (GrH. I 191 ff.), daß die Ereignisse, von denen Nestor erzählt, Kriege mit den Arkadern (H 133 ff.), mit den Eleern oder Epeern (Λ 670—761), die Spiele am Grabe des Epeer-Fürsten Amarynkeus, auf einheimischen Sagen der Pylier beruhen müssen und daß an diesen Sagen historische Erinnerung Anteil zu haben scheint. Aber wie kommt das alles in die Ilias? Ist es herangewachsen wie die Beteiligung der Athener, die Kämpfe zwischen Tlepolemos und Sarpedon, Idomeneus und Phästos (oben S. 242), nachdem die in Ionien ausgebildete epische Dichtung begonnen hatte sich übers Meer zu den Inseln und wieder ins Mutterland zu verbreiten? Oder gehören diese Stücke zu denjenigen peloponnesischen Elementen, die von den Trägern der ionischen Kolonisation mit nach Kleinasien gebracht wurden? Sie würden dann, zusammen mit dem Andenken der vergangenen Herrlichkeit von Argos und Mykene (S. 290), in den epischen Gedankenkreis zu einer Zeit eingetreten sein, wo dieser, im Übergang von äolischer in ionische Pflege, dabei war sich neu zu konstituieren. Das erste ist die Ansicht von Lörcher (Www. 76—90), und würde verdienen im Zusammenhang seiner ganzen Theorie gewürdigt zu werden. Mir scheint zwischen dem Grade, in dem Athener und Lykier, und dem, bis zu welchem Nestor und die Seinen in das Epos verarbeitet und verwebt sind, der Unterschied so stark zu sein, daß er zum Artunterschiede geworden ist, jedenfalls uns nötigt einen weiten zeitlichen Zwischenraum anzunehmen.

Aber auch bestimmte Gründe sprechen dafür, die Aufnahme Nestors in den Anfang der ionischen Periode zu setzen, da die thessalischen Traditionen noch frisch waren, so daß der Gedanke nahe lag, neu hinzukommende Sagenstoffe mit ihnen zu verknüpfen. So wurde eine Teilnahme Nestors am Kentaurenkampf erfunden, zu der Peirithoos und seine Genossen selber ihn gerufen hätten — τηλόθεν ἐξ ἀπίης γαίης (A 270). So wurde ihm Neleus zum Vater gegeben, ein Sohn des Flußgottes Enipeus und durch seine Mutter ein Enkel des Salmoneus (λ 235 ff.), ein Bruder des Pelias der in Iolkos herrscht, von wo er ihn selbst erst vertrieben hat (Diodor IV 68). Nestors Patronymikon Νηλήιος ist nach

thessalischer Weise gebildet, Νηλεύς ein äolischer Name[44]), dessen ionische Form Νείλεως lautet (z. B. Herodot IX 97; Νε[ιλ]εύς, Marm. Par. 42). Daß die Verbindung Nestors mit Neleus keine ursprüngliche und daß erst durch sie Neleus zum Herrscher des peloponnesischen Pylos geworden ist, hat Robert erkannt (StI. [1901] S. 447 ff.). Auf seine Vermutung über die Art, wie sich der Anschluß vollzogen hat, und welchen Anteil an den Verschiebungen Athen gehabt habe[45]), kann ich hier nicht eingehen; für die Chronologie ist wichtig, daß wir uns klar machen: Nestor kann zum Sohne des Neleus erst zu einer Zeit geworden sein, da dessen Geltung als Gründer von Milet und Ahnherr ionischer Fürstenfamilien bereits feststand. Nieses Ausdruck: »daß in den Städten Ioniens sich das königliche Geschlecht von Nestor ableitete«, war ja ungenau; nicht auf Nestor führte solche Genealogie zurück, sondern, ebenso wie bei den Kodriden, auf Neleus (Hdt. V 65. IX 97; vgl. Pausan. II 18, 8). Wäre zur Zeit, als sie konstruiert wurde, Νέστωρ Νηληιάδης vom Epos her schon berühmt gewesen, so würde man ihn mit einbezogen haben; an Söhnen fehlte es ihm doch nicht. Daraus, daß man ihn beiseite ließ, folgt doch wohl: zunächst ist der Stammbaum der ionischen Fürsten, später erst Nestor an Neleus angeknüpft worden[46]). Immerhin muß auch dies noch so früh geschehen sein, daß die neu geschaffene Verbindung in dem nach äolischer Weise gebildeten Adjektiv Νηλήιος ihren Ausdruck fand; wozu es gut stimmt, daß, wie wir gesehen haben, der Wunsch empfunden wurde, dem in den troischen Sagenkreis Aufgenommenen einen Anteil an thessalischen Erinnerungen zu verschaffen. Wenn die alten Grammatiker recht haben, so würde zu den äolischen Bestandteilen in der Ausstattung Nestors auch das Epitheton ἱππότα gehören, und wenn Eduard Meyer recht hat, so gölte von Γερήνιος dasselbe[47]). Beides

44) Vgl. Usener Rhein. Mus. 53 (1898) S. 353: »Νηλεύς ist die aus den alten »äolischen Heldenliedern übernommene Namensform des ionischen Νειλεύς oder »Νείλεως gewesen, d. h. eine Personifikation des Götterstromes«. Ganz anders Beloch GrG. I 2 (1913) S. 103: »Neleus, der ‚Erbarmungslose', ist kein andrer als der Todesgott »Hades, das Pylos, in dem er herrscht, das Hadestor, der Kampf des Herakles gegen Neleus »(Λ 690 ff.) identisch mit seinem Kampf gegen Hades ἐν Πύλῳ ἐν νεκύεσσι (E 397). Dies »Pylos ist dann später, als Neleus vom Gott zum Heros herabgesunken war, im Westen »des Peloponnes lokalisiert worden, wo bei dem triphylischen Pylos eine alte Kultstätte »des Hades bestand (Strab. VIII 344)«. Ebenso Malten Jahrb. arch. Inst. 29 (1914) S. 188.

45) In diesem Punkte stimmt Beloch a. O. mit Robert überein. 46) Das Verhältnis scheint mir verkannt zu sein von Beloch (GrG.² I 1 S. 186): »Nestor, der Sohn des Neleus» ist aus der Genealogie der ionischen Königshäuser, die von Neleus abstammen wollten, in die Sage vom troischen Kriege gekommen, deren älterer Gestalt er noch fremd war«.

47) Die Angaben der Grammatiker über Herkunft der Nominativformen vom Typus αἰχμητά, ἱππότα, κυανοχαῖτα s. bei Meister, Griech. Dial. I S. 160, und O. Hoffmann, Griech. Dial. II S. 537. — Ed. Meyer, GA. II § 157 Anm., meint, daß Γερήνιος »vielleicht mit dem Ort Γέρην auf Lesbos zusammenhänge«.

aber erscheint mir nicht so einwandfrei, daß es zu sicherem Zeugnis mit verwertet werden dürfte.

Dagegen ist der peloponnesische Wohnsitz Nestors außer Zweifel gestellt, und in diesem Falle scheint Dörpfelds Entdeckung weniger zähem Widerstand zu begegnen als in bezug auf Ithaka, obwohl sie sich in derselben Richtung bewegt[48]. Auch hier erschütterte sie den überlieferten Glauben, daß der Dichter von geographischen Verhältnissen ganz phantastische Vorstellungen gehabt habe, und gab, zunächst versuchsweise, Voraussetzungen, von denen aus die Angaben des Epos in überraschender Übereinstimmung erschienen mit der sichtbaren und greifbaren Wirklichkeit von Wasser und Land. Zugleich wurde dadurch ein peinlicher Widerspruch zwischen verschiedenen Teilen der poetischen Darstellung beseitigt. Durchaus sachgemäß, ja mit Genauigkeit beschreibt die Odyssee den Weg, den Nestor, Diomedes und Menelaos von Ilios her über das Meer zurückgelegt haben (γ 174 ff. 276 ff.), ebenso Telemachs Fahrt von der Westküste des Peloponnes nach Hause (ο 297 ff.); den Taygetos schien sie zu ignorieren. Aber diese Schwierigkeit verschwand, sobald angenommen wurde, daß mit »Pylos« nicht das messenische, sondern die gleichnamige Stadt in Triphylien, südlich von der Alpheiosmündung, gemeint sei, von der man recht wohl in zweitägiger Wagenfahrt, das Alpheios-Tal hinauf und über die niedrige Wasserscheide ins Eurotas-Tal hinunter, nach Sparta gelangen konnte. Daß dieses Pylos das homerische sei, war Strabons Ansicht (VIII 3, 26—29; p. 350—353); in neuester Zeit hatte Victor Bérard sie lebhaft vertreten. Dörpfeld aber hat im Sommer 1907 an der bezeichneten Stelle, bei Kakovatos, Burg und Königsgräber wirklich gefunden[49]. Von hier aus gewinnt auch Nestors Bericht über seinen Jugendfeldzug gegen die Epeer (Λ 670 ff.) ein ganz andres Ansehen. Wilamowitz schreibt noch 1916 (IH. 208): »Es liegt für jeden, der seine Augen und Ohren aufmacht, auf der Hand, »daß der Dichter von den Entfernungen und der genauen Lage der Orte, »welche er nennen kann, keine Vorstellung hat«. Und er klagt mit einer gewissen Resignation über die Verwegenheit derer, die behaupten, »daß Homer Pylos an die Kuppelgräber von Kakovatos verlegte« (ein unbewußt irreleitender Ausdruck), wie über die Leichtgläubigkeit »der

48) Nicht nur Leaf (HH. 154 f.) stimmt bei, der das ja schon für Leukas-Ithaka getan hat, sondern auch Robert schreibt — ohne freilich Dörpfeld zu erwähnen —, die Beschreibung von Pylos, auf einem Hügel gelegen und sandig, passe nur auf das Pylos in Triphylien (GrH. I 190 f.). 49) Bérard, Topologie et Toponymie antiques (Rev. arch. 1900 III 36 p. 345—391), und wieder in seinem großen Werke »Les Phéniciens et l'Odyssée« I (1902) p. 83—105. — Dörpfeld, »Vierter Brief über Leukas-Ithaka: Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1907«, S. 25 f. Dazu dann: »Alt-Pylos«, Athen. Mitteilungen 38 (1913) S. 97—139.

»Menge, die weder den Homer noch den Strabon mit der gebührenden »Aufmerksamkeit nachlesen kann oder mag«. Inzwischen hat Felix Bölte in einem Aufsatze, der leider noch nicht öffentlich erschienen, von dem aber Gebrauch zu machen mir gestattet ist, unter der Überschrift ΠΥΛΟΣ ΝΗΛΗΙΟΣ, es unternommen die Erzählung unter der Voraussetzung zu begreifen, daß Pylos bei Kakovatos lag (etwa 20 km südlich von Olympia). Das ist ihm vollkommen gelungen: das Ziel des Zuges, die Stadt Thryoëssa (Λ 711) wird — nördlich vom Alpheios — festgelegt; Versammlung, Aufbruch, Nachtlager, Sieg und Verfolgung werden in zusammenhängendem Verlaufe deutlich; die bei Homer angegebenen Stationen ordnen sich zeitlich und räumlich aufs natürlichste ein. Mit Hilfe der Karte Triphyliens von Konrad Graefinghoff (1 : 150000) kann jeder die Beweisführung nachprüfen, durch deren Erfolg nun wieder die Voraussetzung bestätigt wird: das homerische Pylos lag an der triphylischen Küste.

Zum Schluß seiner Abhandlung, die hoffentlich bald allgemein zugänglich sein wird, formuliert Bölte zwei Fragen, die sich aus dem gewonnenen Resultat ergeben: »Unsere Erzählung spiegelt das wirkliche »Leben einer Zeit, als Pylos, Arene und die anderen Orte noch bestanden. »Wann und wo ist sie entstanden?« Und: »Wie war diese Erzählung »geformt, daß sie eine solche Fülle lebendiger Einzelzüge so treu be»wahren konnte, und wie ist sie schließlich in unsere Ilias gelangt?« — In bezug auf den letzten Punkt haben wir vorher angedeutet, in welcher Richtung wir glauben daß die Antwort gesucht werden muß. Im ganzen wiederholt sich hier das Problem, in das Dörpfelds Leukas-Theorie ausmündete. In der Übereinstimmung beider Fälle liegt doch vielleicht eine Ermutigung für manchen unter den vielen, die sich scheuen, eine überraschende Beobachtung gelten zu lassen, so lange sie noch nicht vollständig erklärt ist, und zugleich ein Fingerzeig für die anderen, die eben hierin den Antrieb zu weiterem Forschen freudig empfinden.

VIERTES KAPITEL

KULTURSTUFEN

An den Geschehnissen, die in Ilias und Odyssee erzählt sind, haben historische Erinnerungen und geographische Anschauung erheblichen Anteil. Diese Erkenntnis wäre niemals gewonnen worden, wenn nicht zunächst in kulturgeschichtlicher Beziehung die Angaben des Epos eine früher für unmöglich gehaltene Bestätigung gefunden hätten durch die Ausgrabungen, die Schliemann seit 1870 in Troja, später in Mykene, Orchomenos, Tiryns vornahm. Je genauer das Leben der mykenischen, Zeit, wie man sie nach dem Hauptfundorte der Überreste zunächst benannte, in Gerät und Waffen, Metall und Töpferware, Kleidung und Schmuck, Handwerk und Kunstübung erkannt wurde, je mehr sich die Einzelheiten zu einem deutlichen Bilde uralter Kultur zusammenschlossen, desto greifbarer meinte man die Übereinstimmung hervortreten zu sehen: das war die Welt — eine Welt der Wirklichkeit —, in der die homerischen Menschen gelebt haben.

Über die Bedeutung des θριγκὸς κυάνοιο (η 87) im Hause des Alkinoos war viel gestritten worden, bis Helbig (HED.[2] 105) überzeugend nachwies, daß dies eine Verzierung aus blauem Glasfluß oder Smalt gewesen ist, durch den die Farbe des kostbaren Lasursteines nachgeahmt wurde; und was ihm zu dieser Deutung verholfen hat, waren die Plättchen aus grünlichem oder bläulichem Smalt, die in Mykene in den Schachtgräbern und anderwärts gefunden sind und durch ihre Gestalt erkennen lassen, daß sie zu einem friesartigen Schmuck, etwa an hölzernen Sarkophagen oder Kasten, gedient haben. In den Waffen und Werkzeugen der vorhistorischen Zeit ist Bronze das herrschende Metall; und dieselbe Stellung nimmt sie bei Homer ein. Ausdrücke wie χάλκεον ἔγχος oder ἀκαχμένον ὀξέι χαλκῷ mögen zuerst dadurch entstanden sein, daß man die eherne Waffe als Fortschritt gegen die steinerne ansah und rühmen wollte (vgl. S. 235); aber das ist auch die einzige Spur, in der sich bei Homer eine Nachwirkung der Steinzeit äußert. Sicher ist es kein Zufall, daß der Schmied χαλκεύς genannt wird, auch wenn er Gold und Silber bearbeitet. Zu sehen übrigens, wie Bedeutendes gerade hierin die Mykenäer geleistet

hatten, war eine der größten Überraschungen. Selbst der Schild des Achill, obwohl ein Werk der Phantasie, bekam nun doch eine Anknüpfung an die Wirklichkeit: sowohl die Gegenstände, die der Gott dargestellt, wie die Technik, deren er sich bedient haben sollte, entsprachen dem, was wir in einer leider nur so kleinen Probe wieder vor Augen sehen, dem bekannten Bruchstück einer silbernen Schale mit dem Bilde der Verteidigung einer Stadt. Auch die Bewaffnung, die Homer in vielen, und gerade in den anschaulichsten Kampfschilderungen teils beschreibt teils voraussetzt, war im wesentlichen dieselbe, die wir auf Denkmälern der mykenischen Periode finden. Die Darstellungen des Schildes auf der Dolchklinge mit Löwenjagd, auf Ringen und geschnittenen Steinen, und die Stellen an denen Homer von seiner Handhabung spricht, erläutern sich gegenseitig, wie dies zuerst von Helbig (HED.[2] 315 ff.), dann genauer von Kluge und Reichel nachgewiesen worden ist.

Aber sind denn Ilias und Odyssee in mykenischer Zeit entstanden? Ihre Verfasser lebten doch Jahrhunderte später und waren Ionier. Sollen wir annehmen, daß sie ein anderes Leben schilderten, als das welches sie selbst kannten? Diese Schwierigkeit hat zuerst Wilamowitz hervorgehoben (HU. 291 ff.). Indem er das Alter der Schrift bei den Griechen untersuchte, und nachwies daß sie zur Zeit als die Ilias entstand dem ionischen Adel notwendig bekannt gewesen sein müsse, drängte sich ihm das Bedenken auf, wie es denn komme, daß Homer davon nichts erwähne; und er fand »keine andere Lösung als die von Aristarch so »oft[1]) angewendete: daß der Dichter mit Absicht die Sitten der Heroen »von denen seiner Zeit unterscheidet«. Gegen diese Auffassung hat alsbald Studniczka Widerspruch erhoben[2]), der zu wenig beachtet worden ist; z. B. nicht von Eduard Meyer, der — im besonderen mit bezug auf die von Homer vorausgesetzten Völkerverhältnisse — dieselbe Ansicht vertrat (GA. II [1893] § 45, 47). Und vielen gilt es heute noch als eine Tatsache, bei der man sich zu beruhigen habe, daß das griechische Epos »von altersher nicht die gesunde Naivetät besessen habe, die Gestalten der Vorwelt schlankweg einzukleiden in das Kostüm der eignen Zeit«[3]). Wir müssen die Frage in ihrer allgemeinen Bedeutung gründlich prüfen.

Sollte wirklich auf einer so frühen Stufe der Poesie das Bewußtsein

1) Die Stellen sind gesammelt von Adolph Roemer KrE. (1904) S. 586 ff. (dazu jetzt Ath., besonders S. 324—331); er hat es wahrscheinlich gemacht, daß Aristarchs Bemerkungen über die Sorgfalt, mit der Homer Anachronismen vermeide, durch Vergleichung des epischen Gebrauches mit dem der Tragiker angeregt worden seien. 2) Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht (Abhandlungen des archäol.-epigraph. Seminars in Wien VI, 1886) S. 40. 3) So Immisch, Die innere Entwicklung des griech. Epos (1904) S. 11.

von dem eigenen Tun und die Fähigkeit des Abstrahierens schon so kräftig gewesen sein, daß eine absichtliche Scheidung der Zustände, die man beschrieb, und derer, in denen man selbst lebte, möglich war? Uns Modernen ist diese Kunst, die dem Dichter des Heliand so gut wie den Malern der Renaissance fremd war, allerdings geläufig; sie ist bis zur Künstelei ausgebildet, und diese bereits wieder vielen zur Natur geworden. Aber der Gedanke, daß die Dichter der Ilias eine ähnliche Selbstverleugnung geübt hätten, widerspricht jeder geschichtlichen Analogie. Man erinnere sich nur der Harmlosigkeit, mit der ein im übrigen so überlegt schaffender Dichter wie Shakespeare die Griechen und Römer in seinen Tragödien darstellt. Daß er sie auf den Schlag der Uhr hören und wo es ihm gerade paßt von Brillen, Batterien u. dergl. reden läßt, ist noch das wenigste; die Gedanken, mit denen er sie ausstattet, die Interessen, von denen er sie erfüllt zeigt, sind durchaus die der Engländer seiner Zeit. Und dabei hat er natürlich so gut wie seine Zuschauer gewußt, daß er Ereignisse und Personen einer fernen Vergangenheit vorführte. Dieses Bewußtsein fehlte auch den griechischen Tragikern nicht; und doch ließen sie in die Reden ihrer Personen das einfließen, was sie selbst dachten. Die Bereicherung und Vertiefung des Verständnisses, die hier Wilamowitz verdankt wird, beruht zum guten Teile darin, daß er, zugleich scheidend und verbindend, es unternommen hat, nicht nur die Dichtung eines Euripides sondern auch ein Werk wie die Orestie aus den Zuständen und Strebungen der Zeit zu verstehen, in welcher der Dichter sie schuf. Daß auch Sophokles auf diese Art der Deutung Anspruch hat, auch er mit lebhaftem Sinn die Gegenwart erfaßte und auf sie, durch das was er seine Personen sagen ließ, zu wirken dachte, zeigt schon der Aias, in dem die Feindschaft gegen Sparta zu leidenschaftlichem Ausdrucke kommt, in dessen Parodos bei Schilderung des großen Mannes, den die kleinen anfeinden, offenbar an Perikles gedacht ist (157 ff.). Ein noch stärkeres Beispiel bietet der König Ödipus, wo im zweiten Stasimon die Klagen über ὕβρις und frevelhafte Gewinnsucht aus dem Zusammenhang des Dramas heraustreten und, wie Bruhn erkannt hat, auf die Politik der Athener zielen, die (bald nach dem Jahre 457) den Versuch gemacht haben, mit Hilfe der Phoker das delphische Orakel in ihre Machtsphäre hineinzuziehen[4]). Was bei solcher Betrachtung die tragische Poesie der Griechen an weltabgeschiedener Vollkommenheit verliert, das gewinnt sie an Kraft und Blut, an Fülle leibhafter Gedanken,

4) Bruhn in der Einleitung zur Ausgabe des König Ödipus (11. Aufl., 1910) S. 36 ff., wo er ein weiteres Beispiel aus dem Philoktet anführt und zugleich dem grundsätzlichen Einwand von Wilamowitz entgegentritt, der für Sophokles die Anwendbarkeit der von ihm selber sonst so erfolgreich ausgebildeten Erklärungsweise bestritten hat.

die sie aus dem Leben, in das mitten hineingestellt sie erscheint, in sich aufnimmt, um selbst wieder als tätiges Glied an diesem Leben mitzuschaffen. Und an einer so frischen Wechselwirkung zwischen Dichter und Publikum hätte das Epos keinen Anteil gehabt? Können wir das glauben?

Fast sieht es so aus, als bliebe uns nichts anderes übrig. Mehr als einmal geben ja die Sänger selbst zu verstehen, daß sie von einer Zeit sprechen, die nicht mehr ist, indem sie die körperlichen Kräfte ihrer Zeitgenossen — οἷοι νῦν βροτοί εἰσι — mit denen der früheren Helden, über deren Taten sie berichten, in Gegensatz stellen (A 260 und 272. E 304. Θ 222). Dazu würde es an und für sich wohl stimmen, wenn sie sich bemüht hätten, die Menschen in der Dichtung von anderen Zuständen umgeben zu zeigen, als in denen sie selbst lebten. Aber woher sollten sie wissen, daß und inwiefern die Sitten der Vorfahren andere gewesen waren als ihre eigenen? Daß diese Frage gar nicht aufgeworfen wird, ist der Mangel in einer sonst, bei aller Kürze, wertvollen Studie von Arthur Platt: Homers Similes, JPh. 24 (1896) p. 28—38. Dieser geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß die Lebensverhältnisse, unter denen ein Epos entstanden ist, ihren klarsten, weil unwillkürlichen Ausdruck in dem gefunden haben müssen, was der Dichter als Stoff zu Vergleichen herangezogen hat. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkte die homerischen Gleichnisse, so wird das Verständnis für ihre Absicht und damit die Empfänglichkeit für ihre Wirkungen gefördert; davon soll später die Rede sein, wo wir dieses epische Kunstmittel als besonderes Kapitel zu behandeln haben. Dem Verfasser selbst kam es vor allem darauf an, von den Zuständen und Lebensgewohnheiten, die den Dichter umgaben, ein Bild zu gewinnen. Mit seiner Untersuchung gelangt er zu dem Schluß, daß Homer durch und durch ionisch sei (*thoroughly Ionic*). Daß die alten Geschichten aus dem europäischen Griechenland stammten, könne ja kaum bezweifelt werden; aber daß ihre poetische Behandlung und ihre Erhebung in die Sphäre des Epos (*the treatment of them and their elevation into Epic*) den Ioniern und nur den Ioniern verdankt werde, scheine ihm ebenso unbestreitbar. Dies kann doch nur den Sinn haben, daß zwar die erzählten Ereignisse aus alter Überlieferung, die Elemente ihrer poetischen Ausgestaltung aber aus dem Bestand ionischer Kultur entnommen seien. Dazu stimmt die letzte These: *The civilisation of the Homeric poets is not Achaean but Ionian in every particular.* In jeder Einzelheit — nicht bloß in den Gleichnissen, sondern auch in der Schilderung des Lebens der Helden? Dem widerspricht der unmittelbar vorhergehende Satz: *Homer does consciously archaise to an extent far greater than Aristarchus observerd.* Je völliger der Erfolg des Archai-

sierens gewesen wäre, desto weniger könnten die epischen Schilderungen Zeugnis ablegen von der Zivilisation, innerhalb deren die Dichter gelebt haben. Bis zu einem viel höheren Grade, als Aristarch beobachtet hatte, das soll doch jedenfalls heißen: bis zu sehr hohem Grade. Aber woher nahm ein Dichter die lebendigen Züge, mit denen er, unter bewußter Zurückdrängung dessen, was ihm selbst und seinen Zuhörern vertraut war, das Dasein einer vergangenen Periode anschaulich zu machen vermochte?

Betrachten wir ein paar Beispiele. Bei Homer sind ἱππῆες nicht Reiter sondern Wagenkämpfer, ἵππων ἐπιβαίνειν heißt »den Wagen besteigen«. Nur in Vergleichen wird ausdrücklich einmal vom Reiten gesprochen (κέληθ' ὡς ἵππον ἐλαύνων ε 371), einmal gar von der Kunst eines Mannes, der ἵπποισι κελητίζειν εὖ εἰδώς (O 679) von einem Pferd aufs andere springt. Zweifeln kann man in K, wo Diomedes und Odysseus von ihrem nächtlichen Unternehmen auf erbeuteten Pferden zurückkehren. Welcker vertrat die Ansicht, daß auch hier an ein Fahren auf dem Wagen gedacht sei (Ep. Cycl. II 217); und dem Wortlaut nach (504 ff. 513) wäre das nicht unmöglich. Aber Situation und Verlauf der Szene (541. 567 f.) sprechen dagegen und für wirkliches Reiten, wie das auch Aristarch erkannt hat, zu K 499: διὰ τὴν περίστασιν ἀναγκασθέντες ἐπὶ γυμνοῖς τοῖς ἵπποις καθίζουσιν οἱ ἥρωες, συναρτήσαντες αὐτοὺς τοῖς ἱμᾶσι· καὶ μιμεῖται τὸ γινόμενον ἐν ταῖς ταραχαῖς. Das Bild reitender Männer gehört zu den Merkmalen später Entstehung dieses Gesanges (so auch Leaf zu K 513); bemerkenswert aber, wie es eingeführt ist: nicht ausdrücklich, wie in den Gleichnissen, sondern so, daß die für Benutzung des Wagens übliche Redewendung (ἵππων ἐπεβήσετο 513. 529) gebraucht wurde, die nur durch die Umstände (eben διὰ τὴν περίστασιν) einen anderen Sinn bekam. Unwillkürlich ist der Dichter aus der sonst maßgebenden Vorstellung heroischer Sitte in die seiner eignen Zeit geläufige hinübergeglitten. — Etwas anders in einem der Hauptsache nach doch ähnlichen Falle, der die Nahrung der Helden betrifft. Sie essen nur gebratenes Fleisch, kein gekochtes und keine Fische. Im Bereiche des Gleichnisses aber kommt das Kochen vor (Φ 302); mehrfach, und zwar in beiden Epen, der Fischfang unter verschiedenen Formen; und wenn der Bettler der Königin gegenüber die Segnungen eines guten Regimentes schildert, so ist der Ertrag an Fischen (θάλασσα δὲ παρέχῃ ἰχθῦς τ 113) ein Zug in dem Bilde. Daß die Gesellschaft der Heroenzeit diese Speise verschmähte, gibt der Dichter in der Odyssee deutlich zu verstehen an zwei Stellen, wo er erzählt, daß man nun doch zu ihr gegriffen habe — einmal die Gefährten des Menelaos, dann die des Odysseus —, durch die Not getrieben: ἔτειρε δὲ γαστέρα λιμός (δ 369. μ 332). In späteren Zeiten wußte auch ein griechischer Gaumen die Reize der Fischkost zu würdigen, wie

denn Platon in ihrem Fehlen bei Homer das Zeichen einer einfachen, abhärtenden Lebensweise sieht (Staat III p. 404 B/E.). Jedenfalls liegt hier seitens des Dichters eine bewußte Scheidung vor zwischen den Gewohnheiten der Trojakämpfer und denen seiner Zuhörer. Daß damit eine Sonderung der Lebensweise nach ihrer Würde gemeint war, hat Aristarch richtig erkannt (zu Π 747): νοητέον δὲ τὸν ποιητὴν διὰ τὸ μικροπρεπὲς παρητῆσθαι. Ob sich aber mit solchen Gedanken nicht doch — beim Dichter — der einer zeitlichen Abstufung verband, wäre mindestens zu erwägen. Adolph Roemer lehnt das ab und konstatiert nur eine »konventionelle Manier«[5]). Angenommen einmal, er hätte recht, so wäre damit doch nur eine Vorstufe der Erkenntnis erreicht. Woher hatte denn Homer diese konventionelle Manier? War sie von ihm willkürlich festgesetzt, frei erfunden? von vornherein als »Manier«? oder hatte er sie im Anschluß an irgendeine Wirklichkeit sich gebildet? Und war das eine Wirklichkeit, die ihm selber vor Augen stand, oder die er nur durch Überlieferung kannte? — Wir kommen immer wieder zu denselben Fragen, von denen wir bei dieser Betrachtung ausgegangen sind; sie werden dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß man die Unbequemlichkeit meidet, sie sich zum Bewußtsein zu bringen.

Klar ins Auge gefaßt hat die Hauptfrage Evans in einem trefflichen Aufsatz über das Fortwirken minoischer und mykenischer Elemente im Epos[6]). Er meint mit Recht, die Fliege könne mit dem Scheine des Lebens nicht erhalten sein ohne den Bernstein, der sie durchsichtig umgab. In der Zeit, als das Epos seine abschließende Gestalt erhielt — *took its final form* (p. 293); der Verfasser denkt wohl etwa an das achte Jahrhundert —, war die bildende Kunst der Griechen steif und konventionell; es war die geometrische Periode. Wenn nun aber dieses Epos mit manchen seiner Schilderungen vollen Einblick gewährt *(perfect glimpses)* in die versunkene Herrlichkeit von Mykene und Kreta mit ihrer beweglichen, formenreichen, farbenfrohen Kunstübung, so muß man fragen: Wie konnte solche Anschauung erhalten geblieben sein? Und die Antwort lautet zuversichtlich: Nur durch das schützende Medium eines früheren Epos, das als Ausdruck der kretisch-mykenischen oder einer ihr gleichartigen Kultur lebendig gewesen war, mit der bildenden Kunst jenes Zeitalters geistesverwandt. Aus dieser früheren Dichtung wurden

5) Roemer hat hierüber mehrfach gehandelt, eingehend KrE. 589 f. und, mit schärferer Formulierung, in seinem Nachwort zu Belzners »Homerischen Problemen« I (1911) S. 151 ff. unter der Überschrift »Gegen ein starkes Mißverständnis einer Aristarchischen Lehre«. 6) Arthur J. Evans, The Minoan an Mycenaean element in Hellenic life. JHSt. 32 (1912) S. 277—297.

Darstellungen und Darstellungsweisen herübergenommen in diejenige epische Poesie, deren abschließende Werke endlich auf die Nachwelt gekommen sind.

Das ist eine ähnliche Ansicht wie die, zu der wir durch Analyse des epischen Dialektes, der Überlieferung und Umbildung von Sagenstoffen gelangt sind. Nur freilich ein großer Unterschied. Da die Träger der minoischen Kultur — die man sich gewöhnt hat mit der mykenischen als Einheit zu denken — nicht Griechen waren [7]), so könnte auch ihr Heldengesang kein griechischer gewesen, sondern müßte in jener Sprache geschaffen worden sein, in der die noch unentzifferten hieroglyphischen Inschriften der kretischen Paläste abgefaßt sind. Evans zieht diesen Schluß mit aller Bestimmtheit: das von ihm vorausgesetzte Epos nennt er *the product of that older non-Hellenic race* (p. 293); ein andermal heißt es *an earlier Minoan epic taken over into Greek* (p. 288). Diese Übernahme sei durch die äußeren Verhältnisse begünstigt worden. Die arkadischen Auswanderer, die im XI. Jahrhdt. nach Kypros zogen, hätten dorthin eine Religion mitgebracht, die stark minoisch beeinflußt war (p. 283 f.). Daraus müsse man schließen, daß vorher eine herrschende mykenisch-minoische Bevölkerung und eine unterdrückte griechische längere Zeit zusammen gelebt hatten, jedenfalls in Arkadien und im östlichen Kreta, doch auch sonst im Peloponnes und in anderen Teilen Griechenlands (p. 286 f.). Diese Verbindung habe einen zweisprachigen Übergangszustand (*a bilingual stage*) ergeben, der den geistigen Austausch erleichterte (p. 287. 293). Aber es sei eben ein Übergang gewesen; denn indem immer neue Scharen griechischer Stammgenossen von Nordwesten her-

7) Das wird heute nahezu einstimmig angenommen. Evans hält sie für Verwandte der Karer (p. 279), und dieser Vermutung haben sich andre angeschlossen; Dörpfeld glaubt, sie seien phönizischer Herkunft. Rodenwaldt in den lehrreichen Schlußbemerkungen seines Aufsatzes über »die kunstgeschichtliche Stellung der Malerei von Tiryns« scheidet Kreta und das Festland. In den Bildwerken und Bauwerken des mykenischen Bereiches weist er innere Widersprüche — zwischen primitiven und reifentwickelten Elementen — nach, aus denen er folgert, daß »eine von der kretischen verschiedene fest»ländische Bevölkerung auf Grund uns unbekannter politischer Vorgänge friedlicher oder »kriegerischer Art die kretische Kultur fertig übernommen« habe, und von andrer Seite leitet er die Erkenntnis her, daß die Träger dieser festländisch-mykenischen Kultur Griechen gewesen seien (Tiryns. Die Ergebnisse der Ausgrabungen usw. II [1912] S. 203 f.). Jene Mischung innerhalb der tirynthisch-mykenischen Kunst ist derjenigen ähnlich, die wir aus der epischen Poesie kennen; und der daraus gezogene Schluß über Mischung der Völker berührt sich nahe mit der Theorie von Chadwick über das heroische Zeitalter, auf die wir nachher eingehen werden. Für die Vergleichung mit den Verhältnissen des Epos würde Rodenwaldts einleuchtender Gedanke erst dann recht fruchtbar werden, wenn es gelänge ein einigermaßen volles Bild derjenigen Zustände herauszuarbeiten, die der aus Kreta kommende Kulturstrom gerade in Thessalien geschaffen hatte. Vgl. Anm. 9.

eindrangen, habe sich das Verhältnis in der Mischung allmählich verschoben: die Griechen hätten die Oberhand gewonnen, auch mit ihrer Sprache (vgl. Hdt. VII, 171); und wie sie sich überhaupt die materiellen und geistigen Güter des älteren Kulturvolkes angeeignet hätten, so auch dessen epische Dichtung, die sie zu dem Zweck in ihre eigene Sprache übertrugen (p. 286. 293 f.). — Solche Kombination ist nicht mit dem Einwand abgetan, daß sie neu und allzu kühn sei; es liegt ihr doch ein gesunder Gedanke zu Grunde. Diesem aber konkrete Gestalt zu geben bietet den natürlichsten Anhalt diejenige Zweistämmigkeit und Zweisprachigkeit, die wir in der Geschichte des griechischen Epos tatsächlich haben und in ihrer Auswirkung verfolgen können: der äolisch sprechenden Achäer und der Ionier. Evans hat von diesem Verhältnis und aller seit Jahrzehnten darauf gewendeten Forschung überhaupt nicht Notiz genommen; könnte er sich entschließen es noch zu tun, so würde er bald vielleicht selber wünschen, seine Hypothese in entsprechendem Sinne umzubilden. Ein Meister des Ausgrabens brächte doch als feste Gewohnheit den Grundsatz mit, daß man vorsichtig zu Werke gehen und sich an die ältesten Bestandteile allmählich heranarbeiten muß. Wenn wir für Homer Anknüpfung suchen in einem vorgriechischen Epos, so müssen wir ihn selber nicht kurzweg als Einheit nehmen, vielmehr in seinem Werk erst jüngere und ältere Schichten sondern, indem wir, wie in Sprache und Sagengehalt, so in den poetischen Kunstmitteln, und dem Gebrauche der von ihnen gemacht wird, einer Entwicklung nachspüren. Hat sich dann herausgestellt, welche Ausdrucksformen und Darstellungsweisen innerhalb des griechischen Epos die ursprünglichen sind, so müssen wir diese daraufhin ansehen, ob sie den Eindruck machen, als fertige aus einer schon gereiften Kunst ins Griechische übersetzt, oder den, durch poetische Urschöpfung entstanden zu sein. Nur auf diesem Wege könnte endlich daran gegangen werden, für Evans' Theorie einer fremdsprachigen Vorstufe der griechischen Heldendichtung positive Anhaltspunkte zu gewinnen.

Was er selbst, an der Stelle wo der Beweis stehen müßte, geltend macht, ist nur eine negative Erwägung. Er spricht (p. 289) von minoischen Kunstwerken, besonders den Resten eines Mosaikbildes in Knossos, deren Gegenstände mit den friedlichen wie kriegerischen Szenen auf dem Schilde des Achilleus verwandt seien, und bestimmt ihr Alter: *some five centuries before the Homeric poems took shape.* Diesmal heißt es nur *took shape*, nicht (wie oben S. 301) »ihre endgültige Gestalt«. Dazu stimmt es einigermaßen, daß uns die Zeit, der Evans jene Bildwerke zuweist, Ende der mittelminoischen oder erster Anfang der spätminoischen Periode, bis in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr.

führt[8]). Wenn es zu einer so frühen Zeit, so argumentiert er, im Peloponnes überhaupt schon Griechen gab, so müssen sie ganz im Hintergrunde gestanden haben; sicher hatten sie keinen Zutritt zum Inneren der Paläste von Tiryns und Mykene, wo sie jene Kunstwerke selber hätten sehen können, von denen die homerische Poesie uns doch eine Kenntnis verrät. Irgendwie muß also die Bekanntschaft vermittelt gewesen sein. Und das wäre dann eben der Platz für das vorgriechische Epos, aus dem die Anfänge des griechischen eine Übersetzung gewesen oder Übersetzung enthalten hätten. — Bei aller Anerkennung für den Scharfsinn dieser Deduktion, sie ist doch in ihren Grundlagen gar zu unsicher und in ihrem Resultate nicht so einleuchtend, daß wir nicht versuchen sollten den Zusammenhang auf andre Art herzustellen.

Knospendes und Gereiftes bei Homer: diese Mischung wird uns sonst noch beschäftigen. Für jetzt steht, wenn wir von allen Einzelheiten absehen, die Frage so: wie konnten Pracht und Fülle einer Jahrhunderte alten Kultur dem Bilde die Farben geben, das die primitive Dichtkunst eines anderen Volkes von der eigenen Frühzeit ausgemalt hat? Dieses Bild ist ja in seinen Grundzügen nicht in Ionien entstanden sondern aus dem Mutterlande mit herübergebracht und war dort von den Schöpfern des äolischen Heldengesanges aufgenommen, der unsrer Ilias weit vorausliegt. In Thessalien muß das geschehen sein, so daß wir von den Anhaltspunkten, die der Peloponnes bietet, keinen Gebrauch machen dürfen. Allerdings scheint es zweifelhaft, ob Thessalien in den eigentlich minoischen Lebenskreis mit hineingehört[9]); daß es aber die Heimat einer sehr alten, wo nicht vorgriechischen doch vordorischen Kultur gewesen ist, darüber kann nicht gestritten werden. Dafür zeugt allein schon die Tatsache, daß die dorischen Eroberer hier den Dialekt der Einwohner, die sie vorfanden und unterwarfen, angenommen haben (s. oben S. 226). Mit der Sprache zugleich traten sie in den Genuß aller Kulturgüter, ma-

8) Genaue Erörterung der Chronologie gab Fimmen in seiner 1909 erschienenen Dissertation »Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur«, und dann wieder in seinem nachgelassenen Werke, in das die Dissertation als zweiter Hauptabschnitt aufgegangen ist, »Die kretisch-mykenische Kultur« (1921). Dort S. 210f. eine synchronistische Tabelle. Etwas abweichend Beloch GrG.[2] I 2 (1913) Kap. XI: »Die Chronologie der minoisch-mykenischen Zeit«, wo das Ergebnis ebenfalls in einer Tabelle (S. 129) zusammengefaßt ist. Vgl. die folgende Anm. 9) Thessalien, Böotien, Phokis sind »von der minoischen Kultur, wenn wir von Orchomenos absehen, nur oberflächlich berührt worden, und erst seit der zweiten spätminoischen Periode, also dem XV. Jahrhdt.«: so schreibt Beloch GrG.[2] I 2, S. 130. Fimmen (KMK. 1. 89) glaubt zwar, auch Thessalien »mit voller Sicherheit dem mykenischen Kulturgebiet zuschreiben zu müssen«, nimmt aber vier durch eigene Keramik unterschiedene Kulturprovinzen an, von denen »die nördlichste in der ältesten für uns »erkennbaren Zeit das Kephissosgebiet noch mit umfaßt, aber bald bis an den Othrys zu»rückgedrängt wird und in Thessalien eine reiche Sonderentwicklung entfaltet«.

terieller wie geistiger, deren sich die ältere Bevölkerung schon erfreute; ähnlich ging es ihrer Zeit den Franken in Gallien, den Nordmannen in Frankreich. Und durch solche Mischung verschiedener Volkselemente, eines älteren, hoch entwickelten, schon im Nachlassen der physischen Kraft begriffenen mit einem jugendlichen, unverbrauchten, empfänglichen, wurde gerade der Boden geschaffen, aus dem eine Heldendichtung erwachsen konnte. Dafür gibt es eine lehrreiche Analogie, die Chadwick in seinem mehrfach (zuerst S. 163) erwähnten Buche verwertet hat, um das »heroische Zeitalter« als geschichtliches Phänomen seinem Wesen nach zu begreifen.

Seit Beginn der Kaiserzeit brandeten jugendstarke Völker an die Grenzen des alternden Römerreiches. Zu den Mitteln, durch die sich dieses gegen den Ansturm zu sichern suchte, gehörte es, daß Söhne von Fürsten zeitweise als Geiseln festgehalten, Scharen von Kriegern gegen Sold in den Dienst des römischen Heeres genommen wurden. Beides wirkte dazu (Chadw. 444 ff.), neue Anschauungen und Gewohnheiten den frischen Völkern zuzuführen. Als diese sich dann in den Jahrhunderten der Wanderung auf dem Boden des Reiches festsetzten und zur Dauer einrichteten, gerieten sie vollends unter den Einfluß der überlieferten Zivilisation. Daß in solcher Zeit mancher fromme Brauch abgetan wurde, daß in auswärtigem Söldnerdienst das Gefühl der Stammesgemeinschaft sich abschwächen mußte, versteht man ohne weiteres. So ist der geistige Charakter des germanischen Heldenalters, mit seinem Hervortreten der Einzelpersönlichkeit und des persönlichen Gefolgschaftswesens, entstanden. Und bei den Serben war es ebenso: auch hier eine jugendliche Nation in Berührung mit einem hochkultivierten, doch sinkenden Reiche, dem oströmischen, und den Einflüssen von dorther Generationen hindurch ausgesetzt. Auf die Genauigkeit, womit der englische Gelehrte entsprechende Einzelzüge im Bereiche des Griechischen aufsucht und zu finden meint, gehe ich nicht ein; ob seine Gleichsetzung der Achäer mit den Akaiuasha ägyptischer Urkunden Stich hält, so daß wir hier den auswärtigen Söldnerdienst hätten, der in das Bild passen würde, mögen Kundige beurteilen (vgl. oben S. 283). Der Grundgedanke jedoch scheint mir richtig und folgenreich: daß die charakteristischen Eigenschaften eines »heroischen Zeitalters« auf der Mischung entgegengesetzter Elemente beruhen, in der die schon sinkende Kultur eines gealterten Volkes und die urwüchsige Kraft eines neuen sich gegenseitig durchdrangen (vgl. Anm. 7).

Darf man dann aber sagen, daß es die mykenisch-minoische Kultur sei, die im homerischen Epos abgebildet fortlebt? Auch wenn wir eine etwaige Sonderstellung Thessaliens und ebenso die Frage außer acht

lassen, ob die Gleichheit zwischen der mykenischen und der seit nun etwa zwanzig Jahren entdeckten kretischen Kunst und Lebensgestaltung wirklich so vollkommen war, wie es der gemeinsamen Benennung entsprechen müßte, so bliebe doch eine chronologische Schwierigkeit. Die Ereignisse, durch die der Anstoß zur Bildung der troischen Sage gegeben wurde, haben wir um 1200 v. Chr. angesetzt (oben S. 236). Damals hatte, nach dem Urteil der Sachkenner, die dritte der spätminoischen Perioden mindestens schon lange begonnen; ob sie auch bereits ihr Ende erreicht hatte, darüber wird gestritten[10]. Auf der anderen Seite werden wir den Abstand zwischen den Kämpfen um Hissarlik und der Zeit, da die Hauptteile unsrer Ilias in ihrer konventionell gewordenen Kunstsprache gedichtet worden, mit 400 Jahren sicher nicht zu groß annehmen (Genaueres darüber in Buch IV). Ist es nun glaublich, daß ein ursprünglich einmal in die Dichtung eingegangenes Kulturbild durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch unverändert festgehalten worden sei? nicht viel wahrscheinlicher, daß diese Jahrhunderte — innerhalb deren der Heldengesang von den Äolern auf die Ionier übergegangen, der Sprechvers und die Form des zusammenhängenden Epos geschaffen worden sind — ein Bild ihrer eigenen Zustände der Phantasie und durch sie den Schöpfungen der Dichter eingeprägt haben?

Auf solche Fragen gibt entschlossene Antwort Frederik Poulsen in seinem Buche »Der Orient und die frühgriechische Kunst« (1912), dessen letztes Kapitel »die Denkmäler und die homerischen Gedichte« behandelt. Im Gegensatze zu Reichel und anderen, die innerhalb der mykenisch-kretischen Kultur alle Vorbilder der homerischen Schilderung suchten, erklärt er diese Schilderung und jene Denkmälerwelt für unvereinbar (S. 169). Statt dessen faßt er die führende Stellung ins Auge, die nach der minoischen Zeit mehrere Jahrhunderte hindurch die Phönizier im östlichen Mittelmeer eingenommen haben, und findet hier eine wichtige Beziehung (S. 170): Ganz wie in den griechischen Gräber- und Tempelfunden des IX. und VIII. Jahrhdts. trete auch in den homerischen Gedichten überall die Bedeutung phönizischer Kunst und Kunstindustrie hervor. Besonders gelte dies von Metallgegenständen (δ 615 ff. Ψ 141 ff. θ 460). »Auch mit der θαλασσοκρατία der alten Kreter läßt sich die Charakteristik der Phöniker, die ο 415 ff. gegeben wird, ebensowenig ver-

10) Fimmen (zuletzt KMK. 143. 210 f.) setzt das Ende dieser Periode und damit des minoischen Stiles überhaupt um 1250. Dem widerspricht Beloch (GrG.² I 2 S. 129 f.): »denn wir erhielten so, zwischen der minoischen und der Dipylonzeit, ein Vakuum von mehreren Jahrhunderten, das durch keine Denkmäler ausgefüllt würde«. Die Dipylonkunst beginnt (auch nach Beloch I 1 S. 268) mit dem IX. Jahrhdt.

einigen wie mit der ersten Blütenzeit der ionischen Handelsstädte im VII. Jahrhdt.« Homer versetze uns eben, meint Poulsen, in die Zwischenzeit zwischen minoischer und ionischer Kulturblüte. In dieser Periode hätten auch die Völker Kleinasiens auf die griechische Kunst Einfluß geübt. Und diese Strömung habe »in der homerischen Dichtung wenigstens eine Spur hinterlassen, in dem Gleichnis Δ 141 mit der mäonischen oder karischen Frau, welche wunderbar das Elfenbein zu färben versteht« (S. 174). Ausdrücke wie βαθύκολπος, βαθύζωνος würden illustriert durch eine im Artemision in Ephesos gefundene Statuette einer Priesterin (Abb. 113/4 bei Poulsen), deren Gewand, emporgezogen, über den Gürtel herabhängt; nirgends gebe es ähnliches in der mykenischen Kunst. »Wo findet man ferner an den mykenischen Krinolinen-»röcken Schleppen, die die homerischen Epitheta τανύπεπλοι und »ἑλκεσίπεπλοι erklären? Dagegen tragen die Frauen der Dipylonvasen »und der frühgriechischen Kunst wie die der hittitischen Reliefs oft »lange Schleppgewänder« (S. 177). Ferner die Haarflechten, die von Hera an bis zu den Dienstmägden (Ξ 176. ζ 198) die homerischen Frauen tragen, sind ein unmykenischer Zug; die mykenischen Frauen mit ihren frei wallenden Haaren könnte niemand ἐυπλόκαμοι, καλλιπλόκαμοι nennen (S. 178). Durch Vergleichung von Werken griechischer Kleinkunst stellt Poulsen fest, daß die syrische Haarmode der langen Flechten im IX. und VIII. Jahrhdt. »über ganz Hellas verbreitet war«. Er sieht darin eine besonders einleuchtende Bestätigung seiner Ansicht: »daß die homerischen Gedichte in einem kleinasiatischen, orientalisch beeinflußten Milieu des IX.—VIII. Jahrhdts. entstanden seien« (S. 183).

Gegen die Zuversicht dieser Folgerung hätte zum Teil schon das eigene Beweismaterial bedenklich machen können. Den Kopfschmuck der στεφάνη (Σ 597), den das Beiwort ἐυστέφανος hervorhebt, der nach T 99 einige Ähnlichkeit mit der Ringmauer einer Stadt gehabt haben muß, erkennt man bei Elfenbeinfiguren aus dem assyrischen Königspalast in Nimrod wie an solchen aus Sparta und Rhodos. Das stimmt zu Poulsens Theorie; aber er selbst erinnert daran (S. 179), daß es auch in der mykenischen Zeit ähnliche Haarreife gegeben hat. In den Szenen auf dem Schilde des Achilleus findet er, auf Grund der Vergleichung mit Resten von Werken bildender Kunst, mykenische und phönizische Elemente gemischt (S. 172f.). Dasselbe Verhältnis scheint mir, im kleinsten Maßstabe, bei dem Schmuckstück vorzuliegen, das Penelope ihrem Gemahl bei der Ausfahrt nach Troja mitgegeben hatte (τ 227 ff.). Fibeln sind in der mykenischen Periode spät aufgekommen und noch nicht in künstlerisch ausgebildeter Form; so könnte es richtig sein (Pls. 177), daß die Beschreibung in τ durch Arbeiten späterer Zeit —

Poulsen denkt an das VII. Jahrhdt. — angeregt wäre. Der abgebildete Gegenstand aber, ein Hund, der ein Hirchkalb gepackt hat, zeigt auffallende Ähnlichkeit mit der Darstellung auf einem geschnittenen Steine von Kreta, den Evans (JHSt. 32 [1912] S. 293) als Beleg dafür beibringt, wie homerische Phantasie durch mykenische Kunst befruchtet war. Auch er wird recht haben: in dem empfänglichen und gestaltenden Geiste des Dichters haben sich Eindrücke von Werken verschiedenen Alters und Ursprungs miteinander verbunden.

Dergleichen Einzelbeobachtungen bestätigen nur, was mit grundsätzlicher Erwägung im voraus erkannt werden konnte: daß es nicht angeht, die Frage nach dem Charakter der »homerischen Kultur« auf ein Entweder — Oder zu stellen. Sie ist weder einfach ionisch noch gar schlechthin phönizisch noch auch rein mykenisch-minoisch, vielmehr aus allen diesen Elementen gemischt, nicht nach irgend einem Plane, sondern in geschichtlicher Entwickelung. Daß die Ritterzeit der Argeer und Achäer, bei denen in Thessalien der Heldengesang erwachte, diesem zugleich mit Sprache und Sagenstoff auch ein Kulturbild mitgab, war ebenso natürlich, wie es unnatürlich sein würde, wenn dieses Bild durch Generationen und Jahrhunderte bei anders lebenden, anders redenden Menschen unberührt geblieben wäre. Wie das Quellwasser, das unterirdisch sich sammelt, von den Gesteinsarten, die es durchsickert, Bestandteile und Geschmack annimmt, so die Dichtung von den Landschaften, den Stämmen, die nacheinander an ihr sich erfreut, an ihr geschaffen haben. In seiner für Sprache und Stil schöpferischen Frühzeit hatte das Epos sicher jene Naivetät besessen, Ereignisse und Menschen, von denen es als vergangenen erzählte, schlankweg in das eigne Kostüm einzukleiden. Im Laufe der Zeit aber änderten sich die Zustände der Wirklichkeit, von denen Sänger und Zuhörer umgeben waren, und so entstand Widerspruch, wo Einklang gewesen war. Die herkömmlichen Vorstellungen von Wohnung und Bekleidung, Kampf und Spiel, Opfern und Mahlzeiten zu verlassen, war die Poesie in den Perioden des Weiterbildens, des Nachahmens, zuletzt des Sammelns nicht mehr imstande; denn diese Vorstellungen waren unlösbar verwachsen mit der altbewährten Darstellungs- und Ausdrucksweise, die jedem neuen Zunftgenossen von Anfang an ein bequemes Werkzeug in die Hand gab. Je geläufiger die überlieferten Formen geworden waren, desto leichter konnte es gelingen eine Fülle von neuem Inhalt in sie zu fassen. Dabei blieben der Sinn für Beobachtung und die Kraft des Aussprechens allzeit lebendig, um, wenn auch nicht ein von Grund aus neues Weltbild hervorzubringen, doch von charakteristischen Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben frischen Eindruck

zu empfangen und sie auf eigne Art darzustellen. Wer heute aus den Schilderungen und Andeutungen, die Homer gibt, die Stufe der Kulturentwicklung, auf der er und seine Zuhörer gestanden haben, erkennen will, darf weder den altertümlichen Hintergrund der von früheren Geschlechtern ererbten Sagen, noch die Spuren, in denen sich die späte Zeit der fortsetzenden und abschließenden Dichter verrät, ignorieren; sondern er muß — eine Aufgabe, die Wilamowitz schon vor mehr als einem Menschenalter bezeichnet hat (HU. 416f.) — den »epischen Nachlaß« daraufhin durcharbeiten, wie in ihm »überlieferte Züge und solche, die unwillkürlich aus dem Leben der Gegenwart eingedrungen sind«, nebeneinander stehen[11a]).

Denken wir uns einmal diese Aufgabe gelöst, so könnten wir in der Art, wie die Anzeichen älterer und jüngerer Kultur in der Mischung, die das Epos darbietet, verteilt sind, ein neues Hilfsmittel haben, um das relative Alter einzelner Gesänge oder Gesangstücke zu erkennen; ganz analog dem Maßstabe, den für den gleichen Zweck die Sonderung äolischer und ionischer, überhaupt altertümlicher und moderner Sprachformen bot. Allerdings mußte dort die Hoffnung aufgegeben werden, Erzeugnisse früherer Entwicklungsstufen in glatt auslösbaren Stücken abzugrenzen; so werden wir hier gut tun uns im voraus zu bescheiden. Die Methode, der wir folgen wollen, ist grundsätzlich unbestreitbar[11b]); wieweit sie uns aber zum Ziele hin führt, hängt von Verhältnissen ab, die für jeden Fall besonders geprüft werden müssen[11c]).

11a) Auf den Anspruch, diese Forderung zu erfüllen, verzichtete Seymour in seinem aus inniger Vertrautheit mit Homer hervorgegangenen Werke »Life in the Homeric Age« (1907), während Andrew Lang, »Homer and his Age« (1906), die Forderung ablehnen zu können meint. Beide Bücher bieten also nicht eine wissenschaftliche Bearbeitung des Problems der homerischen Kultur. An Lang übte sehr berechtigte Kritik Burrows, Classical Review 21 (1907) p. 139f.; über Seymour vgl. meine Anzeige NJb. 21 (1908) S. 574f. Durchaus zutreffend urteilt über Notwendigkeit und Möglichkeit kulturgeschichtlicher Analyse Croiset in einem lesenswerten Aufsatz »La Question homérique au debut du XX. siècle«, Rev. des deux mondes 41 (1907), p. 614f. 11b) Das bedeutet nicht: unbestritten. Vgl. nachher (S. 317) Polak und E(mil) Belzner, Homerische Probleme, I: Die kulturellen Verhältnisse der Odysee als kritische Instanz, 1912. Dazu meine Erwiderung BphW. 1913 Nr. 50. Im einzelnen werden wir bei der Frage der ἕδνα auf eine Ansicht Belzners Bezug zu nehmen haben. 11c) Das wird gar zu leicht verkannt. Ein so vortrefflich gedachter Plan wie der von Louis Erhardt (Die Entstehung der homerischen Gedichte, 1894), bei Homer einer Entwicklung der politischen Verhältnisse nachzuspüren und im Zusammenhange damit ältere und jüngere Bestandteile der Dichtung zu sondern, hat schließlich nur dazu geführt, daß die vorhandenen auf Kompositionskritik gegründeten Hypothesen über den Aufbau der Ilias um eine neue vermehrt sind. Vgl. meine Besprechung seines Buches Preuß. Jahrb. 75 (1894) S. 166ff. und, mittelbar

I. Das Fortwirken minoischer Elemente in fast allen Zweigen des späteren griechischen Kulturlebens könnte, meint Evans (JHSt. 32 S. 294), zum Teil auch durch schriftliche Überlieferung vermittelt sein; wir wüßten ja jetzt, daß es in spät-minoischer Zeit ein ausgebildetes Schriftsystem gegeben habe. Zu dieser Vermutung stimmt es nicht, wenn Evans selbst, wie wir gesehen haben, überzeugt ist, daß die in dieser Schrift gemachten Aufzeichnungen nicht in griechischer oder einer der griechischen verwandten Sprache abgefaßt seien[12]). Es scheint, daß er sich an dieser Stelle von dem Irrtum nicht ganz frei gehalten hat, dem andere prinzipiell verfallen sind (oben S. 128f.), auf Grund des bloßen Vorhandenseins der Schrift anzunehmen, daß sogleich auch jedwede Anwendung derselben möglich und üblich gewesen sei. Gerade er hat doch sonst stark betont, daß nur Dichtung die Form geboten habe, in der Erinnerungen der Frühzeit aufbewahrt werden konnten (s. oben S. 301f.). Nur Dichtung, das heißt, fügen wir hinzu: nicht Prosa. Wenn Finsler (Herm. 41 [1906] S. 433. 435) für die Zeit, in der die Ilias entstand, »überlieferte Prosaerzählung« für denkbar hielt, so habe ich das seinerzeit als Tatsache verzeichnet und nur hinzugefügt, diese Vorstellung stehe zu allem in Widerspruch, was wir seit Hamann und Herder von der ältesten Geschichte des menschlichen Denkens zu erkennen meinten. Man hat mir eingewandt, das sei keine Widerlegung. Freilich nicht; aber eine solche könnte erst stattfinden, wenn von der andren Seite ein Beweis oder doch eine Begründung versucht wäre. Es müßte gezeigt werden, inwiefern der Tatbestand in den ältesten erhaltenen Literaturwerken so beschaffen ist, daß er sich durch die neue Hypothese besser als durch die bisherige erklären ließe. Dies aber dürfte schwer halten. Geht man von Herodot rückwärts zu Homer, so bewegt man sich auf den Bahnen einer verständlichen Entwicklung; herausgeschleudert fühlt man sich durch den Gedanken, daß vor Homer oder auch nur neben ihm eine Weitergabe von Erzählungen in prosaischer Form gepflegt worden wäre. Auch Bethe, der die Odyssee »aus dem in gemütlicher Prosa erzählten Märchen« herstammen läßt und sich dafür auf den Unterschied ihres Stiles von dem der Ilias beruft, lehnt für die Heldensage eine entsprechende

eine Entgegnung, seine Anzeige der ersten Auflage der »Grundfragen«, ebenda (1895) S. 149ff. 12) Evans a. a. O. 278. Meines Wissens ist das die herrschende Ansicht. Wäre sie das aber auch nicht, sie ist jedenfalls bisher nicht widerlegt, was doch nur durch Entzifferung und griechische Deutung der kretischen Hieroglyphen geschehen könnte. Solange die nicht gelungen ist, bleibt es eine etwas vorschnelle Äußerung von Karo, zu der er sich heute vielleicht selber nicht mehr bekennt, daß die »achäischen Paläste von Knosos und Phaistos« durch die Bilderschrift des zweiten Jahrtausends v. Chr., von der sie so reiche Proben bewahrt haben, die »Fabel des 'schriftlosen' homerischen Zeitalters entgiltig zerstört« hätten (Archiv für Religionswiss. 1 [1901] S. 117).

Vorstellung ausdrücklich ab; auch bei Germanen, Franzosen, Serben, Russen, Karakirgisen sei die Heldensage, »so weit wir sehen, stets in gebundener Rede vorgetragen« worden[13]). Dies war die natürliche Form für zusammenhängende mündliche Überlieferung.

Zu solchen Anschauungen stimmt die Tatsache, daß in Ilias und Odyssee zusammen das Schreiben nur einmal erwähnt wird; denn die Zeichen, mit denen in H (175. 187 ff.) die Helden ihre Lose kenntlich machen, brauchen keine Schriftzeichen gewesen zu sein. Auch die σήματα λυγρά, die Proitos dem Bellerophontes, γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ θυμοφθόρα πολλά, zur Bestellung an den König von Lykien mitgibt, hat man früher so erklären wollen, daß dabei nicht an wirkliche Schrift gedacht sei (Z 168 f.). Jetzt ist wohl schon lange und allgemein zugegeben, daß es sich hier um einen wirklichen Brief handelt; in den Ausdrücken, mit denen der Dichter beschreibt, was in der zusammengelegten Tafel stand, meint man noch zu empfinden, wie ihm solche Kunst etwas Neues, Unheimliches ist. Wenn sie sonst bei Homer nirgends vorkommt, so ergab sich das eben aus dem allgemeinen Verhältnis, das wir uns klar gemacht haben. Poulsen meint, es passe »vorzüglich auf das Interregnum zwischen der minoischen und der Aufnahme und Umbildung der phöni-[illegible]n Schrift« (Der Orient u. d. frühgriech. Kunst S. 181). Dabei [illegible] denn auch er vorauszusetzen, worin wir ihm bis auf weiteres [illegible]n können, daß die Sprache in den kretischen Inschriften die [illegible]e sei. Treffend weist er darauf hin, daß Herodots Angabe [illegible], die griechische Schrift sei von den Phöniziern entlehnt, durch [illegible]schreitende wissenschaftliche Erkenntnis nur bestätigt worden ist; in [illegible]en Verwünschungen von Teos (GDI. 56 32) heißen die Buchstaben φοινικήια. Für die vorhergehende Zeit aber ist der Ausdruck »Interregnum« in diesem Falle nicht glücklich gewählt. Denn nichts spricht dafür, daß es in Thessalien bei den Vorfahren der Trojakämpfer schon irgendwie eine Kunst des Schreibens gegeben habe.

Die Geschichte von Bellerophontes ist allerdings inhaltlich alt; aber nicht von Anfang an braucht der Urias-Brief in ihr eine Rolle gespielt zu haben. Wenn Robert recht hat, daß der Kampf mit der Chimära nach ursprünglicher Sage im Peloponnes stattgefunden hatte und nachträglich erst nach Lykien versetzt worden ist (oben S. 247), so würde die Erfindung des Briefes dem zuzuschreiben sein, der diese Verlegung vorgenommen hat. Daß es gerade der Gesang Z ist, in dem dieser moderne Zug sich bemerkbar macht, wollen wir im Sinne behalten.

II. Über das Verhältnis von Bronze und Eisen gibt es eine umfang-

13) Bethe Hom. I 33. 40. Was er (S. 43) über eine abweichende Erscheinung im alten Irland aus Zimmer anführt, bin ich nicht in der Lage zu prüfen.

reiche Literatur. Grundlegend war eine ältere Untersuchung von Beloch, deren Resultat er dann in seine »Griechische Geschichte« aufnahm[14]). Es ergab sich ihm, daß Eisen bei Homer nur in der Odyssee und in den spätesten Gesängen der Ilias relativ häufig erwähnt wird[15]); wo es in den älteren Liedern der Ilias vorkommt, schienen das fast durchweg Stellen zu sein, die nicht zu der ursprünglichen Fassung gehören. Diesen auf den ersten Blick einleuchtenden Gedanken hat Helbig in der Hauptsache zu dem seinen gemacht und beschreibt danach, wie »die Dichter im »großen und ganzen an dem in den älteren Liedern vorgebildeten poe»tischen Apparate festhielten«, also weiter von ehernen Schwertern und Beilen erzählten, und »nur in einzelnen Fällen ihnen Züge entschlüpften, »welche durch die fortgeschrittnere Entwicklung ihrer eigenen Zeit be»stimmt waren«. Widerspruch erhob Ferdinand Dümmler (Athen. Mitteil. 13 [1888] S. 299): Bei der Häufigkeit des Eisens an allen älteren Sitzen der Griechen müsse »die Frage aufgeworfen werden, ob die im Epos geschilderten Zustände ursprüngliche sind«. Da das Epos »wesentlich höfisch« sei, so hielt er es »für sehr möglich, daß die Bevorzugung »der bronzenen Waffen eher ein durch orientalischen Einfluß verursachter »Rückschritt als ein älterer Kulturzustand ist. Rückschlüsse aus dem »Gebrauch der Metalle auf das relative Alter einzelner Teile des Er seien »daher unstatthaft«. — Aber wie soll man sich jenen Rück vorstellen? Griffen die Leute wirklich wieder zu dem älteren M entschlossen sich bloß die Dichter in ihrer Schilderung veraltete zu erneuern? Dümmler hat hierüber nichts gesagt, auch nicht v ein allmähliches Wiedereindringen der Bronze in Inhalt und Sprac brauch der Epen nachzuweisen. Wäre er auf diesen Punkt eingegangen, so würde er selbst erkannt haben, wie offenkundig der Tatbestand dafür zeugt, daß auch in der Dichtung — ebenso wie in der Wirklichkeit — Eisen das jüngere Metall ist. Daß in den bei Hesiod erhaltenen Mythen das eiserne Zeitalter auf das eherne folgt (ἔργα 151), ist doch auch kein Zufall.

Was sonst gegen Beloch eingewandt worden ist, kann heut übergangen werden. Nur darin hatte er über das Ziel hinausgeschossen, daß er innerhalb derjenigen Teile der Ilias, die er zu den älteren rechnete, das Vorkommen des Eisens in einzelnen Versen (z. B. Δ 123. Σ 34) durch Athetese beseitigen wollte. Von diesem Verfahren ist er nun aber zurückge-

14) Beloch, Rivista di Filologia II (1873) S. 42ff.; GrG. I (1893) S. 80f. Dazu vgl. Helbig HED.[2] S. 329ff. sowie, anknüpfend an meine Behandlung in der ersten Auflage des vorliegenden Buches, Herm. 32 (1897) S. 86ff. 15) Nach Belochs Statistik (GrG.[2] I 2 S. 112) stehen in der Ilias 23 Erwähnungen des Eisens neben 329 der Bronze, in der Odyssee 25 neben 103; die Prozentsätze sind also 7 und 24,5.

kommen und nimmt in seiner neuesten Behandlung des Gegenstandes einen etwas geänderten Standpunkt ein: »Das Eisen bei Homer« (GrG. I² 2 [1913] Kap. X). Er konstatiert (S. 119 f.), daß von den Erwähnungen des Eisens in der Ilias die Hälfte auf die Bücher Η Κ Ψ Ω kommt, »die ohne Frage zu den jüngsten Stücken dieses ganzen Epos gehören«. In den Büchern Α Β Γ Μ Ν Ξ Ο Π Τ Φ komme das Eisen überhaupt nicht vor. Die Erwähnungen in den übrigen Büchern ließen sich zum Teil aus dem Text herausschneiden oder doch die Partien, in denen sie stehen, als jüngere Zusätze ansehen; aber von diesen Möglichkeiten dürfe man keinen Gebrauch machen. Denn nach dem, was die Denkmäler gelehrt hätten, seien auch die ältesten Teile der Ilias nicht mehr in die mykenische Zeit heraufzurücken. Das ist vollkommen richtig[16]). Aber nicht minder das, was nachher folgt: »Wenn die zahlreichen Erwähnungen der Bronze »für die Entstehung der Odyssee und Ilias in der Bronzezeit nicht das »Geringste beweisen, so geben sie dafür den unwiderleglichen Beweis, »daß der epische Stil sich in der Bronzezeit ausgebildet hat; denn nur »damals können die Formeln geprägt worden sein, die auf bronzene An»griffswaffen und Werkzeuge bezug haben«. Und zwar, füge ich noch einmal hinzu, nicht zu spät innerhalb der Bronzezeit; denn wenn »erzbeschlagen« oder »mit Erze gespitzt« als Vorzug gerühmt wurde, so muß noch im Bereiche der Erinnerung eine Zeit gelegen haben, wo man dergleichen aus Stein machte (vgl. oben S. 235. 296).

Belochs statistische Untersuchung ist dadurch besonders wertvoll, daß er auch Hesiod und die Hymnen mit hereingezogen hat, wo das Zurücktreten der Bronze dem Eisen gegenüber sich fortsetzt. Wir brauchen nicht zu wiederholen, was exakt und übersichtlich dargelegt ist, und geben unsrerseits, wie in den beiden vorigen Auflagen, eine Gruppierung der 48 Beispiele aus Ilias und Odyssee; auch durch Vergleichung der Art, wie da im einzelnen das Eisen erwähnt ist oder verwendet erscheint, läßt sich etwas lernen.

1. Verhältnismäßig zahlreich sind die Stellen (9), an denen Eisen überhaupt nur als Gegenstand des Besitzes genannt wird, ohne eine bestimmte Vorstellung von der Art wie es verwendet ist. Der Vers χαλκός τε χρυσός τε πολύκμητός τε σίδηρος steht dreimal (Ζ 48. Κ 379. Λ 133), um den Reichtum eines Mannes zu bezeichnen, und in ähnlichem Sinne ξ 324. φ 10. Unter den Kampfpreisen, die Achilleus aussetzt, nennt der Dichter Ψ 612

16) Fimmen KMK. 145: »Das untere Ende der mykenischen Kultur fällt mit der Ver»breitung des Eisens als Material für Werkzeuge und Waffen zusammen«. Ähnlich Beloch GrG.² I 2 S. 127. Die Grenze der beiden Perioden setzt Fimmen um 1250, während Beloch (a. O.) für den Übergang von Eisen zu Bronze am Ägäischen Meere keine bestimmte Zeit angibt. Vgl. oben S. 306.

γυναῖκας ἐυζώνους πολιόν τε σίδηρον; und der gleichen Worte bedient sich I 366 der Held selber, wo er von der Beute spricht, die er mit nach Phthia nehmen werde: Gold, Kupfer, Frauen und Eisen. Als Tauschmittel führt der falsche Mentes α 184 αἴθωνα σίδηρον mit, um dafür Kupfer oder Bronze zu holen; und αἴθωνι σιδήρῳ kaufen H 473 manche Achäer Wein von den Schiffen aus Lemnos. In all diesen Fällen ist natürlich vorausgesetzt, daß das Eisen irgendwie zu Geräten oder Werkzeugen verarbeitet ist, seien es auch nur jene Stifte die später den Namen des griechischen Geldes geliefert haben; aber das Eisengerät bildet kein Glied im Zusammenhange der Handlung.

2. In ähnlicher Weise nur von ferne betrachtet erscheint das Metall da, wo es in übertragenem Sinne angeführt wird, meistens sprichwörtlich zum Ausdruck einer besonderen Festigkeit des Körpers oder der Seele, im ganzen 15 mal. Apollon ruft den Troern zu, sie sollen tapfer auf die Argeer eindringen, ἐπεὶ οὔ σφι λίθος χρὼς οὐδὲ σίδηρος (Δ 510). Eurylochos staunt über die Zähigkeit, mit der Odysseus Mühen und Entbehrungen erträgt: ἦ ῥά νυ σοί γε σιδήρεα πάντα τέτυκται (μ 280). Wie der verkleidete König seiner Gemahlin gegenübersitzt, wird er beinahe zu Tränen gerührt, bezwingt sich aber und seine Augen bleiben starr ὡς εἰ κέρα ἠὲ σίδηρος (τ 211). Nachher die alte Amme verspricht Stillschweigen zu halten ὡς ὅτε τις στερεὴ λίθος ἠὲ σίδηρος (τ 494). Öfter wird das Herz »eisern« genannt: ἦτορ Ω 205. 521. ψ 172, θυμός X 357. ε 191, κραδίη δ 293. Hektor will dem Achilleus entgegengehen, auch wenn er πυρὶ χεῖρας ἔοικε μένος δ' αἴθωνι σιδήρῳ (Y 372). Ein paarmal bieten Erscheinungen der unbeseelten Natur Anlaß zur metaphorischen Anwendung des Wortes: das Feuer wird Ψ 177 als πυρὸς μένος σιδήρεον umschrieben, und von den Freiern heißt es ο 329. ρ 565, daß ihr Übermut σιδήρεον οὐρανὸν ἵκει. Damit verwandt ist die uneigentliche Bedeutung des Adjektivs in den Versen P 424f.: ὣς οἱ μὲν μάρναντο, σιδήρειος δ' ὀρυμαγδὸς χάλκεον οὐρανὸν ἷκε δι' αἰθέρος ἀτρυγέτοιο. Ein Scholiast (*B*) umschreibt »eisern«: ὁ στερεὸς καὶ πολυίσχυρος, und die Neueren sind ihm bis auf einen (V. H. Koch: »das Gesprassel der eisernen Waffen«) alle gefolgt, doch wohl mit Recht. Bemerkenswert ist, wie sich der übertragene Gebrauch bei der Bronze stellt. Da gibt es gegen jene 15 Stellen vom Eisen (7 Il., 8 Od.) nur 4, alle aus der Ilias: χάλκεον ἦτορ B 490, χάλκεος ὕπνος Λ 241, ὄπα χάλκεον Σ 222, χάλκεος οὐρανός P 425; denn αὐγὴ χαλκείη N 341 ist nicht bildlich gemeint, sondern ist der ganz eigentliche Glanz des Erzes κορύθων ἄπο λαμπομενάων. Diese Bevorzugung des Eisens in der bildlichen Redeweise hängt mit der von Arthur Platt beobachteten Tatsache (vgl. oben S. 299) zusammen, daß auch die ausgeführten Gleichnisse bei Homer

nicht aus dem Bereiche des ritterlichen Lebens gegriffen sind, wie es die Helden der Vorzeit geführt hatten, sondern aus den alltäglichen Erfahrungen der Leute bescheidenen Standes, zu denen die ionischen Sänger gehörten. Man erkennt deutllich: das Eisen beschäftigte die Phantasie der Menschen; es war etwas Neues, dessen Besitz man schätzte, dessen Eigenschaften man bewunderte. Von seinem Vorkommen innerhalb der Ereignisse, die erzählt werden, geben die 24 bisher besprochenen Stellen kein Zeugnis.

3. Von ähnlicher Art sind 3 weitere Fälle, wo zwar Geräte oder Konstruktionsteile aus Eisen erwähnt werden, aber solche, die nur in der Vorstellung existieren. Jevons machte mit Recht darauf aufmerksam, daß der Dichter dem Tartaros (Θ 15) ein eisernes Tor geben konnte, ohne bei irgend einem Könige seiner Bekanntschaft ein Burgtor von Eisen gesehen zu haben (JH St. 13 [1892/3] p. 28); von ganz derselben Art ist die eiserne Achse am Wagen der Göttinnen (E 723). Und wenn Athene-Mentes versichert, Odysseus werde nicht mehr lange seinem Vaterlande fern sein, οὐδ' εἴ πέρ ἑ σιδήρεα δέσματ' ἔχῃσιν (α 204), so steht der Name des wunderbar harten Metalles hier ebenso sprichwörtlich wie in den übertragenen Beispielen der vorigen Gruppe; daß man zur Zeit des Dichters von α Ketten aus Eisen hergestellt habe, darf aus seinen Worten noch nicht geschlossen werden.

4. Den Boden der Wirklichkeit betreten wir erst da, wo aus Eisen verfertigte Stücke in der Handlung des Gedichts eine Rolle spielen. Zunächst und überwiegend sind es Werkzeuge, nicht Waffen: das hat schon Helbig (HED.[2] 330 f.) bemerkt. Man könnte geneigt sein zu folgern — wie ich selber einst getan habe —, daß die Griechen Pflug und Axt früher als Schwert und Lanze von Eisen gefertigt hätten. Viel wahrscheinlicher ist doch, daß für die Waffen das altertümliche Metall deshalb festgehalten wurde, weil die Kampfschilderungen, in denen sie vorkommen, aus alter Überlieferung stammten — so urteilt auch Burrows im Schlußkapitel seines Buches über Kreta (S. 216) —, während in den Zügen des gewerblichen Lebens, die ein Dichter von sich aus hinzutat, naturgemäß die eignen Erfahrungen und Anschauungen stärker mitsprachen. Auf dieselbe Weise erklärt sich ein charakteristischer Abstand zwischen der Theogonie (9 mal Bronze, 2 mal Eisen) von den ἔργα (jedes 5 mal). — Wie Achill eine schwere eiserne Scheibe als Preis für den besten Diskoswerfer aussetzt, sagt er (Ψ 832 ff.): wer die bekäme, würde vom entlegenen Landgut aus seinen Hirten oder Pflüger nicht in die Stadt zu schicken brauchen um Eisen zu holen, sondern würde für fünf Jahre daran genug haben. Gleich nachher bezeichnet der Verfasser von Ψ die Beile, die der Sieger im Bogenschuß erhalten soll, kollektiv als ἰόεντα σίδηρον (850). Und

dasselbe Werkzeug ist Δ 485 f. gemeint: τὴν [d. i. αἴγειρον] μέν θ᾽ ἁρματοπηγὸς ἀνὴρ αἴθωνι σιδήρῳ ἐξέταμ᾽, ὄφρα ἴτυν κάμψῃ περικαλλέι δίφρῳ. Dazu stellt sich aus der Odyssee die ganze Reihe der Stellen, an denen die Beile, durch deren Öffnungen man hindurchschießen soll, zusammenfassend σίδηρος genannt werden: τ 587. φ 3. 81. 97. 114. 127. 328. ω 168. 177. Ihnen muß wohl φ 61 f. hinzugefügt werden, wo Penelope die Geräte für den Bogenkampf aus der Kammer hervorholt, τῇ δ᾽ ἄρ᾽ ἅμ᾽ ἀμφίπολοι φέρον ὄγκιον, ἔνθα σίδηρος κεῖτο πολὺς καὶ χαλκός, ἀέθλια τοῖο ἄνακτος, obgleich hier der Ausdruck kaum weniger allgemein ist als in dem oben (unter 1) angeführten Formelverse.

5. Und nun endlich die Waffen. Nicht öfter als 7, im Grunde sogar nur 5 mal sind sie von Eisen, in zwei großen Epen, in denen doch von Kampf und Mord reichlich die Rede ist. Dabei ist zu bemerken, daß es zu den allgemein gebräuchlichen Waffen Beiwörter, die vom »Eisen« hergenommen sind, überhaupt nicht gibt (vgl. S. 313); nur die Keule des Böoters Areïthoos, ein ganz ungewöhnliches Stück, heißt (H 141. 144) σιδηρείῃ κορύνῃ. Anders ist es Δ 123, wo die Spitze am Pfeile des Pandaros kurzweg σίδηρος genannt, also vorausgesetzt wird, daß den Zuhörern Pfeile mit eiserner Spitze bekannt sind. Und dazu stimmen dann wieder zwei weitere Stellen: Antilochos, der dem Peliden die Nachricht vom Tode seines Freundes gebracht hat, fürchtet μὴ λαιμὸν ἀπαμήσειε σιδήρῳ (Σ 34); und die Rinder, die dem Patroklos zu Ehren geschlachtet wurden, ὀρέχθεον ἀμφὶ σιδήρῳ σφαζόμενοι (Ψ 30 f.). In beiden Fällen ist an ein Schwert, vielleicht genauer im zweiten an ein Messer gedacht; daß dafür einfach σίδηρος gesagt wurde, war nur möglich in einer Zeit, in der eiserne Waffen nichts Ungewohntes mehr waren. Und dies gilt in noch höherem Grade für den sprichwörtlich ausgeprägten Gedanken, der in der Odyssee zweimal in gleichem Zusammenhange erscheint, zur Rechtfertigung dafür daß Telemach die Waffen aus dem Männersaale fortgeschafft hat (π 294, τ 13): αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος.

6. Ganz für sich steht die Erwähnung des Eisens in der Κυκλώπεια: der heiße Pfahl im Auge des Polyphem zischt so laut wie ein Stück glühendes Eisen, das der Schmied in kaltes Wasser taucht, um es hart zu machen (ι 393). Dieser Vergleich setzt nicht nur Bekanntschaft mit eisernen Geräten, sondern, mindestens beim Dichter, auch eine anschauliche Vorstellung von der Art, wie es bearbeitet wird, voraus. —

Nach diesem Überblick halten wir an der Grundanschauung fest, daß die Häufigkeit und noch mehr die Aktualität im Auftreten des Eisens ein Zeichen für relativ späten Ursprung einer Partie ist. Daß auch die Ilias zum Abschluß gekommen ist in einer Zeit, als die Kenntnis des

Eisens schon weit verbreitet war, brauchte mir nicht entgegengehalten zu werden; denn das hatte ich selbst gesagt. Und wenn Polak[17]) hinzufügt, die Erwähnung des Eisens habe sich von der zur Zeit der Dichter bestehenden Gebrauchsweise aus manchmal durch Zufall da eingeschlichen, wo dem traditionellen Stile gemäß Bronze hätte genannt werden sollen, so ist von diesem Gedanken aus nur noch ein Schritt, und kaum ein merkbarer Schritt, zu dem was ich behaupte. Lebten denn »die Dichter« alle zu gleicher Zeit? War für alle die Versuchung gleich dringend, an Stelle der in der poetischen Sprache noch herrschenden Bronze das Eisen einzusetzen? Vielmehr läßt sich derselbe Fortschritt, wie von der Ilias zur Odyssee und weiter (vgl. S. 313. 315), auch innerhalb der Ilias erkennen. Dem könnte nur widersprechen, wer dieses Epos in dem Sinne für ein Werk aus einem Guß hielte, wie etwa den Roman eines modernen Schriftstellers. Das aber ist eine Auffassung, zu der sich heute auch die eifrigsten Unitarier nicht mehr bekennen wollen.

III. Wenn man die Stellen ins Auge faßt, an denen in ziemlich stereotyper Weise geschildert wird, wie ein Held seine Rüstung anlegt — Paris Γ 328 ff., Agamemnon Λ 17 ff., Patroklos Π 130 ff., Achill Τ 369 ff. —, so meint man, daß dem Dichter Krieger vorschweben, die Brustpanzer, Helm, Beinschienen und Rundschild tragen. Durch die ὁπλοποιία in Σ wird dies bestätigt. Der Schild heißt öfters εὔκυκλος (Μ 426, Ξ 428; vgl. Μ 297); er wird mit Leichtigkeit gehandhabt (Υ 163, 278), die Gefährten des Diomedes benutzen ihn als Unterlage für den Kopf, wenn sie auf der Erde ausgestreckt schlafen (Κ 152). Aber neben den so gerüsteten Kriegern »wandeln, dem Dichter selbst unsichtbar, gespenster»gleich Gestalten der Vorzeit, ungepanzert, mit nacktem Oberkörper und »bloßen Schenkeln; um die Hüften schlingt sich, durch einen umge»schnallten Riemen gehalten, der Chiton, zusammengerollt und in die »Höhe gerafft; das Haupt ist bedeckt mit einem flachen Helm, der nur »die Hirnschale schützt; als einzig wirksamer Schutz des Leibes dient »der lange, fast den ganzen Körper deckende Schild«. So beschrieb Hermann Kluge[18]) die altertümliche Ausrüstung, deren Besonderheit er zuerst beobachtet hatte. Die Beobachtung war vortrefflich, nicht ganz glücklich formuliert die daran geknüpfte Frage, wie sich diese Gestalten

17) In der früher (S. 112) angeführten Abhandlung S. 423. 18) Kluge, Vorhomerische Kampfschilderungen in der Ilias, Fleckeisens Jahrb. 147 (1893) S. 81—94. Diese verdienstvolle Arbeit ist, obwohl hier schon früher darauf hingewiesen wurde, viel zu wenig beachtet worden. — Reichels »Homerische Waffen« erschienen 1894, die zweite Auflage, »völlig umgearbeitet und erweitert«, 1901, vom Verfasser vorbereitet, doch erst nach seinem Tode von R. Heberdey herausgegeben.

in die Scharen der erzgepanzerten Männer eingedrängt hätten; denn darin lag, unmerklich vorweggenommen, das Urteil, daß innerhalb unserer Ilias die jüngere Bewaffnung das zuerst Gegebene und Eigentliche, die Spuren der älteren etwas Eingefügtes seien. So lautete denn auch die Antwort: der Dichter selbst habe jene ungeschlachten Recken, die Zeugen einer fernen Vergangenheit, unbewußt und »unerkannt in die Schilderungen der eigenen Zeit hineingestellt«. Den umgekehrten Weg schlug Wolfgang Reichel ein, als er, ohne die Vorarbeit zu kennen, kurz darauf dieselbe Betrachtung durchführte. Er nahm nicht den jüngeren sondern den älteren Bestand zum Ausgangspunkt seiner Analyse, und folgerte so: wenn der normale Schild bei Homer der große, längliche, männerdeckende ist, so müssen Stellen, an denen ein runder Bügelschild nicht verkannt werden kann, jüngeren Ursprungs sein. Das traf für die Schilde in der Dolonie (K 152; vgl. 513) ohne weiteres zu, für den des Agamemnon in Λ war es nun anzunehmen. Das gleiche hatte von den Metallharnischen zu gelten, die der ursprünglichen homerischen Bewaffnung fremd, also, wo sie in der Ilias erscheinen, nachträglich eingedrungen seien.

In der Hauptsache kam Reichel dem Richtigen näher. Der Klugeschen Ansicht steht vor allem die Erwägung entgegen, daß man ihr zuliebe eine Unterbrechung in dem Entwicklungsgange der Poesie annehmen müßte: das ionische Epos wäre etwas Neues und Selbständiges gewesen, neben dem sich Stücke älterer Dichtung abgesondert erhalten hätten, aus denen die ionischen Dichter nur dies und das herübernahmen. Natürlicher doch, daß in der kontinuierlichen Fortpflanzung des Heldengesanges mit anderen Zuständen und Einrichtungen auch die alte Bewaffnung wie etwas Selbstverständliches beibehalten wurde, daß nur allmählich und unwillkürlich Züge aus der eigenen Zeit der Dichter sich einschlichen und erst in den spätesten Schichten des Epos die jüngere Vorstellung zur herrschenden geworden ist. Aber allerdings, darin hat wieder Kluge recht, sie ist nun doch, in dem Epos das wir besitzen, die überwiegende. Während, wie schon erwähnt, mehrmals nach der jüngeren Weise erzählt wird, daß ein Held seine Rüstung anlegt, gibt es für den älteren Typus nur ein Beispiel der entsprechenden Beschreibung (O 478 ff.); und der Krieger, dem sie gilt, ist Teukros, der Bruder des Telamoniers Aias, der selbst mit dem schweren Turmschild so fest verbunden ist, daß die Sage seinen Vater wie seinen Sohn danach benannt hat. So werden wir uns auch in diesem Falle darauf beschränken müssen, Bestandteile ältester Überlieferung aus der Masse herauszufinden, und nicht hoffen können, durch Ablösung einzelner hinzugekommener Stücke einen in sich übereinstimmenden ursprünglichen Bestand herzustellen. Vollends unstatt-

haft ist es, jüngere Partien, die sich bei dieser Vergleichung etwa erkennen lassen, als Interpolationen zu bezeichnen, wie Reichel getan hat. Denn in einer Zeit, in der, wie er selbst sich ausdrückt, »die Dichtung noch im Flusse war«, gab es noch keine Interpolation, nicht den Unterschied von »echt« und »unecht«, sondern nur von früheren und späteren Schichten. Wer nicht anerkennen will, daß innerhalb der homerischen Poesie beide gleichberechtigt sind, wird dazu gedrängt, so notwendige Teile der Ilias wie den letzten Kampf zwischen Hektor und Achill für »interpoliert« zu erklären. Reichel hat das allerdings nicht getan, sondern sich bemüht, die entscheidende Stelle (X 324 f.) auf altmykenische Bewaffnung zu deuten (S. 40; zweite Aufl. S. 35); aber da hat ihm eben, wie auch sonst manchmal, der Wunsch, Echtes und Altertümliches in möglichst ausgedehntem Maße zu konstatieren, die Unbefangenheit der Beobachtung etwas getrübt. Richtiger urteilte über den Charakter dieser Szene Robert (Studien zur Ilias [1901] S. 224 ff. 245), der die wertvolle Beobachtung machte, daß in allen Kampfszenen, die auf T folgen, fast nur die jüngere (»ionische«) Bewaffnung vorkommt. Freilich, aus dieser Erkenntnis den gegebenen Schluß zu ziehen hat auch er sich gesträubt. Er folgert, daß die echte, altertümliche Erzählung vom Tode Hektors verloren und durch ein neues Stück von ungefähr gleichem Inhalt ersetzt worden sei. Vielmehr zeigt sich hier deutlich, daß unsere Ilias auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man früher angenommen hat, sondern daß der Plan dazu erst in der abschließenden Periode der epischen Poesie gefaßt worden ist.

Für das zeitliche Verhältnis von älterer und jüngerer Bewaffnung bieten auch Denkmäler einen Anhalt. Reichel und Kluge waren von solchen ausgegangen, in denen, wie auf der in Mykene gefundenen Dolchklinge mit Löwenjagd, der große, längliche Schild und seine Anwendung anschaulich hervortritt. Aber auf dem Bruchstück einer mykenischen Vase wie in dem Gemälde auf einer Grabstele gleicher Herkunft[19]) sind die Krieger mit handlichem Bügelschild, Beinschienen und Wams oder Panzer bewaffnet. Dörpfeld weist hierauf hin, um zu zeigen, daß Reichel nicht recht getan habe nur die frühmykenische Bewaffnung zum Vergleich mit dem Epos heranzuziehen (Athen. Mitteil. 30 [1905] S. 284); offenbar hat sich hier noch innerhalb der mykenischen Periode der Übergang zu derjenigen Weise vollzogen, die Reichel schlechtweg als »ionisch« bezeichnete, und diese Entwicklung ist im Epos zu natürlichem Ausdrucke gekommen. Der Schild, den Agamemnon ergreift, wird Λ 32 ἀμφιβρότη genannt und doch nachher wie ein Kreisschild beschrieben. Umgekehrt

19) Drerup, Homer, Abb. 13 und 37. Ich zitiere so, weil dieses nützliche Buch jedem zur Hand ist; die Originalpublikationen sind dort angegeben.

heißt es N 715 von den Lokrern, sie hätten keine ἀσπίδας εὐκύκλους gehabt und deshalb ihrem Führer Aias dem Sohne des Oïleus nicht ebenso helfen können wie dem Telamonier seine Gefährten, οἵ οἱ σάκος ἐξεδέχοντο, ὁππότε μιν κάματός τε καὶ ἱδρὼς γούνατ᾽ ἵκοιτο (710 f.); hier nennt der Dichter den Schild einen schöngerundeten, während die Situation, die ihm vor Augen steht, den Langschild erfordert. Reichel hat die Ausdrucksweise des Dichters in Λ 32 richtig beurteilt (2. Aufl. S. 42), während er das Beiwort εὔκυκλος — und so auch den κύκλος M 297 — auf ein Oval, also auf die längliche Form, deuten möchte (2. Aufl. S. 20 f.). Aber es ist gar nicht nötig eine immerhin zweifelhafte Interpretation zu Hilfe zu nehmen; daß ein Dichter »aus lebendiger Anschauung keine Vorstellung mehr vom homerischen Schilde hatte«, läßt sich für N so gut annehmen wie für Λ: Wenn in Bildwerken eine entsprechende Vermischung nicht vorkommt — mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt, daß die verschiedenen Formen in derselben Darstellung nebeneinander erscheinen —, so erklärt sich das leicht aus dem anschaulichen Charakter der bildenden Kunst, während der Dichter nicht unbedingt genötigt war, von dem, was seiner Beschreibung entspräche, auch nur sich selber ein ganz deutliches Bild zu machen. Hier erinnern denn solche Proben konventioneller Unlebendigkeit besonders stark daran, wie weit hinter der Entstehung unsrer Ilias die Zeit noch zurückliegt, in welcher die Weise homerischer Kampfschilderungen, damals noch nicht stilisiert sondern treu die Wirklichkeit nachzeichnend, zuerst geschaffen worden war.

IV. Daß in den Kämpfen der Ilias die Pferde nicht zum Reiten sondern nur zum Fahren gebraucht wurden, ist vorher erwähnt. Aber über die Berechtigung der Wagen selbst wird gestritten. Edward Kammer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in den Büchern Y—X Achill zu Fuß kämpft, obwohl T 392 ff. erzählt ist wie sein Wagen angeschirrt wird, und hat daraus gefolgert, daß der Schluß von T eine spätere Zutat sei. Dieser Gedanke ist dann von Niese dahin erweitert worden, daß überhaupt die Kämpfe der achäischen und troischen Helden ursprünglich zu Fuß gemeint und die Streitwagen erst in einer späteren Periode der Dichtung eingefügt worden seien [20]. In der Tat könnte man vielleicht eine Zerlegung der Ilias in der Weise durchführen, daß man alle Kampfszenen, in denen ein Wagen erwähnt wird, als eine jüngere Schicht aussonderte und die andern für älter hielte, in denen die Helden zu Fuße sind. Aber das wäre eine Vergewaltigung, in Widerspruch zu dem, was wir sonst über die Geschichte des Wagenkampfes wissen. Schon den

20) Kammer, Zur homer. Frage II (1870) S. 67, und wieder: Ästhet. Kommentar zur Ilias (1906) S. 330. 337. — Niese EHP. 119.

Denkmälern von Mykene und Kreta, vollends denen der geometrischen Periode sind Abbildungen von Streitwagen nicht fremd[21]); und innerhalb des Epos selbst erinnert der alte Beiname des thessalischen Argos daran, daß die Äoler, schon ehe sie nach Asien hinüberzogen, die Zucht und den Gebrauch des Pferdes kannten. Durch solche Erwägungen ist Ed. Meyer dazu geführt worden, umgekehrt den Wagenkampf bei Homer für eine »Antiquität des traditionellen epischen Stils« zu halten (GA. II § 198). Sehr gut. Und wenn eine solche Antiquität, wo sie vorkommt, auffällt, so folgt hieraus eben, daß der Gesamteindruck des homerischen Kulturbildes kein einheitlicher und nicht der einer mit Absicht archaisierenden Schilderung ist (vgl. oben S. 298 f.), sondern ein zusammengesetzter, dessen oft seltsames Gemenge wir zu verstehen suchen müssen, indem wir die aus ihm gezogenen Beobachtungen mit dem zusammenhalten, was aus anderen Quellen über den Entwicklungsgang der Kultur bekannt ist. In bezug auf den Streitwagen ist dies zunächst von Otto Roßbach geschehen, der nachwies, wie überall bei den Griechen dieses Kampfmittel nie zu der ausgedehnten Anwendung gelangt ist, die es im Orient gefunden hat. Weder in den bildlichen Darstellungen noch bei Homer gebe es Beispiele davon, daß große Wagengeschwader aufeinander prallen; nur einzelne vornehme Krieger bedienen sich des Wagens, die Hauptkraft des Heeres bestehe schon bei Homer wie in historischer Zeit im schwerbewaffneten Fußvolk[22]).

Uneingeschränkt gilt das nicht. Reichel (HW.[2] 120) macht darauf aufmerksam, wie der alte Neleus, um den jugendlichen Nestor an der Teilnahme beim Zuge gegen die Epeer zu hindern, das einfachste Mittel darin fand, daß er ihm die Rosse vorenthielt (Λ 718 f.); Pferde und Wagen waren also für den schwerbewaffneten Adligen ein unentbehrliches Stück der Ausrüstung. Und dabei handelte es sich, jedenfalls in Elis, nicht um einzelne Krieger, sondern um Scharen; sonst hätte Nestor, als es ihm doch gelang jenen Zug mitzumachen, nicht fünfzig Wagen erbeuten können, indem er ebenso viele Kämpferpaare erlegte (Λ 784 f.). Nur für die Achäer vor Troja ist das, was Roßbach sagte, richtig; bei den Troern spielen Wagen und Pferde eine weit größere Rolle. Auf diesen Unterschied — Τρώων θ' ἱπποδάμων καὶ Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων — hat van Leeuwen in einer anregenden Studie hingewiesen[23]) und die

21) Vollständige Sammlung und historische Sichtung des Materials bietet Eugen v. Mercklin, »Der Rennwagen in Griechenland«, Erster Teil, Leipziger Dissertation 1909. Er beschäftigt sich allerdings, ausschließlicher als Reichel in dem betreffenden Kapitel der »Homerischen Waffen« ([2] S. 120—145), nur mit den Abbildungen und der daraus zu erschließenden Gestalt des Wagens, nicht mit seiner Verwendung im Kampfe.

22) Roßbach, Zum ältesten Kriegswesen, Philol. 51 (1892) S. 7 ff. 23) De heroum Homericorum curribus bellicis. Mnemos. 34 (1906) p. 251—265; wieder CH. p. 148 sqq.

Frage aufgeworfen, woher und wie nun doch auch ins Heer der Belagerer die Streitwagen gekommen seien. Sie auf Schiffen mitzuführen[23a]) sei etwas so Großes gewesen, daß der Dichter es doch wohl erwähnt hätte, wenn dies seine Meinung gewesen wäre; unter den Tieren im Lager, die von der Pest befallen werden, nennt er Pferde nicht: so scheine er überall da, wo ihm die Situation beider Parteien deutlich im Bewußtsein ist, den Unterschied zu wahren und die Achäer als Fußkämpfer zu denken, die darauf ausgehen den Gegner vom Wagen herunterzustechen; z. B. Λ 320f., wo Diomedes und Odysseus das tun.

Streng durchgeführt ist aber auch dieses Verhältnis nicht; es gibt Stellen genug, wo auch auf griechischer Seite der Wagen recht anschaulich in den Verlauf der Ereignisse eingestellt ist. Von der Szene Ρ 605—625 sagt zwar Porphyrios (Schol. *A*) mit Recht: λίαν τούτων πέπλεκται ὁ λόγος; die Unklarheit schwindet aber, wenn man sich genau hineindenkt[24]). Idomeneus kämpft sonst immer zu Fuß und beschränkt sich dabei auf den Stellungskampf (σταδίῃ ὑσμίνῃ Ν 509—515), weil zum Vorlaufen und Zurückspringen, wie es sonst die πρόμαχοι tun, die Füße des Bejahrten nicht mehr hurtig genug sind. Als nun nach dem Falle des Patroklos Zeus einen Rückschlag bewirkt (Ρ 593ff.), kann Idomeneus, der zu Fuß von den Schiffen hergekommen ist (612), nicht schnell genug mitfliehen: und er würde den Troern zum Opfer gefallen sein (καί κε Τρωσὶ μέγα κράτος ἐγγυάλιξεν), wenn nicht Koiranos, der Gefährte und Zügelhalter des Meriones, mit dem Wagen schnell zur Stelle gewesen wäre (614). Er nahm den Idomeneus auf und rettete ihn vor dem Verderben; aber ihn selbst ereilte es nun (615 f.). Denn der Kreterkönig schleuderte, ehe er sich mit dem Wagen zur Flucht wandte[25]), noch einmal die Lanze gegen Hektor; sie zersplitterte am Brustpanzer, und der Gegenwurf Hektors traf nun den Koiranos unter Kinnbacken und Ohr, daß er vom Wagen stürzte. Meriones, der unter den Fußkämpfern war (Π 609) und blieb (Ρ 668. 717 ff.), bückte sich, hob die Zügel, die dem Sterbenden aus der Hand gefallen waren, vom Erdboden auf und gab sie dem

23a) In einem Siegelabdruck aus Knossos (zuerst veröffentlicht von Evans Ann. Brit. School XI [1994/5] p. 13, wiederholt von Malten, »Das Pferd im Totenglauben«, Jahrb. arch. Inst. 29 [1914] S. 179—256, Fig. 40) steht ein Pferd vor oder auf einem Schiffe. Malten bemerkt dazu, die Deutung sei nicht sicher. Nilsson, Gött. gel. Anz. 1914 S. 525 glaubt hier »ein Zeugnis des Importes nach Kreta« zu erkennen. Ein solcher muß jedenfalls — ob von N. oder von SO. wird gestritten — in sehr früher Zeit stattgefunden haben; die in der Ilias gemachte Voraussetzung enthält also nichts an sich Undenkbares.

24) Bentley vermutete Ρ 610 Ἰδομενῆος statt Μηριόναο, Düntzer u. a. haben so gedruckt: nur scheinbar eine Hilfe. Das Richtige sah Eickholt, Ztschr. f. Gymnw. 22 (1869) S. 224 in einer Rezension von Düntzers Ilias. 25) Aber doch wohl nachdem er ihn bestiegen hatte; dies ist der einzige Punkt, der mir zweifelhaft bleibt.

Idomeneus, der dann sogleich den Schiffen zu fuhr (619 ff.). Mag der Dichter der nachschaffenden Phantasie diesmal etwas viel zugemutet haben: darüber kann kein Zweifel sein, daß er einen bewegten Vorgang vor Augen hatte, in dessen Mittelpunkte der Wagen stand. — Der Ätoler Diomedes kämpft in Λ, wie wir gesehen haben, zu Fuß. Dabei wird er verwundet und springt nun erst (396—400) auf den Wagen, der ihm also nahe geblieben war. Am Tage vorher hat er, als es zur Flucht ging, den bedrängten Nestor auf seinen Wagen genommen (Θ 99—117); beide fahren jetzt dem Hektor entgegen, dessen Wagenlenker der Tydide erlegt (119 f.); aber ein Blitzstrahl von Zeus bestimmt ihn den Alten gewähren zu lassen, der umkehren will: φύγαδ᾽ ἔτραπε μώνυχας ἵππους (157). Vollends am ersten Tage, in seiner ἀριστεία, ist ausführlich und anschaulich erzählt, wie Diomedes vom Wagen herab kämpft: das sind altertümliche Bestandteile der Dichtung. Alter Überlieferung entspricht es doch auch, daß der Gerenische Reisige Nestor immer seinen Wagen zur Hand hat, auf dessen Benutzung er allerdings durch das Alter angewiesen ist. Die tödliche Verwundung eines seiner Pferde (Θ 81 ff.) gibt den Anlaß, daß Diomedes sich seiner annimmt; am folgenden Tage steht er selbst mitten im Kampfe (Λ 501), als Machaon verwundet wird, und besteigt nun mit diesem den Wagen, um den Arzt in Sicherheit zu bringen (513 f.). Doch zu den ältesten Gestalten der Sagen von Hektor gehört Aias mit dem riesenhaften Schilde; nirgends wird erwähnt oder daran gedacht, daß er einen Wagen bestiegen habe. Daß Odysseus keinen Wagen mitgebracht hat und immer zu Fuße erscheint, erklärt sich aus der Natur seines Heimatlandes. Aber der Pelide selbst, der ja in Thessalien zu Hause ist, besitzt zwar einen Wagen und weiß ihn grausam zu gebrauchen, doch nicht im Kampfe; und unter den Eigenschaften, durch die er alle überragt, wird die Schnelligkeit der Füße besonders oft und in stehenden Beiwörtern gerühmt. So läßt sich das Verhältnis von Kämpfern zu Wagen und zu Fuß im Achäerheere nicht auf eine einfache Formel bringen; das Problem harrt noch der Lösung, d. h. der entscheidenden Fragestellung.

V. Nicht ganz so verwickelt liegen die Dinge auf einem Gebiete, das freilich im Epos nur gelegentlich berührt wird. Nachdem van Leeuwen gezeigt hatte, daß die Wohnungen der Helden sehr viel einfacher gedacht sind als man früher glaubte, hat Ferdinand Noack[26]) diese Beobachtung weitergeführt und durch Vergleichung der bei Homer gegebenen Andeutungen mit den in Kreta und Griechenland aufgedeckten

26) van Leeuwen, De Ulixis aedibus, Mnemos. 29 (1901) p. 221—231, wiederholt mit einigen Änderungen, in denen Noacks Buch berücksichtigt ist, CH. p. 187 sqq. Noack, Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos. 1903.

Palästen eine wichtige Erkenntnis gewinnen helfen. Das Haus, das in den Schilderungen der Ilias vorausgesetzt wird und noch in denen der Odyssee die Vorstellung beeinflußt, besteht in einem einzigen Megaron; hier spielte sich das ganze Leben des Tages ab, hier saß die Frau mit den Mägden bei der Arbeit während der Hausherr seine Waffen putzte (Z 321 ff.), hier wurden die Gäste bewirtet, und im innersten Teile eben dieses Raumes (μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο) hatte das Ehepaar sein Lager. Für erwachsene, gar verheiratete Kinder gab es besondere θάλαμοι; aber ein Gast, auch der geehrteste, erhielt sein Lager in der Vorhalle angewiesen, weil weitere Räume fehlten. Daß diese Knappheit zu der Pracht des phäakischen Königspalastes nicht stimmt, liegt auf der Hand; trotzdem schläft auch dort Odysseus ὑπ᾽ αἰθούσῃ ἐριδούπῳ (η 345. 336); so mächtig ist der Zwang des Konventionellen [27]). Der Dichter hat den Widerspruch gar nicht bemerkt. Aus entgegengesetztem Grunde ist die Unterbringung in der Vorhalle in Ω auffallend, wo ja nicht von einem festen Gebäude sondern von einer Lagerhütte (κλισίη), allerdings von einer sorgfältig angelegten (Ω 449—456), die Rede ist: den Dichter hat dies wenig gestört, weil er — mehr als irgend ein andrer in der Ilias — mit Formelversen arbeitet. Und doch scheint er hier irgendwie Anstoß genommen zu haben; denn er legt dem Achill (650 ff.) eine umständliche und unwahrscheinliche Erklärung in den Mund, weshalb der Greis draußen sein Lager angewiesen erhalte [28]). Noack sagt (S. 43), hier verrate sich der Epigone, der eine alte Sitte nicht mehr verstehe und sich gedrungen fühle sie zu entschuldigen. Dem hat Felix Bölte widersprochen: Achills Rede, die auf wirksamen mündlichen Vortrag berechnet sei, müsse scherzhaft verstanden werden; im Scherz stelle er es als eine ungewöhnliche Vorsichtsmaßregel hin, daß Priamos in der Halle schlafen soll, während es durch-

27) In der Erzählung, meinte ich, und möchte daran doch festhalten. Etwas anders Pfuhl (Festgabe Hugo Blümner usw. S. 202): Im Palaste von Tiryns »hätten Gäste gewiß »nicht in der Vorhalle des Megaron zu schlafen brauchen; aber das brauchten sie auch in den »homerischen Palästen nicht, wo genug Thalamoi frei oder freizumachen waren, wie in dem »gastreichen Hause des Kallias bei Platon ein Tamieion (Protag. 3/4 ff.). Man folgte nur »einer alten Sitte aus der Zeit des einzelligen Hauses, wenn man die Fremden immer noch »im Prodomos bettete«. Der Verf. erläutert seinen Gedanken durch ein eignes Reiseerlebnis aus Eresos auf Lesbos. 28) Dietrich Mülder NJb. 17 (1906) S. 45, am Schluß eines Aufsatzes über »die Phäakendichtung der Odyssee«, vermutet auf Grund dieser Äußerung Achills, daß »in dem letzten Teile der Ilias der Bearbeiter in der Hauptsache einer Quelle gefolgt« sei, »in der Achill der Hauptheld, der alleinige, von eigenen Geronten umgebene Heerkönig war, in der Agamemnon überhaupt nicht vorkam«. Danach hätte sich im Ω das Schlafen in der αἴθουσα, aus Rücksicht auf mögliche Störung, naturgemäß ergeben und wäre von da in die Odyssee übernommen worden. Nach meiner ganzen Ansicht von der Natur des letzten Gesanges vermag ich solcher Auffassung nicht Raum zu geben.

aus dem Brauche entspreche[29]. Ich vermag Böltes feinsinniger Deutung in diesem Falle nicht ganz zu folgen, obwohl er ἐπικερτομέων (649) richtig erklärt. Zu einem Scherz ist die Situation doch wenig angetan, und Achill könnte sich nicht wundern, daß es ihm damit bei Priamos nicht geglückt wäre (689). Vielmehr äußert sich in seinen Worten eben die Verlegenheit des Dichters, der, nachdem er einmal das Nachtlager als formelhaften Teil der Gastfreundschaft mit hereingenommen hatte, sich auch an die αἴθουσα gebunden glaubte.

Sehen wir nun aber die Grundrisse der ausgegrabenen Paläste an, so sind nicht nur die kretischen mit ihrer reichen Anlage völlig von der aus dem Epos noch erkennbaren Einfachheit verschieden, sondern auch die Königshäuser der mykenischen Blütezeit — in Arne, Mykene, Tiryns — gehen über jenen ursprünglichsten Typus hinaus, indem sie ihn vervielfacht zeigen. Noack, der dies einleuchtend darlegt (S. 20. 22), hat damit den Schluß vorbereitet, daß die Zeit, welche den epischen Stil geschaffen hat, noch am Anfang derjenigen Periode steht, die wir die mykenische nennen. Aber vor dieser Folgerung schreckt er zurück (S. 71 f.): man könne »sich ja nicht zu der Annahme versteigen, daß das Epos hierin vormykenische Zustände widerspiegele«. Warum denn »vormykenische«? Die Perioden sind doch nicht so fest abgegrenzt, daß wir gehindert wären, eine einfachste Form des Wohnhauses, die in den Bauten der Könige von Mykene und Tiryns als grundlegendes Element verwendet ist, der mykenischen Frühzeit zuzusprechen. Für den Ausgangspunkt epischer Kunstübung wird hierdurch nur das bestätigt, was wir bei den Schilden und noch auffallender bei den Metallen gefunden haben: in die fernste Vergangenheit wird er gerückt. Gewiß ein annehmbareres Resultat als der Ausweg, auf den sich Noack gedrängt sieht: zu postulieren, daß jene alte Hausanlage »als fester Typus die mykenische Zeit überdauert« und dann erst in die homerische Dichtung Eingang gefunden habe. Das erste ist ohne weiteres zugegeben — in dieser langen Zeit sind doch nicht bloß Paläste gebaut worden —; das zweite würde allem widersprechen, was wir bisher über die Entstehungszeit des epischen Stiles erkannt haben.

Die Willkür, mit der Noack eine von ihm selber fast schon gewonnene wichtige Erkenntnis zum Schluß wieder austreicht[30], hat vielfachen Widerspruch hervorgerufen. Dörpfeld verwahrte sich dagegen, daß ein

29) Bölte, Rhapsodische Vortragskunst, NJb. 19 (1907); S. 575 f. 30) Mein Einspruch dagegen, hier aus NJb. 15 (1905) S. 7 wiederholt, hat ausdrückliche Zustimmung gefunden bei Goeßler, »Die kretisch-mykenische Kultur und ihr Verhältnis zu Homer« (Preuß. Jahrb. 130 [1907] S. 468 f.). — Vollständig angenommen sind Noacks Ansichten von Pernice, Griech. u. röm. Privatleben (bei Gercke-Norden II [1910; 2. Aufl. 1912] S. 16—19).

so gewaltsam hervorgebrachtes Resultat »dazu benutzt werde, um die Entstehung der homerischen Gedichte in die nachmykenische Zeit zu verweisen«, und fand selbst zwischen mykenischen und homerischen Palästen, den des Odysseus eingeschlossen, Übereinstimmung in allem Wesentlichen[31]. Das war nun doch wohl etwas allzu summarisch gesprochen; Dörpfeld scheidet nicht scharf genug zwischen Entstehung der epischen Sangeskunst mit ihrem die folgenden Geschlechter beherrschenden Stil und der fortführenden, zuletzt abschließenden Tätigkeit, durch die unsere Ilias und Odyssee geschaffen worden sind. Man kann — mit Noack — anerkennen, daß jene erste Entstehungszeit den einfachsten Haustypus vor Augen hatte, der den Gast für immer in die αἴθουσα gebracht hat, und doch seinen Versuch ablehnen, die ausgebildetere Wohnung des Odysseus mit dem ὑπερώιον der Königin durch Annahme nachträglicher Umdichtung und Interpolation zu eliminieren[32]. — Oelmann untersuchte die erhaltenen Grundmauern eines Herrenhauses in Gurnia im östlichen Kreta. Hier fand er bescheidnere Verhältnisse als in den Palästen und glaubte, »bei kritischer Betrachtung« durchgängige Übereinstimmung mit dem homerischen Hause zu erkennen[33]. An ihn konnte in diesem Punkte Ernst Pfuhl anknüpfen, als er zwei Jahre später »vorgriechische und griechische Haustypen« eingehend behandelte[34]. Auch er urteilt: »Die epischen Paläste sind wirklich von mykenischem »Typus, mit der gleichen Freiheit im einzelnen. Es besteht kein prin»zipieller, im ganzen nicht einmal ein gradueller Unterschied«. Auch was wir in der Odyssee über die Einrichtung einer Gynäkonitis im Oberstock erführen, betreffe mehr die Benutzung als die Anlage des Hauses. Dem kann ich nicht mehr zustimmen, und ebensowenig der grundsätzlichen Bemerkung, daß Noacks frühere Ansicht richtiger gewesen sei als seine spätere. Nach dem, was sich aus konventionellen Zügen in Homers Erzählung schließen läßt, besteht zwischen einem Königshaus, wie der Dichter es sich dachte, und denen, die in Kreta, Mykene, Tiryns ausgegraben sind, wirklich ein Unterschied. Ihn empfunden und im einzelnen nachgewiesen zu haben bleibt Noacks Verdienst. Den Entwicklungsgang aus der »Keimzelle« des geradlinigen Einzelhauses zur gegliederten Palastanlage, den Pfuhl verfolgt[35], hat der epische Stil

31) Dörpfeld, »Die kretischen, mykenischen und homerischen Paläste«, Athen. Mitteil. 30 (1905) S. 257ff. Die angezogenen Stellen S. 283f. 279. 32) Von welcher Seite her in diesem Punkte Noacks Irrtum (S. 64f.) entstanden ist, habe ich NJb. a. a. O. 8 dargetan.

33) F. Oelmann, Ein achäisches Herrenhaus auf Kreta. Jahrb. archäol. Inst. 27 (1912) S. 38—51; besonders S. 42. 34) An der schon Anm. 27 erwähnten Stelle: »Festgabe Hugo Blümner überreicht zum 9. August 1914«, S. 186—209. Die angeführten Stellen S. 202—204. 35) Wie sich das Nebeneinander von viereckigem Haus und Rundhaus (so die θόλος in χ) erkläre, wo jedes der beiden herstamme, wie und wo sie zusammen-

nicht mitgemacht. Er begleitete, im wesentlichen unverändert, die am Epos schaffenden Dichter von den frühesten zu den späteren; nur in der Odyssee, wo das Haus mit seinen Innenräumen den Schauplatz der Handlung bildete, drängte sich das Bewußtsein von seiner moderneren, reicheren Gestalt auch in der Darstellung hervor.

VI. In ferne Vergangenheit zurück führen uns auch manche Einzelheiten des Formelwesens bei der Bestattung, des sachlichen wie des sprachlichen. Herrschend ist die Sitte, den Toten zu verbrennen (Ψ, Ω; vgl. Η 408/10. λ 74. μ 3. ω 67). Indem aber das Verbum ταρχύειν, das doch eigentlich »einpökeln, dörren« bedeutet, in dem allgemeineren Sinne von »bestatten« angewendet wird (Η 85. Π 456 f.), verrät sich eine Erinnerung an den Brauch, der den Vorgängern im Heldengesange vertraut gewesen sein muß, daß die Leichname künstlich konserviert wurden, so daß sie beigesetzt werden konnten. Dafür spricht auch der sonst unverständliche Zug (Ψ 170. ω 68), daß Gefäße mit Honig — der einst benutzt worden war, um den Körper luftdicht einzuhüllen — auf den Scheiterhaufen gestellt werden. Helbig (HED.[2] 55 f.) hat aus beiden Tatsachen den richtigen Schluß gezogen, auch nicht verkannt, daß dadurch der Abstand zwischen homerischem und mykenischem Ritus vermindert wird. In den Schachtgräbern wurden die Verstorbenen unverbrannt beigesetzt, unter Beifügung von Gebrauchsgegenständen und Schmuckstücken, die sie in ihr verändertes Dasein mitnehmen sollten. Das heißt κτέρεα κτερεΐζειν, »die Besitztümer mitgeben«, wie von Menelaos, dessen wackerer Steuermann Phrontis bei Sunion starb, erzählt wird, er sei dort an Land gegangen, ὄφρ' ἕταρον θάπτοι καὶ ἔπι κτέρεα κτερίσειεν (γ 285). Das Gleiche konnte auch im Kenotaphion geschehen (α 291 = β 222). Und die Sitte wurde beibehalten, als man dazu übergegangen war, die Leiche zu verbrennen; da wurden, dem ursprünglichen Sinne des Mitgebens nicht mehr entsprechend, Waffen und Geräte mitverbrannt (Ζ 418. λ 74. [und μ 13]; doch wohl auch Ω 38). Endlich wurde das Verbum κτερεΐζειν auch mit persönlichem Objekt verbunden und bedeutete dann, wie ταρχύειν, »feierlich bestatten« (Λ 455. Σ 334. Χ 336. Ψ 646. Ω 657). Von diesem ganzen Stufengang finden sich bei Homer die Beispiele. Auch der Begriff des θάπτειν hat sich verschoben: der Ausdruck umfaßt (Ψ 71. Ω 665. μ 12) das Verbrennen mit, nachdem dies Brauch geworden war. Doch gibt es Stellen, an denen sich die Erweiterung des Sinnes nicht bemerkbar macht (Τ 228. Φ 323. Ψ 630); und in einem Falle wie dem des

gekommen sind, ist eine interessante Frage, auch für die homerischen Verhältnisse nicht ohne Belang, der wir jedoch hier nicht nachgehen können. Schuchhardt, Alteuropa (1919) S. 133, 239, stimmt der Hypothese von Henning (1887) zu, daß das Megaron-Haus mit Vorhalle altarisch sei und sich vom Norden aus nach der Balkan-Halbinsel verbreitet habe.

Phrontis ist wohl nur daran gedacht, daß der Leib in der Erde geborgen wurde. Dieselbe ursprüngliche Bedeutung möchte ich Ω 611 f. annehmen, wo kurz berichtet wird, daß die Kinder der Niobe von den Göttern begraben worden seien, und vielleicht ω 417, sofern der Verfasser dieser Stelle selber eine klare Vorstellung gehabt hat, was er meine. Habe ich für γ 285 und Ω recht, so hat das Verfahren der einfachen Beerdigung neben dem der Verbrennung noch in der Zeit unseres Epos bestanden; hätte ich nicht recht, so bliebe doch sicher, daß es noch bestanden hat, als der epische Stil sich bildete, also der Heldengesang schon in der Entwicklung begriffen war.

Ein Bewußtsein davon, daß die Sitte des Verbrennens nicht die ursprüngliche war, zeigt noch der Dichter des H, indem er erzählt, wie man dazu gekommen sei. Nestor, wo er den Rat gibt das Lager zu befestigen, habe auch empfohlen die Gefallenen zu verbrennen, so daß nur die Knochen übrig blieben und in die Heimat mitgenommen werden könnten, für die Kinder, H 332 ff.:

αὐτοὶ δ' ἀγρόμενοι κυκλήσομεν ἐνθάδε νεκροὺς
βουσὶ καὶ ἡμιόνοισιν· ἀτὰρ κατακήομεν αὐτοὺς
τυτθὸν ἀποπρὸ νεῶν, ὥς κ' ὀστέα παισὶν ἕκαστος
οἴκαδ' ἄγῃ, ὅτ' ἂν αὖτε νεώμεθα πατρίδα γαῖαν.
τύμβον δ' ἀμφὶ πυρὴν ἕνα χεύομεν ἐξαγαγόντες
ἄκριτον ἐκ πεδίου· ποτὶ δ' αὐτὸν δείμομεν ὦκα
πύργους ὑψηλούς κτέ.

Der sprachliche Ausdruck, παισὶν ἕκαστος, ist allerdings recht ungeschickt. Aus anderen Gründen hat Aristarch 334/5 athetiert: ὅτι οὐ διὰ τοῦτο ἐκαίοντο, ὅπως τὰ ὀστᾶ κομίσωνται, ἀλλὰ συνηθείᾳ· καὶ γὰρ οἱ ἐπὶ τῆς ἰδίας τελευτῶντες ἐκαίοντο. καθόλου οὖν οἶδε πυρὶ καιομένους τοὺς πάλαι, καὶ ἐνταῦθα τιθεμένους ὅπου καὶ ἐτελεύτησαν. ἐναντιοῦται δὲ καὶ τὰ ἑξῆς »τύμβον δ' ἀμφὶ πυρὴν ἄκριτον ἐκ πεδίου«, ἀδιαχώριστον, ἀδιάστατον, τουτέστι πολυάνδριον· πῶς οὖν, »ὥς κ' ὀστέα παισὶν ἕκαστος«; Das Argument der συνήθεια haben wir bereits erledigt. Für das andre vergleichen wir Ψ 252—256, wo auch ἀμφὶ πυρὴν ein Hügel aufgeschüttet, die Gebeine des Patroklos aber in einer goldnen Schale im Zelte des Peliden verwahrt werden[36]). Trotzdem haben sich viele neuere Gelehrte dem Urteil des Alexandriners angeschlossen, ohne recht zu bedenken, daß das doch ein ungewöhnlich gescheiter Interpolator gewesen sein müßte. Nicht nur hätte er eine ver-

36) Hier ist es, auch ohne Rücksicht auf H, das Natürliche, an den auch aus historischer Zeit bezeugten Brauch zu denken, daß die Gebeine des Verstorbenen in seine Heimat gebracht werden (vgl. z. B. Thukyd. II 34; VI 71). Dem tut es keinen Abbruch, daß in der Odyssee (γ 109 ff. ω 76 ff.) eine andre Vorstellung besteht.

nünftige Frage im stillen aufgeworfen und darauf eine mindestens vernünftige, vielleicht sogar richtige Antwort gegeben — daß das unstete Dasein der auf Eroberung Ausgezogenen in Kleinasien mitgewirkt habe, eine Änderung der heimatlichen Sitte herbeizuführen, war auch Rohdes Vermutung (Psyche I ^{2}41. 47 f. 3 vgl. unten Kap. 5 II) —; der Interpolator hätte sich auch in die Eigenart der Partie, die er erweitern wollte, besonders gut hineingedacht. Denn auch, was unmittelbar folgt, dient dem Zweck historischer Erklärung: wie es gekommen sei, daß in späteren Gesängen der Ilias eine Lagerbefestigung vorhanden ist, um die gekämpft wird. Das wird denn doch wohl derselbe Autor gewesen sein. Aber allerdings, die Bedenken, denen er mit seinen Erfindungen zu begegnen sucht, sind nicht die von naiven Zuhörern; sie lassen eher ein lesendes Publikum vermuten, mit denen es dieser späte Dichter schon zu tun gehabt hätte. Daß er wirklich zu den spätesten derer gehörte, die an der Ilias gearbeitet haben, kann erst in größerem Zusammenhange, bei Analyse der gesamten Komposition, bestätigt werden.

Hier aber erhebt sich nun eine andre Frage. Wenn tatsächlich in der Zeit zwischen den Anfängen des Epos und seiner Vollendung ein Wechsel der Sitte stattgefunden hat, wie ist es dabei zugegangen? So einfach, wie im Η erzählt wird, natürlich nicht, daß eines Tages ein kluger Mann aufstand und den Vorschlag machte. Gerade in Gebräuchen des Totenwesens sind überall die Völker besonders konservativ. Bisher hatte man alle Sorgfalt darauf verwandt, den Leichnam unzerstört zu erhalten durch Einreiben fäulniswehrender Essenzen, Einflößen durch die Nasenlöcher (wovon Π 670. Τ 38 f. noch eine Vorstellung geben, vgl. Hdt. II 86), durch Umhüllen mit Honig; wie konnte man sich entschließen, ihn statt dessen auf einmal zu Asche zu verbrennen? — Darüber hat Wilhelm Dörpfeld nachgedacht, und ist auf die Vermutung gekommen[37]), das Feuer habe bei dem früheren Verfahren schon Verwendung gefunden, um dem Körper durch Dörrung Feuchtigkeit zu entziehen und ihn so widerstandsfähiger zu machen. Das Neue, wozu man unter dem Zwang äußerer Verhältnisse überging, sei also kein völlig Neues gewesen. Für

37) Dörpfeld, »Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland«, Mélanges Nicole (1905) p. 95—104, und wieder: »Die Totenbestattung im alten Griechenland«, Südwestdeutsche Schulblätter 1908 Nr. 8. Auf Punkte in seiner Theorie, die noch der Aufklärung bedürften, hat Burrows hingewiesen, Discoveries in Crete (1907) p. 211 f. Sehr entschieden gegen Dörpfeld erklärten sich Ernst Pfuhl, Gött. Gel. Anz. 1907 S. 667—671 (in einer Rezension der Schrift von Zehetmaier »Leichenverbrennung und Leichenbestattung im alten Hellas«, 1907), und Carl Rouge, »Bestattungssitten im alten Griechenland«, NJb. 25 (1910) S. 385—399, wo auch weitere Literatur zu finden ist. Rouge hat die schwachen Punkte in Dörpfelds Theorie scharf hervorgehoben, für das Positive darin keinen Blick gehabt. Dörpfelds Antwort, »Zu den altgriechieschen Bestattungssitten«, NJb. 29 (1912) S. 1—26.

diese Annahme hätte er sich auf den Wortlaut der Bitte berufen können, die der flehende Hektor noch an den Sieger richtet, X 342 f.:

σῶμα δὲ οἴκαδ᾿ ἐμὸν δόμεναι πάλιν, ὄφρα πυρός με
Τρῶες καὶ Τρώων ἄλοχοι λελάχωσι θανόντα.

Wörtlich ebenso H 79 f., und noch zweimal ähnlich. Dem Feigling hat Hektor gedroht O 349 f.: οὐδέ νυ τόν γε γνωτοί τε γνωταί τε πυρὸς λελάχωσι θανόντα. Und von dem schlafenden Peliden nimmt die Seele des verstorbenen Freundes Abschied Ψ 75 f.: οὐ γὰρ ἔτ᾿ αὖτις νίσσομαι ἐξ ᾿Αίδαο, ἐπήν με πυρὸς λελάχητε. Die Aoristform λέλαχον ist überhaupt ganz selten; bei Homer findet sie sich nur an diesen vier Stellen, und nur hier in der eigentümlich faktitiven Bedeutung. Es ist eine alte Formel, und muß entstanden sein in einer Zeit, wo es richtig war, daß man den Toten, wie wir sagen könnten, »vom Feuer etwas abbekommen ließ«[38]. Dörpfeld hat von diesem charakteristischen Zuge keinen Gebrauch gemacht; sein Beweis stützt sich auf sachliche Beobachtungen und Erwägungen.

Schon früher hatten Schliemann und Stamatakis »aus der Asche, welche »über dem Boden [der mykenischen Schachtgräber] und bisweilen über »die Skelette selbst verbreitet war, den Schluß« gezogen, »daß die »Leichname in den Gräbern selbst einem dürftigen Feuer ausgesetzt »und demnach unvollkommen verbrannt worden seien«[39]. Daran knüpfte Dörpfeld an, indem er die Aschenreste ebenso erklärte. Zu allen Zeiten seien bei den Griechen Brennung und Beisetzung verbunden gewesen; das Neue bei den Trojakämpfern habe nur darin bestanden, daß man sich entschloß aus dem καίειν ein κατακαίειν zu machen. Entsprechend habe es später, um zu der älteren Weise zurückzukehren, keines eigentlichen Bruches der Tradition bedurft; die Behandlung der Leiche mit Feuer, die zeitweise verstärkt worden war, sei nur wieder schwächer gemacht worden. Dieser Ansicht diene zur Bestätigung die bekannte Stelle in Platons Phädon 64 (p. 114 D/E), wenn man sie nur richtig verstehe. Kriton hat den Meister gefragt: »Auf welche Weise sollen wir dich bestatten?« und bekommt die Antwort: »Wie ihr wollt, vorausgesetzt, daß ihr meiner habhaft werdet«. Damit wendet sich Sokrates zu den übrigen und bittet sie, den Freund zu beruhigen und ihm gegenüber die entgegengesetzte Bürgschaft zu übernehmen, wie Kriton sie seinerzeit den Richtern angeboten habe: Οὗτος μὲν γάρ, ἦ μὴν παραμενεῖν. ὑμεῖς δὲ ἦ μὴν μὴ παραμενεῖν ἐγγυήσασθε, ἐπειδὰν ἀποθάνω, ἀλλὰ

38) Nicht ganz klar ist der Ausdruck πυρὸς μειλισσέμεν (H 410) »vom Feuer aus begütigen«. Daß dabei an lustrale Reinigung gedacht sei, vermutet gegen Rohde (I² 31) Albrecht Dieterich, Nekyia (1893) S. 197. 39) Der kurze Bericht nach Helbig HE.¹ [1884] S. 39 (=² 51 f.), wo die genaueren Nachweise gegeben sind.

οἰχήσεσθαι ἀπιόντα, ἵνα Κρίτων ῥᾷον φέρῃ καὶ μὴ ὁρῶν μου τὸ σῶμα ἢ καιόμενον ἢ κατορυττόμενον ἀγανακτῇ ὑπὲρ ἐμοῦ ὡς δεινὰ πάσχοντος, μηδὲ λέγῃ ἐν τῇ ταφῇ, ὡς ἢ προτίθεται Σωκράτη ἢ ἐκφέρει ἢ κατορύττει. Wie mit den letzten Worten nicht drei Arten der Bestattung, sondern drei aufeinanderfolgende Teile der feierlichen Handlung gemeint sind, so sei es auch vorher bei ἢ καιόμενον ἢ κατορυττόμενον. Kritons Frage zu Anfang habe sich auf die genauere Ausgestaltung der Feier bezogen, nicht etwa auf eine Wahl zwischen Verbrennung und Beerdigung.

Der Grundgedanke der Hypothese, dem ich von vornherein lebhaft zugestimmt habe, scheint mir immer noch richtig. Er würde es bleiben, auch wenn sich herausstellen sollte, daß der Zustand in historischer Zeit ein etwas andrer gewesen ist, als Dörpfeld annimmt. Und das dürfte allerdings zutreffen. Hier sind wir nicht auf Schlußfolgerung aus gelegentlichen, literarisch überlieferten Äußerungen angewiesen, sondern haben unmittelbare Zeugnisse in zum Teil umfangreichen Grabanlagen, die das eine Verfahren neben dem andern zeigen. Auf dem Dipylon-Friedhofe sind Bestattungsgräber um ein weniges zahlreicher als Brandgräber; in den Nekropolen von Megāra Hybläa, Syrakus, vollends Samos Bestattungen gegen Verbrennungen stark im Übergewicht[40]). Danach ist es doch mindestens nicht unmöglich, Kritons Frage an Sokrates im Sinn einer Alternative zu fassen und dem entsprechend nachher das ἢ καιόμενον ἢ κατορυττόμενον zu erklären. Den Nachweis zu führen, daß auch »in der klassischen Zeit« alle Toten, ehe man sie beisetzte, gebrannt wurden, ist Dörpfeld nicht gelungen; auch aus einer Stelle wie Lukian περὶ πένθους 21 folgt es nicht[41]). Das verträgt sich aber sehr wohl mit der Annahme, daß von den Ausgängen der heroischen Zeit an der Anteil des Feuers allmählich verringert worden sei; die Verringerung hätte denn eben so weit geführt, daß manche ganz darauf verzichteten, wobei, wie Pernice erinnert (Gercke-Norden II²), rein praktische Gründe, z. B. Kostbarkeit des Brennmaterials, mitbestimmend gewesen sein können. Jedenfalls bleibt es nicht nur ein Verdienst von Dörpfeld, die Frage gestellt und ernsthaft angegriffen zu haben, auf welche Weise und aus welchen Ursachen sich zweimal die Sitte gewandelt habe, sondern auch mit dem Grundsätzlichen der Antwort ist er den anderen überlegen. Dies am deulichsten mit bezug auf den Übergang aus der mykenischen in die homerische Zeit. An sich liegt es ja nahe, mit Rouge (NJb. 1910 S. 396f.) das Vorhandensein entgegengesetzter Bestattungsarten auf

40) Genaueres, mit Angabe der Literatur, bei Pernice (Gercke-Norden II), Privatleben IV. 41) Bei Dörpfeld NJb. 1912 S. 17. Auf andere bemerkenswerte Stellen, die er anführt, kann ich hier nicht eingehen; nur auf Euripides Alk. 365. 607 (S. 24) sei noch hingewiesen.

Mischung der Bevölkerung zurückzuführen; nur hat bisher nicht ausgemacht werden können, welche der beiden Arten die indogermanische, also den Griechen angestammte, welche die von Fremden übernommene war; und vollends unerklärt bliebe die Tatsache, daß derselbe Wechsel zweimal, in entgegengesetzten Richtungen, stattgefunden hat. Da ist es doch eine natürliche Vermittlung, anzunehmen, daß die Elemente beider Sitten schon in mykenischer Zeit verbunden gewesen seien.

Der Vermutung allerdings, daß die Aschenreste in den Schachtgräbern von Leichenbrand herrührten, hat schon Helbig widersprochen (oben Anm. 39); und wenn Dörpfeld in seiner Antwort an Rouge hervorhebt, »daß es im allgemeinen sehr schwer, ja fast unmöglich ist, die Nichtanwendung von Feuer an den Gräbern positiv festzustellen« (NJb. 1912 S. 5), so schiebt er die Pflicht des Beweises dem Gegner zu, während es doch eigentlich heißen muß: *Affirmanti incumbit probatio.* Aber nun hat er (S. 18) seine Deutung des Befundes durch ein paar wertvolle Zeugnisse alexandrinischer Wissenschaft gestützt, zunächst Schol. *AB* zu Δ 99 πυρῆς ἐπιβάντ᾽: ὅτι οἱ ἀρχαῖοι τὰ σώματα οὐκ ἔθαπτον ὑπὸ γῆν, εἰ μὴ πρότερον ἔκαυσαν. Der Urheber dieser Notiz wußte natürlich nichts von unsrer Unterscheidung zwischen mykenischer und homerischer Kultur; die »Alten« waren ihm die Menschen der homerischen Zeit, und von denen war ihm klar, daß sie ein aus Brennung und Beerdigung zusammengesetztes Verfahren der Totenbestattung geübt hatten. Dieselbe Ansicht tritt im Scholion *A* zu Α 52 hervor, αἰεὶ δὲ πυραὶ νεκύων: τὸ παλαιὸν τὰ σώματα τῶν θνησκόντων πρότερον ἐκαίετο διὰ τὸ ἀπέριττα γίνεσθαι, εἶθ᾽ οὕτως ἐθάπτετο ὑπὸ γῆν. Diesmal ist auch der Grund des Brennens vor der Beisetzung angegeben, mit dem ärztlichen Kunstausdruck ἀπέριττα[42]): um dem Körper die überflüssige Feuchtigkeit zu entziehen. Aus dem Epos geschöpft konnte diese Kenntnis nicht sein; aber sie fügt sich mit dem, was wir aus ihm entnehmen, aufs beste zusammen. Denn es ist nicht richtig, was Dörpfeld und seine Gegner übereinstimmend meinen, daß Homer nur Verbrennung, nichts von Beerdigung unverbrannter Leichen bezeuge. Auch auf dieser Seite des Kulturlebens bietet er das Bild einer Entwicklung, und zwar einer Entwicklung, der der Verfasser jener Partie des Η schon als Beobachtender gegenübersteht. Ihre eigentlichen Träger waren diejenigen, Zuhörer und Dichter, für die und von denen der aus der Heimat mitgebrachte epische Stil den Vorgängen und Verhältnissen der Wanderzeit angepaßt wurde.

42) Was in den Scholien *A* weiter folgt (ἡ δὲ αἰτία τοῦ καίεσθαι τὰ σώματα παρὰ τοῖς Ἕλλησιν αὕτη κτέ.), ist eine ätiologische Erzählung aus Andron, mit der von uns hier verwerteten antiquarischen Notiz nur äußerlich zusammengerückt.

VII. Nur auf dem Grenzgebiet zwischen sagenhaften und historisch bezeugten Zeiten bewegen wir uns, wenn wir die Form der Eheschließung ins Auge fassen. Aristoteles berichtet (Polit. II 5 [8] p. 1268 b, 39 ff.): τοὺς ἀρχαίους νόμους (φαίη ἄν τις) λίαν ἁπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικούς· ἐσιδηροφοῦντό τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο παρ ἀλλήλων. Der ursprüngliche Zustand ist bei Homer noch der herrschende. Von Andromache heißt es (Χ 472), Hektor habe sie in sein Haus geführt ἐκ δόμου Ἠετίωνος, ἐπεὶ πόρε μυρία ἕδνα. Dieselbe Begründung kehrt mit gleichen oder ähnlichen Worten in anderen Fällen wieder (Π 178. 190. λ 282), so daß man, mag auch die Etymologie des Wortes ἕδνα zweifelhaft sein, deutlich sieht: es bezeichnet den Kaufpreis, den der Bräutigam für das Mädchen dem Vater bezahlt. So bei Antenors Sohn Iphidamas (Λ 243), bei Odysseus' Schwester Ktimene (ο 367). Zuweilen wird statt der ἕδνα eine Dienstleistung gefordert oder angeboten: so wollte Neleus seine Tochter Pero nur dem geben, der die Rinder des Iphiklos aus Phylake holen würde (λ 288 f.); und Othryoneus hoffte die schönste von Priamos' Töchtern, Kassandra, ohne Kaufpreis (ἀνάεδνον) zu gewinnen, wenn er die Achäer aus Troas vertrieben hätte (Ν 366). Ganz unentgeltlich sein Schwiegersohn zu werden bietet Agamemnon dem Achill an, den er versöhnen will (Ι 146 = 288); und die gleiche Bereitwilligkeit erklärt (η 314) Alkinoos seinem Gaste, um den hilflos und natürlich besitzlos ans Gestade Geworfenen zu ehren und wegen der Bedenken, die er selbst soeben geäußert hat, zn beruhigen. Solche Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß die Braut gekauft werden mußte. Wie wenig man darin etwas Anstößiges oder nur Unzartes empfand, beweist Odysseus, der es in seiner wohl überlegten Anrede an die phäakische Königstochter erwähnt: er preist den glücklich (ζ 159), ὅς κέ σ' ἐέδνοισι βρίσας οἶκόνδ' ἀγάγηται. Trotzdem blieb das Bewußtsein lebendig, daß es sich um ein Geschäft handelte, bei dem jeder Teil sein eignes Interesse im Auge hatte, und das rückgängig gemacht werden konnte wenn der eine sich übervorteilt sah (vgl. Hephästos und Aphrodite θ 317 ff.).

Ein Scholion *A* zu N 382, das wenigstens zum Teil auf Aristonikos zurückgeht, lautet: ἡ διπλῆ ὅτι ἕδνα ἐδίδοσαν οἱ μνηστῆρες· »ἐεδνωταὶ« δὲ κηδεσταί, πενθεροί· οὗτοι γὰρ τὰ ἕδνα παρὰ τῶν μνηστευομένων ἐδέχοντο (so Cobet für ἐνεδέχοντο). Das abgeleitete ἐεδνωταί kommt nur an dieser Stelle vor und ist in seiner Bedeutung völlig klar; für ἕδνα selbst aber stimmen die Aussagen der Alexandriner nicht ganz überein. Zu Π 178 hat Aristonikos notiert, ὅτι ἕδνα τὰ ὑπὸ τῶν γαμούντων διδόμενα ταῖς γαμουμέναις, wonach die Geschenke nicht dem Vater sondern der Braut selbst gegeben worden wären. Mit Rücksicht darauf hat Friedländer zu Ν 382 den zweiten Teil der Bemerkung, die Erklärung von

ἐεδνωταί, dem Aristonikos abgesprochen und nicht mitgedruckt. Diese Erklärung ist zwar die sachlich richtige, steht aber vereinzelt da, während die zu ihr nicht recht passende von ἕδνα mehrfach wiederkehrt. Sie findet sich z. B. im Lexikon des Apollonios: »ἕδνα« τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μεμνηστευμέναις διδόμενα δῶρα, und ähnlich bei Hesychios: »ἕδνα« φερνή, τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μνηστευομέναις διδόμενα· »μείλια« δὲ τὰ ὑπὸ τῶν γονέων ταῖς γαμουμέναις. Hier ist konfuserweise der Begriff der φερνή (Mitgift) mit herangezogen; außerdem, wohl in entfernter Erinnerung an I 147, ein Zusatz über μείλια gemacht. Als gemeinsame Quelle dieser Erklärungen sieht Cobet Aristarch an, und Friedländer hat ebenso geurteilt. Man könnte einwenden, daß die richtige Auffassung, die in dem zweiten Teil des Scholions zu N 382 gegeben ist, besser für Aristarch passe, die Unklarheit in den übrigen Zeugnissen auf Rechnung seiner Nachfolger zu setzen sei; aber das würde sich schwer beweisen lassen. Es kommt auch nicht allzuviel darauf an. Selbst wenn Aristarch irrtümlich sich ἕδνα als Geschenke dachte, die der Braut vom Bräutigam gegeben wurden, so verdient er dafür nicht den Spott und Tadel, den Cobet (MCr. 243) über ihn ausgießt. Denn der Übergang von der Sitte des Brautkaufes zu der der Mitgift hat sich tatsächlich bei manchen Völkern [43]) in der Weise vollzogen, daß die Gewohnheit aufkam der Tochter den vom Schwiegersohn erhaltenen Preis ganz oder teilweise zur Ausstattung mitzugeben. Ob dies auch in Griechenland so gewesen ist und ob dem Aristarch etwas davon bekannt war, wissen wir freilich nicht; vielleicht sind die Worte des Chores in Äschylos' Prometheus 559f. ὅτε τὰν ὁμοπάτριον ἕδνοις ἄγαγες Ἡσιόναν πιθὼν δάμαρτα κοινόλεκτρον, die Cobet (p. 249) als Probe eines mißverständlichen poetischen

43) Beispiele für dieses Übergangstadium aus den Sitten jetzt lebender Völker findet man bei A. H. Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts (1889) S. 179f. Lehrreich ist auch der allmähliche Wandel, der sich auf dem Gebiete des germanischen Rechts vollzogen hat. Daß die Ehe hier jemals ein »Kauf des Weibes« gewesen sei, bestritt Felix Dahn (z. B. Deutsche Geschichte I 1 [1883] S. 135), ist aber mit dieser Ansicht nicht durchgedrungen; vgl. Rob. Bartsch, Die Rechtsstellung der Frau als Gattin und Mutter (1903) S. 62. Doch von Anfang an bestand schon in den Zeiten, wo das Institut der Kaufehe noch ganz lebendig war, daneben der feste Brauch, daß auch die Frau dem Manne etwas an Besitz zubrachte. Darüber berichtet Tacitus Germ. 18. Noch in fränkischer Zeit vollzog sich bei einem großen Teile der deutschen Stämme die Eheschließung in der altertümlichen Form des Brautkaufes; »vielfach muß aber die Sitte bestanden haben, daß der »Vormund den erhaltenen Preis *(Wittum)* der Braut ganz oder teilweise in die Ehe mitgab. »— — So wurde der Kaufpreis, ohne zunächst seine juristische Natur zu ändern und seine »Notwendigkeit für jede vollgültige Ehe zu verlieren, zu einer von dem Vormunde ausbe»dungenen Dos des Bräutigams an die Braut«. Die Entwicklungstufe, die Richard Schröder (Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte² [1894] S. 291f.; vgl. S. 300) in diesen Sätzen bezeichnet hat, entspricht genau der Auffassung der ἕδνα, wegen deren Aristarch von Cobet getadelt wird.

Sprachgebrauches anführt, natürlicher Ausdruck des Überganges zu einer geänderten Sitte. So viel aber steht fest, daß schon die homerische Dichtung bis in die Zeit herabreicht, in der der ältere Brauch allmählich verlassen wurde und der jüngere aufkam. Wie Priamos von der Hoffnung spricht, Lykaon und Polydoros, die ihm Laothoe die Tochter des Altes geboren hat, aus der griechischen Gefangenschaft zurückzukaufen, gedenkt er der Schätze, welche diese seine Gemahlin von ihrem Vater mitbekommen hat: πολλὰ γὰρ ὤπασε παιδὶ γέρων ὀνομάκλυτος ῎Αλτης (X 51). Und Agamemnon begnügt sich nicht damit, Achill gegenüber auf eine Zahlung für die Tochter die er ihm geben will zu verzichten, sondern fügt das Versprechen hinzu (I 147 f.): ἐγὼ δ᾽ ἔπι μείλια δώσω πολλὰ μάλ᾽, ὅσσ᾽ οὔ πώ τις ἑῇ ἐπέδωκε θυγατρί [44]).

Aber diese Stelle ist für Cobet ein Grund mehr Aristarch zu schelten: er habe so verschiedene Dinge wie ἕδνα und μείλια verwechselt; das trete besonders in der Anmerkung zu β 53 hervor. Dort klagt Telemach in öffentlicher Rede über die Zudringlichkeit der Freier (52 ff.);

οἳ πατρὸς μὲν ἐς οἶκον ἀπερρίγασι νέεσθαι
᾽Ικαρίου, ὅς κ᾽ αὐτὸς ἐεδνώσαιτο θύγατρα,
δοίη δ᾽, ᾧ κ᾽ ἐθέλοι καὶ οἱ κεχαρισμένος ἔλθοι.
οἳ δ᾽ εἰς ἡμέτερον πωλεύμενοι κτλ.

Dazu bemerkt Aristonikos: κυρίως μὲν ἕδνα ἐστὶ τὰ διδόμενα ὑπὸ τοῦ γαμοῦντος τῇ γαμουμένῃ· νῦν δὲ καταχρηστικῶς κεῖται ἡ λέξις ἀντὶ τοῦ »χρήματα ἐπιδοίη«. Cobet macht sich über die Wendung νῦν δὲ καταχρηστικῶς lustig und verlangt, daß auch hier die echte Bedeutung von ἕδνα zugrunde gelegt, ἐεδνώσαιτο also übersetzt werde: »für Brautgeschenke verkaufen würde«. Wie sollen wir uns entscheiden?

44) Ein mittelbares Zeugnis für eben diesen Gebrauch meint Finsler (῞Εδνα, Herm. 47 [1912] S. 414—421) in Telemachs Worten β 132 f. zu finden: κακὸν δέ με πόλλ᾽ ἀποτίνειν ᾽Ικαρίῳ, αἴ κ᾽ αὐτὸς ἑκὼν ἀπὸ μητέρα πέμψω. Damit sei nicht Buße gemeint für die der Mutter angetane Schmach [»denn eine Schmach wäre die Rücksendung nicht«], sondern Rückzahlung des Wittums. Diese Deutung ist von seiten ihrer Voraussetzungen willkürlich; Telemachs Rede ist ja ganz beherrscht von der Abwehr des Schimpflichen, das ihm zugemutet wird. Götter und Menschen werden es ahnden (στυγερὰς ἀρήσετ᾽ ἐρινῦς, νέμεσις ἐξ ἀνθρώπων); sollte der Vater Ikarios der einzige sein, bei dem nur an die geschäftliche Seite der Sache gedacht wird? Keineswegs: ἐκ γὰρ τοῦ πατρὸς κακὰ πείσομαι. Weiter aber wird Finsler zu sehr üblen Konsequenzen geführt. Innerhalb des β hat er nun zwar Einheitlichkeit des Sprachgebrauches; aber zwischen Telemachie und Odyssee konstruiert er einen Unterschied, der doch wieder nicht klar eingehalten wäre. Und vollends einer Reihe von Ilias-Stellen muß er Gewalt antun, um die Spuren davon zu beseitigen, daß unter ἕδνα ursprünglich der für die Frau dem Vater gegebene Kaufpreis verstanden wurde (ἀνάεδνον I 144. N 365; ἐεδνωταί N 38). Auch die Chronologie der Bedeutungen — vielmehr die chronologische Verwirrung — die sich für ihn ergibt (S. 417), spricht gegen seine Theorie.

Daß die Hand der Penelope, wie jeder anderen Frau, dem gebühre, der den größten Preis zahlt, darüber herrscht nirgends ein Zweifel. Als Telemach dem fremden Bettler gegenüber seine Notlage schildert, sagt er, seine Mutter schwanke ob sie noch länger im Hause bleiben solle: ἢ ἤδη ἅμ' ἕπηται, Ἀχαιῶν ὅς τις ἄριστος μνᾶται ἐνὶ μεγάροισιν ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρῃσιν (π 76f.). Von den Freiern gibt Agelaos dem Telemach in freundlicher Absicht den Rat, er möge seiner Mutter zureden, γήμασθ', ὅς τις ἄριστος ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρῃσιν (υ 335). Die gleiche Anschauung liegt den resignierten Worten zugrunde, mit denen φ 161f. Leodes den Bogen, den er nicht spannen konnte, bei Seite stellt. Und Penelope selbst deutet an, nach welchem Maßstabe sie, wenn überhaupt, den neuen Gemahl wählen wird (τ 528f.): ὅς τις ἄριστος μνᾶται ἐνὶ μεγάροισι πορὼν ἀπερείσια ἕδνα. Charakteristisch ist auch die Art, wie Athene in ο die Verdächtigung, Penelope denke daran dem Eurymachos die Hand zu reichen, begründet (17f.): ὁ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας μνηστῆρας δώροισι καὶ ἐξώφελλεν ἔεδνα. Danach kann auch β 53 ἐεδνώσαιτο nicht anders gemeint sein. Telemach will sagen: »Die Freier sträuben sich in das Haus des Ikarios zu gehen, der seine Tochter dem Meistbietenden unter ihnen verkaufen würde«. Sonst würde man gar nicht verstehen, warum die Freier sich gegen dieses Verfahren sträuben (ἀπερρίγασι); wenn die Aussicht bestünde, daß der glückliche Bewerber noch Geschenke dazu bekäme, so hätten sie ja alle Ursache einverstanden zu sein.

Die Stelle in Telemachs Rede ist also von Cobet richtig erklärt; aber nun die Forderung, die Eurymachos dagegen erhebt (β 194 ff.):

Τηλεμάχῳ δ' ἐν πᾶσιν ἐγὼν ὑποθήσομαι αὐτός·
μητέρα ἣν ἐς πατρὸς ἀνωγέτω ἀπονέεσθαι·
οἱ δὲ γάμον τεύξουσι καὶ ἀρτυνέουσιν ἔεδνα
πολλὰ μάλ', ὅσσα ἔοικε φίλης ἐπὶ παιδὸς ἕπεσθαι.

Hier können ἔεδνα unmöglich als Kaufpreis verstanden werden, wenn hinzugefügt wird, daß sie »die liebe Tochter begleiten« sollen. Deshalb sieht sich Cobet genötigt den letzten Vers hier und α 278, wo dieselben Worte dem Mentes in den Mund gelegt sind, für interpoliert zu erklären[45].

45) Ihm schließt sich Belzner an (vgl. oben Anm. 11b), Hom. Probl. I (1911) S. 64—75 in ausführlicher Auseinandersetzung, durch die das Urteil, mit dem er sie abschließt, in doppelter Beziehung von ihm selber widerlegt ist. Er meint, von »kulturgeschichtlichen Verschiebungen« könne »auch hier nicht die Rede sein«, und hat doch zehn Seiten lang davon geredet; und er behauptet »die Auffassung der ἕδνα sei einheitlich«, nachdem er von dem Aushilfsmittel der Athetese Gebrauch gemacht, damit also zugegeben hat, daß der überlieferte Tatbestand des homerischen Sprachgebrauches in diesem Punkte nicht einheitlich ist. Wegzuschneiden, was sich nicht fügen will, ist immer das Einfachste. Indem Aristarch und Cobet damit anfingen, haben sie uns die Möglichkeit und folglich die Aufgabe geschaffen, weiter zu kommen.

Aber die Schwierigkeit ist damit noch nicht gehoben. Daß einer der Freier οἱ δέ sagen und damit sich und seine Genossen meinen könne, würde Cobet (MCr. 245) nicht behauptet haben, wenn ihn nicht der Eifer gegen eine irrige Auffassung des Wortes ἔδνα fortgerissen hätte. Der Anstoß wäre um so stärker, als der ganze Gedanke, wie Kirchhoff gesehen hat, in β seinen eigentlichen Platz hat, in α, wo Athene-Mentes ihn ausspricht, erst nach dem Muster der Rede des Eurymachos wenig geschickt angebracht ist; da wäre es doch wunderbar, wenn die Beziehung des οἱ δέ und damit der Sinn des ganzen Vorschlages an der ursprünglichen Stelle so viel weniger deutlich geraten wäre als an der nachahmenden. Jedenfalls darf uns nicht zugemutet werden einen solchen Widerspruch durch gewaltsamen Eingriff in den überlieferten Text selber herzustellen. Es bleibt wirklich nichts übrig, die ἔδνα sind β 196 und α 277 das was wir Mitgift nennen: dies hat unter anderen Kirchhoff (Od.[2] 243 f.) mit Entschiedenheit erkannt. Auch die Griechen selbst haben die Stelle so verstanden; denn bei späteren Dichtern wird mehrfach das von der Braut Mitgebrachte ἔδνον genannt, wofür Cobet (p. 248 sq.) aus Pindar und Euripides Beispiele anführt. Aber wie ist das Wort zu der geänderten Bedeutung gekommen?

Vergegenwärtigen wir uns doch, wer denn den Vorschlag macht, daß die ἔδνα von den Eltern gegeben werden sollen. Es ist Eurymachos, mit der frechste unter den Freiern. Er und seine Genossen haben natürlich kein Interesse daran die ältere Sitte zu bewahren; ja wir erfahren geradezu, daß sie sich ihr zu entziehen suchen. Zwar heißt es in der Schilderung, die Teiresias, und später in der, die Athene von ihrem Treiben gibt (λ 117. ν 378): μνώμενοι ἀντιθέην ἄλοχον καὶ ἔδνα διδόντες. Aber das kann ein formelhafter Ausdruck für »Bewerbung« sein und braucht nicht anders beurteilt zu werden, als wenn der Dichter von Kalypso erzählt; sie habe für Hermes Nektar »gemischt« (ε 93), oder wenn er den Odysseus zu Nausikaa sagen läßt (ζ 149. 168 f.): γουνοῦμαί σε ἄνασσα — — δείδια δ' αἰνῶς γούνων ἅψασθαι. Viel wichtiger, weil durchaus ernst gemeint und anschaulich ausgeführt, ist die Beschwerde, mit der in σ Penelope den Freiern gegenübertritt (275 ff.):

μνηστήρων οὐχ ἥδε δίκη τὸ πάροιθε τέτυκτο.
οἵ τ' ἀγαθήν τε γυναῖκα καὶ ἀφνειοῖο θύγατρα
μνηστεύειν ἐθέλωσι καὶ ἀλλήλοις ἐρίσωσιν,
αὐτοὶ τοί γ' ἀνάγουσι βόας καὶ ἴφια μῆλα,
κούρης δαῖτα φίλοισι, καὶ ἀγλαὰ δῶρα διδοῦσιν,
ἀλλ' οὐκ ἀλλότριον βίοτον νήποινον ἔδουσιν.

Die Worte haben bekanntlich den Erfolg, daß die einzelnen Freier aus ihren Wohnungen Geschenke für die Königin holen lassen. Man hat an

diesem Auftreten der »treuen Gattin« Anstoß genommen, und Wilamowitz (HU. 29—34) hat die ganze Episode als ein Stück, »das fast in die Parodie überspielt«, ausgeschieden und der spätesten Zeit, etwa der des Archilochos, zugewiesen. Aber wir werden sehen, daß darin noch ein andrer ursprünglicher und für das Verständnis der Odyssee grundlegender Gedanke enthalten ist. Und wenn das auch nicht wäre, wir dürfen unser Urteil über die sittlichen Anschauungen längst vergangener Zeiten nicht durch modernes Empfinden bestimmen lassen. Daß Penelope wirklich mit ihrem Vorwurf den Angelpunkt der Situation trifft, zeigt von der andern Seite die Rede, die Antinoos nach dem vergeblichen Unternehmen gegen Telemach vor den Freiern hält: wie durch ein Wunder ist der verhaßte Erbe des Odysseus den Nachstellungen entgangen; jetzt soll man ihn auf dem Lande überfallen und töten, seine bewegliche Habe verteilen, sein Haus der Mutter geben und dem der sie heiraten wird. »Wenn euch dieser Plan nicht gefällt,« so schließt der Redner (π 387 bis 392), »dann wollen wir nur aufhören hier zusammenzukommen und »sein Gut zu verzehren; dann mögt ihr gleich ganz und gar euch dem »Herkommen beugen und schlicht bürgerlich mit Brautgeschenken, »jeder von seiner Wohnung aus, um die Königin werben.« Die Hörer verstehen, was er meint; alle verstummen, bis der verständige Amphinomos einen Vorwand findet die Entscheidung hinauszuschieben. Der Versuch, durch spottende Beruhigung zu entschlossenem Handeln aufzustacheln, ist gescheitert.

In anderer Form verwandten Sinn hatte die ernsthafte Zumutung, die Eurymachos in der Volksversammlung an Telemach gerichtet hat: er solle seine Mutter zu ihren Eltern zurückschicken, damit die sie mit Geschenken ausgestattet einem der Bewerber zur Ehe gäben. Wir haben aus zwei vorher (S. 335) angeführten Ilias-Stellen gesehen, daß auch das ältere Epos erst in einer Zeit vollendet sein kann, in der die spätere Gewohnheit einzudringen begann. Wunderbar wäre es, wenn der Wandel der Anschauungen sich glatt und friedlich, ohne Anstoß vollzogen hätte: und nun versetzt uns die Odyssee mitten hinein in die Kämpfe, die hier geführt sein müssen. In ihr vertreten Penelope und Telemach den älteren Brauch, die Freier sind rücksichtslose Vorkämpfer des neuen; und der natürliche Gegensatz, in den beide Parteien dadurch gestellt sind, ist eines der wesentlichen Motive, auf denen die dramatisch bewegte Handlung des Gedichtes beruht.

Ein Zweifel scheint noch übrig zu bleiben: war wirklich die Zeit, in der das Epos sich bildete, als Periode des Übergangs selber schwankend in dem was sie für recht hielt? oder stammt etwa die Unsicherheit daher, daß die Stellen, an denen verschiedene Anschauungen hervortreten, in verschiedenen Zeiten entstanden sind? Für die Beispiele aus der Ilias

steht der zweiten Annahme nichts im Wege; für die Odyssee aber ist es unmöglich die einander widersprechenden Anwendungen des Wortes ἕδνα in β (53 und 196) auf diese Weise abzutun und damit ein in sich so geschlossenes Stück wie die Verhandlung mit den Bürgern zu zerreißen. Hier drängt alles zu der Auffassung, die wir angedeutet haben, daß die Dichtung deshalb Gegensätze darstellt, weil die Menschen, von denen und für die sie geschaffen wurde, selbst vom Streit um diese Gegensätze bewegt waren. Und dies wird durch eine weitere Beobachtung bestätigt. Auch darüber nämlich erhalten wir aus der Odyssee nicht ganz klare Auskunft, wer eigentlich, falls der König nicht heimkehrt, die Hand seiner Witwe zu vergeben hat. Telemach lehnt es ab (β 130), stellt dann aber doch, für den Fall daß er bestimmte Kunde von dem Tode des Vaters erhält, ein energisches Eingreifen in Aussicht (β 223 ἀνέρι μητέρα δώσω). Die Freier verlangen von ihm, daß er ein Ende machen soll, aber in der Form, daß er die Mutter ins Haus ihres Vaters zurückschickt, damit der sie einem Manne verlobe (β 113 f. 195), und diesen Ausweg scheint Telemach selbst am meisten zu wünschen (β 53). Der Gesamteindruck endlich, den man bei Lektüre der Odyssee gewinnt, ist der, daß Penelope selbst die Entscheidung hat (ο 20. π 391. φ 161). Wie sie sich dessen bewußt ist (τ 157. 524. 571 ff.), so wird sie von andern, je nach deren Stellung, für ihre Standhaftigkeit gelobt (λ 181) oder gescholten (β 91. 124). Das Ursprüngliche ist nun überall, daß der nächste männliche Verwandte der Witwe, in erster Linie ein erwachsener Sohn, demnächst ihr Vater, berufen ist sie einem neuen Manne zu verloben; erst eine spätere Zeit hat ihr das Recht der eigenen Entschließung zugestanden. Wenn in der Odyssee beide Rechtsanschauungen trotzdem nebeneinander zu gelten scheinen, so ist auch hier die Erklärung ausgeschlossen, daß die Spuren der jüngeren im allmählichen Wachstum der Dichtung hinzugekommen seien; denn auf dem inneren Konflikt, in den Penelope versetzt ist, beruht ja gerade das Interesse der Handlung. Dagegen ist es sehr wohl begreiflich, daß zu einer Zeit, als die spätere Sitte sich befestigte, noch eine Erinnerung an die ältere im Volksbewußtsein lebendig war; oder, von der anderen Seite angesehen, daß die neue Anschauung eben deshalb aufkam, weil man sich mehr und mehr scheute das alte Recht in voller Strenge auszuüben. Ein Beispiel dieser Gesinnung bietet Telemach. Er ist der natürliche Vormund seiner Mutter, so daß deren Vater erst dann eintreten könnte, wenn Telemach auf sein Recht ausdrücklich verzichtete; das will er nicht. Aber er mag auch nicht so handeln, wie es ihm von rechtswegen zukäme; denn er ehrt den Schmerz seiner Mutter und ist eben erst erwachsen. Obendrein hat Odysseus selbst, als er nach Troja fortzog, seiner Frau zwar befohlen

sich wieder zu verheiraten, wenn der Sohn erwachsen und er bis dahin nicht zurückgekehrt sei, aber die Wahl des Gatten ihr selbst anheimgestellt (σ 269 f.):

αὐτὰρ ἐπὴν δὴ παῖδα γενειήσαντα ἴδηαι,
γήμασθ᾽ ᾧ κ᾽ ἐθέλῃσθα τεὸν κατὰ δῶμα λιποῦσα.

Das ist ein Stück jenes Abschnittes, den Wilamowitz als späte Eindichtung ausgeschieden hat. Der Auftrag des scheidenden Königs wird uns noch weiterhin beschäftigen; zunächst fragen wir nur: welche Voraussetzungen ergeben sich aus ihm für die rechtliche Stellung der Penelope? Sie soll selbst entscheiden, wen sie zum Gemahl nehmen will; aber das Recht dazu hat sie nicht ohne weiteres, sondern es ist ihr durch ausdrückliche Erklärung ihres Mannes zugestanden worden. In diesem Zuge der Erfindung zeigt sich deutlich, wie der Dichter selbst fühlte, daß er seine Zuhörer in die Zeit des Fortschrittes von einer Stufe des Rechtsbewußtseins zu einer späteren versetzte. —

VIII. Der Gottesdienst fand auch bei den Griechen in ältester Zeit nicht in Tempeln statt sondern unter freiem Himmel. Wo ein schattender Hain, eine Quelle von Bäumen umstanden, ein vorspringender Fels dazu einlud, dort errichtete man einen Altar um den Himmlischen zu opfern; wer ihnen Geschenke weihen wollte, befestigte sie an den Seiten des Altars oder an den Bäumen, die ihn umgaben[46]. Jene primitiven Kultusstätten waren zunächst wohl nach allen Seiten offen und jedem zugänglich; dann stellte sich das Bedürfnis heraus sie durch ein Gehege oder eine Mauer einzuschließen; zuletzt baute man der Gottheit, die man nun auch im Bilde nachzuahmen und festzuhalten suchte, ein bedachtes Haus. Homer führt uns auch hier in die Periode des Übergangs; das hat Helbig richtig erkannt. Danach ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß wir im Vorkommen von Tempeln einen neuen Maßstab gewinnen für die Abschätzung des relativen Alters der Lieder.

A. An folgenden Stellen wird zweifellos ein Tempel erwähnt.

1) Das Haus der Stadtgöttin von Athen finden wir zweimal genannt: im Schiffskatalog, wo es von Erechtheus heißt (B 547 ff.):

— — — — ὅν ποτ᾽ Ἀθήνη
θρέψε Διὸς θυγάτηρ, τέκε δὲ ζείδωρος ἄρουρα·
κὰδ δ᾽ ἐν Ἀθήνῃς εἷσεν ἑῷ ἐνὶ πίονι νηῷ,
ἔνθα δέ μιν ταύροισι καὶ ἀρνειοῖς ἱλάονται
κοῦροι Ἀθηναίων περιτελλομένων ἐνιαυτῶν,

46) Zur Erläuterung dieser Sitte verwies Helbig (HED.^{2} 417) besonders auf die Ausgrabungen von Olympia und Cypern. Inzwischen ist das Material, das ihm bekannt war und das er zum Teil brieflichen Mitteilungen von Ohnefalsch-Richter verdankte, durch dessen großes Werk über Cypern (1893) wesentlich vermehrt worden.

und η 80 f., wo Athene das Land der Phäaken verlassen hat,

ἵκετο δ᾽ ἐς Μαραθῶνα καὶ εὐρυάγυιαν Ἀθήνην,
δῦνε δ᾽ Ἐρεχθῆος πυκινὸν δόμον.

An der ersten Stelle hat offenbar der Dichter von dem Tempel und dem Platz, den er im Kultus einnimmt, eine deutliche Vorstellung; an der zweiten erscheint die Göttin als Gast des Königs in dessen Hause. Trotz dieses Unterschiedes, den Reichel (Hom. Waffen[2] 154) hervorgehoben hat, sind beide Zeugnisse im Gedankenkreise unserer Ilias und Odyssee etwas Fremdartiges. Sie gehören der jüngsten Schicht an, die in Athen zur Zeit des Peisistratos dem Bestande der Ilias zugewachsen ist (oben S. 117—121).

2) Ein Athenetempel steht auf der Burg von Ilios, in dem Hekabe nach Anweisung des Sehers Helenos die γέραιραι versammelt, um der Athene einen Peplos und Gelübde darzubringen (Z 88. 274. 279. 297 f.; vgl. 379). Die γέραιραι sind ein Kollegium von Priesterinnen, das namentlich in Athen bestand, wo vierzehn dazu auserwählte Matronen der βασίλισσα zu Diensten waren (s. Wilh. Schulze Qe. 501 sq.; Wilamowitz IlH. 303), und das hier für Troja vorausgesetzt wird, ebenso wie ein Kultusbild der Gottheit, das einzige bei Homer. Diesen Tatbestand verwertet Bethe (NJb. 43 [1919] S. 8 ff.) als einen der Beweise für seine Ansicht, daß die Ilias mit ihren jüngsten, aber noch integrierenden Bestandteilen bis ans Jahr 600 herabreiche. Gewiß richtig[47]). Von dem Bilde wird noch die Rede sein. — 3) Ebenfalls auf dem Burghügel befindet sich ein Tempel des Apollon, in den der Gott den vom Kampf erschöpften Äneas entrückt (E 446), der dann im ἄδυτον (448) von Leto und Artemis gepflegt wird. Dieses Tempels gedenkt Hektor in H; hier will er, wenn er seinen Gegner besiegt, die Rüstung des Erschlagenen aufhängen, προτὶ νηὸν Ἀπόλλωνος ἑκάτοιο (H 83).

4) Von besondrer Art ist der Apollontempel in Chryse; auch von diesem wird nur gesagt, daß er gebaut worden sei, in der Handlung selbst spielt er keine Rolle. Wie der Priester zu seinem Gotte betet, hebt er das Verdienst hervor, das er sich unter anderem durch Tempelbau erworben habe (A 39 ff.): εἴ ποτέ τοι χαρίεντ᾽ ἐπὶ νηὸν ἔρεψα, κτἑ. Nachher aber, wie Odysseus die geraubte Tochter und das Sühnopfer nach Chryse bringt, wird eines Tempels dieser Stadt mit keiner Silbe gedacht. Von Chryseis heißt es (A 440 f.): τὴν μὲν ἔπειτ᾽ ἐπὶ βωμὸν ἄγων

47) Daß Bethe trotzdem die Überlieferung von der peisistratischen Redaktion als »novellistische Legende« ablehnt, wurde schon (S. 134) erwähnt. Gegen seine Folgerungen aus Tempel, Kultbild und Bittgang hat Drerup ausführlichen Einspruch erhoben BphW. 1919 Nr. 51 (im ersten von zwei Artikeln über »die Zeit unserer Ilias«). Vgl. auch unten Anm. 51.

πολύμητις Ὀδυσσεὺς πατρὶ φίλῳ ἐν χερσὶ τίθει, und von der Hekatombe wenige Verse später (447 f.): τοὶ δ' ὦκα θεῷ κλειτὴν ἑκατόμβην ἑξείης ἔστησαν ἐΰδμητον περὶ βωμόν. Man sieht: wo es gilt, mit eigener Phantasie den Hergang auszumalen, da tritt das Bild des Tempels zurück und wir haben wieder den im Freien errichteten Altar als einzigen festen Mittelpunkt der heiligen Handlung. Und doch soll Chryses nicht nur einen Tempel errichtet, sondern wiederholt solche für seinen Gott gedeckt haben? So verstand Platon die Stelle (ἐν ναῶν οἰκοδομήσεσιν, Staat 394 *A*), und so war sie, ähnlich wie A 394 f., wohl wirklich gemeint. Deshalb vermutet Leaf in seiner Ausgabe, daß hier an die ursprüngliche Form eines Gotteshauses gedacht sei, *a mere roof to protect the image of a god standing in a grove*. Und van Leeuwen [48]) hat diesen Gedanken weiter ausgeführt, indem er mit Recht auf das Bildnis verzichtet und dem — vielleicht aus Zweigen schnell hergestellten — Dache nur den Zweck zuschreibt, daß dem zum Opfermahle geladenen Gott ein würdiger Sitzplatz bereitet werden sollte. Sehr willkommen, wie nun auch von dieser Seite her ein Blick in die Zeit des Überganges eröffnet wird; und verdienstlich, was van Leeuwen zur Erläuterung aus späterer Literatur der Griechen beibringt. Nur hätte er nicht versuchen sollen dieselbe Deutung auch für die anderen Stellen geltend zu machen. Ist das schon beim Erechtheion und den Tempeln auf der Burg von Ilios ohne große Gewaltsamkeit nicht möglich, so vollends bei den Beispielen, die noch fehlen.

5) Wo der Dichter die Ansiedelung der Phäaken schildert, sagt er von Nausithoos: ἀμφὶ δὲ τεῖχος ἔλασσε πόλει καὶ ἐδείματο οἴκους καὶ νηοὺς ποίησε θεῶν καὶ ἐδάσσατ' ἀρούρας (ζ 9 f.). Daß es sich hier nicht um gelegentliche Herrichtung einer Opferstätte sondern um Bauten, die Bestand haben sollten, handelt, zeigen die vorhergehenden wie die nachfolgenden Worte. Aber für die Handlung des Epos haben diese Gotteshäuser keine greifbare Bedeutung; ihr Bau wird nur als Tatsache hervorgehoben, die Stätten des Gottesdienstes sind nachher anders beschrieben oder vorausgesetzt (ζ 291 f. 266 f.). — 6) Ebenso ist zweifellos ein wirklicher Tempel der, den Eurylochos mit den übrigen Gefährten dem Sonnengotte zu bauen verspricht, wenn sie glücklich nach Ithaka heimgekehrt sein würden (μ 346).

B. Diesen sechs Beispielen steht eine merklich größere Zahl solcher Stellen gegenüber, an denen, wie im Grunde ja auch in Chryse, ein Gottesdienst im Freien angenommen oder eine altertümliche Kultstätte ausdrücklich erwähnt wird.

48) van Leeuwen, ΝΗΟΣ quid est? Mnemos. 34 (1906) p. 181—190, wieder CH. p. 218 sqq.

1) Ehe die Griechen von Aulis abfuhren, haben sie den Göttern geopfert auf heiligen Altären, die eine Quelle umgaben, über der eine schöne Platane emporragte (Β 305 ff.). Auch die Beschreibung des Wunders, das sich hier zugetragen hat, zeigt deutlich daß an einen Tempel nicht gedacht wird. — 2) Zeus gegenüber rühmt sich Agamemnon, er sei auf dem Wege nach Ilios an keinem seiner Altäre vorbeigefahren ohne zu opfern (Θ 238 f.). — 3) Als Ägisthos die Frau des Atriden geheiratet hatte, feierte er ein großes Fest (γ 273 f.): πολλὰ δὲ μηρί' ἔκηε θεῶν ἱεροῖς ἐπὶ βωμοῖς, πολλὰ δ' ἀγάλματ' ἀνῆψεν, ὑφάσματά τε χρυσόν τε. Das ist ganz jene alte Sitte, von der, wie schon erwähnt wurde, auf Cypern noch deutliche Spuren nachgewiesen sind. — 4) Odysseus vergleicht den schlanken Wuchs der Nausikaa mit dem eines Palmbaums, den er einst auf Delos Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῷ (ζ 162) gesehen habe. Der Altar stand also im Freien und war das eigentliche Heiligtum des Gottes.

5) Einen für den Gottesdienst geweihten Platz bezeichnet auch die heilige Eiche des Zeus in der troischen Landschaft, die zweimal vorkommt: als Zufluchtsort für den zum Tode verwundeten Sarpedon (Ε 693) und als Aussichtspunkt für die dem Kampfe zuschauenden Götter (Η 60). Daß ein Altar dabeigestanden habe, erfahren wir nicht. — 6) Auch von der Eiche des Zeus in Dodona (ξ 328. τ 297), aus deren Rauschen Orakel vernommen wurden, wird dies nicht ausdrücklich gesagt, ist aber hier doch wohl als selbstverständlich anzunehmen.

Besonders oft werden Wälder als Sitze der Gottesverehrung genannt: 7) Ein Hain des Poseidon, Ποσιδήιον ἀγλαὸν ἄλσος (Β 506), befand sich zu Onchestos in Böotien. — 8) Das Heiligtum der Athene außerhalb der Stadt der Phäaken, bei dem Odysseus eine Zeitlang warten soll, wird zweimal (ζ 201. 351) ausdrücklich ἄλσος genannt und an der ersten Stelle so genau beschrieben, daß sicherlich ein Tempel, wenn hier sein Bild dem Dichter vorgeschwebt hätte, mit erwähnt worden wäre. — 9) Der Priester des Apollon in Ismaros, der von Odysseus verschont wurde und ihm zum Dank dafür so köstlichen Wein schenkte, wohnte ἐν ἄλσεϊ δενδρήεντι Φοίβου Ἀπόλλωνος (ι 200 f.). — 10) Ausführlich und malerisch beschreibt der Dichter den Altar der Nymphen auf Ithaka, bei dem Odysseus und Eumäos dem Ziegenhirten begegnen (ρ 210): er steht auf der Höhe eines Felsens, an dessen Fuß eine Quelle entspringt, die im Schatten von Schwarzpappeln ihren Lauf beginnt. Man mag damit die ganz ähnliche Situation vergleichen, die Ohnefalsch-Richter bei Gelegenheit seiner Wanderungen auf Cypern angetroffen und sogleich mit unserer Homerstelle in Verbindung gebracht hat (Kypros, die Bibel und Homer I 230). — 11) Das Apollonfest auf Ithaka, das den Hintergrund

für die Veranstaltung des Bogenkampfes abgibt, wird mit einer feierlichen Hekatombe begangen, die von Herolden durch die Stadt geführt wird, während sich die Bürger ἄλσος ὕπο σκιερὸν ἑκατηβόλου Ἀπόλλωνος versammeln (υ 278). Der Dichter sagt nichts von einem Tempel, und das ist auch an dieser Stelle ein sicherer Beweis dafür, daß er an einen solchen nicht dachte.

Als technischer Ausdruck für den heiligen Raum, der einem Gotte gehört, begegnet wiederholt τέμενος: 12) Von Zeus wird erzählt, er sei auf den Gipfel Gargaron des Idagebirges gekommen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (Θ 48). Möglicherweise ist, worauf Helbig hindeutet, dieses Heiligtum identisch mit der Opferstätte des Zeus auf dem Ida, die X 171 erwähnt und für die als Priester Π 604f. Onetor genannt wird. — 13) Als Achilleus seinem Freunde das Totenopfer bringt, betet er zu dem heimischen Flußgotte Spercheios und gedenkt des Gelübdes, das vor der Ausfahrt nach Troja sein Vater getan hat (Ψ 145 ff.):

κεῖσέ με νοστήσαντα φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν
σοί τε κόμην κερέειν ῥέξειν θ' ἱερὴν ἑκατόμβην,
πεντήκοντα δ' ἔνορχα πάρ' αὐτόθι μῆλ' ἱερεύσειν
ἐς πηγάς, ὅθι τοι τέμενος βωμός τε θυήεις.

Der Zusatz ἐς πηγάς zeigt, daß der Dichter sich den Hergang beim Opfer deutlich vorstellt; für einen Tempel ist dabei kein Raum. — 14) Dieselbe Formel kehrt endlich wieder im Liede des Demodokos, der berichtet, Aphrodite sei nach ihrer Befreiung nach Paphos gegangen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (θ 363), und dort sei sie von den Chariten gebadet, gesalbt und in schöne Gewänder gekleidet worden. Nichts nötigt uns die Worte so zu verstehen, wie sie der Dichter des Aphrodite-Hymnos allerdings verstanden hat.

C. Zwei Heiligtümer bleiben übrig, bei denen es zweifelhaft ist, ob der Dichter einen Tempel oder nur einen heiligen Bezirk gemeint hat: 1) Die Absicht nach Phthia zurückzukehren begründet Achill damit, daß es keine Schätze gebe, die ihn für den Verlust des Lebens entschädigen könnten (I 404f.),

οὐδ' ὅσα λάινος οὐδὸς ἀφήτορος ἐντὸς ἐέργει
Φοίβου Ἀπόλλωνος Πυθοῖ ἔνι πετρηέσσῃ.

Diese steinerne Schwelle des Apollon wird dann noch einmal θ 80 erwähnt: Agamemnon habe sie überschritten, als er vor dem Aufbruch zum Kriege sich dort ein Orakel erteilen ließ. Helbig (2. Aufl. 421) meint, der Ausdruck »nötige zum mindesten nicht zur Annahme eines Tempels, »da er mit gleichem Rechte auf den Peribolos des heiligen Raumes be»zogen werden könne«. Nach dem Tatbestand, wie wir ihn hier dar-

gelegt haben, ist diese Deutung die wahrscheinlichere; und van Leeuwen (Mnemos. 34f. 189 = CH. 226) kommt ihr zu Hilfe durch die Vermutung, daß an Aufbewahrung in einer Höhle des Felsens gedacht sei. Aber freilich wird niemand gezwungen werden können dies anzuerkennen. — 2) Den Markt der Phäaken beschreibt Nausikaa (ζ 266 f.) mit den Worten:

ἔνθα δέ τέ σφ' ἀγορή καλὸν Ποσιδήιον ἀμφίς,
ῥυτοῖσιν λάεσσι κατωρυχέεσσ' ἀραρυῖα.

Hier schwanken die Erklärer: einige halten das Ποσιδήιον für einen Tempel andere nicht. Mir scheint es auch an dieser Stelle, besonders mit Rücksicht auf die Art wie für dieselbe Stadt das Heiligtum der Athene beschrieben wird, so gut wie sicher, daß es sich nicht um ein Haus, sondern um einen heiligen Platz handelt, der vielleicht durch eine Baumgruppe geschmückt war, also dem Ποσιδήιον ἄλσος in Onchestos (B 506) sachlich ebenso nahe stand wie in der Benennung.

Damit ist das Material erschöpft. Es zeigt sich, daß von den sechs Tempeln (Gruppe A), die überhaupt vorkommen, einer (1) auf Rechnung des athenischen Einflusses zu setzen ist, einer (4) kein wirkliches Haus gewesen zu sein scheint, zwei weitere (5, 6) gar nicht als bestehend vom Dichter vorgestellt werden; nur das Verdienst sie gebaut zu haben oder das Versprechen sie bauen zu wollen gab den Anlaß zu ihrer Erwähnung. Wo im Zusammenhange dessen, was uns der Dichter erzählt, wirklich Gottesdienst ausgeübt oder eine Stätte des Kultus betreten wird, da sind es 14 mal Heiligtümer der älteren Art, nur in zwei Fällen richtige Tempel, der Athene (2) und des Apollon (3) in Ilios. Wenn wir nun sehen, daß von diesen beiden der eine in Z der andere in H vorkommt, und uns erinnern, daß in Z allein die Kunst des Schreibens, in demselben Buche das einzige Götterbild, das Homer kennt, erwähnt wird, in H und Δ zwei von den spärlichen Anfängen eiserner Waffen hervortreten, so gewinnt, denke ich, der eigentümliche und relativ moderne Charakter einer ganzen Partie deutlicheres Ansehen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß in diesen Büchern nicht auch sehr Altes enthalten sein könne, oder daß jede der Stellen, an denen (Gruppe B) ein heiliger Hain oder Bezirk genannt wird, selbst älter sei als sie. Für eines der Beispiele (14) wäre dies sogar sicher falsch; denn es steht in dem Liede, das Demodokos bei den Phäaken vorträgt. Hier hat denn eben, wie so oft, die konventionelle Weise der Schilderung, der im Schulbetrieb erlernte poetische Stil sich mächtiger erwiesen als die Anschauungen, die der Dichter mit eigenen Augen in dem Lebenskreise, der ihn umgab, hätte sammeln können. Erst im Hymnos auf Aphrodite (58 ff.), wo das Heiligtum auf Paphos und der Dienst, den dort die Chariten der Göttin leisten, in ähnlichem Zusammenhange und großenteils mit denselben Worten wie in θ beschrieben

werden, ist ein Tempel dazugekommen. Andrerseits gehört das eine der zwei Zeugnisse für den Apollontempel auf Pergamon (E 446. 448) der altertümlichen Aristie des Diomedes an, ein auffallendes Zusammentreffen, das wir vorläufig als Tatsache verzeichnen.

Das Wort νηός ist seiner lautlichen Gestalt wegen schon einmal erörtert worden (S. 158). Es war eines der wenigen Beispiele für ionische Färbung des Vokals in jener Lautgruppe, die gemeingriechisch und auch äolisch als ᾱο erscheint; und dieses Beispiel fiel um so mehr auf, weil das seiner Bildung nach gleichartige Wort λαός immer den äolischen Vokal ᾱ bewahrt hat, nur in einigen abgeleiteten Namen das η zeigt. Der Unterschied blieb damals unerklärt: jetzt ordnet er sich aufs leichteste in einen natürlichen Zusammenhang ein. Die Blütezeit der epischen Poesie, und das war die in welcher sie von den Äolern geschaffen wurde, kannte keine Tempel; sie gehören der späteren Periode an, in der ionische Dichter die Kunst weiter pflegten und die auf uns gekommenen großen Epen gestaltet haben: diese mußten wohl den neuen Begriff, den sie einführten, in der Form benennen, die ihrer eigenen Sprache gemäß war. Hier das Wirken eines Zufalls zu sehen (van Leeuwen 187 sq. = CH 225) kann nur dem gelingen, dem auch das Zusammenstehen von Formen wie ἄμμι und ἡμεῖς (z. B. η 203) nicht den Trieb erweckt eine Erklärung zu suchen. Ich denke, die Resultate, die auf verschiedenen Wegen der Forschung gewonnen worden sind, könnten gar nicht besser übereinstimmen und sich gegenseitig stützen, als es hier der Fall ist.

IX. Weniger klar liegt, auf den ersten Blick wenigstens, ein letztes Beispiel des Eindringens späterer Anschauungen. Bei dem Athena-Tempel auf der Burg von Ilios wurde schon erwähnt, daß dies der einzige sei, für den ein Kultbild der Gottheit vorausgesetzt wird. Denn die Priesterin Theano legt ein Gewand, das als Geschenk dargebracht wird, der Göttin auf den Schoß: ἣ δ᾽ ἄρα πέπλον ἑλοῦσα Θεανὼ καλλιπάρῃος θῆκεν Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἠυκόμοιο (Z 302f.; vgl. 92). Daß dergleichen sonst bei Homer nicht vorkommt, zeigt aufs neue, wie im Vorstellungskreise des Epos die kretisch-mykenische Kultur fortlebt; denn auch diese ist, wie ohne Tempel, so ohne Kultbilder[49]). Wo in Werken der Kleinkunst Opferszenen abgebildet sind, war die Meinung wohl die, daß man sich die Gottheit selbst vorstellen sollte, der Menschen huldigend

49) Vgl. Karo, »Altkretische Kultstätten« (Arch. für Religionswiss. VII, 1904); dort S. 142: »So bezeugt uns jeder neue Fund den bildlosen Kult der alten Achäer, d. h. den »Mangel an Kultbildern, wenn auch menschengestaltige Götterbildchen mehrfach vor»kommen«. Und Fimmen (Die kret.-myken. Kultur [1921] S. 66) konstatiert: »Große, kul»tischen Zwecken geweihte Gebäude hat man bisher nicht nachweisen können; Bergkuppen »und freie Plätze genügten vielmehr dem Kult«.

sich nahen. Und das vereinzelte Auftauchen der späteren Sitte in Z paßt zu dem ganzen Charakter dieses Gesanges; nur daß wir uns hüten — das muß immer wieder gesagt werden —, dabei von »Interpolation« oder »Einschub« zu sprechen! Reichel, der sich von dem Gedanken nicht losgemacht hatte, den »echten« Bestand der Ilias auf eine einheitliche Kulturstufe zu bringen (vgl. oben S. 318f.), wollte schlechthin »für die epische Zeit keine Kultbilder zugeben« und meinte dieses eine durch andere Deutung des Textes eliminieren zu können. Es sei doch möglich den Wortlaut so zu verstehen, daß der Dichter gar nicht an ein Bild gedacht habe; vielmehr hätten wir hier einen Rest uralten Gottesdienstes, die Priesterin hätte das Gewand »mittelbar in den Schoß der unsichtbar gegenwärtigen Göttin« gelegt. Ob freilich die Stelle so alt sei, als sie sein müßte um diesen Sinn haben zu können, darüber war Reichel selber zweifelhaft[50]). So schien es mir doch das Richtige, bei der natürlichen Auffassung des ἐν γούνασι zu bleiben[51]).

Aber nun sind zwei kretische Siegelsteine gefunden worden, auf denen das Rockopfer, ganz wie Reichel es annahm, d. h. ohne Sitzbild der Göttin, dargestellt zu sein scheint. Auf dem einen schreitet eine schlanke weibliche Gestalt, auf dem rechten Arm eine Falbelrobe tragend, mit der Linken, über die Schulter gelegt, das Doppelbeil; auf dem anderen sind dieselben Gegenstände an zwei Frauen verteilt[52]). Karo erkennt hier Priesterinnen und sieht in Rock und Labrys göttliche Symbole. Arnold von Salis, dem ich den Hinweis auf diese eigenartigen Stücke verdanke, ist geneigt sie auf ein Peplos-Opfer, wie Hekabe es niederlegen läßt, zu beziehen. Solch überraschender Illustration zu der Stelle des Z uns zu freuen kann uns der Umstand nicht hindern, daß deren Dichter sich durch den νηός wie durch die Person der Göttin[53]) als Ionier verrät, und Ionier bleiben muß. Auch die Hoplopöie wird niemand des-

50) Reichel, Hom. Waff.² 153, wo er die erste Darlegung seiner Ansicht (Vorhellenische Götterkulte [1897] S. 54f.) gegen den Widerspruch verteidigt, den sie von Otto Kern (Strena Helbigiana [1900] S. 155f.) erfahren hatte. 51) Gdfr.² 259. In dieser Auffassung vermag mich auch Drerup nicht irre zu machen (BphW. 1919 Nr. 51/52), der ihr gegenüber drei Möglichkeiten zur Wahl stellt: 1) ἐπὶ γούνασιν formelhaft, unkörperlich zu nehmen; 2) bei dem Bild an eine Statuette oder Puppe zu denken (dergleichen wir ja aus kretischer Kunst besitzen); 3) anzunehmen, »daß der Dichter von Z rein aus seinem »künstlerischen Vermögen heraus ein lebensgroßes Götterbild sich vorgestellt hat, auch »wenn er ein solches noch nicht mit Augen gesehen hatte. Mochte er doch aus dem Munde »von Seefahrern von der Existenz solcher Bilder in fremden Ländern schon gehört haben.« Auf jede dieser drei Arten könnten die Schlüsse, die Bethe zieht, ausgeschlossen werden. Vgl. Anm. 47. 52) Von Karo in dem vorher zitierten Aufsatz Fig. 31. 32 nach den englischen Originalpublikationen (von Evans und von Hogarth) wiederholt. 53) Vgl. Wilamowitz, Die Athena von Ilion (1. Beilage in IlH.); für die Chronologie des Tempels in Z und des wirklichen auf dem Burgberge besonders S. 394f.

halb für ein altertümliches Gedicht halten, weil ihr Verfasser Bildwerke im Sinne gehabt zu haben scheint, die entweder mykenisch-kretischen oder phönizischen Ursprunges waren (S. 307). Dieselbe Mischung von Altem und Jungem fanden wir in der goldenen Fibel des Odysseus, die mit einer Gruppe von Hund und Hirschkalb verziert war (ebd.). Die Beispiele stützen sich gegenseitig, ergeben dann aber zusammen die Frage: wie sollen wir uns den Zusammenhang vorstellen? Auf welche Weise kann ältere Anschauung fortgewirkt haben, um noch bei späten Dichtern die Erfindung zu beeinflussen? Auf den Fall des Z angewandt heißt das: waren heilige Handlungen wie diese öfter besungen worden, so daß der Spätling das Wesentlishe seiner Erzählung aus überlieferter epischer Kunst nehmen konnte? oder hatte er Bildwerke wie jene Siegelsteine vor Augen, die einen frommen Brauch der Vorzeit darstellten? oder hatte sich dieser Brauch selber bis in die Zeit des Dichters erhalten? Auf jede Weise konnte und beinahe mußte es geschehen, daß er den ursprünglich bildlosen Gottesdienst mit einem Kultbilde, wie es für seine Generation das Gegebene war, in Verbindung brachte. Wenn wir an den Peplos denken, der regelmäßig im Panathenäen-Zuge der Stadtgöttin dargebracht wurde, so werden wir nicht zweifelhaft sein, uns für die letzte der drei Möglichkeiten zu entscheiden. Damit fällt dann freilich Reichels Vermutung, daß ἐν γούνασι bei Homer unkörperlich zu verstehen sei, endgültig fort, Aber sie hat geholfen die poetische Erzählung mit historischem Blicke zu durchschauen, und zu erkennen, daß in diesem Punkt eine Durchdringung archaischer und moderner Züge nicht aus der Entwicklung des Epos sich ergeben hatte, sondern in der Wirklichkeit eines reifer und reicher werdenden Gottesdienstes erwachsen war. Das Verhältnis ist dem ähnlich, das wir auf anderem Gebiete bei den ἕδνα gehabt haben. —

Blicken wir zurück. Altertümliche Stücke mit rein mykenischer Kultur scharf abzugrenzen ist ebenso unmöglich wie die Herausschälung und Zusammenstellung der Bestandteile, die eine »äolische Ilias« gebildet haben könnten. War darum die Arbeit vergeblich, ist ihre Fortsetzung aussichtslos? Vielmehr sind wir gerade durch den Gang, den die Untersuchung auf beiden Gebieten, selbständig doch übereinstimmend, genommen hat, erst recht dazu gelangt, von dem nicht stückweise gemachten sondern in kontinuierlicher Entwicklung gewordenen Wachstum des Epos eine Anschauung zu haben. In der Mehrzahl der Fälle und im ganzen war ja dies das Resultat. Und ein greifbarer Gewinn ist doch auch für die Chronologie des Epos zu verzeichnen. Wie der äolische Laut des Digamma der Mundart, in der Ilias und Odyssee vollendet wurden, fremd, diese Mundart also schon die ionische war, so umgab da-

mals auch schon ionische Kultur die Sänger und ihr Publikum. Ohne μῆνις gab es keine Ilias, und das Gedicht davon ist ionisch nicht nur durch die Sprachform, sondern auch durch den Tempelbau, dessen es den Priester sich rühmen läßt[54]).

Zu einer verwandten Ansicht bekannte sich Finsler auf Grund einer speziellen Studie über »das homerische Königtum« (NJb. 17 [1906] S. 313 ff.), in dem er nicht die mächtige alte Monarchie, von der die Bauten zeugen, sondern eine dem erblichen Archontat der historischen Zeit ähnliche Einrichtung zu erkennen glaubte. In der Hauptsache wohl richtig; im einzelnen würde sich bei erneuter Prüfung das Bild etwas weniger einheitlich gestalten, als es ihm erschien. Das gleiche gilt von einem Versuche, wie ihn Robert Holsten gemacht hat, »Griechische Sittlichkeit in mykenischer Zeit« auf Grund des Epos und der Denkmäler darzustellen (1908). Hier sind umgekehrt die jüngeren Elemente zu sehr zurückgedrängt, allzu ausschließlich diejenigen Züge verwertet, die von Homer aus in die Vergangenheit deuten und, da diese dem rückschauenden Auge in hellerem Lichte zu schimmern pflegt, in ihrer Zusammenfassung ein Bild friedlichen und reinen Daseins ergeben, wie es niemals und nirgends, auch auf griechischem Boden nicht, der Wirklichkeit angehört hat. Die Aufgabe, den Bestand des Epos nach Gesichtspunkten des staatlichen Lebens schichtweise abzustufen, schien Louis Erhardt erkannt zu haben; er hat sie dann aber, einer eignen Kompositionstheorie zuliebe, freiwillig wieder aus den Augen gesetzt (s. oben Anm. 11[c]). Solche Analyse wird einmal in großem Zusammenhang unternommen werden müssen; und das wird mit Erfolg nur geschehen können, wenn sie in dem Geiste durchgeführt wird, in dem Wilamowitz die Heeresversammlung in B, den Patrouillengang in K betrachtet und nach ihren gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen charakterisiert hat.

Daß überall in den Verhältnissen geistigen Lebens die Ansetzung bestimmt sich abhebender Perioden noch schwieriger ist als da, wo Bauten, Geräte, Waffen der Vergleichung feste Anhaltspunkte bieten, liegt in der Natur der Sache. Trotzdem wollen wir es wagen das wichtigste dieser Gebiete in den Kreis unsrer Untersuchung hereinzuziehen.

54) Etwas genauer begründet ist dieser Gedanke im Zusammenhang einer Prüfung von Roberts »Studien zur Ilias«, aus der ich ihn gewonnen habe (NJb. 9 [1902] S. 98). Früher schon hatte Wilamowitz erkannt, daß das Dogma von der Ursprünglichkeit des A aufgegeben werden mußte (Göttinger Nachrichten 1895 S. 231).

FÜNFTES KAPITEL

OLYMP UND HADES

Wenn in den äußeren, räumlichen Veranstaltungen für den Gottesdienst eine Entwicklung bei Homer sich verfolgen läßt, deren Hauptstufen sich so deutlich voneinander abheben, daß die jüngere geradezu als die »ionische« festgestellt werden konnte, so liegt die Frage nahe, ob nicht auch in den religiösen Anschauungen selber ein Wandel erkennbar sei; denn daß er stattgefunden hat, kann wohl im voraus als sicher gelten. Die Untersuchung läßt sich in doppelter Richtung anstellen: einmal vom oberen Ende her, indem Äußerungen altertümlicher, im Epos schon überwundener Denkweise aufgespürt und in erklärenden Zusammenhang gebracht werden; dann umgekehrt, von der fertigen Dichtung ausgehend, so daß man die Rolle, welche die persönlichen Götter in der Handlung spielen, zunächst da ins Auge faßt, wo sie am entschiedensten den Eindruck des Unursprünglichen macht, und nun, wie das Fortwuchern der Analogie in Formen und Formeln, so hier den Entwicklungsgang wieder zu erkennen sucht, der ein Element poetischer Technik vom Natürlichen zum Nachgemachten geführt hat und feierlichen Ernst in übermütigen Scherz ausklingen läßt. Jeder dieser Aufgaben soll ein Kapitel gewidmet sein.

I.

Wie höchst ungeeignet im Grunde unser modernes Denken ist hellenische Göttervorstellungen aufzufassen, zeigt sich in einer ans Lächerliche streifenden Schwierigkeit, mit der doch jeder Herausgeber des Homer sich irgendwie auseinandersetzen muß: wo er Ἠώς mit großem, wo mit kleinem Anfangsbuchstaben drucken soll. Wo ist es die Morgenröte selbst, wo die Göttin der Morgenröte? — so drängt es uns zu fragen, als wären die Naturerscheinung und deren »Personifikation« verschiedene Dinge. Der Grieche sah unmittelbar in dem, was vorging, die Gottheit. Κῆτος, ἅ μυρία βόσκει ἀγάστονος Ἀμφιτρίτη (μ 97): das ist nicht die persönliche Göttin, die über das Meer waltet und in ihm Delphine und Seehunde und allerlei Getier gedeihen läßt, sondern die dumpftönende

See ist es selbst, die große Nährmutter für alles was in ihr lebt. Wenn Telemach von der Möglichkeit spricht, daß sein Vater ἐν πελάγει μετὰ κύμασιν Ἀμφιτρίτης den Tod gefunden habe (γ 91), so übersetzen wir »in den Wogen der Amphitrite«, mit richtigem Genetiv, und sind doch in Gefahr uns dabei etwas ganz anderes zu denken, als der Dichter gemeint und jeder seiner Zuhörer empfunden hat. So ist φλὸξ Ἡφαίστοιο (z. B. Ι 468. ω 71) nicht die dem Hephästos heilige Flamme, sondern die Flamme, in der Hephästos selbst brennt. Wie könnte sonst gesagt werden: σπλάγχνα δ᾽ ἄρ᾽ ἀμπείραντες ὑπείρεχον Ἡφαίστοιο (Β 426)? Der uns fremdere Gebrauch rückt den unserm eigenen Denken näher liegenden erst in das rechte Licht[1]).

Wer stilistisch geschult ist, denkt ja unwillkürlich an Metonymie. Doch wenn solche Kunstausdrücke schon das Verständnis der literarisch gereiften Rede oft mehr hemmen als fördern, so versagen sie vollends bei dem anschaulichen Denken einer Sprache, die längst vergangen war, als Grammatiker auf den Gedanken kamen ihre Äußerungen zu beobachten und zu registrieren. Daß wir es hier in der Tat nicht mit einer fortgeschrittenen Freiheit poetischer Übertragung sondern mit dem Überrest einer natürlich kraftvollen, gegenständlichen Denkweise zu tun haben, zeigt die Mannigfaltigkeit der Wendungen, in denen der Name des Kriegsgottes den Kampf selber, ja das Werkzeug des Kampfes bezeichnet. Beispiele wie ἔριδα ξυνάγοντες Ἄρηος (Ξ 149), μένος κρίνηται Ἄρηος (π 269) ließen sich allenfalls in ein modernes Schema einspannen; aber Homer sagt auch ξυνάγωμεν Ἄρηα (Β 381), στυγερῷ κρίνονται Ἄρηι (Σ 209). Persönlich gefaßt werden könnte μίμνομεν ὀξὺν Ἄρηα (Ρ 721); aber wenn es wiederholt heißt ἐγείρομεν ὀξὺν Ἄρηα (Β 440. Δ 352. Θ 531. Σ 304) oder ἐπ᾽ ἀλλήλοισι φέρον πολύδακρυν Ἄρηα (Γ 132), so ist das, was geweckt oder gebracht werden soll, doch der Kampf selber, untrennbar verbunden mit der unheimlichen Kraft, die sich in ihm betätigt. Daher sind Verbindungen wie διαπραθέειν Ἄρηι (Ι 532), κτεῖναι μεμαῶτες Ἄρηι (υ 50), μαχέσασθαι Ἄρηι (Ρ 490), oder, mit altertümlich grausigem Bilde, δηίῳ μέλπεσθαι Ἄρηι (Η 241) unserm Dichter geläufig. Und es zeigt sich nur wieder, wie fern unser nüchternes Verstehenwollen seinem sinnlichen Denken steht, wenn wir uns versucht fühlen zu sagen, hier sei der Göttername als Appellativum gebraucht. Gewiß, Ἄρης ist hier der Kampf selbst, aber zugleich der Gott selbst, der überall da gegen-

1) Dieser Darstellung kommt jetzt zu statten, was Malten (Jb. arch. Inst. 27 [1912] S. 246. 250) über die ursprüngliche Natur gerade des Hephästos ausführt: nicht der Gott des Feuers, sondern das Feuer selbst als göttliches Wesen gedacht (vgl. unten S. 374). Daß Malten in der begrifflichen Verwendung von Ἄρης »die umgekehrte Erscheinung«, also doch eben Metonymie, zu erkennen meint, soll nicht unerwähnt bleiben; doch könnte darauf erst eingegangen werden, wenn er diese seine Auffassung näher begründen wollte.

wärtig ist, wo die im Kampfe wirkende Kraft hervortritt. Meriones trifft den Adamas αἰδοίων τε μεσηγὺ καὶ ὀμφαλοῦ, ἔνθα μάλιστα γίγνετ᾽ Ἄρης ἀλεγεινὸς ὀιζυροῖσι βροτοῖσιν (N 568 f.). Von hier aus kann, im Augenblick der Aktion, sogar die Waffe die den Tod bringt als Träger einer selbständigen Kraft angesehen werden. Sei es, daß sie einen Unglücklichen durchbohrt hat oder, darüber hinausfliegend, in die Erde gefahren ist, noch zittert der Schaft der Lanze: ἔνθα δ᾽ ἔπειτ᾽ ἀφίει μένος ὄβριμος Ἄρης (N 444. Π 613. P 529).

Züge dieser Art richtig zu würdigen hat Usener gelehrt durch seine umfassende und tiefgründige Deutung von »Sondergöttern« und »Augenblicksgöttern«, mit der er eine Hauptquelle religiöser Vorstellungen aufdeckte[2]). Bei Homer allerdings fließt sie nur noch spärlich; ihre erkennbaren Wirkungen sind zurückgetreten, während ein reiches persönliches Leben sich vor unsern Augen in der Götterwelt abspielt und auch die beiden, Ares und Hephästos, mit ergriffen hat. Ebenso ist es denjenigen Gottheiten ergangen, die, einem zweiten großen Ursprungsgebiet entstammend, früheren Tierdienst nur noch eben erschließen lassen. Daß Beiwörter wie γλαυκῶπις und βοῶπις nicht einen gewagten Vergleich ausdrücken, sondern das Rudiment eines Glaubens sind, der die Göttin mit dem Kopfe des benannten Tieres vorstellte, wird heute kaum jemand bezweifeln, obwohl ich nicht zu sagen weiß, von wem es zuerst ausgesprochen worden ist[3]). Was zu der Einsicht verholfen hat, war die vergleichende Betrachtung, die, spät genug in unserm klugen Zeitalter, den Gedanken des Thukydides (I 6) wieder aufnahm, τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον nachzuweisen.

Eine breitere Masse theriomorpher Erinnerungen, an denen der ἐρίγδουπος πόσις Ἥρης reichen Anteil hat, ist in den Sagen erhalten, die von der gelegentlichen Verwandlung eines Gottes in ein Tier berichten; wo solche Sage entstanden ist, da war früher der Gott in Tiergestalt verehrt worden[4]). Auch bei Homer finden sich Spuren dieser Anschauung.

2) Usener: Götternamen. Versuch einer Lehre von der religiösen Begriffsbildung. 1896. Beispiel einer Lanze, die als helfender Gott gleichsam um ihren guten Willen gebeten wird, S. 285. Der Grundsatz des attischen Strafrechtes, den wir aus Demosthenes 23 (geg. Aristokrates), 76 erkennen, und daß Perikles einen ganzen Tag darüber zugebracht haben soll, im Gespräch mit gelehrten Männern die Frage zu erörtern, ob bei einer unfreiwilligen Tötung der, welcher den verhängnisvollen Wurf getan, oder die Lanze selbst für schuldig zu erklären sei, wird in diesem Zusammenhang verständlicher (Plutarch Per. 36).

3) Auch Beloch, der jetzt (GrG.² I 1 [1912] S. 170) diese Erklärung angenommen hat, gibt sie ohne solchen Nachweis.

4) So Zeus als Stier die Europa entführend. Dies und Verwandtes bei de Visser, De Graecorum diis non referentibus speciem humanam (Leyden 1900) p. 266sq. Von der langen Dauer theriomorpher Göttervorstellungen bei den Doriern handelt Usener Rhein. Mus. 53 (1898) S. 361.

Ob wirklich, wie Usener meinte (Sintflutsagen 229), der ἱερὸς ἰχθύς Π 407 dazu gerechnet werden dürfe, war mir von vornherein zweifelhaft. Die Erinnerung wäre dann auch hier zu einem bedeutungslosen Beiwort verblaßt; und das war in der feierlichen Sprache des Kultus, der nach wie vor der γλαυκῶπις Ἀθήνη galt, leichter möglich als in der alltäglichen und dabei lebendigen Rede, mit der Fischerleute sich über ihr Geschäft verständigten. Jetzt belehrt mich Franz Dölger, daß der Fisch, von seiner religiösen Bedeutung in Kleinasien und dem weiteren Orient abgesehen, in Thrakien und auf den Inseln als Opfer für die Toten wie für die Todesgottheiten heilig gehalten wurde. (Dem Tode) geweiht, im echten, feierlichen Sinne, konnte also ein Fisch genannt werden, den man mit der Angel ans Land hob, wie Patroklos den Thestor mit der Lanze über den Wagenrand zog und kopfunter in den Sand warf.

Aber ausdrücklich erzählt Homer ein paarmal, daß Götter die Gestalt von Tieren — immer von Vögeln — angenommen hätten. Allerdings müssen von den Beispielen einige Stellen in Abzug gebracht werden, an denen der Dichter bloß einen Vergleich machen will[5]). Athene kommt so wenig als Falke Τ 351 vom Himmel herab wie Δ 75 als Sternschnuppe; nur die blendende Schnelligkeit ihres Fluges soll bezeichnet werden. Das Gleiche gilt von Apollon Ο 237. Es heißt zwar: βῆ δὲ κατ' Ἰδαίων ὀρέων ἴρηκι ἐοικὼς φασσοφόνῳ, ὅς τ' ὤκιστος πετεηνῶν; doch nachher in der Begegnung mit Hektor ist er durchaus nicht als Vogel gedacht. Was zum Irrtum verführen könnte, ist nur der Ausdruck ἐοικώς, die adjektivische Wendung statt der adverbiellen; aber eben diese Schiebung des Gedankens treffen wir bei Homer sehr oft: einen Begriff, der im Grunde so gemeint ist daß er die Handlung näher bestimmt, schließt der Dichter an das persönliche Subjekt oder Objekt an, weil dieses seinem gegenständlichen, nicht abstrakten Denken lebhaft vor Augen steht und seiner Phantasie den festeren Anhalt bietet. So will er auch von den troischen Greisen Γ 151 nicht sagen, daß sie wie Zikaden ausgesehen hätten, obgleich er sie ἀγορηταὶ ἐσθλοί, τεττίγεσσιν ἐοικότες nennt; nur ihre Stimme soll durch den Vergleich beschrieben werden[6]). Das rechte Verständnis für diesen Sprachgebrauch scheint allerdings schon früh ermattet zu sein; und so hat irgend ein Pedant des Altertums zu ε 353 die Ergänzung 337 hinzugefügt. Wenn Leukothea als Wasserhuhn Abschied nimmt, muß sie doch auch als Wasserhuhn gekommen sein, meinte er, und merkte nicht, daß hier nur, ebenso wie Ν 62 und α 320,

5) Georg Weicker, Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst (1902), S. 34, ist in der Anerkennung der Beispiele etwas allzu bereitwillig. 6) Über diese Stelle wie über die allgemeine hier herangezogene Beobachtung vergleiche Rhein. Mus. 47 (1892) S. 88f. 91.

ein plötzliches Verschwinden anschaulich gemacht werden soll[7]). Aber wie scharf man sichtet, es bleiben einige Fälle, in denen wirklich verlangt wird, daß wir Götter in Vogelgestalt uns vorstellen sollen: Apollon und Athene als Geier das Schlachtfeld beobachtend (H 59), der Schlafgott, der in ähnlicher Verwandlung an Zeus heranschleicht (Ξ 290), Athene als Schwalbe im Gebälk des Daches sitzend um dem Freiermorde zuzusehen (χ 240). An einer Stelle (ϒ 372) kann man zweifelhaft sein, ob die Göttin, die φήνῃ εἰδομένη von den Pyliern enteilt, nach der Meinung des Dichters der Gestalt eines Adlers oder nur der Kraft seines Fluges sich bedient. In der Verwendung eines poetischen Motives gibt es vielfach abgestufte Möglichkeiten. Und um ein poetisches Motiv handelt es sich hier überall nur, nicht etwa um unmittelbar erhaltene Züge des Mythus. Aber daß überhaupt der Erzähler auf den Gedanken kam, Götter in Tiergestalt an der Handlung teilnehmen zu lassen, war nur möglich, weil ein Glaube, der sie in dieser Gestalt verehrte, nicht ganz verklungen war[8]).

Wenn dabei die befiederten Geschöpfe bevorzugt werden, die im luftigen Bereiche frei sich bewegen und wunderbar schnell kommen und verschwinden, so ist das an sich begreiflich. Es hat aber noch einen besonderen Grund darin, daß die Phantasie der Alten in ihren Kreis die Seelen versetzt hatte, die, aus menschlichen Leibern abgeschieden, ein übermenschliches Dasein weiterführen. Der Einfluß des Seelenkultes auf den Götterglauben ist bei den verschiedensten Völkern so mächtig, daß die Meinung gewagt werden konnte, er habe ihn überall erst entstehen lassen. Das ist nun freilich einseitig, und als kraftvoller Protest gegen diese Übertreibung trat Useners Buch über Götternamen (1896) hervor. Daß er nicht gewillt war in das entgegengesetzte Extrem zu treiben, zeigte er dann in den »Sintflutsagen« (1899), besonders in dem Kapitel über die »Mehrdeutigkeit mythischer Bilder«. Das Land der Seligen mußte von dem Götterlande abgezweigt werden, »als man die seligen Geister ehemaliger Menschen schärfer von den Göttern unterschied« (S. 201). Aber die Fahrt ins Jenseits »wurde durch dieselben Bilder veranschaulicht, die für den Lichtaufgang ausgebildet waren«. Das Schiff, so lernen wir, das aus dämmeriger Ferne heranschwebt, bringt den Gott, aber es dient auch dazu die Verstorbenen hinüberzufahren; und Hermes ist so gut der Träger des neugeborenen Götterknäbleins wie der Geleiter

7) Das Beispiel der Leukothea ε 353 und ebenso das des Hermes, λάρῳ ὄρνιθι ἐοικώς ε 51, sind also bei Sam Wide, Griech. Religion (Gercke-Norden II², 1912) S. 173 zu streichen.

8) Mit dieser allerdings starken Modifikation können wir wohl heute noch gelten lassen, was Nägelsbach (Homerische Theologie ² [1861] S. 161) über jene Fälle von Verwandlung in Vögel urteilte: sie seien »als Versuche zu betrachten, die dem menschlichen Verstand »unbegreifliche Plötzlichkeit und Unmittelbarkeit des Da- und Verschwundenseins oder die »nicht minder unbegreifliche unsichtbare Gegenwart und Augenzeugschaft des Gottes »einigermaßen erklärlich und probabel zu machen«.

der Seelen in den Hades (S. 214. 217). Die Beziehungen, durch die der Seelenglaube im Bilde des Vogels oder vogelartigen Wesens sich Ausdruck verschafft hat, sind von Weicker in seiner schönen Monographie ausführlich dargelegt, wobei auch Stellen aus Homer, die noch Spuren dieses Glaubens enthalten, ihre Würdigung fanden (λ 605. ω 5 f. Ψ 101: Weicker S. 21). Vor allem aber hat hier Rohdes »Psyche« (1890. 94; 2. Aufl. 1898) Licht geschaffen, indem sie einen starken Bestand von göttlicher Verehrung der Toten auch bei Homer nachwies. Der Beweis bringt die sorgfältig gesammelten und gedeuteten Merkmale mit einer ganz auf sich stehenden Ansicht vom Wesen der homerischen Poesie in Verbindung.

II.

Rohde lehnt (Psyche I² 38) den Gedanken ab, daß »in irgend einer mystischen Weise das ‘Volk’ bei der Hervorbringung des Epos beteiligt gewesen wäre«, und fährt dann fort: »Viele Hände sind an den beiden »Gedichten tätig gewesen, alle aber in der Richtung und dem Sinne, die »ihnen angab nicht das ‘Volk’ oder ‘die Sage’, wie man wohl versichern »hört, sondern die Gewalt des größten Dichtergenius der Griechen und »wohl der Menschheit, und die Überlieferung des festen Verbandes von »Meistern und Schülern, der sein Werk bewahrte, verbreitete, fortführte »und nachahmte. Wenn nun, bei manchen Abirrungen im einzelnen, »im ganzen doch éin Bild von Göttern, Mensch und Welt, Leben »und Tod aus beiden Dichtungen uns entgegenscheint, so ist dies das »Bild, wie es sich im Geiste Homers gestaltet, in seinem Gedichte »ausgeprägt hatte und von den Homeriden festgehalten wurde«. Und kurz darauf heißt es (S. 39) mit bezug auf Homers Vorstellung vom Hades: »Wenn er nur éin Reich der Unterwelt von éinem Götterpaar beherrscht, »als Sammelplatz aller Seelen, kennt, und dieses Reich von den Men»schen und ihren Städten so weit abrückt wie nach der anderen Seite »die olympischen Wohnungen der Seligen — wer will bestimmen, wie »weit er darin naivem Volksglauben folgt? Dort der Olymp als Ver»sammlungsort aller im Lichte waltenden Götter, — hier das Reich des »Hades, das alle unsichtbaren Geister, die aus dem Leben geschieden »sind, umfaßt: die Parallele ist zu sichtlich, als daß nicht eine gleiche »ordnende und konstituierende Tätigkeit hier wie dort angenommen »werden sollte«. In solchen Sätzen ist allerdings die Einheit und Persönlichkeit des schöpferischen Genius, Homer, stark betont. Aber dabei wird doch zugestanden, daß die Schule der Sänger, die ihm nachfolgte, nicht nur sein Werk weitergegeben, sondern auch seine Weise zu denken und zu dichten weiter geübt hat, und so geschäftig gewesen ist durch eigene Zutaten den ursprünglichen Bestand der Dichtung zu erweitern.

Als ein Beispiel solches Zuwachses sucht Rohde I² 49 ff. die Nekyia zu begreifen, und zwar nicht etwa als »Interpolation«, sondern als die Erfindung eines unter den Homeriden, der, um seiner poetischen Zwecke willen, ältere, gar vorhomerische Gebräuche und Anschauungen wieder aufnahm (S. 57) und in sein Werk verarbeitete, mit diesem dann aber den Rahmen schuf, in den spätere Dichter, auch sie noch Träger der homerischen Tradition, neue und immer neue Züge und Szenen eingefügt haben (S. 59 ff.). Auf der andern Seite wird daran erinnert (S. 13), »daß vor Homer, um bis zu Homer zu gelangen, das Griechentum viel »gedacht und gelernt, mehr noch überwunden und abgetan haben muß«. Dem genialen Spürsinn, mit dem Rohde einzelne Vorgänge, Sitten, Redewendungen, die innerhalb der homerischen Welt fremd und unverstanden dastehen, aus einer älteren, wesentlich andersgearteten, bei Homer sonst zurückgedrängten Allgemeinansicht zu deuten suchte, verdankt er die tiefen Einblicke in die Geschichte der griechischen Religion, die er gewonnen hat. Als eines der mächtigsten Rudimente einer abgetanen Kulturstufe weist er die feierlichen Handlungen nach, die an der Leiche des Patroklos vollzogen werden: die Weinspenden, die Ausgießung fließenden Blutes, die Tötung und Verbrennung von Tieren und Menschen, alles dies, wodurch die Psyche des Verstorbenen erquickt werden solle, lasse einen altertümlichen, dem Dichter sonst fremden Seelenkult erkennen; daß Homer den inneren Grund von dem was er hier schildert selbst nicht mehr verstehe, verrate sich in der auffallenden Kürze, »mit der das Gräßlichste, die Hinschlachtung der Menschen samt den Pferden und Hunden, »erzählt wird«. Ὡς ἀγανακτῶν ὁ ποιητής φησι »κακὰ δὲ φρεσὶ μήδετο ἔργα« (Schol. *B* zu Ψ 176). »Man merkt überall: er ist es wahrlich nicht, »der so grausige Vorgänge zum erstenmal aus seiner Phantasie erzeugt; »übernommen (woher auch immer), nicht erfunden hat Homer diese Bil- »der heroischen Seelenkultes«: so urteilt Rohde (S. 18). Und in einer Anmerkung wird die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß Homer diese Partie »aus Schilderungen älterer Dichtung« herübergenommen habe.

Die Frage nach der Existenz des einen Dichters Homer ist von solchen die sie bejahten öfters in dem Sinne maßvoll erörtert worden, daß eine lange und mannigfaltige Entwicklung der epischen Poesie anerkannt und nur entweder an den Anfang oder ans Ende »Homer« gestellt wurde, je nachdem man ihm die Rolle der ursprünglichen Erfindung des Planes oder die einer nachträglichen Zusammenfassung und Gestaltung zuwies. Keins von beidem trifft bei Erwin Rohde zu: sein Homer steht mitten inne in dem Gange des Werdens und Wachsens; er hat ältere Anschauungen, darunter auch solche, die ihm selbst schon unklar waren, beibehalten, zum Teil vielleicht im Anschluß an frühere poetische Bearbeitungen

dargestellt, dann aber ist sein eigenes Werk der Grundstock für ein weiteres Wachstum geworden, das sich durch Generationen hinzog. Wieviel Berechtigung unter diesen Umständen der Nachdruck hat, mit dem Rohde sein Festhalten an der Annahme éines eigentlichen Homer betont, bleibt zu fragen; die wichtigsten praktischen Konsequenzen jedenfalls sind seiner Auffassung und der unsrigen gemeinsam. Reicht die Übereinstimmung noch weiter?

Der Verfasser der »Psyche« hat eine Scheidung äolischer und ionischer Elemente in den überlieferten Epen nicht versucht, die Tatsache ihrer Mischung überhaupt nicht berührt: Homer ist ihm ein Ionier, ein Repräsentant ionischer Geistesbildung. Und nur in eingeschränktem Sinne hält er den Götterstaat, wie die Ilias ihn schildert, für eine Erfindung des Dichters (I² 40 f.): »was er vorbringt, muß auch zum Volksglauben gehört »haben; die Auswahl, die Zusammenfügung zum übereinstimmenden »Ganzen wird des Dichters Werk sein. Wäre nicht der homerische Glaube »so geartet, daß er, in seinen wesentlichen Zügen, Volksglaube seiner »Zeit war oder sein konnte, so wäre auch, trotz aller Schulüberlieferung, »die Übereinstimmung der vielen an den zwei Gedichten tätigen Dichter »fast unerklärlich. In diesem eingeschränkten Sinne kann man sagen, »daß Homers Gedichte uns den Volksglauben wiedererkennen lassen, »wie er zu der Zeit der Gedichte sich gestaltet hatte — nicht überall im »vielgestaltigen Griechenland, aber doch gewiß in den ionischen Städten »der kleinasiatischen Küste und Inselwelt, in denen Dichter und Dichtung zu Hause sind.« Dieser Zusammenhang wird dann weiter mit eindringendem Verständnis dargelegt und zur Erklärung der auffallenden Erscheinung verwertet (S. 37 f.), daß »in dieser Frühzeit griechischer »Bildung eine solche Freiheit von ängstlichem Wahn auf dem Gebiete, »in dem der Wahn seine festesten Wurzeln zu haben pflegt, erreicht »werden konnte«. Das Irrationelle, Unerklärliche sei das Element des Seelen- und Geisterglaubens, die homerische Religion lebe im Rationellen, ihre Götter seien griechischem Sinn völlig begreiflich, griechischer Phantasie hell erkennbar, ein echtes Erzeugnis desjenigen griechischen Stammes, der in späteren Jahrhunderten die Naturwissenschaft und Philosophie »erfunden« habe (S. 43 f.). Mit dem älteren Glauben stand es in Einklang, daß man die Toten unversehrt bestattete, ihre Gräber möglichst prächtig ausstattete und ihnen einen Teil ihres irdischen Besitzes mitgab; das Verbrennen des Leibes hingegen war geeignet die Vorstellung zu unterstützen, daß die Seele des Verstorbenen eingegangen sei »in eine unerreichbare Welt der Unsichtbarkeit«, aus der sie nicht mehr zurückkehren, von der aus sie nicht mehr wirken könne. Aus der Tatsache, daß in mykenischer Zeit die Beisetzung, bei Homer Verbrennung herr-

schender Gebrauch war, folgert Rohde (S. 30), daß die Absicht, eine »gänzliche Verbannung der Seele in den Hades zu erreichen, der Ent»stehungsgrund des Leichenverbrennens« gewesen sei. Den Umschwung der Anschauungen aber, der darin zum Ausdrucke kam, bringt er — wie schon (oben S. 329) erwähnt — in ursächlichen Zusammenhang mit der allgemeinen Umwälzung der Verhältnisse und Zustände des griechischen Volkes, die in der Zeit der großen Wanderungen stattgefunden hat und durch die schließlich der ionische Stamm zum Träger der epischen Poesie geworden ist.

Ob mehr die Sitte der Verbrennung durch den geänderten Glauben oder ein Wandel des Glaubens durch die aus äußerem Anlaß eingeführte Sitte gefördert worden ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls war das ein Vorgang, den ein einzelner Mensch nicht herbeiführen konnte. Und überhaupt, Homers Vorstellungen von den Göttern und dem Jenseits, die so durchaus den Geist eines bestimmten Erfinders verraten sollten, erscheinen nun doch als der unwillkürliche Ausdruck des Volksgeistes, nicht der Griechen überhaupt aber der Ionier. Hier möchte man fast vermuten, daß der Glaube an die Persönlichkeit Homers, wie Rohde ihn bekennt, ein fremdartiges Element innerhalb seiner sonstigen Anschauungen ist, stehen geblieben als Überrest von einer im Grunde überwundenen Entwicklungstufe des Erkennens. Aber anstatt bei diesem Punkte zu verweilen, wollen wir uns lieber der lebendigen und fruchtbaren Ideen freuen, die um ihn her erwachsen sind. Treffend charakterisiert Rohde die Geistesrichtung des ionischen Stammes, indem er die Tatsache, daß aus ihm die Begründer der griechischen Wissenschaft hervorgegangen sind, in Zusammenhang bringt mit der von Furcht und im Grunde auch schon von Ehrfurcht freien Art, wie Homer über die Götter spricht.

Damit verbindet sich jedoch ein anderes Element. Man erinnert sich der grellen Beleuchtung, in die das Bild ihres Lebens und Treibens durch Herman Grimm gerückt worden ist[9]). Er verglich das Verhältnis der homerischen Götter zu den Menschen mit dem zwischen einem übermütigen und rücksichtslosen Adel und einem an sittlicher Tüchtigkeit überlegenen, doch immer noch willig sich unterordnenden Bürgerstande. Wie in der Sphäre, in die uns Schillers »Kabale und Liebe« versetzt, die Mitglieder der Hofgesellschaft sich gegenseitig nichts Gutes zutrauen, vielfach gegeneinander intrigieren, aber darin übereinstimmen, daß sie von dem niederen Stande unbedingte Verehrung erwarten und ihn nur als Spielball ihrer Launen ansehen, so seien die Götter in der Ilias im

9) Homer. Ilias, erster bis neunter Gesang. 1890. Dasselbe, zehnter bis letzter Gesang. 1895. (Vgl. meine Besprechung des wunderlichen Buches BphW. 1892 Sp. 517 ff.) Von den Göttern handelt der Verf. I 29 ff. 221.

eignen Verkehr oft kleinlich und würdelos, würden aber majestätisch und unnahbar, sobald ein Wesen niederer Ordnung erscheine. Grimm wagte die Vermutung, daß sich »die homerische Götterwirtschaft vielleicht aus den eigenen Erfahrungen des Dichters erkläre«, daß er Zustände und Vorgänge in einer adligen Kaste seiner Zeit geschildert, zugleich aber dadurch, daß er den Schauplatz auf den Olymp verlegte, den Anschein einer hämischen Kritik habe vermeiden wollen. Das ist ja nun sicher eine verfehlte Deutung, und selbst unter den modernen Geistern konnte wohl nur ein Herman Grimm auf sie verfallen. Aber etwas von Wahrheit liegt auch hier in dem, was er vorträgt. »Wie hoch steht Hektor mit seiner Familie sittlich über den Göttern, die ihn mit Lug und Trug zu Tode hetzen!« solcher Satz drückt eine berechtigte Empfindung aus, von der wir kaum glauben können, daß sie den Griechen ganz fremd gewesen sei. Sie war es in der Tat nicht; an Protesten gegen die homerische Weltanschauung hat es in geschichtlicher Zeit nicht gefehlt. Und wenn die Macht der Poesie groß genug gewesen ist, um den Vorstellungen vom Dasein der Götter, die im Epos fixiert waren, für alle spätere Kunst und Dichtung die Herrschaft zu sichern, so ist damit die Entstehung jener Vorstellungen noch nicht erklärt.

Doch Grimms Auffassung scheint auch von seiten der Wissenschaft bestätigt zu werden durch Sam Wide[10]), indem er es als etwas für die homerische Kultur Wesentliches hervorhebt, »daß sie einer oberen Schicht der damaligen Gesellschaft, der Ritterschaft, angehört«. Durch indische, persische und germanische Parallelen erläutert er dieses Verhältnis: »welche Umgestaltungen eine Religion erfährt, wenn eine »ritterliche Gesellschaft Träger derselben wird. — Der Götterhimmel »wird zu einem Spiegelbilde des Daseins; in den Erzählungen von dem »Tun und Treiben der Götter spiegeln sich die kühne Tatkraft, der »ritterliche Leichtsinn, das frohe Kampfgetümmel und die heiteren Ge»lage der Verehrer«. Das ist einleuchtend; da steht denn die Weltanschauung der Vornehmen dem Volksglauben gegenüber. Vorher aber meinten wir, mit Erwin Rohde, den Grundzug des homerischen Götterwesens in ionischem Freisinn zu erkennen. Treffen diese beiden Arten, die Elemente zu scheiden, überein?

Die »aristokratische Gesellschaft«, in deren Kreisen der Heldengesang entstanden ist, war die argeïsche und achäische in Thessalien. Das ionische Publikum, für das unsere Ilias und Odyssee gedichtet sind, bildeten zum überwiegenden Teile nicht mehr die Angehörigen eines bevorzugten Standes, sondern Leute aus dem Volke, die von ihrer Hände Arbeit lebten, auf deren Vorstellungskreis der Dichter eingehen mußte, auch

10) Sam Wide in der (Anm. 7 zitierten Darstellung der »Griechischen Religion« S. 170 f.

wenn der Stoff, den er ihnen lebendig machen wollte, den Traditionen der Adelsfamilien entnommen war. Vermittelt wurde diese Anpassung durch eine Hauptgruppe unter den Gleichnissen; das ist ein Zusammenhang, den wir schon berührt haben (S. 299), der in einem späteren Kapitel vollends deutlich werden wird. Schon jetzt dürfen wir feststellen: das Bild der homerischen Götterwelt, die sich in heiterem Dasein um den Olymp gruppiert, kann in seinen Grundzügen und in eben jenem Charakter, den der Vergleich mit einer sterblichen Herrenkaste treffend bezeichnet, nicht erst in der ionischen Periode des Epos geschaffen worden sein. Ins Mutterland und in die Vorzeit weisen auch gerade solche Erinnerungen, in denen am unbefangensten Götter und hochgeborene Menschen als verwandte, einander nahe berührende Lebenskreise angesehen werden. Von dieser Art ist die Sage von Peleus, den die Olympier so vor anderen liebten, daß sie ihm eine Göttin zur Frau gaben und alle zur Hochzeit kamen (Ω 61 f. 537); dahin gehört auch, was Diomedes und Athene selbst von dem Beistand zu sagen wissen, den die Göttin vormals dem Tydeus geleistet hat (E 116. 801 ff.). Weiter hinaus lenkt den Blick eine Betrachtung, zu der Erik Hedén in einem scharfsinnigen und ergebnisreichen Buche anregt[11]).

An unmittelbarem Verkehr mit Menschen hat in Odyssee und Ilias Zeus keinen Anteil. Die Wirkungen, die von ihm ausgehen, sind entweder geistiger Art, so daß sein bloßer Wille etwas herbeiführt oder hindert, oder durch andere Götter persönlich vermittelt; nur einmal greift er selber zu — χειρὶ μάλα μεγάλῃ —, indem er den Hektor vorwärts drängt, den Schiffen zu (O 695). In früheren Sagen muß das anders gewesen sein; woher kämen sonst seine irdischen Kinder? Geschenke von Göttern an Personen des Epos werden ein paarmal erwähnt: der Helm Hektors (Λ 353), der Schleier der Andromache (X 470 ff.). Andere Stücke — der Panzer des Tydiden, ein Mischkrug, den Menelaos aus Ägypten mitgebracht hat, — sind zwar von Hephästos verfertigt (θ 195. δ 617); wie sie aber in menschlichen Besitz gekommen sind, erfahren wir nicht. Öfter wird ausdrücklich gesagt, daß ein göttliches Geschenk einem Ahnherrn oder dem Vater des jetzigen Besitzers gegeben war: Hengste, von denen die Rosse des Äneas abstammen, an Tros (E 265), das Szepter des Agamemnon an Pelops (B 100 ff.), ein göttliches Gespann an Peleus (P 443 ff.), ebenso die Rüstung, in der Patroklos fällt (vgl. oben S. 231). Das sind also Erbstücke aus älterer Zeit; und einer früheren Generation gehörte auch Areïthoos an, der seine Rüstung von Ares bekommen hatte (H 146). Das einzige große und ausführlich beschriebene Geschenk,

11) Erik Hedén, »Homerische Götterstudien«. Akademische Abhandlung, Upsala 1912. Vgl. meine Anzeige BphW. 1915 Sp. 289—296.

das bei Homer einem lebenden Menschen zuteil wird, sind die neuen Waffen des Achilleus; und dieser stand durch seine Mutter den Göttern näher als irgend ein andrer. Früher waren freundliche wie feindliche persönliche Beziehungen zu ihnen allgemeiner. Daß ein Mensch gegen Götter kämpft, gilt in der Ilias als etwas Unerhörtes (E 150 f. 407. 441 f. 819 ff. Z 129. X 19 f.); nur auf ausdrücklichem Antrieb der Athene wagt es Diomedes. Aber Aphroditens Mutter Dione, die ihm deswegen kurzes Leben prophezeit, weiß ein ganzes Verzeichnis von Fällen anzugeben, in denen Ähnliches einst geschehen sei (E 383 ff.); und weitere Beispiele aus der Vergangenheit werden sonst erwähnt (Z 130 ff. I 558 ff., vgl. Θ 224). Aus solchen Beobachtungen gewinnen wir mit Hedén (S. 40 ff.) den Eindruck: die Menschen früherer Generationen müssen — nach der epischen Überlieferung — unbefangener und mehr auf dem Fuße der Gleichheit mit den Göttern verkehrt haben als die Trojakämpfer. Mit anderen Worten: in der älteren Sage, im älteren Glauben muß, verglichen mit homerischer Weltanschauung, das Verhältnis der Menschen zu den Göttern als ein freieres, weniger auf Ehrfurcht gegründetes empfunden worden sein. Auch das Verhalten der Götter unter einander war einst weniger respektvoll; »die Sage war brutaler als das Epos«, so urteilt Hedén treffend (S. 43). Darauf werden wir im folgenden Kapitel noch zurückkommen (S. 392 f.).

Dort erst wird auch die Frage zu ihrem Rechte kommen, wo denn nun der Anteil ionischer Geistesart bleibe. Denn sie wird doch wohl zur Ausbildung der homerischen Göttervorstellungen mitgewirkt haben, wenn sich uns auch Rohdes Ansicht nicht behauptet hat, daß diese recht eigentlich aus ihr erzeugt worden seien. Erwachsen sind sie noch auf europäischem Boden, bei dem achäischen Adel, aus der besonderen materiellen und geistigen Lebenshaltung, zu der dieser gelangt war: als glücklicher Eroberer des reichen thessalischen Landes und als Erbe einer hochentwickelten, überalterten Kultur. Die Hypothese, nach der sich gerade aus solcher Anschauung die Eigenart des homerischen Zeitalters erklärt, haben wir kennen gelernt und uns angeeignet (S. 305). Zu dieser Eigenart gehörte, auch in der germanischen Völkerwanderung, eine rücksichtslose Betätigung der Persönlichkeit, ein Ledigwerden von manchen Bindungen der Sitte und des Denkens; und dazu stimmt aufs beste der wahnfreie, fröhliche, ja leichtsinnige Zug in der olympischen Götterwelt. Die Eroberer, achäisch-dorischen Stammes, die sich dieses Bild schufen um daran ihre Freude zu haben, hatten die — äolische — Sprache der unterworfenen Einwohner angenommen (S. 226. 273); ihren frommen Glauben ließen sie ihnen. Hier fügt sich denn ein, was Rohde über den Unterschied zwischen homerischer und hesiodischer Weltan-

schauung erkannt hat. In Hesiods Erzählungen von den Dämonen und den »Seligen«, die aus den Menschen des goldenen und des silbernen Geschlechtes hervorgegangen seien (ἔργ. 121 ff. 140 ff.), fand er die Nachwirkung eines Unsterblichkeitsglaubens, der weit über Homers Gedichte hinaufreicht (Γ 91 ff.). Bei aller Verwandtschaft und Abhängigkeit steht Hesiods Poesie zur homerischen in deutlichem Gegensatze. Daß sich dieser auch in bewußter Kritik betätigt habe, schloß Rohde aus den Worten, die der Dichter den Musen, da wo sie ihn zu seinem Berufe weihen, in den Mund gelegt hat (θεογ. 26 ff.):

ποιμένες ἄγραυλοι, κάκ' ἐλέγχεα, γαστέρες οἶον,
ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
ἴδμεν δ' εὖτ' ἐθέλωμεν ἀληθέα γηρύσασθαι.

Von hier aus versteht es sich leicht, daß Hesiod Reste von altem, ernstem Brauch und Glauben wieder zu beleben suchte, die sich »im festländischen »Griechenland, im Lande der böotischen Bauern und Ackerbürger, in »abgeschlossenen Lebenskreisen« erhalten hatten. Dieser Boden, auf dem seine Poesie erwuchs, war altäolisches Gebiet.

III.

Versuchen wir von der gewonnenen Erkenntnis aus im einzelnen die an Alter und Herkunft verschiedenen Bestandteile der homerischen Religion zu sondern, so wiederholen sich in verstärktem Maße die Schwierigkeiten, mit denen wir im vorigen Kapitel zu tun hatten. Wenn gestritten werden konnte, ob die auffallende Handlungsweise der Penelope in σ auf der frivolen Erfindung eines Homeriden beruhe oder ein Ausdruck uralter Rechtsanschauung sei, wenn so handgreifliche Dinge wie Streitwagen und eiserne Waffen, wo sie im Epos vorkommen, von den einen für moderne Eindringlinge, von andern für eine Antiquität gehalten wurden (S. 312. 320 f.): so wird vollends im Kreise religiöser und mythologischer Vorstellungen Irrtum und Zweifel darüber möglich sein, ob solche Züge, die bei Homer nur vereinzelt begegnen, noch oder schon mit der Entwicklungstufe verbunden sind, die er sonst vertritt. Daß ferner die Teile der Sage, die bei Homer überhaupt nicht sondern erst bei späteren Dichtern bezeugt sind, notwendig nach der Zeit des Epos erdacht sein müßten, wird niemand behaupten; gleich die Geschichte der Weltalter bei Hesiod spricht für das Gegenteil. Altertümliche Vorstellungen, die im Gedankenkreise des heroischen Zeitalters zurückgedrängt waren, können im Kultus und im Volksglauben lebendig geblieben und von da nachher wieder in die Dichtung eingedrungen sein. Aber wie sind die einzelnen Fälle zu beurteilen? Die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, die zuerst bei Hesiod (θεογ. 924) und in den Hymnen (Athen. 28, 4 f.

und Apoll. 130f. [308]) erwähnt wird, ist sie ein alter Mythus oder freie Dichtung? Von Achills Unverwundbarkeit weiß die Ilias nichts, und man kann, wie Preller getan hat, die Stufen verfolgen, durch welche dieser Zug der Sage später sich entwickelt hat. Aber Beloch (GrG.[2] I 1 S. 190) meint, Achilleus sei schon nach der ursprünglichen Volksage nur an einer Stelle verwundbar gewesen, so gut wie andere Sonnenhelden z. B. unser Siegfried, und die Ilias habe nur »mit feinem Takt diesen Zug »fallen lassen und die durch Thetis im Feuerbad undurchdringlich ge»machte Haut durch eine undurchdringliche goldene Rüstung (Υ 264ff. »Φ 165; X 291) ersetzt, die der Feuergott auf Thetis' Bitte geschmiedet«. Das wäre nicht unmöglich, müßte aber doch etwas kräftiger bewiesen werden als durch den Vergleich mit Siegfried und die Berufung auf den feinen Takt des Iliasdichters. Auch wäre die Bitte der Thetis auszuschalten; denn schon die von Peleus überkommene Rüstung war ja undurchdringlich.

Die Methode, nach welcher Rohde die Rudimente eines vorhomerischen Seelenkultes zu erkennen sucht, ist vortrefflich; im einzelnen aber sind manche seiner Deutungen doch anfechtbar. Gewiß hat er recht die feierlichen Begehungen an der Leiche des Patroklos als wertvollstes Zeugnis für die ältere Religion geltend zu machen; nicht berechtigt aber scheint mir der Schluß, den er ohne weiteres zieht, daß nun auch die Kampfspiele, die nachher veranstaltet werden, zum ältesten Bestande der Ilias gehören müßten. Sie können sehr wohl als ausschmückende Zutat in den ursprünglich kürzeren und einfacheren Verlauf der Feier nachträglich eingefügt sein. Rohde selbst führt (I[2] 19) einige Homerstellen an, aus denen hervorgeht, daß die Veranstaltung von Wettspielen zu Ehren verstorbener Fürsten eine ganz gewöhnliche Sitte war, und erinnert an die Häufigkeit solcher ἀγῶνες ἐπιτάφιοι in der späteren Dichtung. Daß die Ἆθλα in Ψ einer der jüngsten Bestandteile der Ilias, inhaltlich aber nach älterer Vorlage gedichtet sind, ist die übereinstimmende Ansicht zweier Forscher von scheinbar entgegengesetzter Richtung, Mülder (IQ. 273) und Wilamowitz (IlH. 68f.).

Einer etwas eingehenderen Untersuchung bedürfen die Fragen, zu denen in der Odyssee die Nekyia den Anlaß gibt[12]). Rohde bezeichnet es (S. 49) als »eines der wenigen sicheren Ergebnisse einer kritischen »Analyse der homerischen Gedichte, daß die Erzählung von der Fahrt

12) Gegen Rohdes Behandlung dieses Gegenstandes wandte sich Ed. Meyer teils im 2. Bande seiner Geschichte des Altertums (1893) teils im Hermes (30 [1895] S. 241ff.): »Der Ursprung des Odysseusmythus. Mit einem Anhang über Totendienst und Heroenkult«. Darauf antwortete Rohde im Rhein. Museum (50 [1895] 22ff. 600ff.): »Paralipomena« und »Nekyia«, wobei er im zweiten Aufsatze zugleich auf das betreffende Kapitel meiner »Grundfragen« einging, die darin geäußerten Bedenken großenteils widerlegend.

»des Odysseus in die Unterwelt im Zusammenhang der Odyssee ur»sprünglich nicht vorhanden war«. Damit wird eine Ansicht aufgenommen, die zuletzt Niese (EHP. 166f.) vertreten hatte, dagegen die von Kirchhoff und Wilamowitz stillschweigend abgelehnt, die den Grundstock der Nekyia zu den ältesten Teilen des Epos rechnen. Wer recht habe, wird sich erst entscheiden lassen, wenn die verschiedenen Elemente, aus denen die Nekyia besteht, dem relativen Alter nach abgestuft sind. Kammer (Die Einheit der Odyssee [1873] S. 474ff.) und Wilamowitz (HU. I 7), die vor Rohde am eindringendsten diese Aufgabe behandelt haben, gehen von entgegengesetzten Grundanschauungen aus, stimmen aber in der Abgrenzung und zum Teil auch in der Beurteilung der einzelnen Partien überein.

Mit beiden (Kammer S. 525, Wilamowitz S. 144f.) dürfen wir zunächst die Elpenor-Episode als nachträgliche Zutat ausscheiden. Das Gleiche gilt von dem Abschnitt (λ 566—631), der von Minos, Herakles und den Büßern handelt und auf einer theologischen Anschauung beruht, die »dem Vorstellungskreise der homerischen Zeit fern liegt« (Kammer S. 529). Dies darf als gesichert gelten und wird auch von Rohde anerkannt, der freilich Wilamowitz' Deutung, wonach diese Interpolation orphischen Ursprung hätte, ablehnt[13]). Es bleiben noch drei Stücke: die Unterhaltung mit Teiresias und Antikleia, der Frauenkatalog und die Gespräche mit den Genossen des troischen Krieges. Das mittlere verweist Kammer (S. 527) in die Zeit rhapsodischer Weiterbildung; und Wilamowitz ist (S. 147ff.) den mutmaßlichen Quellen dieses Heroinenverzeichnisses nachgegangen. Die beiden Szenengruppen, um die es sich schließlich nur noch handelt — Teiresias und Antikleia auf der einen Seite, Agamemnon, Achill, Aias auf der anderen — sind dadurch geschieden, daß in der ersten vorausgesetzt ist, die Schatten müßten Blut trinken um zum Bewußtsein zu kommen, während Achill und Aias den Besucher ohne weiteres erkennen und sofort imstande sind mit ihm zu sprechen. Nur von der Seele des Agamemnon heißt es beim ersten Auftreten (390): ἔγνω δ' αἶψ' ἐμὲ κεῖνος, ἐπεὶ πίεν αἷμα κελαινόν. Aber die zweite Hälfte des Verses lautet in manchen Handschriften, ebenso wie 615, ἐπεὶ ἴδεν ὀφθαλμοῖσι; und diese Lesart könnte, wie sie dort durch eine Äußerung des Befremdens im Harleyanus (πῶς μὴ πιὼν τὸ αἷμα γινώσκει;) bestätigt wird, so auch an der früheren Stelle (390) die ursprüngliche sein. Dabei wäre es möglich, wie Kammer (S. 497) und Wilamowitz annehmen, daß die Erwähnung des Blutes in V. 390 durch eine Korrektur schon von dem Redaktor hereingebracht worden wäre,

13) Vgl. oben S. 117. Rohde, Rhein. Mus. 50 (1895) S. 627ff. In dieser Ablehnung trifft er zusammen mit Milchhoefer, »Orphisch-Unterweltliches«, Philol. 53 (1894) S. 393ff.

der die Unterhaltung mit Agamemnon und den Seinen an die Begegnung mit Teiresias und Antikleia anknüpfte. Die Entscheidung der Frage, welche der beiden Szenengruppen die ältere sei, wird auf anderem Wege gefunden werden müssen.

Kammer hält das Bluttrinken wie in Vers 390 so in der ganzen Schilderung der Unterwelt für einen später eingefügten Zug (S. 495) und spricht deshalb der Begegnung mit Agamemnon, Achill, Aias im Vergleich zu der mit Teiresias und Antikleia das höhere Alter zu, sieht also in dem Gespräche mit den griechischen Helden das ursprünglichste Stück der ganzen Nekyia (S. 510, 517). Umgekehrt entscheidet sich Wilamowitz (S. 158): das Gespräch mit Teiresias und Antikleia sei ein »Stück einer älteren und in jeder Weise originalen Poesie«. Wie stellen sich die Dinge dar, wenn wir mit der durch Rohde gebrachten Erkenntnis an sie herantreten? Wenn es jetzt feststeht, daß die finsteren Gebräuche, mit denen Achill die Leichenfeier für Patroklos begeht, innerhalb der homerischen Poesie einer älteren, vergessenen oder absichtlich zurückgedrängten religiösen Vorstellung angehören, muß dann nicht über das Opfer, das Odysseus im Hades darbringt, ebenso geurteilt werden? Rohde hat diesen Schluß nicht gezogen. Er faßt Antikleia nicht mit Teiresias sondern mit den früheren Kriegsgefährten zusammen und hält — ähnlich wie Kammer — diese Begegnungen des Helden für den eigentlichen Kern der Hades-Dichtung (I[2] 51); diese ganze Partie habe ein Dichter erfunden, um »den Odysseus, der nun schon so lange fern von »den Reichen der tätigen Menschheit einsam umirrt, in geistige Ver»bindung zu bringen mit den Kreisen der Wirklichkeit, zu denen seine »Gedanken streben, in denen er einst selbst wirksam gewesen ist und »bald wieder kraftvoll tätig sein wird«; die Befragung des Teiresias sei nur ein Vorwand, um den Verkehr des Odysseus mit der Mutter und den alten Genossen herbeizuführen (S. 53). Der Gedanke, daß die Bewußtlosigkeit der Schatten durch das Trinken frischen Blutes für eine Weile unterbrochen werden kann, ist nach Rohde eine Fiktion eben dieses Dichters, der eines solchen Mittels bedurfte, um in den Rahmen der homerischen Weltanschauung, die ein irgendwie inhaltvolles Dasein nach dem Tode überhaupt nicht kannte, die Erzählung die er geben wollte einzufügen; und wieder, um diese Fiktion anknüpfen zu können, hat der Dichter die Schilderung eines altertümlichen Totenopfers, wie es zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchlich war, aus der Vegessenheit hervorgeholt. »Auch hier also sehen wir«, heißt es S. 57, »versteinerte, sinn»los gewordene Rudimente eines einstmals im Glauben voll begründeten »Brauches vor uns, vom Dichter um dichterischer Zwecke willen hervor»gezogen und nicht nach ihrem ursprünglichen Sinne verwendet.«

Diese Erklärung hat etwas für sich; vor allem, daß danach das Gespräch mit der Mutter von denen mit Agamemnon und Achill nicht getrennt wird. In ihrem inneren Charakter sind sie wirklich gleich, feinere Unterschiede lassen sich aus der Eigenart der Personen verstehen (Rohde, Rhein. Mus. 50 S. 605—611). Ob es unter diesen Umständen notwendig ist das Intermezzo bei den Phäaken (λ 333—384) als nachträglich eingeschoben anzusehen (S. 623f.), ob es nicht doch von dem Urheber dieser ältesten Gesprächsszenen mit erfunden sein könnte, mag unentschieden bleiben. Wichtiger ist der Anstoß, den ein paar andere Punkte noch bilden. Auf eine »Gedankenlosigkeit« des Dichters hat Rohde selbst (I^2 58) hingewiesen: dieser lasse den Odysseus für Teiresias und alle Toten ein Opfer geloben (κ 521ff. λ 29ff.), das er daheim in Ithaka ihnen darbringen wolle; das stimme nicht zu der homerischen Anschauung, nach der die Seelen aller Verstorbenen für ewig in den Erebos gebannt sind und der Genuß des Opfers ihnen unmöglich ist. Ferner, was Antikleia von den Zuständen auf Ithaka erzählt, paßt nicht aufs beste zu der in unsrer Odyssee herrschenden Situation. Vor allem aber machen in der Rede des Teiresias die Verse Schwierigkeit, in denen über eine spätere Versöhnung des Meergottes Vorschriften gegeben werden (121—137); denn sie mit Rohde (50 S. 620f.) als Interpolation zu erklären geht deshalb nicht an, weil niemand zu sagen wüßte, was zu einer solchen Einschiebung Anlaß gegeben haben könnte. Auf den Widerspruch zwischen Antikleias Schilderung und der Telemachie gehen wir hier nicht ein. Die beiden anderen Bemerkungen ordnen sich einem prinzipiellen Bedenken ein. Es ist doch kaum zu glauben, was Rohdes Meinung zu sein scheint, daß ein Besuch im Hades von vornherein bloß zu dem Zweck erfunden worden sei, um den Helden mit verstorbenen Angehörigen und Freunden Gespräche von durchaus oberweltlichem Inhalt führen zu lassen. Dieser Nekyia müssen ältere Hades-Dichtungen vorausgegangen sein, die ihn mit den finsteren Mächten selber in Berührung brachten; und eine Erinnerung daran mag in dem Versprechen eines daheim zu bringenden Totenopfers enthalten sein. Rohde sieht es so an, als habe hier der Dichter selbst aus einem zu seiner Zeit noch bestehenden Brauche geschöpft (Psyche I^2 58f.). Aber wozu sollte er selbständig etwas eingefügt haben, was für seine Darstellung gar keine Bedeutung hatte? Viel eher kann man seine Erwägungen verstehen, wenn man annimmt, daß dieser Zug ihm schon in poetischer Gestaltung vorlag und gewissermaßen zur Ausstattung eines Hadesbesuches gehörte, so daß er bei einer Neudichtung unwillkürlich festgehalten wurde. Dasselbe gilt von der Befragung des Sehers. Daß Odysseus nach Kirkes Worten ihn aufsuchen soll, um von ihm zu erfahren ὁδὸν καὶ μέτρα κελεύθου νόστον θ' ὡς

ἐπὶ πόντον ἐλεύσεται (κ 539f.), ist in der Tat nur ein Vorwand; denn diese Dinge erfährt er nachher von Kirke selbst vollständiger (μ 38—141). Daß aber überhaupt ein lebender Mensch in den Hades hinabsteigt um einen Verstorbenen um Rat zu fragen, ist eine an sich so kühne Erfindung, daß sie für einen ernsteren Zweck gemacht sein und wiederholt ihm gedient haben muß, ehe ein Erzähler auf den Gedanken kommen konnte, sie als leichte Übergangswendung zu benutzen, durch die er einen Helden mit Mutter und Freunden noch einmal zusammenbrachte. Von den beiden hier verglichenen Hauptstücken ist dieses also das jüngere. Der ernste Sinn älterer Hades-Dichtung wirkt vielleicht noch nach in der Anweisung des Teiresias, später den beleidigten Gott zu versöhnen, die in unserer Odyssee so beziehungslos steht, daß sie entweder sehr früher oder sehr später Herkunft zu sein scheint. Ich denke, beides zugleich: sie ist alt als ein Element der Sage, aber vom Verfasser unseres λ äußerlich in seinen Plan hereingezogen.

Daß ein Dichter solchen Plan überhaupt faßt, läßt sich nur so erklären, daß die Vorstellung von dem unterirdischen Reiche etwas von ihrem unheimlichen Charakter verloren hatte, weil es öfter in epischen Liedern beschrieben worden war. Auf die gleiche Weise erklärt sich auch die sonst auffallende Erscheinung, daß Beispiele der »Repristination« eines älteren Glaubenzustandes sich gerade in zwei so jungen Gesängen der Ilias wie Ψ und Ω (592ff.) finden. Auch hier kann der Dichter das, was er bietet, nicht aus der Welt, die ihn umgab, er muß es aus älterer Poesie genommen haben.

IV.

Die Frage, in welchem Zusammenhange jenes älteste Element der odysseeischen Hadessage einst gestanden habe, hat Eduard Meyer zu beantworten gesucht[14]). Er bringt den Auftrag, daß der Held ins Binnenland gehen und dort einem den Bewohnern fremden Gotte opfern solle, in Verbindung mit der Überlieferung, daß an zwei Stellen in Arkadien, also in einem von der See gänzlich abgeschiedenen Lande, Poseidon verehrt worden sei und daß gerade Odysseus seinen Kultus eingeführt, die Heiligtümer in Pheneos und auf dem Berge Boreion bei Asea gegründet habe (Pausan. VIII 14, 5 ff. vgl. 12,5). Noch weiter zurück greift er mit der Annahme, daß Arkadien, wohin ja auch Penelope als Mutter

14) Ed. Meyer GA. II § 67 und Herm. 30 (1895) S. 256ff. Zu den Vorarbeiten, an die er anknüpfte, gehört die von Jean N. Svoronos, Ulysse chez les Arcadiens et la Télégonie d'Eugammon, à propos des types monétaires de la ville de Mantinée. Gazette archéol. 13 (1888) p. 257—280, der auf Grund der Münzbilder und der bei Pausanias erhaltenen Nachrichten vermutet hatte, daß Arkadien das Land sei, das Odysseus nach Tötung der Freier aufgesucht habe. Über Poseidon im Binnenlande vgl. unten S. 371.

des Gottes Pan gehöre (Herodot II 145), die eigentliche Heimat des Helden, dieser selbst mit Poseidon im Grunde identisch, ein uralter Gott sei. Ähnliches hatte früher, an eine Andeutung von Wilamowitz anknüpfend, Otto Seeck ausgeführt in seinem Buche über »die Quellen der Odyssee« (1887). Er glaubte aus dem Wortlaut einzelner Stellen zu erkennen, daß nach der ursprünglichen Meinung Odysseus im Westen unter die Erde hinabgehe, dann den ganzen Hades durchschreite und im Osten wieder emporsteige: ein menschliches Bild für die Bewegung der Sonne. Ed. Meyer legt statt des Tageslaufes den des Jahres zugrunde: »Der Held, der lange die Heimat meiden muß, in die Unterwelt »hinabsteigt, in die Gewalt der ʻgrauen Männerʼ, der Phäaken, der ʻVer»hüllerinʼ Kalypso, der Zauberin Kirke gerät, ist nichts anderes als der »sterbende Naturgott«, dessen Verschwinden und Wiederkehr demnach in der Odyssee in vierfacher Gestalt dargestellt wäre.

Sollten wirklich so kühne Kombinationen über die ursprüngliche Natur und Heimat des Odysseus das Richtige treffen, so würde sich daraus doch für die Aufgaben der Homerkritik unmittelbar nichts ergeben. Ed. Meyer weist selbst darauf hin, »wie fern auch schon alte Odysseusgedichte den Wurzeln der Sage stehen« (Herm. 30 S. 265. 271). Die Frage, wie das Epos entstanden sei, darf nicht vermengt werden mit der vielleicht noch interessanteren und sicher noch schwierigeren, wie die Namen und Begriffe entstanden sind, die ihm zur Voraussetzung dienen. Auf diesem entfernteren Gebiete bewegten sich großenteils die Forschungen und überraschenden Entdeckungen von Hermann Usener. In dem Schaffner der Winde, Äolos, erkannte er einen alten Doppelgänger des Zeus, in den sechs Paaren seiner Kinder die Reihe der zwölf Monate [15]): eine um so willkommnere Deutung, als sie die Hoffnung erweckte, daß auch der verschwundene Sinn dessen, was Odysseus dort erlebt, noch einmal gefunden werden könnte. Denn in der Erzählung unseres κ steht die Geschichte von dem Schlauch, in dem die Winde mitgegeben werden, unverstanden neben dem echt menschlichen Zuge, daß der früher so gastfreundlich Gesinnte den vom Unglück, also von den Göttern Verfolgten grausam von seiner Schwelle weist. Hier und in ähnlichen Fällen nötigt das Epos selbst durch Unebenheit oder Unvollständigkeit seiner Darstellung dazu, daß wir den Blick weiter zurück lenken. Aber wenn Kalesios, den zusammen mit seinem Herrn, Axylos von Arisbe, der Tydide tötet (Z 12 ff.), eigentlich der Gott der Unterwelt war, der alle »einladet« und bei sich aufnimmt [16]), wie Πολυδέκτης oder Πολύξενος

15) Rhein. Mus. 34 (1879) S. 433 f.; 53 (1898) S. 346. 16) Usener, Der Stoff des griechischen Epos (Wien 1897, aus den Sitzungsber. d. Kais. Akademie d. Wiss.). S. 27 f. Kalesios, 56 ff. Thersites, 31 (und Sintflutsagen S. 85) Polydektes.

der, bei dem alle zuletzt Unterkunft finden, wenn in Thersites im Grunde ein alter Wintergott steckt, der zu dem Sommergott Achilleus in natürlichem und unversöhnlichem Gegensatze steht (vgl. B 220): so sind das Beziehungen, die möglicherweise einmal wirksam waren, die aufzusuchen aber in der epischen Erzählung an sich kein Anlaß vorliegt, weil sie so wie sie nun ist verstanden werden kann. Useners Schuld ist es nicht, wenn der wichtige Unterschied, der hier besteht, oft verkannt wird. Er warnte ausdrücklich: man soll nicht meinen, »darum, weil der Name »eines Helden mythische Bedeutung besitze, alles was er tut und leidet »aus altem Mythus ʿableitenʾ zu können« (Stoff des Epos S. 21). Vielmehr seien mythische Vorstellungen, die halb verstanden oder gar nicht mehr verstanden fortleben, gewissermaßen der dunkle Mutterboden, aus dem die Sage ihre Nahrung ziehe, in den aber erst ein geschichtliches Ereignis oder ein schöpferischer Gedanke des Dichters den Keim lege, der sich zu poetischer Gestalt entwickeln kann.

Für die Auffassung der Dichtung ist es doch wohl das erste und das Wesentliche, nachzuempfinden was der Dichter gemeint hat. Was hilft es für das Verständnis des Nibelungenliedes, wenn man sich vorstellt, Hagen sei der Winter, der in Siegfried die sonnige Jahreszeit vernichte? Zwischen Homer und den alten Naturmythen der Griechen liegt ein weiter Zwischenraum, voll reicher Entwicklung und mannigfaltiger Umbildung, der es nicht zuläßt, daß wir die nur dem bewaffneten Auge erkennbaren Züge eines verblaßten Mythus als Merkmale benutzen, um danach Fugen und Schichten im Epos zu erkennen. Aber wie überall die klare Festsetzung und Einhaltung einer Grenze auch auf das bestimmend einwirkt, was diesseits der Grenze geschieht, so wird sich für unser Bemühen, Homer aus Homer zu erklären, ein mittelbarer, doch nicht zu unterschätzender Gewinn ergeben, wenn wir uns deutlich machen, daß er eine Fülle von Elementen enthält, die aus ihm selbst gar nicht mehr verstanden werden können. Schon die Beinamen γλαυκῶπις und βοῶπις weisen auf eine Stufe von Göttervorstellungen zurück, die überwunden war, als der Heldengesang in Übung kam, und würden, wenn wir sie nach unsrer mythologischen Einsicht verstehen und übersetzen wollten, den Gedanken des Dichters eher trüben als deutlich machen. So ist es zwar für den Mythenforscher eine fruchtbare Erkenntnis, daß unter den Gestalten des troischen Krieges viele einst als übermenschliche Wesen verehrt waren und erst dadurch, daß die schöpferische Phantasie des äolischen Stammes eine auserlesene und begrenzte Schar persönlicher Götter um den Olymp versammelte, von ihrer Höhe herabgedrückt worden sind. Doch für unsere Auffassung des Epos kann sich dieser Gedanke nur insofern wirksam erweisen, als dadurch der Hintergrund,

vor dem es steht und in den es den ahnenden Blick einzudringen lockt, ins Unendliche vertieft wird. Eher könnten wir hoffen, falls unter den griechischen Heroen neben herabgesunkenen Göttern auch erhobene Menschen sind, hiervon in der Dichtung oder mit ihrer Hilfe Spuren zu finden. Daß in der Tat auch diese Entwicklung stattgefunden habe, daß vielfach menschliche Vorfahren unter die Götter versetzt worden seien, ist eine Ansicht, die mit Entschiedenheit Erwin Rohde vertrat[17]); ebenso entschieden widersprach ihr Eduard Meyer (GA. II § 277 Anm.; Herm. 30 S. 284f.). Er begründete seine schroffe Ablehnung damit, daß ihm kein Fall der Vergötterung eines Sterblichen bekannt sei; Zeugnisse, wie sie in den Anschauungen eines Pindar (Pyth. V 94) oder Euripides (Alkest. 1002) vorliegen, ließ er nicht gelten. Beloch, der in seiner ersten Auflage die Frage zweifelnd bejaht hatte, scheint sie in der zweiten zu verneinen (GrG. I 121; I 1^2 S. 168f.). Erst später, nicht vor dem 7. Jhdt., sei die Vorstellung aufgekommen, daß der Gründer einer Stadt als Schutzgeist über seiner Schöpfung walte, und das habe dann weiter geführt zu dem Königskult der hellenistischen Zeit. Es wird mir doch schwer, gerade im Hinblick auf diese Erscheinung, Entsprechendes für die vorgeschichtliche Periode auszuschließen. Allerdings aber vermag ich aus Homer nichts beizubringen, wodurch die Sache entschieden werden könnte. Dagegen zeigt er Spuren, die noch erkennen lassen, wie von anderen Seiten her neue Götter hervorgetreten sind und auch der olympische Kreis Zuwachs erhalten hat.

V.

Poseidon hat neben κυανοχαίτης drei charakterisierende Beinamen: ἐνοσίχθων, ἐννοσίγαιος, γαιήοχος, alle drei nicht vom Meere hergenommen, sondern von der Erde. Das letzte bezeichnet nach der alten, erst neuerdings wieder zu Ehren gekommenen Etymologie den, der mit seinem Wagen über die Erde fährt, ὁ ἐπὶ γῆς ὀχούμενος[18]). Ob mit der Erschütterung in ἐνοσι- eine solche durch Wagen und Rosse gemeint war oder eine Wirkung aus der Tiefe, wird sich schwer mit Sicherheit ausmachen lassen; wahrscheinlicher ist mir doch, und wird durch Euripides Bakch 585 bestärkt, der Gedanke an das Erdbeben. Als Herrn der Erdtiefe und »Gatten der Erdmutter« hat Wilamowitz den Gott

17) Psyche I² 175 ff. und wieder, auf Ed. Meyers Widerspruch scharf antwortend, Rhein. Mus. 50 (1895) S. 29. Speziell mit Bezug auf Achill Psyche I² 183.

18) Zur Wahl gestellt neben ὁ τὴν γῆν συνέχων im Lexikon des Apollonios. Danach Goebel, Lexilogus zu Homer I (1878) S. 196. Weiter: Paul Müllensiefen, Dissert. Argentor. V p. 175 in seiner Dissertation 'De titulorum Laconicorum dialecto' (1882), und O. Hoffmann in der Studie »Poseidon« im 84. Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterländ. Kultur (1906) Abtlg. IV S. 8—16. Er bezieht (S. 10f.) das ἐνοσι- auf die Wagenfahrt.

verstanden[19]); Hoffmann, der darauf bezug nimmt und die Etymologie genauer untersucht[20]), hat die Entwicklung angedeutet, durch die aus dem Beherrscher der unterirdischen Gewässer der Gott des Meeres geworden ist. Von den Stufen dieser Entwickelung lassen sich, auch außer jenen Beiwörtern, bei Homer noch Spuren erkennen. Der dem Odysseus gegebene Auftrag, den Dienst des Poseidon zu Menschen zu bringen, die das Meer nicht kennen (λ 121 ff.), verrät eine Kenntnis von binnenländischen Kultstätten; tatsächlich gab es solche, nicht nur in Arkadien (vgl. S. 367) und im übrigen Peloponnes, sondern z. B. in Böotien, wo auch Homer davon weiß (B 506. Υ 404). In der wallenden, wogenden Meeresflut wirkt Amphitrite (ε 422. μ 60, u. ö.; vgl. S. 350 f.); in den Tiefen der See waltet der ἅλιος γέρων, dessen Tochter Thetis ist wie die übrigen Nereïden (A 358. 538. Σ 141; vgl. δ 365), nicht Poseidon. Er selber zwar beruft sich auf eine Teilung der Herrschaft zwischen den drei Söhnen des Kronos, wobei ihm die graue Salzflut zugefallen sei (O 187 ff.); aber das ist gelehrte Mythologie, wie Hoffmann richtig erkannt hat, nicht lebendige dichterische Anschauung oder gar alter Mythus. In der Odyssee freilich ist des Meerbeherrschers Feindschaft das entscheidende Hindernis, das den Helden von der Heimat fern hält; Poseidon schickt ihm den Seesturm (ε 288 ff.), er bestraft die Phäaken, daß sie den Verhaßten geleitet haben (ν 125 ff.); in der Ilias aber tritt seine Herrschaft über das feuchte Element und dessen Bewohner eigentlich nur an einer Stelle recht sichtbar hervor.

Das ist N 23—31, wo er von Ägä aus nach Tenedos auf rossebespanntem Wagen durch die Wellen fährt, die See freudig ihm Raum gibt und von allen Seiten her die Bewohner der Tiefe herbeikommen, um ihren Gebieter, den sie wohl kennen, durch die Fluten spielend zu begrüßen. In wenigen Versen ein glänzendes Bild, dessen Einfügung an dieser Stelle doch etwas wunderlich erscheint. Daß der Gott von Samothrake aus, wo er den Entschluß gefaßt hat den Achäern zu Hilfe zu kommen, erst mit vier großen Schritten nach Ägä — an der Küste von Euböa[21]) — geht und dort den Wagen anschirrt, um nach der Troas zu gelangen, hat keinen inneren Grund, es muß durch irgend welche äußeren Rücksichten veranlaßt sein. Da meint nun Hoffmann, die Stelle sei von einem Dichter eingelegt, den die Absicht leitete, Poseidon als

19) v. Wilamowitz, Berl. Sitzgsber. 1906 S. 67. 20) Πόσις, aus πότις, ist »Herr, Gatte«. Die Beziehung des zweiten Bestandteils auf Demeter, die mit nicht-ionischer Namensform Δᾶ μᾶτερ angerufen wurde, ließ Hoffmann (S. 15 f.) zweifelhaft; mit Bestimmtheit tritt für sie ein Paul Kretschmer, der kurz nachher (Glotta I [1907] S. 27 f.) im wesentlichen dieselbe Etymologie vorgetragen hat, mit Hoffmann auch darin übereinstimmend, daß er den ersten Teil des Namens aus der Vokativform ableitet. 21) Daß dieses und kein andres Ägä hier gemeint ist, hat Wilamowitz IlH. 444 f. gezeigt.

Meergott zu verherrlichen. Das wird wohl auch so sein; und dann haben wir sie im Bestande der Ilias, sofern er die wirkliche Handlung des Epos darstellt, nicht mitzurechnen. Aber soll derselbe Dichter diese prächtigen Verse und zugleich die Unebenheit geschaffen haben, mit der sie in den Rahmen eingesetzt sind? Vielleicht gibt es darauf noch eine Antwort.

Von allgemeinerer Bedeutung ist doch die Frage, wie sich der Wandel im Wesen des Gottes vollzogen habe. Vielleicht ist die Vermutung richtig, daß die Kolonisation, die über See führte, es mit sich gebracht habe, daß man den, dem daheim die unterirdischen Gewässer untertan waren, auch als Herrn der Meeresflut verehrte[22]). In noch größeren religionsgeschichtlichen Zusammenhang hat die Gestalt des Poseidon neuerdings Wilamowitz gerückt (IlH. 290), indem er das im positiven Teil neue Ergebnis weitgreifender, seit Jahren verfolgter Studien mitteilte: »daß ʿder Gatte der Erdeʾ von Hause aus weder Gott der Gewässer »war noch untergebener Bruder des Zeus, sondern der Hauptgott, der »den Zeus ebenso gut auf die zweite Stelle drücken konnte, wie es »umgekehrt geschehen ist. Der Höhenkult der Asiaten, der einst auch »auf den Bergen von Hellas geherrscht hatte (Olympos ist ein vor»griechischer Name), der karische Ζεὺς στράτιος von Labraynda, Mylasa »usw., hat die Hellenen in Asien dazu gedrängt, den Gott, der von den »Bergen herab das Wetter macht, vorzuziehen, der dann unter dem »überall bestimmenden Einfluß Ioniens und Homers zum Allgott ge»worden ist«. Die geistvolle Hypothese weist über die Grenzen hinaus, innerhalb deren sich die vorliegende Untersuchung zu halten hat. Doch scheint das persönliche Verhältnis zwischen Zeus und Poseidon, wie die Ilias es darstellt (A 400. H 456ff. S. 15ff.; vgl. Ξ 384—393), vor allem die Auseinandersetzung, in der jener sein ursprünglich gleiches Recht geltend macht (O 185—219), noch — in poetischer Form — Zeugnis abzulegen von einer Zeit, in der ein Glaube mit dem andern rang.

Auf einen ähnlichen Kampf religiöser Vorstellungen, zwischen dem olympischen Zeus der alten Heimat und dem auf dem Ida verehrten asiatischen Gott, sind wir beim Aufsuchen mutterländischer Sagenelemente in homerischer Poesie geführt worden (S. 244f.). Wir haben gesehen, wie stark dieses Verhältnis noch in die Ilias hineinwirkt. Deren Dichter — inwiefern wir von einem Dichter sprechen dürfen, wird später deutlich werden — hatte auch Kampfschilderungen zu verwerten, in denen es den Troern gut ging, weil der Landesgott auf ihrer Seite stand; er hat Mittel gesucht und gefunden, um auch solche Erinnerungen und ihre epische Darstellung in den wechselvollen Gang einer immerhin zusammen-

22) So Malten, Jahrb. arch. Inst. 29 (1914) S. 179, im Eingang des schon mehrfach hier benutzten Aufsatzes, über »das Pferd im Totenglauben«.

hängenden Handlung einzufügen (vgl. noch Λ 186ff. O 231 ff. Υ 24ff.). Durch den sichtbaren Anteil, den diese ausgleichende Tendenz noch an der Gestaltung unsrer Ilias hat, wird bestätigt, was wir auch sonst annehmen müßten, daß die Eingliederung Poseidons in den Götterstaat, in dem er sich dem Zeus unterordnen mußte, früher erfolgt ist als die Verschmelzung des olympischen Zeus mit dem idäischen. Sie hatte sich schon — im Mutterlande — vollzogen, als jene beiden durch die Eroberungszüge der Achäer mit einander in Berührung kamen.

Ein ursprünglich Fremder unter den griechischen Göttern ist auch Apollon; dafür zeugt noch in der Ilias die entschlossene Feindschaft, in der er den Achäern gegenübersteht, während die Troer von ihm verteidigt werden. Diesen Schluß hat Wilamowitz gezogen, als er Natur und Herkunft des Gottes festzustellen unternahm[23]). Er fand ihn bestätigt durch die geographische Verteilung der Kultstätten: die, welche der Priester von Chryse in seinem Gebete nennt, liegen sämtlich in der Nähe von Ilios; und beim Beginn der historischen Zeit erscheint die ganze kleinasiatische Küste besetzt mit alten Heiligtümern, meist Orakelstätten des Apollon. Die berühmteste ist freilich die von Pytho geworden; aber da »läßt die Sage noch erkennen, daß der neue Gott sogar mit Gewalt einen älteren unterworfen hat — den Wurm —, der in der Erde wohnte«. Daß es innerhalb der Ilias gerade der neunte Gesang ist, der Bekanntschaft mit dieser heiligen Stätte verrät (I 405), nimmt nicht wunder. Im ganzen auf einer fortgeschrittenen Stufe steht die Odyssee mit den Heiligtümern (nicht »Tempeln«) des Apollon in Ismaros und Delos, mit seinem Neumondsfest auf Ithaka. Wilamowitz verfolgt das Wandern und die allmähliche Verbreitung des Gottes und stellt fest (S. 582): »Apollon ist kein Hellene; er ist vielmehr von den Hellenen »bei der vorgriechischen Bevölkerung angetroffen, die sie in Kleinasien, »vielleicht auch auf den Inseln zu unterwerfen hatten. Er erschien ihnen »als ein mächtiger Gott durch das Leid, das er ihnen im Kampfe mit »seinen Bekennern brachte. Seine Orakel imponierten ihnen; sie lernten »an sie glauben«. Zugleich mit ihm übernahmen sie seine Mutter und seine Zwillingsschwester, mit der dann die griechische Artemis gleichgesetzt wurde. Aber welchem Volke verdankten sie die Bereicherung? Einem, dessen Religion schon hoch entwickelt war, da sie menschliche Verwandtschaftsverhältnisse auf die Götter übertrug (S. 584). Wilamowitz vermutet, daß es die Lykier gewesen seien, daß nach ihnen Apollon Λύκειος, Λύκιος, Λυκηγενής genannt wurde[24]).

23) v. Wilamowitz, »Apollon«, Herm. 38 (1903) S. 575—586. Dort über Pytho S. 579.

24) Dieser Ableitung stimmt Malten zu in der sogleich zu zitierenden Abhandlung S. 263. Zweifelnden Einspruch gegen die Annahme asiatischer Herkunft überhaupt erhebt Bethe

Auch über Hephästos gibt es eine grundlegende Untersuchung von Wilamowitz[25]), an den anknüpfend dann Malten das eigentliche Wesen des Gottes zu ermitteln gesucht und seine Entwicklung im Kultus wie in der bildlichen Darstellung verfolgt hat[26]). Hephästos ist ursprünglich das Feuer, und zwar im besonderen das — den Alten unerklärliche — Erdfeuer, wie es an gewissen Stellen zu beobachten war: auf der Höhe des lemnischen Berges Mosychlos, an der Ostküste Lykiens u. a. Von der frühesten Bedeutung des Namens, wonach er eben die Flamme selber bezeichnete, zeugen in der Sprache des Epos noch einzelne Redewendungen, deren vorher gedacht wurde. Ebenfalls bei Homer finden sich noch Spuren davon, daß die ältesten Verehrer des Gottes Hephästos Nicht-Griechen waren[27]): sein Priester Dares (mit ungriechischem Namen) auf Seiten der Troer E 9 f., und vor allem, was der Dichter ihn selbst über seinen Sturz vom Olymp erzählen läßt, wie er, von Zeus hinabgeschleudert, auf Lemnos niedergefallen und dort von den Sintiern aufgenommen worden sei (A 586 ff.), wozu es weiter stimmt, daß ihm Lemnos γαιάων πολὺ φιλτάτη ἐστὶν ἁπασέων (θ 284). Die Frage, wo und wann zuerst die Umsetzung des Elementargottes in einen Schmied erfolgt sei, läßt Malten (S. 252) unentschieden. Sicher aber erscheint ihm, daß erst mit seiner Menschwerdung das charakteristische Merkmal hinzugefügt worden ist, daß er, wie so mancher sterbliche Schmied, ein Krüppel gewesen sei. Dieser Zug hat also keine mythische Bedeutung (S. 256); er ist aber wesentlich für die Rolle, die Hephästos in der Ilias spielt. Dort hat sich ein Bewußtsein davon, daß er eigentlich nicht auf den Olymp gehörte, noch in der ihm selber in den Mund gelegten Erinnerung erhalten, daß Zeus oder, wie er ein andermal sagt (Σ 395 f.), Hera ihn einst hinuntergeworfen habe. Tief unten, auf dem Grunde des Meeres

Hom. I 364 f., indem er die Verbindung des Gottes mit den Troern als sekundäre Erfindung des Dichters nachzuweisen sucht. 25) v. Wilamowitz, Hephaistos, Nachrichten von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1895 S. 217 ff.; s. besonders S. 233. (In einer Anmerkung [35], die ich früher übersehen habe, nimmt der Verf. Stellung zu Busolts Argos-Hypothese: sie habe »manches Verführerische«, werde aber widerlegt durch Ἥρη Ἀργεΐη bei Homer; denn da die samische Hera — nur sie könne Mutter des Hephaistos sein — wirklich aus Argos stamme, so sei über die Herkunft der homerischen Göttin jeder Zweifel ausgeschlossen. Das kann doch nur heißen: Ἥρη Ἀργεΐη stammt aus dem peloponnesischen Argos und ist über Samos in das kleinasiatische Epos gekommen. Daß die zwei Stellen, an denen sie genannt wird [Δ 8. E 908], der ionischen Periode des Epos angehören, würde ohnehin nicht zweifelhaft sein [vgl. auch IlH. 288]; das ist die Periode, in der das Mißverständnis aufkam, die Heimat der vor Troja liegenden Ἀργεῖοι sei das Argos des Peloponnes. Das alles fügt sich aufs beste zu der oben S. 283 ff. entwickelten Hypothese.)

26) Ludolf Malten, Hephaistos. Jahrb. arch. Inst. 27 (1912) S. 232—264. 27) Mit Wilamowitz' Einwilligung teilt Malten S. 232 mit, daß auch er den Gott jetzt nicht mehr für einen Griechen halte.

in einer Grotte, schmiedete er köstliche Geschmeide, während dazu der Okeanos brauste (Σ 400 ff.): auch dies ein Zeichen, daß der Gott von Rechtswegen im irdischen Bereich sein Wesen hatte. Als er auf den Olymp versetzt wurde, wovon nachhomerische Poesie zu erzählen wußte, »ging, was an dem Gotte göttlich war, mit dieser Umpflanzung verloren; im Kreise der Olympier ist er der brave Handwerker oder die komische Person« (Malten 260). Die anmutigen Szenen des Σ, die ihn in seiner himmlischen Werkstätte und in seinem häuslichen Leben darstellen, gehören den jüngsten Partien des Epos und damit einer Zeit an, in der von Dichtern ionischen Stammes die Götter und ihre gegenseitigen Beziehungen zum Gegenstand einer lustig weiterbildenden, von Ehrfurcht freien Phantasie gemacht waren (oben S. 357 f.).

In derselben Periode ist Hermes in den Vorstellungskreis des Epos aufgenommen worden. Wo er bei Homer mit Menschen verkehrt, tritt er als Jüngling auf: πρῶτον ὑπηνήτης τοῦ περ χαριεστάτη ἥβη (κ 279; vgl. Ω 425. 433); und das ist ein der altionischen Kunst eigentümlicher Typus[28]). In etwas anderm Sinne haben ionische — oder gar erst athenische? — Anschauungen die Religion der Ilias um einen Athene-Kult bereichert. Schon im vorigen Kapitel haben wir ihn berührt (S. 347 f.). Daß diese Göttin auf derselben Burghöhe Pergamos, auf der Apollon der Griechenfeind waltet (Δ 507 f. Ε 445 ff. Η 20 ff.), einen Tempel und ein Kultbild hat und dazu ein Kollegium von Priesterinnen, die ihren Dienst besorgen, das ist eine Kombination, bei der man die Schichtung der Vorstellungen im Epos mit Augen sehen, mit Händen greifen, fast möchte ich sagen als Blinder mit dem Stocke fühlen kann. Die Gefahr, so mißverstanden zu werden, als würde damit der Bittgang des Ζ zur »Interpolation« gestempelt, besteht nun doch wohl nicht mehr.

28) Furtwaengler, Antike Gemmen III (1900) S. 97. Ove Jörgensen Herm. 39 (1904) S. 374.

SECHSTES KAPITEL

DER GÖTTERAPPARAT IM EPOS

Athene und Hermes, auf die wir zuletzt geführt wurden, sind vorzugsweise diejenigen Götter, die im Epos den Verkehr mit Menschen pflegen. Doch betreten gelegentlich auch Apollon und Poseidon, Aphrodite und die Botin Iris, ganz vereinzelt Here (E 784 ff.) den irdischen Schauplatz der Handlung, während Zeus sich fernhält. Dieses Unterschiedes wurde schon gedacht (S. 360). Begründet sein muß er in Momenten der religiösen Entwicklung — Zeus scheint der einzige unter den Göttern zu sein, dessen Name sicher griechischen Ursprung hat, — ausgewirkt hat er sich eben in der Art, wie der Dichter die olympischen Personen in Bewegung setzt, um seine Erzählung wechselvoller zu gestalten. So hängen beide Betrachtungen aufs engste zusammen.

I.

A. Dem Wesen der homerischen Götter kann man nicht gerecht werden, wenn man nicht das Verhältnis ins Reine zu bringen sucht, in dem sie zum Schicksal stehen. War dieses überall mit dem Willen des Zeus identisch? oder ihm und den anderen Göttern übergeordnet? Das erste war die Ansicht von Welcker, das zweite die von Nägelsbach; keine von beiden hat sich vollkommen durchführen lassen, es blieben innere Widersprüche. Da war es, zu richtiger Erkenntnis, ein entscheidender Fortschritt, daß man daran ging, die Äußerungen dieses Verhältnisses nicht als Glieder eines Systems, sondern als Stufen einer Entwickelung anzusehen. Das hat, wenn auch an Finsler anknüpfend, doch zuerst mit rechter Klarheit Erik Hedén getan[1]). Er findet durchweg im epischen Götterwesen einen »Drang nach Einheit der religiösen Anschauung, eine zunehmende Fähigkeit zur Abstraktion« (S. 182). Von Anfang an stehen

1) Georg Finsler, Homer (1908) S. 442 ff. = ²I 1913, (Der Dichter und seine Welt), S. 272 ff. Dort S. 446 = ² 275: »Die Angaben über die Moira und ihr Verhältnis zu den »Göttern widersprechen sich, und ein einheitliches Bild zu erlangen ist nicht möglich. »Immerhin sehen wir die Poesie bestrebt, den klaffenden Widerspruch auszugleichen. Nur »ist dadurch eine einheitliche Auffassung vom Weltregiment bloß angebahnt, aber durch»aus nicht durchgeführt worden«. — Hedén, Homerische Götterstudien (1912) S. 162 ff.

zwei verschiedene Vorstellungen nebeneinander: die einer alles umfassenden, unpersönlichen Macht, der μοῖρα, und die der bestimmten, persönlich wirkenden Götter; »alles, was durch die Schicksalsmächte bewirkt oder von einem unpersönlichen Schicksal beschieden wurde, ist an anderen Stellen den Göttern zugeschrieben« (S. 164). Im Fortschreiten der epischen Poesie, die sich in logischer wie in ästhetischer Hinsicht entwickelte, empfanden die Dichter immer mehr »das Bedürfnis, über das Verhältnis der Gottheit zum Schicksal ins klare zu kommen«. Diese innerliche Tendenz traf mit einer mehr von außen wirkenden technischen Rücksicht zusammen. Von dem, was kommen mußte, was in der Fortsetzung erzählt werden sollte, wußte der Dichter mehr als seine Zuhörer. Der Verlauf der Ereignisse, wie er entweder durch die Dichtung oder Sage gegeben oder mit frischer Erfindung geplant war, beherrschte den Gang der Erzählung (vgl. oben S. 265); damit diese, auch nach Abschweifung oder Einschub, nicht verkehrt ausginge, ließ der Dichter die Götter eingreifen, die so dem Schicksal gegenüber in eine dienende Stellung kamen (Hedén 175 ff.). Solche »Planmäßigkeit des Götterregimentes« meint nun der schwedische Gelehrte in der Odyssee stärker hervortreten zu sehen als in der Ilias, so daß der Glaube daran im Wachsen gewesen wäre. Recht hat er jedenfalls wohl darin, daß die Unterordnung der übrigen Götter unter Zeus in dem jüngeren Epos weiter gediehen ist: »in der Ilias muß er sich von ihnen den Gehorsam oft erzwingen, in der Odyssee fügen sie sich mit wenigen Ausnahmen freiwillig« (S. 30f. 62).

Die Entwickelung drängt weiter. Je mehr der Sohn des Kronos zum eigentlichen Vertreter und Vollstrecker der höchsten Macht wurde, die über dem Leben der Sterblichen wie der Unsterblichen waltet, desto mehr traten in seinem Wesen die ursprünglichen konkreten und persönlichen Züge zurück; damit hing es eben zusammen, daß er schon in der Ilias fast nur aus der Ferne wirkt. Der mit seinem Namen bezeichnete Begriff näherte sich selbst allmählich einer abstrakten, unbestimmten Vorstellung. Für das, was der Dichter sagen wollte, machte es nicht mehr viel aus, ob er einen Entschluß, eine Fügung dem »Zeus« zuschrieb, oder allgemein »den Göttern«. In beiden Epen hat Hedén die Beispiele des einen wie des anderen Ausdruckes gezählt und hat gefunden: »Die Zeus-Stellen überwiegen ebenso entschieden in der Ilias wie die Götter-Stellen in der Odyssee« (S. 72). Ebenso kommt δαίμων als Bezeichnung der unbestimmten Gottheit in der Odyssee öfter vor; freilich wirken dabei andere Ursachen mit, auf die wir gleich nachher zu sprechen kommen. Im ganzen vollzieht sich vor unseren Augen, in dem Verhältnis der Götter zum Schicksal, ein Fortschritt vom Konkreten zum Abstrakten, von bunter Fülle zu einheitlicher Ordnung.

Alle diese Beobachtungen aber fassen das homerische Götterwesen doch nur von einer Seite. Daneben wird die Ausmalung des menschenähnlichen Treibens der Olympier zuversichtlich und fröhlich fortgesetzt. Wir erinnern uns der Würdigung, die dieser Teil des homerischen Weltbildes bei Rohde gefunden hat, der darin eine Betätigung ionischer Geistesart sah. Nicht uneingeschränkt konnten wir diese Auffassung festhalten (S. 357 f. 361); aber sorgfältig wird überall mit ihr gerechnet werden müssen, wenn wir das Richtige finden wollen. Das kann nur so gelingen, daß wir durch eingehende Vergleichung die verschiedenen Elemente sachlich und, soweit möglich, chronologisch zu sondern unternehmen.

B. Der Gedanke, auch in der Art, wie die Dichter den olympischen Apparat handhaben, nach einer Entwicklung zu forschen, wird nicht nur von denen abgelehnt, die von Analyse überhaupt nichts wissen wollen; auch manche, die sonst mit Eifer an ihr mitarbeiten, schließen sie in diesem Falle entweder grundsätzlich aus, oder doch tatsächlich, indem sie sich jedenfalls für die Ilias begnügen, die Götterszenen als eine einheitliche jüngere Schicht von allem übrigen Bestande zu trennen. So vor Jahren Benedictus Niese, der hier seinen an sich fruchtbaren Gedanken übertrieb, die etwas unbestimmte Vorstellung vom Wachstum der Sage soweit als möglich durch die greifbarere der Weiterbildung durch erfindungsreiche Dichter zu ersetzen. Wie er die ganze Nekyia aus dem echten Homer streicht (vgl. oben S. 356. 363 f.), so hält er in der Ilias »alle olympischen Szenen für nicht ursprünglich« (EHP. 105). Eben dies hat dann in einer besonderen Schrift Finsler aufs neue zu beweisen unternommen, ohne sich auf seinen Vorgänger zu stützen und, wie er selber sagt (S. 55), in anderem Sinne[2]). Finslers Beweisführung, in vielen Einzelheiten höchst anfechtbar, bezeichnete auch in der Methode keinen Fortschritt, da sie nur wieder mit Beziehungen und Widersprüchen in der Komposition arbeitete und die Anregung, die Niese gegeben hatte, unbenutzt ließ. Dieser hatte gefragt, ob sich nicht in der inneren Beschaffenheit der Götterszenen eine Entwicklung erkennen lasse, so daß diejenigen die jüngeren wären, »wo die göttliche Einwirkung zur Handlung selbst gehört«, älter die, welche ohne Störung für den Gang der Ereignisse ausgeschieden werden können, und hatte diese Frage allerdings etwas zu schnell und sicher bejaht (S. 104). Daß er aber so fragte, war entschieden richtig, und hier mußte eine Untersuchung, die weiter kommen wollte, einsetzen. In diesem Sinne das Problem zu fördern schien die Absicht von Reibstein zu sein, als er die Göttererscheinungen

2) Finsler, Die olympischen Szenen der Ilias. Ein Beitrag zur homerischen Frage. Bern (Gymn.-Prog.) 1906.

der Ilias in einer Dissertation behandelte[3]; und etwas von Entwicklung hat er wirklich nachzuweisen gesucht. Zwar ging er scheinbar in der Negation über Finsler hinaus, indem er außer den Szenen, die zwischen Göttern sich abspielen, auch alle die für späteres Wachstum erklärte, in denen Götter persönlich in das Tun der Menschen eingreifen. Beide zusammen aber glaubte er als Weiterbildung aus erkennbarem Keime verstehen zu können. Der Keim liege in der Neigung schon der ältesten Dichter, die Ereignisse so darzustellen, daß sie aus der Ferne von den Göttern geleitet werden; wie z. B. Γ 439. Θ 311. Λ 363. 438. Ο 668[4]); *illo usu recentiores poetas commotos esse, ut deos ipsos in humanas introducerent res* (S. 12. 19). Aber der Beweis für diese Ansicht, die zunächst nur als Postulat auftritt (*necessitate quadam concludere cogimur*), wird nicht von innen heraus, sondern mit Hilfe der Kompositionskritik geführt, und zwar nach einem Verfahren, das alle Übertreibungen vergangener Zeiten, von denen wir frei geworden zu sein meinten, wieder aufnimmt. So hat sich Reibstein bei allem Scharfsinn doch ein tieferes Verständnis selber dadurch verschlossen, daß er von vornherein und bis zuletzt nicht an verschiedene Möglichkeiten der Erklärung dachte, sondern eine einzige, nachdem sie in ein paar Fällen wahrscheinlich gemacht war, überall zur Geltung zu bringen suchte[5]). Zu Δ 439f. (ὦρσε δὲ τοὺς μὲν Ἄρης κτε.) bemerkt er (p. 24): *Quod attinet ad deos, in his versibus nihil vituperandum est. nulla alia de causa inducuntur nisi ad hunc exercituum congressum exornandum. usus est ille epicus. ipsi hominum forma induti inter milites non adsunt.* Zum Verstehen sind wir berufen, nicht zum Tadeln (so noch S. 29. 35). Daß einer Kritik, die das verkennt, z. B. auch die Götterszenen des Ε zum Opfer fallen (S. 28), kann gar nicht überraschen.

Nicht als natürliche, langsam sich vollziehende Entwickelung, sondern als einmalige, gewollte Übertragung aus einer literarischen Gattung in die andre: so stellt sich für Dietrich Mülder der Eintritt des Götterwesens in die Heldendichtung dar. Seiner Theorie wurde schon früher gedacht (S. 252. 266). Sie geht aus von einer scharfen Zeichnung des Gesamtbildes, das er aus der Ilias gewonnen hat (IQ 119f.): »Diese Intervention »der Götter in jedem Augenblicke, wo der Dichter ihrer bedarf, wo die »rollende Kugel der Aktion in ihrem normalen und konsequenten Laufe

3) Tuisko Reibstein, De deis in Iliade inter homines apparentibus. Leipzig 1911.

4) Zu den Beispielen des ursprünglichen Typus, von dem die spätere Weiterbildung ausgegangen sei, rechnet der Verf. auch Ψ 383f. 771ff. 865, *qui loci, etiamsi recentiores sunt, tamen pulcherrime usum epicum praebent.* Wie er damit seine eigne Theorie untergräbt, hat er wohl nicht ganz empfunden.

5) Ob er damit einen Gedanken von Bethe übertreibend durchgeführt oder dieser (Hom. I 342) ein Resultat seines Schülers teilweise angenommen hat, muß dahingestellt bleiben.

»gehemmt oder abgelenkt werden soll, ist nichts als ein technisches »Hilfsmittel, ein Kunstgriff, der einfach und bequem ist, auch in den »kompliziertesten Fällen nicht versagt. — — Wie man von der einen Seite »die Kunst der Einarbeitung der Einzelszene in den Gesamtzusammen- »hang studieren kann, so läßt sich auf der anderen Seite auch oft zeigen, »wie dieser aus der Verknüpfung von Einzelszenen erst entsteht. Das »durchdringt und ergänzt sich so, daß man wirklich oft zweifelhaft sein »kann, was primär und was sekundär ist«. Hätte nur der Verfasser diese doppelte Möglichkeit überall, auch für die Gesamterscheinung, im Sinne behalten! Aber aus dem starken Anteil, den an mehreren und zwar an den derbsten Schilderungen des Treibens der Olympier die Person des Herakles und der Streit um ihn hat, zieht er den weittragenden Schluß, daß die ganze parodistische Behandlung des Götterwesens, die *deus ex machina*-Technik, eine individuelle Erfindung dessen sei, der einst den Heraklesschwank gedichtet habe (vgl. S. 252. 266 Anm.; 267). Dadurch, daß der Dichter der Ilias diese Vorlage benutzte und ihren Stoff wie ihre Kompositionsweise in das ernste Heldenepos einarbeitete, sei die eigentümliche Mischung religiöser und possenhafter Elemente entstanden, die uns aus Homer so vertraut, an sich doch wirklich, wie Xenophanes empfand, anstößig sei (S. 127 f.).

Der Erklärungsversuch gibt zu denken, doch verlangt er vorsichtige Prüfung. Sollten wirklich nur gerade der Schöpfer des Heraklesschwankes und nach seinem Vorbilde der Verfasser unsrer Ilias Meister gewesen sein in dieser Kunst, Situationen und Vorgänge durch die allezeit bereiten Dienste des olympischen Personals spielend zu verknüpfen? Man hat lange Zeit den kollektiven Charakter der epischen Poesie zu sehr betont, erst allmählich gelernt, auch hier auf dichterische Individualitäten zu achten; Mülder ist in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Erinnern wir uns doch, was wir von Lebenskraft und Stetigkeit des epischen Stiles schon kennen gelernt haben (S. 268/70). Angenommen, es habe wirklich einst eine Heraklesdichtung, ungefähr wie Mülder sie sich denkt, als Werk eines einzelnen gegeben, so erneuern wir unsre Frage (von S. 252), wo denn deren Verfasser den Stoff hergenommen habe, und erweitern sie: war ihm nicht mit dem Stoffe zugleich schon etwas von der Behandlungsweise gegeben? Die Heraklessagen in ihrer volkstümlichen, grobschlächtigen Art stammten doch aus dem Mutterlande und hatten, nach Kleinasien verpflanzt, wohl nicht auf den literarischen Eifer eines einzelnen Bearbeiters zu warten gehabt. Aus der Entrüstung des Xenophanes zieht Mülder selber den Schluß (IQ. 129), daß derartige Götterschwänke in Ionien beliebt und verbreitet gewesen seien, und bemerkt dazu: »Schwerlich ist es die Ilias ausschließlich oder auch nur vorzüglich,

die den Zorn der Eiferer erregt, sie ist nur auch infiziert von dem nämlichen Geiste«. Das stimmt nicht zu seiner sonstigen Theorie, aber es ist das Richtige. Wir haben uns seinerzeit dafür entschieden, daß mit der Gestalt des Herakles auch das Wesentliche dessen, was man von ihm erzählte, aus dem Mutterlande stammte; vermehrt aber und literarisch — wenn man so sagen darf — entwickelt wurde es in Ionien. Und hier erst ist wohl die urwüchsige Derbheit, die daran haftete, zum Gegenstand übermütigen Spieles gemacht worden. Hier auch war es, wo allgemein die Göttergeschichten in diese Sphäre hereingezogen wurden. Daß dies nicht ohne Einfluß von seiten der Heraklessage geschehen ist, dürfen wir annehmen; aber das war nur einer von mancherlei Zuflüssen, die zu einem großen Strome sich vereinigten. Mit Erfassung gerade nur dieses Elementes ist das homerische Götterwesen nicht auszuschöpfen.

Indem wir uns der Frage wieder zuwenden, die Niese gestellt hatte, geben wir ihr eine etwas andere Wendung. Wieweit lassen sich in dem, was Homer von den Göttern und ihrem Weltregiment berichtet, Erfundenes und Überliefertes, poetische Ausgestaltung und uralter Bestand von einander sondern? Um die Antwort zu finden, müssen wir vor allem die Absicht ins Auge fassen, von der die Dichter geleitet wurden, wenn sie als Träger der ihnen vorschwebenden Weltordnung persönliche Götter verwendeten.

II.

A. Der eigentliche Ursprung religiöser Gesinnung liegt, dessen meinen wir gewiß zu sein, darin, daß der Mensch Unbegreiflichem gegenübersteht, das er nun doch, um es in seine Vorstellung einzuordnen, irgendwie erklären möchte; da bietet sich zur Ausfüllung der Lücke die Annahme dar, daß es ein höheres Wesen gebe, das hier mit unwiderstehlicher Gewalt gewirkt habe. An Äußerungen dieses Glaubens sind die homerischen Gedichte reich. Daß Zeus den furchtbaren Krieg gewollt hat, ist einer der ersten Gedanken, die der Dichter ausspricht (A 5); Helena meint zu erkennen, weshalb (Z 357). Von ihm werden Erfolg und Mißerfolg, Leid und Glück verteilt; auf seine Hilfe hoffen die Griechen, um Troja zu nehmen (A 128 f.), und ihn klagt der König an, daß er sein Versprechen nicht gehalten habe (B 111 ff.): Ζεύς με μέγας Κρονίδης ἄτῃ ἐνέδησε βαρείῃ. Nach derselben Seite meint Agamemnon auch die Verantwortung für seinen Streit mit Achill abwälzen zu können (T 90 f.): ἀλλὰ τί κεν ῥέξαιμι; θεὸς διὰ πάντα τελευτᾷ, πρέσβα Διὸς θυγάτηρ Ἄτη, ἣ πάντας ἀᾶται. Die übermäßige Stärke, auf die Achill pocht, hat ein Gott ihm verliehen (A 178). Menelaos hält es P 101 nicht für schimpflich, vor Hektor, ἐπεὶ ἐκ θεόφιν πολεμίζει, zurückzuweichen; daß er seinerseits den Paris besiegt hat, schreibt dieser Athenens Hilfe

zu (Γ 439). Aias fordert seinen Bruder auf, den Bogen zu gebrauchen, den Phöbos Apollon ihm gegeben habe (Ο 441); wie nachher im entscheidenden Augenblick die Sehne zerreißt — der Dichter weiß, daß Zeus den Hektor beschützt hat —, da erkennt Teukros: μάχης ἐπὶ μήδεα κείρει δαίμων ἡμετέρης (Ο 408 f.). Eine Krankheit, die ohne äußeren Anlaß den Körper befällt, muß von Zeus gesendet sein (ι 411); für plötzlichen Tod eines Menschen suchen Verstand und Phantasie eine Ursache und finden sie in den sanften Geschossen des Geschwisterpaares Apollon und Artemis. Aber auch die unerwartete Genesung kommt von den Göttern (ε 397). Sie sind es, die wohl einem Sterblichen den Sinn betören, daß er Dinge sagt und tut, die ein anderer sich nicht zu erklären vermag: wenn Glaukos seine goldene Rüstung gegen die eherne des Diomedes weggibt, so muß Zeus ihn verblendet haben (Ζ 234); Telemachs Reise nach Pylos führt der treue Diener darauf zurück, daß ihm τις ἀθανάτων βλάψε φρένας ἔνδον ἐίσας (ξ 178). Ein Krieger, der auf Feldwache gezogen ist, hat seinen Mantel vergessen: παρά μ᾽ ἤπαφε δαίμων οἰοχίτων᾽ ἴμεναι (ξ 488 f.). Aus Erwägungen dieser Art ist Bedeutung und Gebrauch der Anrede δαιμόνιε entstanden[6]). Wie Odysseus als Bettler verkleidet mit seinem Sohn und dem Sauhirten zusammensitzt und das Gespräch auf die Bedrängnis kommt, in der sich Telemach befindet, da fragt jener (π 95 f.):

εἰπέ μοι, ἠὲ ἑκὼν ὑποδάμνασαι, ἦ σέ γε λαοὶ
ἐχθαίρουσ᾽ ἀνὰ δῆμον ἐπισπόμενοι θεοῦ ὀμφῇ,
ἤ τι κασιγνήτοις ἐπιμέμφεαι, κτλ.

Irgend einen Grund müßte die feindliche Stimmung des Volkes doch haben; und wenn äußerlich nichts vorliegt, wodurch sie entstanden sein könnte, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ein Gott nach seiner Willkür sie erregt habe. Aber auch Gutes wird den himmlischen Mächten verdankt. Dem Schiffbrüchigen hat Zeus selber den Mastbaum in die Hände gegeben, daß er sich retten konnte (ξ 310); wie er dann gefesselt hilflos im Schiffe lag, δεσμὸν ἀνέγναμψαν θεοὶ αὐτοί (ξ 348 f.). Staunend blicken die Leute auf den Redner, der sicher, doch mit wohltuender Zurückhaltung spricht: θεὸς μορφὴν ἔπεσι στέφει (θ 170). Wie Telemach von Menelaos Abschied nimmt, fliegt ein Adler, der eine Gans geraubt hat, nach rechts über sie hinweg; der König zweifelt, was das zu bedeuten habe, doch Helena weiß schnellen Rat (ο 172 f.): κλῦτέ μευ, αὐτὰρ ἐγὼ μαντεύσομαι, ὡς ἐνὶ θυμῷ ἀθάνατοι βάλλουσι καὶ ὡς τελέεσθαι ὀίω.

Wir empfinden die Berufung auf die Götter, die ihr das erklärende Wort eingegeben haben, hier wie eine stereotype Formel; und schwerlich

6) Vgl. »Die Kunst des Übersetzens«, wo in Kap. II ([5] 28—30) der Begriff dieses δαιμόνιος eingehend behandelt ist.

hat es der Verfasser von o anders gemeint. Aber ursprünglich muß doch in solchen Äußerungen ein bestimmter, kraftvoller Sinn gelegen haben. Wir verstehen ihn besser, wenn wir an den Unterschied denken, der schon in dem Beispiel von Teukros hervortrat, der sich aber durch beide Epen als herrschender Gebrauch hindurchzieht: der Dichter erzählt, wer von den Himmlischen eingreift, sei es persönlich und gar körperlich, oder so, daß sie den Gedanken und Entschlüssen der Menschen Anstoß und Richtung geben; diese selbst aber, die eine auffallende Wirkung bemerken und sich zu erklären suchen, läßt er nur unbestimmt von einem Gotte (θεός, δαίμων) oder den Göttern oder von dem Höchsten unter ihnen, Zeus, sprechen. Im Seesturm stehen Leukothea (ε 333 ff.) und Athene (382 ff.) dem Odysseus bei, er aber glaubt dem Zeus die Rettung zu danken (409). Als er endlich gelandet ist, senkt ihn Athene in Schlaf (ε 491); wie er dem Alkinoos davon erzählt, heißt es (η 286): ὕπνον δὲ θεὸς κατ᾽ ἀπείρονα χεῦεν. Wenn von Telemachs Gebet berichtet wird β 261 f.:

χεῖρας νιψάμενος πολιῆς ἁλὸς εὔχετ᾽ Ἀθήνῃ·
κλῦθί μευ, ὃ χθιζὸς θεὸς ἤλυθες ἡμέτερον δῶ,

so stehen beide Ausdrucksweisen hart neben einander[7]). — Dieses Gesetz hat Ove Jörgensen erkannt und in einer ausgezeichneten Untersuchung — »die Götter in ι—μ der Odyssee« (Herm. 39 [1994] S. 357 ff.) — dazu benutzt, zu zeigen, wie sorgsam im ganzen doch nicht nur in ι, sondern auch in κμ die Selbsterzählung stilisiert sei. Davon wird seiner Zeit noch zu reden sein. Hier kam es darauf an, deutlich zu machen, wie im Zusammenhang einer poetischen Weltanschauung und ihrer fortgesetzten Pflege durch das Epos allmählich immer mehr von dem, was Sterbliche auch innerlich erleben, als unmittelbare göttliche Schickung sich darstellte. Wünsche, Vermutungen, Erkenntnisse stiegen in der Seele auf, ohne daß man sagen konnte, woher sie kamen; Homer wußte, was in unserer Zeit erst wieder entdeckt werden mußte, daß der Mensch nicht immer denkt, was er will, sondern oft Gedanken sich einstellen und Beachtung fordern, als ob sie von einer unbekannten fremden Macht geschickt werden. Vor anderen sind es natürlich die Seher und Dichter, die solche innere Wirkung erfahren, wie denn Phemios sein Verhältnis zur Poesie treffend erklärt (χ 347 f.): αὐτοδίδακτος δ᾽ εἰμί, θεὸς δέ μοι ἐν φρεσὶν οἴμας παντοίας ἐνέφυσεν. Er dankt der Gottheit, die ihn gelehrt habe, und bezeichnet sich doch zugleich als αὐτοδίδακτος: ein sprechendes Zeugnis dafür, wie konventionell zuletzt der ursprünglich tiefe und bedeutende Gedanke geworden war, aus einer Betrachtungsart zu einer Redeweise.

7) Weitere Beispiele bei Jörgensen S. 366 f.; Ausnahmen, die sich finden, sind dort S. 368 f. besprochen.

Aber diese Betrachtungsart selber, in der wir die Quelle religiösen Empfindens zu erkennen glauben, setzt schon eine gewisse Feinheit und Reife des Denkens voraus, kann also doch nicht den ersten Ausgangspunkt der Entwicklung gebildet haben. Es ist kein Zufall, daß unter den Beispielen, die wir früher schon zusammengestellt hatten, viele sind, in denen nicht einzelne Götter auftreten, sondern Ζεύς oder δαίμων oder θεοί als wirkend erscheinen. Und wir wissen ja jetzt, daß gerade diese Art, das menschliche Leben als von höheren Mächten geleitet darzustellen, relativ jung und von der Ilias zur Odyssee in Zunahme begriffen ist (S. 376f.). Von Zeus und seiner Anteilnahme an irdischem Treiben müssen in früheren Perioden von Dichtung und Sage viel individuellere Dinge erzählt worden sein, als daß er θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισιν ἀνάσσει und daß seinen Ratschluß niemand umgehen oder vereiteln kann. Und wohl alle Götter — von Hephästos, Apollon, Poseidon haben wir es eben noch gesehen — müssen Gegenstand der Furcht und Verehrung wie der ausmalenden Phantasie gewesen sein, längst ehe poetische Gestaltungskraft auf den Gedanken kam, sie als Träger des Weltregimentes in eine Darstellung menschlicher Schicksale einzufügen. Und wer es zuerst unternahm, von der Rolle zu berichten, die göttliche Personen als Teilnehmer am Tun und Leiden der Sterblichen gespielt hätten, das waren weder der Dichter noch die Dichter der Ilias; die Überlieferung muß viel weiter hinaufreichen. Greifbare Zeugnisse dafür hat Hedén aufgedeckt (Homer. Götterstudien 37f.). Ein Sohn — und zwar ein lieber, d. h. ein sagenberühmter Sohn« — des Ares kämpft und fällt auf seiten der Achäer (N 518ff., O 120ff.); und Poseidon, der Griechengott, entreißt den Troer Äneas dem Peliden und rettet ihn vom Tode (Υ 290ff.). Beide Vorgänge haben keinen ursprünglichen Zusammenhang mit dem Plane der Ilias; nicht für ihn erfunden sind sie, sondern aus bereits geformtem Stoff übernommen: sie müssen einen Platz in epischer Erzählung schon gehabt haben, ehe die Gesänge gedichtet wurden, die den Göttern die in der Ilias vorausgesetzte Parteistellung gegeben haben.

Suchen wir von hier aus das poetische Schaffen des Geistes, der in der Ilias lebendig ist, zu begreifen, so sehen wir eine Synthese sich vollziehen. Auf der einen Seite ein Schatz überlieferter Göttersagen mit einer Fülle von Gestalten, auch von alten Beziehungen zwischen Göttern und Menschen (s. S. 360f.); auf der andern eine psychologisch sich vertiefende Auffassung der Menschennatur und aus reicher Erfahrung erwachsene Vertrautheit mit ihren oft unberechenbaren Äußerungen. Den Eindruck des Vollendeten haben wir da, wo beide Saiten harmonisch zusammenklingen, was bei Homer oft genug zutrifft; zum Verständnis der Verbindung aber helfen uns mehr die Fälle, wo die Elemente nicht

völlig ineinander aufgegangen sind. Indem wir nun unserm allgemeinen Grundsatze gemäß vom Ende der Entwicklung her zu den früheren Stufen aufzusteigen suchen, ist diesmal die Möglichkeit gegeben, den Ausgangspunkt noch näher an uns heran zu verlegen.

B. Auch Vergil hat in seiner Nachahmung des griechischen Epos die Götter und ihre Tätigkeit reichlich verwendet. Übertreibungen und Verkehrtheiten, zu denen er dabei gelangt ist, habe ich vor Jahren bei Gelegenheit einer Untersuchung[8]) dargelegt, die der Charakteristik Vergils dienen sollte, zugleich aber schon damals den Gewinn angedeutet, der sich von hier aus für die Beurteilung der homerischen Poesie ergeben könnte. Inzwischen hat Richard Heinze im Rahmen seiner Monographie über »Virgils epische Technik« (1903; 2. Aufl. 1908) auch dessen Theologie behandelt, deren eigenartige Züge er aus dem Geiste römischer Poesie, aus der Weltanschauung des augusteischen Zeitalters, aus persönlichem Wollen und Können des Dichters zu erklären und in ihrer künstlerischen Berechtigung auch Homer gegenüber zu würdigen sucht. Wie sich die Wunderlichkeiten in Vergils Darstellung aus der Aufgabe ergeben mußten, die er sich gestellt hatte, das stoische Dogma von der alles lenkenden Vorsehung mit der homerischen Sagenwelt zu vereinigen, ist dabei gut entwickelt (S. 293 f. 299 ff.).

Der ganze Gang der Handlung, den die Äneïde darstellt, ist ohne fortwährendes Eingreifen der Himmlischen überhaupt nicht denkbar: der Held macht sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin er gelangen will; eine wunderbare Verkündigung schließt sich immer an die andere an, erläuternd, ergänzend, aber nie vollständig aufklärend. So viele Stationen der Reise aufgezählt werden, beinahe ebenso oft muß Äneas den Entschluß fassen weiter zu fahren; und nirgends ist dieser Entschluß menschlich erklärbar, nirgends gewinnen wir den Eindruck, daß er auch ohne höheren Befehl hätte zustande kommen können. Wenn man aus der Äneïde das fortnimmt, was die Götter sagen und tun, so bleibt nichts als eine Reihe zusammenhangloser, unverständlicher Bruchstücke übrig. Ganz anders bei Homer. Die bloße Tatsache, daß Niese, Finsler u. a. in der Ilias alle Götterszenen für spätere Zusätze halten, reicht aus, um den tiefen Unterschied zu bezeichnen, der hier besteht.

Vollends deutlich wird der Unterschied, wenn man zusieht, in welcher Art der aus dem Reiche der Götter kommende Anstoß in das Getriebe der menschlichen Dinge eingefügt ist. Den Plan nach Sparta und Pylos zu reisen faßt Telemach, weil Athene es ihm geraten hat, die in Gestalt

8) Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil. Kiel 1885. S. besonders S. 23. Dort ist auch (S. 12) auf die wertvolle Vorarbeit von Karl Neermann (Progr. Ploen 1882) verwiesen.

des Taphierfürsten Mentes zu ihm gekommen ist; aber denselben Rat hätte auch ein wirklicher Gastfreund geben können. Ebenfalls Athene ist es, die in Δ den unglücklichen Pandaros verleitet, daß er die günstige Gelegenheit benutzt gegen Menelaos einen Pfeil zu senden; ein Zuhörer, der etwa an die Götter nicht glaubte, könnte annehmen, daß in Wahrheit Antenors Sohn Laodokos der Anstifter gewesen sei und nur die Phantasie des Dichters in ihm eine verkleidete Gottheit gesehen habe. Dieses Verhältnis läßt sich nun in besonders lehrreicher Weise da beobachten, wo ein bei Vergil erzählter Vorgang einem homerischen nachgebildet oder doch ähnlich ist.

Wie Äneas bei Dido so verweilt Odysseus, wenn auch gezwungen, bei der Nymphe auf Ogygia; beide werden durch diesen Aufenthalt dem eigentlichen Ziel ihrer Fahrt ferngehalten, und für beide bringt erst der Götterbote den entscheidenden Befehl zur Abreise. Von Anfang bis zu Ende begreiflich ist die Erzählung in ε. Die Göttin fügt sich dem Willen des höchsten Gottes; aber was sie dabei tut und sagt, ist vom Dichter menschlich empfunden und geht uns menschlich nahe. Odysseus seinerseits erfährt nichts Genaueres über das, was zwischen den Göttern verhandelt ist, so daß er später (η 263) den Zweifel äußern kann, ob Kalypso auf Befehl des Zeus ihn entlassen oder von selbst ihren Sinn zum Mitleid gewandt habe. Völlig anders bei Vergil. Äneas wünscht gar nichts anderes als in Karthago bei der Geliebten zu bleiben; da tritt, während er beschäftigt ist die Arbeiten am Bau der Stadt zu leiten, bei hellem Tage Merkur vor ihn, mit scheltenden Worten, und befiehlt ihm in Juppiters Namen, seiner Pflichten zu gedenken und Italien aufzusuchen (IV 260 ff.). Heinze meint zwar ([2] S. 306), auch hier sei »das natürliche Substrat« gegeben; man brauche nur »statt des als Person gedachten »von außen herantretenden göttlichen λόγος den in der Brust jedes »Menschen wohnenden göttlichen λόγος als die erinnernde Macht ein»zusetzen«, und es sei »ein sehr feines Motiv, daß gerade beim Anblick »der erstehenden Burg Karthagos plötzlich mit unwiderstehlicher Ge»walt den Helden die Erinnerung an die Stadt überfällt, die ihm vom »Schicksal bestimmt war zu gründen«. Das wäre recht schön, wenn der Held durch Merkur überzeugt und innerlich gewonnen wäre, wie der tobende Achill in A, woran Heinze erinnert, durch Athene; aber davon sehen wir nichts. Erschüttert durch die gewaltige Autorität, die zu ihm gesprochen hat, entschließt er sich einem Befehle nachzukommen, der ihn von außen drängt (340 ff. 361), während ihm selbst die klägliche Rolle bewußt ist, die er dabei der Königin gegenüber spielt (337. 349 f.). Hier ist kein menschlich erklärlicher Verlauf: die göttliche Macht tritt störend dazwischen; und wenn wir sie wegdenken, so bleibt uns nicht, wie bei Homer, die Möglichkeit den Zusammenhang der Ereignisse auch

als einen natürlichen anzusehen. — Bei einem früheren Auftreten Merkurs, das ebenfalls in der Ilias ein Gegenstück hat, findet auch Heinze ([2] S. 305) Mangel an Anschaulichkeit: *ponuntque ferocia Poeni corda volente deo* (I 302 f.). Man fühlt das um so mehr, wenn man den psychologischen Takt vergleicht, mit dem selbst in einem späten Gesange wie Ω das Erscheinen des Hermes und vorher die Besänftigung des Peliden durch seine Mutter behandelt ist.

Ein beliebtes Mittel, um auf die Entschließung der Menschen einzuwirken, ist die Erscheinung im Traume. Auf diesem Wege gibt Zeus (B 23) dem Führer des griechischen Heeres den Plan zu einem entscheidenden Angriff ein[9]; im Traum tröstet Athene (δ 804) die unglückliche Mutter des Telemach, ein Traumbild schickt sie (ζ 25) der Nausikaa, um sie zu veranlassen, daß sie am folgenden Tage mit ihren Mägden zur Wäsche hinausfährt. In all diesen Fällen könnte der Traum auf die natürlichste Weise so stattgefunden haben, wie er erzählt wird. Auch Vergil weiß von Träumen zu erzählen; aber immer sind es wunderbare Erscheinungen und unwahrscheinliche Botschaften, die er in dieser Form einführt. Noch am wenigsten gilt dies von Hektors Schatten, der (II 270) in der Unglücksnacht dem Äneas die Nachricht bringt, daß die Danaer in der eroberten Stadt wüten. Aber so recht den Eindruck eines künstlichen Apparates haben wir im folgenden Buche, wo Äneas schon längere Zeit auf der Insel Kreta verweilt, die er für das ihm bestimmte Land hält, plötzlich durch Mißwachs darauf hingewiesen ist, daß die Götter es anders wollen, und nun im Traum von den Penaten Auskunft erhält, wohin er sich wenden soll (III 148). Noch unnatürlicher ist die Weise, wie Turnus (VII 419 ff.) zum Zorn gegen die phrygischen Ankömmlinge aufgeregt wird. Die Furie Allekto naht dem Schlafenden in Gestalt einer alten Priesterin der Juno und macht ihn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm drohe; aber die Sorge darum liegt seinem eigenen Denken so fern, daß er die Warnerin spöttisch zurückweist, bis sie, darüber empört, ihr wahres Wesen offenbart, mit ihrer Geißel den Verwegenen peitscht und ihm eine brennende Fackel gegen die Brust schleudert. In Schweiß gebadet erwacht er, und ist nicht etwa froh, daß die Spukerscheinung entflohen ist, sondern tut jetzt, was sie ihm befohlen hat. Etwas mehr innerlich vermittelt ist der Traum, den Äneas kurz vor der Abfahrt von Karthago,

9) Den Rat der Ältesten, an den er sich zunächst wendet, hält Agamemnon bei Nestors Schiff ab, εἰκότως· τούτῳ γὰρ ὁ ὄνειρος εἴκασται (schol. *B*). Es ist, als wollte er dem, der im Traume zu ihm gesprochen hat, einen Teil der Verantwortung zuschieben. Nachher ist es dieser, der, als Hausherr handelnd, die Versammlung aufhebt (84), in der er gegen seine Gewohnheit nur ganz kurz dem Vorsatz des Oberfeldherrn zugestimmt hat (80—83). Fühlt er sich im voraus gebunden? und steckt hier etwa eine alte volkstümliche Vorstellung, wonach er glauben müßte, selbst in der Nacht bei Agamemnon gewesen zu sein?

schon an Bord seines Schiffes, hat (IV 554); wenn doch einmal Merkur in eigener Gestalt den Wachenden besucht und genötigt hat Dido zu verlassen, so ist es verständlich, daß er jetzt, wo alles zur Fahrt bereit ist, im Traume den Gott zu erblicken und seine Mahnung zur Eile zu vernehmen glaubt.

Auch da unterscheiden sich Homer und Vergil in höchst charakteristischer Weise, wo die Götter unmittelbar, nicht bloß durch das Mittel eines menschlichen Entschlusses den sie herbeiführen, in das natürliche Geschehen eingreifen. Wie Odysseus aus dem Bade kommt, sich gesalbt und reine Gewänder angelegt hat, macht ihn Athene (ζ 230 f.)

μείζονά τ᾽ εἰσιδέειν καὶ πάσσονα, κὰδ δὲ κάρητος
οὔλας ἧκε κόμας ὑακινθίνῳ ἄνθει ὁμοίας,

eine Verwandlung, die dem Dichter der Odyssee zu einem seiner schönsten Vergleiche den Anlaß gegeben, also jedenfalls lebhaft seiner Phantasie vorgeschwebt hat. Aber der wunderbare Vorgang ordnet sich aufs beste in die natürliche Folge der Ereignisse ein: was für den nüchternen Verstand eine Wirkung des Bades und der glänzenden Kleider ist, erscheint dem poetischen Sinn als übermenschliche Gabe. Auch an einer späteren Stelle, wo die entsprechenden Verse aus anderem Grunde für interpoliert gelten müssen (ψ 157 ff.), sind sie doch ohne Schaden für die innere Wahrscheinlichkeit angebracht. Vergil hat das nicht empfunden; er läßt den Äneas von seiner göttlichen Mutter in dem Augenblick verschönert werden, wo er den Puniern überhaupt zuerst sichtbar wird (I 589). Diese Stelle ist noch aus einem anderen Grunde bemerkenswert; denn hier tritt Äneas mitten in der Versammlung des karthagischen Hofstaates plötzlich aus der Wolke heraus, die ihn, nach homerischem Muster, bei seinem Eintritt in die Stadt verdeckt hat (I 411). Mehrfach wird erwähnt, daß Äneas und sein Begleiter aus der sicheren Umhüllung heraus beobachten, was um sie her vorgeht (439. 516), bis zuletzt, wo sie Zeugen der Aufnahme sind, die ihre Genossen bei Dido finden, der schützende Nebel ihnen selbst anfängt lästig zu werden (579 f.): *iamdudum erumpere nubem ardebant.* Ein seltsames Bild: da steht am lichten Tage die Nebelsäule mit den beiden Männern; diese vor Eifer brennend sich bemerklich zu machen, aber außerstande das zu tun, bis der Zauber von selbst verschwindet. Homer hat es anders gemeint. Als Odysseus in die Stadt der Phäaken eintritt, ist es später Abend (η 13. 138); und wenn jetzt der Dichter erzählt, daß Athene ihn mit Nebel umgeben habe (16), so mutet er damit dem Hörer keine schwer vollziehbare Vorstellung zu. Auch nachher, als der Gast in den Saal eingetreten ist, durch die schmausenden Phäaken unbemerkt hindurchgeht und auf einmal, indem die Wolke zurücksinkt (143), vor der Königin kniet, wird es unserer

Phantasie nicht schwer der Schilderung zu folgen; denn denselben Hergang können wir als einen ganz natürlichen, ohne Göttin und ohne Nebelhülle, uns denken.

Der Grund des geschilderten Unterschiedes liegt zum guten Teil in der Weltanschauung beider Dichter; so urteilt auch Heinze. Treffend erinnert er an die Prodigienlisten römischer Annalen (S. 314). Etwas der Art mußte, wie der Geschichtschreiber, so der Dichter seinem Publikum bieten. Ob Vergil daneben auch die innere Bedeutung des Einwirkens der Götter bei Homer verstanden und zu vertiefen sich bemüht hat, bleibt mir nach wie vor zweifelhaft. Zwar bei dem Bilde der Fama (IV 173 ff.) ist der Sinn klar: »statt des ‹Gerüchtes›, das als solches keine anschauliche Schilderung verträgt«, sollte »ein darstellbares Symbol« geschaffen werden; und das ist hier, in einer für sich stehenden Allegorie, vorzüglich gelungen (Heinze [2] 303). Wo aber göttliche Wesen mit Menschen in Verkehr zu bringen waren, da mußte sich die starke Hervorhebung des Übermenschlichen in einer für unser Gefühl störenden, den psychologischen Zusammenhang leicht zerstörenden Weise bemerkbar machen. Ob Vergil, was er aus dem Glauben seiner Zeit schöpfte, selbst in seines Herzens Grunde bejahte oder ablehnte, darüber scheint auch Heinze ([2] S. 301 f. 309) nicht ganz sicher zu sein; in der Aufnahme des rein Märchenhaften jedenfalls sei er einfach der poetischen Tradition gefolgt. Aber damit werde nicht eigentlich das Eingreifen der Götter selbst berührt. Heinze ist geneigt, viel mehr als man das heute meist tue, »bei »Vergil symbolisierende Absichten anzunehmen, d. h. eine bewußte »Umsetzung einfacher psychologischer Vorgänge in die Form göttlicher »Einwirkung, wobei darauf gerechnet ist, daß der gebildete Leser diese »Götterszenen ‹allegorisch› deuten werde« ([2] S. 302). Solchen Zusammenhang scheint der Dichter selber zu bezeugen, »da wo in Nisus plötzlich mit zwingender Macht der Plan des gefährlichen Botenganges auftaucht«; denn er läßt den Helden zu seinem Gefährten sagen (IX 184 f.): *dine hunc ardorem mentibus addunt, Euryale, an sua cuique deus fit dira cupido?* »Da haben wir die rein menschliche Deutung des seelischen Vorgangs einerseits, die Umsetzung ins Mythische andrerseits«: das ist richtig. Aber eine »Allegorie« würde ich diese Umsetzung ins Mythische auch bei Vergil nicht nennen. Seine Schilderung der Fama ist eine Allegorie, und so bei Homer etwa die Stelle von den beiden Pforten der Träume (τ 562—567). Wenn aber erzählt wird, wie eine der göttlichen Personen in den Gang der Handlung eingreift, indem sie einen der menschlichen Träger der Handlung in seinem Verhalten beeinflußt, so ist das — innerhalb der poetischen Welt — ein wirklicher Vorgang, auch wenn wir imstande sind ein psychologisches Korrelat dazu in der nichtpoetischen

Welt zu erkennen und zu beschreiben. Das gilt für Vergil so gut wie für Homer. Der große Unterschied zwischen beiden tritt erst hervor, wenn wir fragen: Waren sie sich des psychologischen Korrelates bewußt? und, was damit zusammenhängt, war die poetische Welt, in der sie sich bewegten, zugleich die Welt ihres Glaubens?

Daß in diesen Beziehungen innerhalb der ganzen Lebensfülle, die für uns der Name Homer umfaßt, volle Übereinstimmung bestehe, wird im voraus niemand für denkbar halten. Es kommt darauf an, die Verschiedenheiten aufzusuchen, zu gruppieren und, wenn möglich, in eine Stufenfolge zu bringen.

C. Daß göttliche Wesen, wenn sie im irdischen Bereiche mitwirken wollen, in die Person bestimmter Menschen sich kleiden — eines mit Namen genannten Freundes oder Angehörigen, eines Heroldes, einer Wasserträgerin —, das war für den römischen Epiker etwas längst Gegebenes, und ebenso für einen großen Teil derer, die an unsrer Ilias und Odyssee geschafft haben. Ob für alle? und auch schon für ihre Vorgänger? War es gar von jeher so? Es finden sich doch auch Stellen, an denen eine Gottheit unverwandelt, jedoch in menschenähnlicher Gestalt, auftritt. Welche der beiden Vorstellungsweisen ist die ältere? Oder gibt es darauf keine Antwort? Die Frage muß man doch stellen.

Für ihre Beurteilung ist in neuerer Zeit ein wesentliches Moment hinzugekommen durch unser Bekanntwerden mit ältesten Götterdarstellungen der bildenden Kunst[10]). Schon Reichel hatte erkannt, daß solche Darstellungen, und zwar in rein menschlicher Gestalt, bereits in einer Zeit geläufig gewesen sind, die noch keine Kultbilder kannte. Genauer und unter reichlicher Mitteilung von Beweismaterial hat dann Georg Karo den Gedanken durchgeführt, daß bildloser Kultus und anthropomorphe Göttervorstellung in mykenischer Zeit nebeneinander bestanden haben. Dazu stimmt es vollkommen, daß die Schöpfer des epischen Gesanges ihre Götter in menschlicher Gestalt gedacht haben; und dies wieder wird durch die für alle späteren Geschlechter grundlegende Vorstellung von den olympischen Göttern, die in Thessalien zu Hause ist, bestätigt. Indem sie solche Vorstellung nährten, scheinen die Dichter geradezu — eine Beziehung, auf die Löschcke mich aufmerksam machte — Bildwerke vor Augen gehabt zu haben.

Auf dem Schilde des Achilleus führen den Trupp, der einen Ausfall macht, Ares und Athene, schön und groß ὥς τε θεώ περ, ἀμφὶς ἀριζήλω,

10) Reichel, Vorhellenische Götterkulte (1897) S. 51. 74—76; gegen ihn, doch nur mit prinzipiellem Einwand, de Visser in der früher (S. 352 Anm. 4) angeführten Dissertation S. 255. — Karo, »Altkretische Kultstätten«, Archiv für Religionswissenschaft 7 (1904); besonders S. 142. 152 ff.

λαοὶ δ' ὑπ' ὀλίζονες ἦσαν (Σ 518f.). Ähnliche Darstellungen mochte der Dichter gesehen haben[11]). Es braucht keine vereinzelte Kühnheit der Erfindung zu sein, wenn von Aphrodite erzählt wird, daß sie den von schwerem Steinwurfe getroffenen Sohn samt seiner Rüstung in ihre Arme genommen und mit ihrem Peplos verhüllt habe (E 314f.), oder von Ares, er habe, am Boden liegend, sieben Plethra bedeckt (Φ 407). Daß sein Gebrüll, als Diomedes ihn verwundet (E 859ff.), so laut gewesen sei wie das vereinte Kampfgeschrei von 9000 oder 10000 Männern, ist ein entsprechender Zug urwüchsiger Einbildungskraft[12]). Kolossalstatuen wie die des Apollon von Delos und Naxos zeigen, daß die Kunst diesen Gedanken, die Götter in übermenschlicher Größe vorzustellen, zunächst auch dann noch festhielt, als Götterbilder in den Kultus eingeführt waren. Agamemnon wird (B 477ff.) beschrieben, wie er an Haupt und Antlitz dem Zeus gleicht, um die Hüften dem Ares, mit der Brust dem Poseidon. Ob hier Bilder von ungeheurer Größe dem Dichter vor Augen gestanden haben, läßt sich nicht sagen; Bilder wohl jedenfalls. So auch wenn Hektors Blick mit dem der Gorgo oder des Ares verglichen wird (Θ 349), die Erscheinung einer schönen Frau mit Aphrodite oder Artemis (I 389. δ 122. ρ 37, u. ö.). Die Beschreibung des Apollon, wie er, Bogen und Köcher auf der Schulter, zürnend vom Olymp herabsteigt, oder die berühmten Verse, in denen Zeus eine Bitte gewährend sein Haupt neigt, würden einem Dichter nicht gelungen, ja nicht in den Sinn gekommen sein, dessen Phantasie nicht durch den Anblick verwandter Bilder — sei es gemalter oder in Silber getriebener oder eingelegter — belebt gewesen wäre. Der Vergleich des zum Kampfe schreitenden Aias mit dem gewaltigen Kriegsgotte, ὅς τ' εἶσιν πόλεμόνδε μετ' ἀνέρας (H 208f.), oder der beiden, Idomeneus und Meriones, mit Ares und seinem Sohne Phobos, die von Thrakien zum Kriege ausziehen (N 298ff.), deutet wieder unmittelbar auf Abbildung einer ganzen Szene hin. All solche Beispiele zusammengenommen erheben es über jeden Zweifel, daß es den Dichtern der Ilias etwas Vertrautes war, sich Götter in menschlicher Gestalt, als der ihnen von Natur zukommenden, anschaulich vorzustellen.

Eben dies erwarteten sie von ihren Zuhörern — schon und noch. »Schon« müssen wir sagen, wenn wir uns der eulenköpfigen Athene,

11) Reichels Vermutung (Hom. Waffen ² 162), daß der Verfasser von Σ zwei Gestalten auf einem wirklichen Bildwerke falsch als Götter gedeutet habe, steht nicht entgegen. Sollte sie zutreffen, so würde damit um so sicherer bewiesen sein, daß dem Dichter riesenhafte Götterdarstellungen vertraut waren. Auch hat er selbst (Vorh. Götterk. 51) das Beispiel mit verwertet. 12) So richtig Wecklein, Studien zur Ilias (1905) S. 31. In demselben Sinne haben sich über die grundsätzliche Frage ausgesprochen Polak in der S. 112 zitierten Abhandlung (1896) S. 380 und Robert StI. (1901) S. 353. Meine frühere, entgegengesetzte Ansicht wurde schon in der vorigen Auflage berichtigt.

des lodernden Hephästos erinnern; »noch«, wenn wir uns klar machen, wie es dann bewußterem Denken und verminderter Gläubigkeit doch unwahrscheinlich geworden ist, daß die Olympier einst in ihrer wirklichen Gestalt unter Menschen verkehrt haben sollten: χαλεποὶ δὲ θεοὶ φαίνεσθαι ἐναργεῖς. Da fand denn, um den Anstoß zu mildern, dichterische Phantasie den Ausweg, daß sie, wenn ein Gott die irdische Bühne betreten sollte, ihm Verkleidung lieh in irgend eine der hier heimischen Personen.

III.

Aus den bisherigen Ausführungen ergeben sich die Gesichtspunkte für eine Vergleichung: in welcher Gestalt treten die Götter auf? und wie wirken sie? Allerdings läßt sich in keiner der beiden Beziehungen mit einem einfachen Entweder — Oder entscheiden, ob eine Darstellungsweise für ursprünglich oder für relativ jung zu halten sei. Die einzelnen Beispiele müssen nach der Umgebung, in der sie stehen, wie nach ihrer inneren Eigenart sorgfältig geprüft werden.

A. Zwischen der in aller Kürze prächtigen Beschreibung des Apollon in A, deren wir soeben gedachten, oder dem glänzenden Zuge Poseidons durch das beherrschte Element (N 20 ff.), und den in ihrer Art ja auch köstlichen Schilderungen des Familienlebens der Olympier: welch ein Abstand! Auf der einen Seite stehen alte Züge des Mythus, das Bild von Poseidon allerdings ziemlich gewaltsam in die Erzählung eingesetzt, so daß es an seinem Platze nun etwas Hinzugekommenes ist (s. S. 371). Den scheinbaren Widerspruch hat Mülder (BphW. 1908 Sp. 870) aufgeklärt. Die Schilderung der Fahrt des Gottes war ein älteres Stück, in anderem Zusammenhang einst entstanden; dieser »glänzende Splitter« aber schien dem Dichter [der Ilias, oder des N] kostbar genug, sein Werk damit zu schmücken«: so hat er den Umweg über Ägä erfunden. Auf der andern Seite haben wir nicht bloß in θ sondern doch auch am Schluß von A, am Anfang von Δ, von Θ und, obwohl harmloser, in Σ Proben einer Götterburleske, die eigentlich den Spöttern späterer Jahrhunderte nicht mehr viel zu steigern übrig ließ. Wenn wir aus der Odyssee erfahren (σ 6 f.), daß die Junker für den Bettler, der Botengänge verrichtete, einen Spitznamen von der windschnellen goldbeschwingten Ἶρις entlehnt hatten, so läßt auch dies erkennen, was für Geschichten von einem ionischen Publikum gern gehört wurden.

Freilich müssen wir uns hüten, daß wir nicht unwillkürlich zu sehr auf das, was uns schön und würdig erscheint, den Blick einstellen, und so die Züge der Dichtung auch da verzerrt sehen, wo den griechischen Hörer nichts in ernsthafter Auffassung störte [13]. Denken wir auch an

13) Hier Merkmale der Entscheidung zu finden ist das Thema der lesenswerten Studie von Wilhelm Nestle, »Anfänge einer Götterburleske bei Homer«, NJb. 15 (1905) S. 161 ff.

die Göttergeschichten der Edda, des Kalewi-Poëg u. a.: da ist ebenfalls ein Maß und eine Art von Derbheit, die uns grotesk anmuten; doch vielleicht nur deshalb, weil wir selbst, wenn wir sie kennen lernen, von den Anschauungen und Lebensgewohnheiten der zivilisierten Gegenwart herkommen. Vielleicht würden auch die Menschen, die sich an jenen Geschichten erfreuten, uns grotesk anmuten, wenn sie plötzlich, zur Wirklichkeit wieder erwacht, vor uns stünden. Daß älteste Mythen und Sagen der Griechen einen ähnlichen Charakter getragen hatten, könnten wir, wenn nicht sonst, auch aus dem Epos selber erkennen, das sie allerdings in den Hintergrund schiebt und nur als Erinnerung aus vergangenen Zeiten berührt (vgl. S. 266). Das Besondere bei Homer ist eben, daß die Jahrhunderte, deren poetischen Niederschlag der Name deckt, von primitiven Zuständen durch inhaltreiche Entwicklung bis in Zeiten herabreichen, da man schon begonnen hatte auf jene Zustände ohne ein Gefühl der Gebundenheit zurückzusehen und ihre fremdgewordene Eigenart zu belächeln. Das war die Stimmung, in der ionischer Geist mit den ererbten, teils aus der Heimat einst herübergebrachten teils in Asien hinzugetretenen Göttergestalten sein Spiel trieb. Wenn in N ein Stück alter Poesie oberflächlich eingearbeitet ist, so könnte Ähnliches anderwärts in der Weise geschehen sein, daß der Rest einer Sage, der ein tieferer Sinn innewohnte, durch die neue Umgebung ins Komische herabgezogen wurde. Sicher trifft dies zu für den Mythus von der heiligen Hochzeit des Himmelsgottes, den, wie Theoder Bergk (Griech. Literaturgesch. I [1872] S. 610) erkannte, der Verfasser des Ξ keck und doch zugleich anmutig für den Mechanismus der epischen Handlung benutzt hat. Die Götterkämpfe in Φ, für die menschliche Handlung ohne Erfolg und in ihrem eignen Verlaufe teils übermäßig zart empfunden (462 ff. 500 f.) teils possenhaft (489 ff.), sehen so aus, als habe der Dichter mit dem überkommenen Motiv nichts Rechtes mehr zu machen gewußt. So hat er es gesteigert und in der Ausführung vergröbert. Bethe und Wilamowitz werden recht haben (Hom. I 302 f. IlH. 82), daß des Verfassers Absicht gewesen ist, das E zu überbieten.

Daß ein Stück als Teil des vorliegenden Epos ganz jung und dabei in sich selber sehr alt sein kann[14]), davon haben wir ein umfangreiches Beispiel in der Διομήδους ἀριστεία. Die Herkunft des Helden, die Anschaulichkeit der Beziehung zum Olymp als Göttersitz (360. 367 ff. 398. 750 ff. 867 f.) sprechen für ihr hohes Alter (vgl. oben S. 244 f. 372 f.). Dazu stimmt nun auch das urtümlich Ungeschlachte in den Götterkämpfen

14) Belzner, Hom. Probleme I (1911) S. 93 zitiert diesen Satz, um zu zeigen, zu wie zweifelhaften Mitteln der Kritik ich gegriffen hätte; dabei hat er die Worte am Anfang »als Teil des vorliegenden Epos« fortgelassen.

dieses Gesanges, vor allem die Begegnungen von Ares und Athene. Diese macht dem Diomedes die Augen hell, daß er Götter und Menschen unterscheiden kann (127 f.); später steigt sie selbst zu ihm auf den Wagen, dessen hölzerne Achse (838) unter dem Gewichte der Göttin kracht[15]); dem verhaßten Gegner macht sie sich durch den Helm des Hades unsichtbar (845): lauter Züge von kraftvoller Ursprünglichkeit. In dieser Umgebung, wo Diomedes von seiner Beschützerin ermutigt ist Aphrodite nicht zu schonen (131 f. 330 f.), dann in eignem Übermut mit vollem Bewußtsein gegen Apollon anstürmt (433 ff.), dieser auf der Höhe von Pergamos seinen Platz wählt (460), da stört es etwas, daß Ares, wie er die Troer ermuntert, sich dem Akamas ähnlich macht (462), Here den Achäern in Stentors Gestalt zuruft (785). Man wird kaum umhin können, hierin später eingeschlichene Milderungen zu sehen. Umgekehrt scheint der Dichter in Ξ eine Versgruppe von altertümlichem Gehalt verwertet zu haben, wenn er den Poseidon unverhüllt die Griechen zum Kampfe führen läßt (384). Im vorhergehenden Gesange war er erst als Kalchas, dann als Thoas aufgetreten, in diesem selbst hatte er einem alten Manne gleichend (Ξ 136) den Agamemnon aufgesucht und ermutigt, dann aber anscheinend die Maske abgeworfen und ein Schlachtgeschrei erhoben, so stark auch er wie 9000 oder 10000 Männer (148). Der Dichter hat die Verkleidung, die er dem Gott gegeben hatte, vergessen; daß dies geschah, war wohl eben unwillkürliche Folge des Wunsches, eine vorhandene Schilderung wirksam zu verwerten. Wie er hier beschrieben wird:

δεινὸν ἄορ τανύηκες ἔχων ἐν χειρὶ παχείῃ
εἴκελον ἀστεροπῇ· τῷ δ' οὐ θέμις ἐστὶ μιγῆναι
ἐν δαΐ λευγαλέῃ, ἀλλὰ δέος ἰσχάνει ἄνδρας,

das kann doch nicht von demselben erfunden sein, der ihn kurz vorher vorsorglich dreimal unter verschiedener menschlicher Gestalt verborgen hatte. Hier ist er der Gott, der Herr des Meeres, das mächtig aufwogt (392), als wolle es mit ihm in den Kampf eingreifen. — Auf derselben Stufe des altertümlich Riesenhaften steht es, wenn Apollon von der Burg herab (ähnlich wie Δ 460) den Troern zuruft, während Zeus' Tochter Tritogeneia durch die Menge der Achäer geht, sie anzutreiben ὅθι μεθιέντας ἴδοιτο (Δ 507 ff.): vielleicht wieder ein aus wirklicher Abbildung übernommenes Motiv. Und wenigstens eine von dort genährte Kraft der Anschauung glaubt man zu spüren, wenn erzählt wird, daß Apollon mit seinen Füßen den Wall der Achäer niedertritt, wie ein Kind die im Spiel errichtete Strandburg (O 355 ff.), oder, in demselben Ge-

15) Eine echte und weitverbreitete mythische Vorstellung; s. z. B. Usener, Sintflutsagen S. 135. 190.

sange, daß Zeus den Führer der Troer ὦσεν ὄπισθεν χειρὶ μάλα μεγάλῃ, ὤτρυνε δὲ λαὸν ἅμ' αὐτῷ (694 f.), die einzige Stelle bei Homer, die von dem übrig geblieben ist, was früher gewesen war, daß auch Zeus als unter Menschen verkehrend geglaubt und geschildert wurde (oben S. 360).

In all diesen Fällen, die vereinzelte Abweichung in E ausgenommen, war es dem Dichter natürlich, die Götter selbst menschenähnlich sich zu denken. Wo dies ausdrücklich erwähnt wird, da verrät sich schon ein Beginn reflektierten Denkens und leises Nachlassen an naiver Zuversicht. So an einer Stelle in der μάχη παραποτάμιος. Prachtvoll anschaulich ist das Wüten des Flusses beschrieben; und er selbst ist der Gott: ἐξ ἐμέθεν γ' ἐλάσας πεδίον κάτα μέρμερα ῥέζε, ruft er dem Peliden zu (217). Nur, daß er sprechen kann, scheint eben von dieser Vorstellung aus unglaublich; und so wird erläutert: προσέφη ποταμὸς βαθυδίνης ἀνέρι εἰσάμενος, βαθέης δ' ἐκ φθέγξατο δίνης (212 f.). Das soll heißen: er sprach wie ein Mensch. Doch die Art des Vorganges verschiebt sich unwillkürlich zur Eigenschaft des Handelnden, wie wir es oft finden (s. S. 353 f.). Wer soll denn die Gestalt des Gottes sehen, wenn er aus tiefem Strudel heraus die Stimme ertönen läßt? Nein, er hat sich so wenig in einen Menschen verwandelt, wie bald nachher Achill, als er einem Adler gleich vorstürmt — τῷ εἰκὼς ἤιξεν (254) —, in einen Vogel. Aber der Nachfahr, der sich gedrängt fühlte nachher durch Poseidon und Athene eine Diversion eintreten zu lassen, der er doch, um den gegebenen Verlauf nicht zu stören, keine Wirkung beilegen durfte, bemerkt erläuternd: δέμας δ' ἄνδρεσσιν ἐίκτην, an Körperbau glichen sie Menschen (285), was für die Form ihres Zuspruches (286) auch unerläßlich ist. Daß der Gott wie ein Mensch ausgesehen habe, erzählt Odysseus in κ von Hermes: νεηνίῃ ἀνδρὶ ἐοικώς κτλ. (278 f.), der ionischen Vorstellung, wie wir gesehen haben, entsprechend (vgl. dazu S. 375). Ähnlich wird er in Ω eingeführt, nur daß dort die Worte βῆ δ' ἰέναι κούρῳ αἰσυμνητῆρι ἐοικὼς πρῶτον ὑπηνήτῃ κτλ. (347 f.) auf eine Umwandlung deuten, weil er vorher doch nicht in dieser Gestalt vom Himmel herabgekommen ist; auch der Zusatz αἰσυμνητῆρι führt in bestimmtere menschliche Verhältnisse ein.

Dies ist nun schon in der Ilias die gewöhnliche Wendung: die Gottheit bedient sich einer menschlichen Maske. Zuweilen schimmert die übermenschliche Natur hindurch; so bemerkt Helena bei Aphrodite, die als alte Dienerin gekommen war, περικαλλέα δειρὴν στήθεά θ' ἱμερόεντα καὶ ὄμματα μαρμαίροντα (Γ 397). Der Lokrer Aias, den Poseidon in Kalchas' Gestalt aufmunternd angesprochen und mit zauberkräftigem Stabe (N 59) berührt hat, sieht und fühlt, daß das nicht Kalchas ist (71 f.):

ἴχνια γὰρ μετόπισθε ποδῶν ἠδὲ κνημάων
ῥεῖ' ἔγνων ἀπιόντος· ἀρίγνωτοι δὲ θεοί περ,

und dann schildert er die kraftgebende Wirkung, die er in Herz und Gliedern spüre. Die ursprüngliche Voraussetzung (E 127 f.), daß ein Mensch göttlicher Hilfe bedarf um Götter und Menschen zu unterscheiden, ist aufgegeben; daß sie gelegentlich, wie es dem Dichter paßt, wieder aufgenommen wird (Υ 131), hat nichts Befremdendes. Im ganzen überwiegt schon die Vertrautheit mit dem Auftreten der Olympier. Iris kommt, von Zeus gesendet, in Gestalt des Priamos-Sohnes Polites mit der Mahnung das Heer zu ordnen, Ἕκτωρ δ' οὔ τι θεᾶς ἔπος ἠγνοίησεν (B 807). Phöbos, der als Agenor erscheinend und fliehend den Peliden von den bedrängten Troern abgezogen hat, gibt sich endlich zu erkennen und spottet, daß jener ihn nicht erkannt hat (X 9 f.). Die kräftigen Scheltworte, mit denen der Dichter den Getäuschten — freilich den Peliden, den Sohn der Göttin, — antworten läßt (θεῶν ὀλοώτατε πάντων — — ἦ σ' ἂν τεισαίμην, εἴ μοι δύναμίς γε παρείη, 15. 20), zeigen doch deutlich, wie weit wir hier schon von echtem religiösem Empfinden entfernt sind. Dazu stimmt es, wenn in P (333 f.) Äneas den Apollon, der als Herold Periphas zu ihm gesprochen hat, ohne weiteres erkennt und sich dabei nicht im geringsten wundert.

Auf dieser fortgeschrittenen Stufe steht durchweg die Odyssee. In einzelnen Erinnerungen taucht die frühere Scheu vor göttlicher Gegenwart wohl noch auf: ὀίσατο γὰρ θεὸν εἶναι heißt es α 323 (vgl. 420); das Nahen der Göttin in π spüren die Hunde, während Telemach sie nicht sieht und nicht merkt (160 ff.). Das sind geschickt und wirksam verwendete Züge. Im ganzen aber schaltet der Dichter nicht nur frei mit der allzeit hilfreichen Pallas Athene, läßt sie bald als Mentor bald als Mentes, hier als Mädchen, das zum Brunnen geht, dort als Herold ihren Lieblingen zu Diensten sein, sondern er bemüht sich auch gar nicht mehr, dies als etwas Besonderes hinzustellen. Ὦ φίλος, οὔ σε ἔολπα κακὸν καὶ ἄναλκιν ἔσεσθαι, εἰ δή τοι νέῳ ὧδε θεοὶ πομπῆες ἕπονται, sagt Nestor, als der scheinbare Mentor entschwebt, zu seinem Gast (γ 375 f.), nicht viel anders als wenn heute jemand einen jungen Menschen beglückwünscht, weil ein bedeutender Mann ihm schon seine Gunst zugewendet hat. Das Gespräch zwischen Odysseus und Athene in ν ist geschickt und psychologisch fein ausgeführt, doch von der Anschauung aus, daß hier Gleichberechtigte miteinander verhandeln. Die Göttin stellt sich dem Helden mit freundlicher Schätzung seines Verdienstes gleich in Rat und Rede (297 f.), hört seine Vorwürfe ruhig an und erwidert sie fast mehr als bescheiden (417 ff.). Wenn sie nachher von ihm während des Kampfes mit den Freiern (χ 210), obwohl sie wieder Mentors Gestalt

angenommen hat, sofort erkannt wird, wenn gar der Herold Medon den Ithakesiern berichten kann, daß die Göttin als Mentor erscheinend dem Könige geholfen habe (ω 446), oder in δ (654) Noëmon von der Möglichkeit, daß in Mentor der ihm begegnet war die Göttin verborgen gewesen sei, wie von einer ganz natürlichen Sache spricht, wenn die Freier argwöhnen, in dem Bettler stecke vielleicht ein Gott (ρ 484), so sind das alles Zeugnisse für den späten Charakter dieser ganzen Gattung von Poesie[16].

Unter solchen Umständen ist es höchst auffallend, daß einmal (ο 9. 43) Athene in eigener Person zu Telemach kommt und ihm einen Rat erteilt, den er sogleich befolgt, ohne auch nur ein Wort wo nicht des Dankes, doch der Anerkennung, der Erkennung zu sagen. So müßten wir die Erzählung verstehen, wenn wir es mit dem Dichter streng nähmen. In Wahrheit ist es doch so, wie Kirchhoff es ansah, daß der, welcher hier die klaffende Lücke überbrücken und Telemachs Reise mit seiner beim Freierkampfe notwendigen Anwesenheit vermitteln wollte, flüchtig gearbeitet und seiner Phantasie nicht erst zugemutet hat, die Szene anschaulich vorzustellen. Die Göttermaschine hatte so oft funktioniert, daß sie ohne Bewußtsein ihres inneren Baues kurzerhand für einen rein äußerlichen Zweck eingestellt werden konnte. Ist dies aber für das eine Mal zugegeben — und wir können das in ο Beobachtete nicht anders verstehen —, so kann die Frage nicht umgangen werden, ob nicht Ähnliches auch sonst vorkommt. Wir müssen nun grundsätzlich damit rechnen, daß scheinbar übereinstimmende Züge — eine Gottheit ohne menschiche Maske auftretend — von entgegengesetzten Seiten her in das Bild, hereingekommen sein können. An sich besteht die doppelte Möglichkeit daß darin hohes Alter sich verrate oder späte Nachbildung; und es kommt darauf an für die Wahl einen Anhalt zu gewinnen. Mit voller Sicherheit wird das in der Regel nicht gelingen; doch möchte ich glauben, daß die kurzen Szenen in Υ (375—380) und Χ (214 ff.), wo Apoll an Hektor, Athene an Achill herantritt, um sie, den einen zurückzuhalten den andern zu ermutigen, sehr viel eher mit dem Besuch in ο als mit altertümlichen Göttererscheinungen wie in der Aristie des Diomedes gleichgestellt werden können. Auch daß Iris in Ω nicht, wie in Β, Menschengestalt annimmt, sondern sich bei Priamos, der freilich bei ihrem Flüstern erzittert, ohne Umschweife als Botin des Zeus einführt (173), scheint ein Beispiel wieder unterlassener, nicht noch unterlassener Verwandlung zu sein. Zweifelhaft bleibt einstweilen die Erscheinung des Apollon Ο 243 ff. und der Athene Α 194 ff. Jener wird von Hektor, den er in Zeus' Auftrag mit neuer Kraft

16) Vgl. Benno Diederich, Quomodo dei in Homeri Odyssea cum hominibus commercium faciant (Kieler Dissert. 1894) p. 27. 30 sq.

erfüllen soll, gefragt, wer von den Göttern er sei; der Pelide erkennt die Göttin — δεινὼ δέ οἱ ὄσσε φάανθεν —, während sie keinem sonst unter den Anwesenden sichtbar wird: hier wie dort zeigt sich, daß der Dichter wußte, was er tat, in A besonders schön, wie er das übermenschliche Wesen der Gottheit empfand und zum Ausdruck zu bringen wußte. So wird über die größere oder geringere Ursprünglichkeit beider Szenen das Urteil anderswoher zu suchen sein: die Art, wie die Götter in die Handlung eingreifen, könnte dazu einen Beitrag liefern.

B. Daß Götter da, wo sie körperlich tätig sind wie in E, auch körperliche Wirkungen von wunderbarer Stärke hervorbringen, versteht sich von selbst. In Π wird Patroklos, als er ὑπὲρ αἶσαν siegreich vorstürmt, von Apollon mit wuchtiger Hand zu Boden geschlagen (Π 791 ff.). Wie derselbe Gott den Wall der Griechen niedertritt, gehört ebenfalls hierher (O 355 f.). Auf der andern Seite stehen heilsame Eingriffe, auch sie zunächst anschaulich gedacht. Apollon haucht dem eben wieder (nach Ξ 418) zum Bewußtsein gekommenen Hektor Kraft ein: so dürfte diese Stelle, die eben noch im Unentschiedenen gelassen war, einer älteren Schicht zuzurechnen sein (O 262). Mehrmals werden Krieger vom Schlachtfelde entrückt. Wie Kypris den Sohn mit ihrem Gewande bedeckt und davonträgt (E 314 ff.), ist leibhaft beschrieben, ganz anders als gleich nachher seine Rettung durch Apollon (445) oder in Γ die Hilfe, die Aphrodite dem Paris leistet; den entführt sie durch die Luft und bringt ihn in seine Wohnung, ῥεῖα μάλ᾽ ὥστε θεός (381), ohne daß wir erfahren, ob und wie sie selber zugreift: so ist die ursprüngliche Vorstellungsweise weitergebildet. Ebenso entrafft Apoll ῥεῖα μάλα den Hektor, dessen erstes Zusammentreffen mit Achill abgebrochen werden soll (Υ 443 f.), Poseidon den vom Peliden bedrängten Äneas so, daß dieser viele Reihen von Männern und Rossen überspringt — θεοῦ ἀπὸ χειρὸς ὀρούσας, heißt es allerdings (Υ 327), aber das ist kaum anders als wenn wir sagen »durch den Eingriff des Gottes«; denn nachher erst (330) tritt dieser an den Geretteten heran. Daß Phöbos auf Zeus' Befehl den gefallenen Sarpedon vom Schlachtfelde trägt, in den Wellen des Flusses wäscht und den Zwillingsgöttern übergibt, damit sie ihn nach der Heimat tragen, wird kurz erzählt (Π 667 ff.); aber hier ist der Anlaß der Erfindung, aus dem Grabe in Lykien, so deutlich, daß er allein schon den späten Ursprung verrät. — Χειρὶ καταπρηνεῖ, wie Patroklos geschlagen wurde, soll auch Poseidon das Schiff der Phäaken getroffen haben, um es zu Stein zu machen (ν 163 f.); und das ist sicher, obwohl es in der Odyssee steht, altertümlicher gedacht, als wenn in der Ilias zweimal Versteinerungen ohne diesen greifbaren Zug erwähnt werden (B 319. Ω 611). Aber eine poetische Denkweise, der es so, wie wir vorher durch einige Beispiele

uns erinnert haben, geläufig war, in jedem irgendwie auffallenden Vorkommnis göttliche Machtäußerung zu sehen, konnte leicht auch übernatürliche Wirkungen aus einem bloßen Willensakte der Gottheit erklären.

Die stärksten Fälle der Art sind es, daß Here in Σ (239) die Sonne zur Eile treibt, damit die Achäer zu Atem kommen, Athene in ψ (242 ff.) die Morgenröte zurückhält, um nach männermordender Arbeit Ruhe zu gewähren, kindliche gläubig festgehaltene Züge der Sage, die im Alten Testament ein berühmtes Gegenstück haben (Josua 10, 12). Daß sie bei Homer da, wo sie vorkommen, nicht erst entstanden sind, bedarf für die Odyssee keines Beweises; ihr Reiz beruht ja zum guten Teile darin, daß der ererbte Stil des Heldenepos auf die Erlebnisse einer Familie angewandt wurde. In der Ilias aber konnte kein Tag weniger als der mit Λ 1 begonnene, an dem es schon zweimal Mittag geworden war, von sich aus Anlaß geben auf ein beschleunigtes Ende zu sinnen. — Blitze von Zeus sind ein gegebenes Mittel den Willen des herrschenden Gottes kund zu tun. Unmittelbar motivierend in die Handlung eingefügt sind sie in Θ, wo dadurch zuerst (76 ff.) eine allgemeine Flucht der Griechen bewirkt wird; als trotzdem die Troer durch Diomedes und Nestor hart bedrängt werden, erschreckt Zeus diese besonders durch Blitz und Donner (133 f.), muß aber, da Diomedes von Hektor verspottet den Kampf wieder aufnehmen will, noch dreimal donnern um ihn zurückzuhalten (169 f.). Nimmt man dazu, daß bald darauf durch ein Vogelzeichen die Achäer wieder zum Vordringen ermutigt werden (151 f.), so sieht man an dem Hin- und Herspringen, wie hier ein später Dichter mit überliefertem Apparat verschwenderisch gearbeitet hat. Zuletzt ist es ihm selbst leid geworden; die entscheidende Wendung, deren dieser Gesang bedurfte, um auf die πρεσβεία vorzubereiten, wird aufs kürzeste dadurch herbeigeführt, daß ἂψ αὖτις Τρώεσσιν Ὀλύμπιος ἐν μένος ὦρσεν (335). Auch der Nebel in P ist schon Formel: Zeus sendet ihn, um den Leichnam des Patroklos zu retten (269 ff.), und zuletzt betet Aias, daß er ihn entferne, damit ein Bote gesucht werden kann, der den Peliden zu Hilfe ruft (640 ff.); dazwischen steht eine Beschreibung der durch die Wolkenhülle abgetrennten Kämpfergruppe (366 ff.). Wie geschickt der Verfasser von η, einer der jüngsten Mitarbeiter am Epos, das Nebelmotiv in die abendliche Stimmung eingefügt hat, wurde bei Besprechung Vergils erwähnt.

Eben dort ist darauf hingewiesen, daß in ζ das Wunderbare der Verschönung des Helden durch die Situation gemildert ist, auch dies ein überlegter Zug reifer Kunst; denn daß Götter die Fähigkeit haben auf die Körperbeschaffenheit eines Menschen einzuwirken, ist alter Glaube. Wie er in frühester Zeit für die Einbildungskraft vermittelt war, haben

wir gesehen: ἔμπνευσε μένος μέγα hieß es O 262. Dem Ursprünglichen nahe bleibt der Zauberstab, durch dessen Berührung Poseidon die beiden Aias mit gewaltiger Kraft erfüllt, γυῖα δ᾿ ἔθηκεν ἐλαφρά, πόδας καὶ χεῖρας ὕπερθεν (N 59 ff.). Aber schon in E bringt Athene dieselbe Wirkung durch ihre bloße Gegenwart, das Gebet des Tydiden erhörend, hervor (122 f.). Und nicht einmal der Anwesenheit, so lernte man, bedarf es. Wie Hektor die dem Patroklos geraubte Rüstung seines großen Gegners anlegt, nun dem Tode verfallen ist, sieht ihn Zeus und empfindet Mitleid; zum Ersatz dafür, daß er nicht mehr heimkehren soll, beschließt er ihm noch einmal erhöhte Kraft zu leihen, P 209 ff.:

> ἦ, καὶ κυανέῃσιν ἐπ᾿ ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων·
> Ἕκτορι δ᾿ ἥρμοσε τεύχε᾿ ἐπὶ χροΐ, δῦ δέ μιν Ἄρης
> δεινὸς ἐνυάλιος, πλῆσθεν δ᾿ ἄρα οἱ μέλε᾿ ἐντὸς
> ἀλκῆς καὶ σθένεος.

Daß ein Gott auch aus der Ferne Gebete erhören kann, weiß Glaukos (Π 515); und Phöbos belohnt das Vertrauen, heilt aus der Ferne seine Wunde (527 ff.). Wo Ähnliches dem Äneas geschieht, den Apoll in seinen Tempel auf Pergamos gebracht hat, sind Leto und Artemis um ihn beschäftigt (E 448), während Troer und Achäer um ein εἴδωλον des Helden kämpfen. Man könnte hier in der Hervorhebung unmittelbar körperlicher Pflege etwas Altertümliches sehen; nur bleibt sie gar zu sehr im allgemeinen: ἐν μεγάλῳ ἀδύτῳ ἀκέοντό τε κύδαινόν τε, wo doch die schwere, anatomisch genau beschriebene Verwundung (305 ff.) sehr bestimmte Hilfe verlangte. Dazu kommt der verräterische Tempel (446) und nötigt uns, diese Partie — deren Grenzen zu suchen wären — unter diejenigen zu rechnen, die der Gesang vom Heldentume des Diomedes erst im Laufe seiner Fortbildung, bis zur Einarbeitung in die Ilias, in sich aufgenommen hat.

Wie auf eine Stufe naiver und voller Gläubigkeit eine andere folgt, die sich bemüht das ihr unwahrscheinlich Gewordene durch rationalistische Zutat glaublicher zu machen, haben wir bei Betrachtung der göttlichen Gestalt gesehen. Es zeigt sich auch in bezug auf die Art des Wirkens. Die Macht, einen Leichnam vor Verwesung zu schützen, mochte kindlicher Sinn den Göttern zutrauen. Von Hektor erzählt der Dichter einmal (Ψ 185 ff.), daß Aphrodite ihn durch Salbung mit ambrosischem Öl, Apoll durch Umhüllung mit einer Wolke geschützt, an andrer Stelle, daß Apoll ihn gegen Achills Mißhandlung mit der Ägis gedeckt habe (Ω 20 f.); Patroklos soll dadurch vor den Würmern bewahrt worden sein, daß Thetis ihm Nektar und Ambrosia in die Nase träufelte (T 38 f.). Dieses letzte ist aus der Sitte des Einbalsamierens anschaulich über-

nommen (vgl. S. 329), im Verein mit den ähnlichen Angaben jedoch wohl ein Zeichen des Bedürfnisses nach Erklärung. Daneben hält sich das Einfachere. Von Thetis und Achill heißt es an derselben Stelle (37) ὥς ἄρα φωνήσασα μένος πολυθαρσὲς ἐνῆκεν; aber wie bald nachher Athene ihn zum Kampfe stärkt, müssen wieder Nektar und Ambrosia dienen. Nur scheinbar ein Widerspruch zu so nüchterner Verständigkeit war es — Vergil zeigte uns, wie beides zusammenwohnt —, wenn, ebenfalls in jüngerer Zeit, die Phantasie sich überbot und für ein Publikum, das ja doch nichts davon glaubte, wundersame Ereignisse erfand, die in keinen irgendwie als wirklich gedachten Verlauf sich einordnen ließen. Dahin gehört es, wenn Poseidon die Lanze Achills aus dem Schilde des Äneas reißt und jenem wieder vor die Füße legt (Υ 323 f.), wenn Athene im Kampfe mit Hektor dem Peliden den Speer wiederbringt (X 276 f.). Das Stärkste in dieser Richtung leisten die Ἆθλα, wo wir uns gefallen lassen sollen, daß Athene dem auf seinem Wagen dahinrollenden Tydiden nachsetzt, die Peitsche, die ihm durch Apolls bösen Willen aus der Hand gefallen, von ihr dienstfertig aufgehoben worden ist, zurückgibt und dann, persönlich hingehend, den Pferden des Eumelos das Joch zerbricht (Ψ 389 ff.).

Ist die Szene in τ, wo Athene leuchtet, verwandter Art? Früher habe ich das unbedingt geglaubt und Kirchhoffs launiger Charakteristik zugestimmt; vielleicht liegt hier doch Echteres wenigstens zugrunde. Telemachs Staunen, seine Ahnung daß ein Gott gegenwärtig sei, dann die Mahnung des Vaters:

σίγα καὶ κατὰ σὸν νόον ἴσχανε μηδ᾽ ἐρέεινε·
αὕτη τοι δίκη ἐστὶ θεῶν, οἳ Ὄλυμπον ἔχουσιν,

das sind Äußerungen lebendiger Ehrfurcht vor der unsichtbaren Gottheit. Nur, daß sie einen goldenen Leuchter gebraucht (34) um das Wunder zu vollbringen, stört uns die Illusion, indem es sie stützen will. Und so geht es in den letzten Gesängen der Odyssee mehrfach. Zum Kampfe mit Iros stärkt Athene dem Helden die Glieder ἄγχι παρισταμένη (σ 70); um ihn zum Betteln unter den Freiern zu ermuntern, ist sie mit denselben Worten heranbemüht worden (ρ 361). Man könnte denken, worauf mich gesprächsweise wieder Löschcke hinwies, dem Dichter schwebe ein Bild vor oder doch die aus Bildwerken bekannte Darstellungsart, von der Athene neben Perseus auf einer Metope von Selinus ein Beispiel ist. Aber ein Vergleich mit der Tätigkeit, die ihr der Dichter σ 192 ff. beilegt, führt eher zu einer anderen Auffassung. Dort ist der Gedanke, daß Athene die Schönheit der Penelope erhöht, realistisch ausgemalt: sie wäscht ihr das Antlitz mit einer sonst von Aphrodite benutzten Salbe,

daß es weißer wird als Elfenbein, und geht dann weg (ὣς ἔρξασ᾽ ἀπεβήσετο), ohne doch gekommen zu sein. Hier ist die übel gelungene Absicht des Erzählers, einen konventionell gewordenen Zug wieder greifbar auszugestalten, so deutlich, daß ich danach die andern Fälle, auch in τ den Leuchter, beurteilen möchte.

Geistige Wirkungen umständlich der Einbildungskraft nahe zu bringen mochte weniger das Bedürfnis empfunden werden; denn solche Wirkung hält sich in dem unsichtbaren Bereiche, dem die Himmlischen selbst angehören. Ilias und Odyssee sind voll von göttlichen Eingebungen guter und schlimmer Art, die nur kurz hervorgehoben oder angedeutet werden, wofür es wieder genügt an die Beispiele zu erinnern, von denen diese Betrachtung ausgegangen ist (S. 381). Andrerseits war hier der Phantasie, vor der die Gestalten der Götter mit ihren menschenartigen Zügen ein eignes Leben führten, um so freieres Feld eröffnet, auf dem sich denn die Dichter schöpferisch betätigt haben. Dabei leitete sie großenteils und, wie wir vermuten dürfen, lange Zeit hindurch ein sicheres Gefühl für das, was solchen Erfindungen den Sinn gab und das Maß bestimmte. Vergil hat uns — mittelbar — gelehrt, worauf es ankam. Wenn griechische Dichter von ursprünglicher Kraft des Schauens und Darstellens schildern wollten, wie Götter, an die sie noch glaubten, die Taten und Schicksale der Helden gelenkt hätten, so ließen sie deren Eingriffe, antreibend oder zurückhaltend, nur da erfolgen, wo der innere Zusammenhang des menschlichen Wollens der Beobachtung nicht offen lag, doch im Grunde vorhanden war und einer poetischen Deutung Raum gab; und weil sie aus reicher Kenntnis des Menschenlebens schöpften, geriet es ihnen, die Lücke unmerklich so zu ergänzen, daß der ganze Verlauf als ein in sich geschlossener und natürlicher erschien. Das ist denn wirklich die Art von Einführung des Götterwesens, an die Bethe gedacht hat (oben Anm. 5.). Nur darf man sie nicht für die einzige halten; sonst gerät man auf den Abweg, in den einen Typus alles hineinzuzwängen, auch solche Szenen, die vielmehr ein Restbestand ursprünglicher Sage sind, in der die Götter als ein den Menschen zwar überlegenes, doch in Feindschaft und Liebe sich vielfach mit ihnen mischendes Geschlecht vorgestellt waren (vgl. S. 360f., auch 384).

Die Art göttlicher Einwirkungen, von der hier die Rede ist, können wir als die künstlerisch echte betrachten. Der Traum des Agamemnon im Anfang von B, aus demselben Gesange die Botschaft die Iris-Polites an Priamos und Hektor ausrichtet (796), wieder Iris als Schwägerin der Helena sie zum Kampfesschauspiel rufend (Γ 121 ff.), die Verführung des Pandaros durch Athene in Δ: all solche Szenen haben das »psychologische Korrelat«, das der Dichter wohl kaum sich klar gemacht, aber

gewiß empfunden hat. Auch von Athenens Besuch in α darf man das sagen. Zwar hat Wilamowitz recht: wer nach Kirchhoffs Beweis »noch »bestreitet, daß die Partie des α, die er seinem Bearbeiter zuweist, eine »Flickarbeit ist, mit dem ist eigentlich nicht zu reden« (HU. 6). Aber die Art, wie die Göttin hier auftritt und verschwindet, wie sie in der Seele des Jünglings Gedanken weckt, die unbewußt schon darin gelegen haben, die hat der Bearbeiter entweder aus trefflicher Vorlage übernommen oder in deren Geiste geschickt nachgebildet. Soweit diese Vorlage unser β gewesen ist, können wir uns kaum wundern, daß sie den Nachahmer zum Guten angeregt hat: denn auch hier ist die Vorstellung der göttlichen Hilfe, besonders in der Begegnung am Meeresufer (267), so fein wie lebendig durchgeführt. Die Erscheinung in A sollte uns noch beschäftigen; sie kann freilich auch hier nicht endgültig beurteilt werden. Dazu wird uns später die Analyse des ganzen Verlaufes der Heeresversammlung helfen. Denn in ihre Umgebung ist diese Szene etwas störend eingefügt, der innere Zusammenhang in ihr aber aufs beste gewahrt. Achill greift ans Schwert, um den Übermütigen zu züchtigen, der ihm seine Ehrengabe rauben will; doch in demselben Augenblicke steigt der Zweifel in ihm auf, ob das, was er tun will, recht und klug gehandelt sei: und er bezwingt sich selbst. Den Wandel, der sich in der Seele des Mannes im Verborgenen vollzieht, wußte die Phantasie des Dichters durch göttlichen Eingriff zu erklären. Dürfen wir eine Leistung so vollendeter Kunst, bloß aus dem Grunde weil Athene auch hier unverwandelt erscheint, mit den Zeugnissen ursprünglichen Götterglaubens, wie E sie bietet, auf eine Linie stellen? Ich glaube nicht, und möchte in dieser ganzen Gruppe psychologisch vertiefter Götterwirkungen eine Höhe sehen, die der Geist des griechischen Epos erst allmählich erreicht hat; und das geschah zu einer Zeit, wo die frische Kraft der sinnlichen Anschauung schon im Nachlassen war, so daß der Dichter die Frage, in welches Sterblichen Gestalt wohl die Göttin gekommen sei, von seinen Zuhörern gar nicht mehr erwartete.

Die hier gegebene Erklärung der Athene-Szene in A und diese ganze Theorie vom psychologischen Korrelat der Göttererscheinung ist weder »allegorisch« noch »metonymisch« noch »rationalistisch«[17]). Suchen wir nur jeden der drei Begriffe klar zu erfassen, so zeigt sich: keiner trifft zu, weil sie alle eine vollkommen bewußte Tätigkeit des Dichters voraussetzen, während für unsre Erklärung die Unbewußtheit der Entsprechung

17) Wegen des Allegorischen vgl. oben S. 389 f. Als »Metonymie« lehnt Wilamowitz eine der meinigen verwandte oder gleiche Ansicht ab IlH. 251, als »rationalistisch«, mit ausdrücklicher Beziehung auf meine Behandlung, Adolph Roemer Hom. Aufs. (1914) S. 175 ff. (wo der dritte Aufsatz über »einige Probleme der Göttermaschine bei Homer« handelt).

zwischen äußerem und innerem Geschehen ein wesentliches Element ist[18]. Aber allerdings, eine so glückliche Übereinstimmung zwischen gestaltender Phantasie und praktischer Seelenkunde konnte nicht dauernd bestehen. Der lebendig erwachsenen Darstellungsweise bemächtigte sich die Schule, gebrauchte sie nachahmend weiter; und die Leichtigkeit des Gebrauches verführte dazu, diese Hilfe überall da in Anspruch zu nehmen, wo man es sich mit der Motivierung leicht machen wollte. So entstand der epische *deus ex machina*, wie Mülder ihn beschreibt; nur als Ausartung von Formen, die echte Poesie sich geschaffen hatte, ist solche Technik zu verstehen[19]. Daß Athene den Sinn der Königin ablenken muß, damit Odysseus von Eurykleia erkannt werden kann (τ 479); daß Apollon der Gegnerin plötzlich den Vorschlag macht, eine Pause im Kampf eintreten zu lassen (Η 28 ff.), weil der Dichter den Zweikampf zwischen Hektor und Aias einschieben will: dies und manches Ähnliche sind wahrlich keine Schönheiten. Und noch störender, weil nicht bloß als Übergang dienend sondern in sich reicher ausgeführt, ist die Wendung, die in Γ das Gespräch zwischen Aphrodite und Helena nimmt, durch das diese bewogen werden soll zu ihrem Buhlen zurückzukehren. Sie sträubt sich, mit rechtschaffenen Gründen, und wird erst durch eine Drohung der Göttin überwunden (418): so ist die innere Wahrheit aufgegeben. Nicht mit Unrecht hat man in dieser Szene eine Verwandtschaft mit vergilischer Art gefunden, das sicherste Zeichen, daß wir damit dem Ende der Entwicklung, die der Name Homer bedeutet, nahe stehen.

Noch einen Fortschritt in der Ausbildung und damit zugleich Vergröberung des Götterapparates stellen die Hymnen und, soweit sich erkennen läßt, die kyklischen Epen dar. Aus dem »Ratschluß des Zeus«, der in dem Unheil des troischen Krieges sich vollendete, haben die Kyprien einen vollständigen Plan herausgesponnen. Die Sagen von Anchises und Tithonos, und der Gunst die sie von Göttinnen erfahren haben, sind in dem Lied auf Aphrodite breit ausgemalt; als die Tochter des Zeus unter dem Bilde einer Sterblichen dem Anchises begegnet, ist er sogleich bereit sie für eine Göttin zu halten und zählt (93 f.) die Namen derer auf, an die sich etwa denken ließe. Man halte diese Stelle mit der anmutigen Huldigung in Odysseus' Ansprache an Nausikaa (ζ 51 f.) zusammen, und man wird den Unterschied des Stiles mit Händen greifen. Schlichter ist die Behandlung des Göttlichen im zweiten Hymnos: Her-

18) Vgl. die erste Darlegung der Theorie in dem oben (Anm. 8) zitierten Programm von 1885 S. 20. 19) Roemer a. O. sieht umgekehrt gerade darin einen Vorzug, daß die Göttermaschine es möglich mache Motivierungen zu geben, die auf natürlichem Wege nicht zu beschaffen waren; so werde doch immer die πιθανότης gewahrt. Vgl. meine Gegenbemerkungen BphW. 1917 Sp. 584 ff.

mes' wie Apollons Begegnung mit dem Alten in Onchestos (87. 187) hat nichts Wunderbares; in welcher Gestalt Apollon erscheint, ist nicht angegeben, also wieder stillschweigend ihm so gut wie dem Knaben Hermes menschliche Bildung beigelegt. Im Apollon-Hymnos wird erzählt (397 [219] ff.), wie der Gott sich in einen Delphin verwandelt um kretische Schiffer nach Delphi zu bringen. Ganz zauberhaft ist der Inhalt des Hymnos auf Dionysos und der Kern der Erzählung von Demeter. Diese ganze Gattung der Poesie hat das Wunder im späteren, phantastisch entwickelten Sinne recht eigentlich zum Gegenstand.

Völlig fremd ist es ja auch dem älteren Epos nicht, doch mit feinem Takt in das Gesamtbild eingefügt. Von den Pferden des Achilleus, Sprößlingen des Windgottes und der Harpyie (Π 150), tut das eine, von Here dazu befähigt, den Mund auf zu einer Prophezeiung; aber das geschieht einmal, für einen kurzen Augenblick, dann hemmen die Erinnyen seine Stimme (Τ 418). Das Wunder steht für sich inmitten natürlicher Ereignisse, wie durch eine plötzliche Ahnung öffnet es die Aussicht in eine verborgene Welt und geht vorüber wie ein Traum oder eine Vision. Die fabelhaften Erlebnisse des Odysseus auf seinen Irrfahrten hat natürlich auch der Dichter als solche empfunden; aber er entwaffnet im voraus die Kritik, indem er sie in ein fernes Gebiet verlegt, in das keine Erfahrung wirklicher Menschen hinausreicht. An Kythera vorbei treibt der Nordwind den Unglücklichen dem unbekannten, unbegrenzten Meere zu; von da an weilt er nicht in der Nähe menschlicher Wohnungen, sondern im Reich der Phantasie, in dem andere Gesetze gelten als in der alltäglichen Wirklichkeit, und von wo er schlafend, also ohne Ahnung des Weges den er zurückgelegt hat, wieder in die Heimat gebracht wird, er als letzter den die Phäaken so geleiten. Da draußen gibt es ganze Völker, wie eben diese wunderbaren Seeleute und wie die Kyklopen (235. η 905 f.), die sich als Verwandte der Olympier fühlen; da stören uns die Märchen nicht: wir glauben an Skylla und Charybdis, an das Riesenvolk der Lästrygonen, an die Zauberin, die Menschen in Tiere verwandelt. Und das hat sich der späte Dichter von ν zunutze machen wollen, indem er, um getrennte Stücke der Sage zu verschmelzen, die Erfindung machte, daß Athene in Ithaka, auf dem steinigen Boden der Wirklichkeit, mitten unter leibhaften, brotessenden Menschen, den männlich schönen Odysseus in einen alten Bettler verzaubert.

Blicken wir wieder zurück, so bietet sich dasselbe Bild wie bei der kulturhistorischen Betrachtung. Verschiedenheiten des Alters lassen sich erkennen, auch Wandel und natürliche Weiterbildung von Gedanken

und Motiven verfolgen; jedoch in größerem Umfange Schichten, die übereinander gelagert sind, so zu sondern, daß in sich geschlossene, lesbare Stücke herauskommen, ist nicht möglich. Allzu mannigfaltig sind die Elemente miteinander verschlungen und verschmolzen, allzu fest schon den ältesten Gesängen jüngere Bestandteile hinzugewachsen, allzu reichlich in spätere Dichtung altüberlieferte Stücke hineingearbeitet. Aber das Gesamtbild, das diese Worte andeuten, ist immer noch deutlicher geworden. Und zuletzt hatten wir die merkwürdige Erscheinung, daß ein Element, das ein Stück des Inhaltes gewesen war, sich in der Entwicklung, die wir überblicken konnten, zu einer Eigenschaft des homerischen Stiles umgewandelt hat.

Die Analyse dieses Stiles, zu der uns die Betrachtung des *deus ex machina* hinübergeführt hat, bildet nun recht eigentlich die Aufgabe des folgenden Buches.

DRITTES BUCH

DER DICHTER UND SEINE KUNST

ERSTES KAPITEL

DIE LOGISCHE PERSPEKTIVE

Die Methode der kritischen Behandlung alter Volksepen, der griechischen so gut wie der deutschen, die durch Lachmann begründet ist, besteht im wesentlichen darin, daß in dem überlieferten Texte sachliche Widersprüche aufgespürt und dann die Stücke, welche widersprechende Angaben enthalten oder doch auf widersprechenden Voraussetzungen beruhen, verschiedenen Autoren, in der Regel auch verschiedenen Zeiten zugewiesen werden. Bei solchem Verfahren geht man von einer doppelten, meist stillschweigenden Annahme aus: einmal, daß auch in Werken der Poesie Klarheit und Konsequenz des Denkens naturgemäß herrschen, und sodann, daß die epischen Dichter schon der ältesten Zeiten über dasjenige Maß dieser Eigenschaften verfügt haben, das man bei einem modernen Schriftsteller zu erwarten berechtigt ist. Die Grundanschauungen von Lachmann und Kirchhoff hatten auch mir lange Zeit als durchaus richtig gegolten. Allmählich aber sind mir, nun schon vor Jahrzehnten, mit immer wachsender Stärke Bedenken aufgestiegen, die zunächst mit den Fragen der sogenannten höheren Kritik nichts zu tun hatten, sondern von der Beobachtung einzelner Züge in der altepischen Redeweise und Denkart und ihrer Vergleichung mit den Denkgewohnheiten literarisch reiferer Zeiten ausgingen, auch durch verwandte Erscheinungen auf anderen Gebieten Anregung erhielten. Denselben inneren Wandel haben viele durchgemacht, wobei doch die Wege im einzelnen mehrfach auseinandergingen, auch nicht von allen gleich umsichtig oder gleich entschlossen beschritten wurden. Sorgsame Beobachtung, ruhige Besinnung auf die Möglichkeiten der Erklärung ist nach wie vor geboten.

I.

Horaz klagte darüber, daß die Menschen sich in einer Dichtung Willkürlichkeiten gefallen lassen, an denen sie in einem Gemälde schweren Anstoß nehmen würden. Im Grunde ist das doch ganz natürlich. Wir wollen die den Sinnen wahrnehmbaren Verhältnisse der bildenden Kunst

als Anhalt benutzen, um die nur dem Verstande zugänglichen der redenden zu begreifen.

a. Goethe berichtet in »Dichtung und Wahrheit« (Buch 11), wie er in Straßburg durch aufmerksames Studium des Münsterturmes zu der Erkenntnis gekommen sei, die ihm dann auf Grund der Originalrisse bestätigt wurde, daß auch der eine fertige Turm nicht ganz vollendet ist: »die vier Schnecken setzen viel zu stumpf ab, es hätten darauf noch vier »leichte Turmspitzen gesollt, sowie eine höhere auf die Mitte, wo das »plumpe Kreuz steht«. Das Element, das den ursprünglichen Plan gestört hat, war hier bloß negativer Art: er wurde infolge äußerer Umstände nicht vollständig durchgeführt. Derselbe Bau aber zeigt auch im eigentlichen Sinn eine Mischung, die bei Kirchen, an denen Generationen geschaffen haben, oft vorgekommen ist, ja vielleicht die Regel war: daß jeder neu eintretende Meister etwas von eigenen Gedanken, gewiß von denen seines Zeitalters hineinarbeitete, so daß heute noch das fertige Bauwerk dem kundigen Betrachter die Geschichte eines allmählichen Entstehens erzählt. Bekannte Beispiele sind weiter die Dome in Xanten und Naumburg, die Kathedrale in Tournay. Ein französischer Schriftsteller, G. Sortais, der auf die deutsche Schule in der Homerforschung, wie er mit kühner Zusammenfassung sagt, nicht gut zu sprechen ist, vergleicht selber die Ilias mit der in mannigfachen Stilarten aufgeführten Kathedrale von Canterbury, die er, während er sein Buch über Homer schrieb, vor Augen hatte, und beweist dadurch, fast wider Willen, daß ihm die Erkenntnis von dem allmählichen Anwachsen des Epos doch zu einer Anschauung geworden ist (Ilios et Iliade [Paris 1892] p. 92). Alles historisch Erwachsene trägt ein Stück Rechtfertigung in sich selbst und braucht, ob auch die Elemente wunderlich ineinander geschoben sind, doch dem Auge, das Freude sucht, noch nicht wehe zu tun; das geschieht erst da, wo das Unorganische der Zusammenstellung gar zu stark wird, wie an der Porta Nigra in Trier, oder wo man die Willkür durchfühlt, wenn ein als Versammlungsraum einer gelehrten Körperschaft gedachter griechischer Tempel zur Aufnahme eines Museums — der Berliner Nationalgalerie — umprojektiert werden mußte. Plastik und Malerei sind anders gestellt. Daß mehrere Maler an einem Bilde arbeiten, wie es der Königsleutnant den Frankfurtern zumutete, wird, außer wo ein Meister seinen Schülern half, nicht allzu oft vorgekommen sein; wo es aber einmal geschehen war, da ist sicher auch die Folge nicht ausgeblieben, daß die Teile des fertigen Gemäldes nicht vollkommen zueinander stimmten. Und insofern wenigstens könnte man auch in einem Werke eines einzigen mehrere Hände unterscheiden, als vielleicht der Künstler unterbrochen worden war oder Studien und Entwürfe zu

sammengefaßt hat, die getrennt entstanden waren und in ihrer endlichen Vereinigung noch nicht alle Spuren ungleicher Voraussetzungen abgestreift haben.

b. In Köln liegen durch wenige Straßen getrennt, so daß man sie leicht unmittelbar hintereinander vor Augen bekommt, die Kirchen St. Ursula und St. Kunibert: bei der einen auf den ersten Blick erkennbar, daß ein Seitenschiff nachträglich angebaut ist, die andere ein in sich geschlossenes Werk in den Formen eines gemischten Stiles. Die Elemente in Gedanken zu sondern ist schon keine ganz einfache Aufgabe und erfordert eine gewisse Vertrautheit mit der Bauweise der beiden Perioden, zwischen denen wir uns hier im Übergange befinden. Was vor uns steht, ist doch eine künstlerische Schöpfung. — Sehen wir moderne Villen an, die mitten im Häusermeer einer Großstadt mit Aussichtstürmen und Erkern geschmückt sind, als ob sie auf hoher Bergeswarte lägen und freien Ausblick in eine offene Landschaft gewährten. Jede einzelne ist möglicherweise etwas in sich Vollendetes, klar durchdacht und fein ausgeführt, stilgerecht — und doch stilwidrig; denn ein organisches Gebilde ist von der Umgebung, aus der es erwachsen war, losgerissen und in eine ihm fremdartige übertragen.

Noch mehr ins Innere werden wir geführt, wenn wir analogeVorgänge im Bereiche der abbildenden Künste aufsuchen. Jeder bemüht sich da zunächst, von seinen Vorgängern zu lernen, um die Technik, die sie bereits erworben haben, nicht erst neu wieder schaffen zu müssen, und so kann er leicht dahin geraten, die Dinge gar zu sehr mit den Augen seiner Lehrmeister anzusehen und ihre Bilder, nicht die Natur selbst, zum Gegenstand seiner Nachahmung zu machen. Sobald es eine Schule in der Kunst gab, gab es auch ein konventionelles Element, das dem minder Begabten seine Tätigkeit erleichterte, in die Werke aber, die zustande kamen, einen Zug von Starrheit hineinbrachte und das lebendige Verhältnis zur Wirklichkeit störte. Manchmal werden zufällig entstandene Besonderheiten mit großer Treue bewahrt und weitergegeben. In Rubens' Kreuzabnahme wird der eine Arm des Toten, der eben vom Holze gelöst ist, in auffallender Weise hochgehalten, eine Fürsorge, die sich aus der Situation des Bildes nicht erklären läßt, dagegen in der Vorführnng eines Passionsspieles bei dem lebenden Körper sehr angebracht war. Bei solchen Gelegenheiten hatte man diesen kleinen Zug oft beobachtet, und von da aus ist er in die Darstellungen der Maler, in die er eigentlich nicht hineingehörte, eingedrungen und lange festgehalten worden. Ein scheinbar ganz schlichtes Werk altgriechischer Plastik ist der Dornauszieher auf dem Kapitol. Man rechnete ihn früher allgemein dem 5. Jahrhundert v. Chr. zu wegen der altertümlich strengen Behandlung

des Gesichtes und der Haare. Dazu stimmte aber weder das Genrehafte des Gegenstandes noch der künstlerisch freie Entwurf, der nicht mehr an die Aufstellung vor Wand oder Nische gebunden ist sondern eine Betrachtung von allen Seiten voraussetzt. Seit man erkannt hatte, daß erst Lysipp die Ausnutzung der dritten Dimension in die Bildkunst eingeführt hat, mußte man in der Datierung des Dornausziehers unsicher werden. Und so hat ein norwegischer Gelehrter die Vermutung aufgestellt und geistreich begründet, daß er im letzten Jahrhundert v. Chr. entstanden sei, in einer Zeit, welche volle Herrschaft über die künstlerischen Darstellungsmittel mit der Lust am Archaisieren verband[1]). Zu derselben Ansicht gelangten auf eigne Hand Sieveking und Buschor und entwickelten sie im Zusammenhang einer Studie über die Niobiden, wo sie in einer Anmerkung noch ihrer Freude darüber Ausdruck geben konnten, daß sie mit den Resultaten der »trefflichen Abhandlung von Aubert« völlig übereinstimmten[2]). Es kann mir nicht beikommen, in einer Frage, die von den Fachmännern so verschieden beantwortet wird, ein Urteil fällen zu wollen. Die Aubertsche Hypothese hat aber grundsätzlich etwas Einleuchtendes und bietet jedenfalls ein gutes Beispiel für die Problemstellung, die in der bildenden Kunst fast überall möglich und oft notwendig ist: wie sich in einem Werke, das als Einheit vor uns steht, überlieferte Auffassung und neues Wollen miteinander mischen. Wenn Löschcke den Dornauszieher für eine »stilistisch interpolierte Kopie eines Originals aus dem 5. Jahrhundert« erklärte, so wollte er damit sagen, der künstlerische Grundgedanke sei alt, nur in der hier erhaltenen Bearbeitung habe spätere Darstellungsweise mitgewirkt; Aubert selbst hält umgekehrt den Grundgedanken für neu und sieht in den altertümlichen Elementen einen Zusatz des Künstlers. Damit ist ein Gegensatz der Möglichkeiten bezeichnet, der uns auch in der Poesie und im besonderen bei Homer begegnen kann.

c. Ein Künstler, der dem Stile seiner Zeit folgend Züge von einer bestimmten Art die Natur zu sehen in die Wiederholung eines gegebenen Vorbildes einarbeitet, braucht davon selbst nichts zu wissen; es könnte sein, daß auf diese Weise in sein Werk eine Unstimmigkeit hereinkommt, die er nicht bemerkt hat. Ist es auch denkbar, daß ein Künstler, sei es bei solcher Aufgabe oder bei einer anderen, mit vollem Bewußsein einen Widerspruch zuläßt?

1) Andreas Aubert, Der Dornauszieher auf dem Kapitol und die Kunstarchäologie. Zeitschr. für bildende Kunst, 1901. 2) Joh. Sieveking und Ernst Buschor, »Niobiden«, Münchener Jahresbericht der bildenden Kunst VII (1912) S. 111 ff.; über den Dornauszieher S. 129/31. Dort ist auch eine im Britischen Museum befindliche Marmorkopie des hellenistischen Originals abgebildet, auf das die kapitolinische Figur zurückgeht, so daß man deutlich sehen kann, in welchem Sinne deren Meister seine Vorlage verändert hat.

Eckermann erzählt, Goethe habe ihm einmal eine Landschaft von Rubens vorgelegt und ihn zunächst aufgefordert zu sagen, was er auf dem Bilde sehe (Bd. III, 18. April 1827). Mit der gegebenen Schilderung sei er dann zwar einverstanden gewesen, habe aber gemeint, die Hauptsache fehle noch; es komme darauf an, von welcher Seite die Figuren in der Landschaft beleuchtet seien. »Sie haben das Licht«, sagte Eckermann, »auf der uns zugekehrten Seite und werfen die Schatten in das »Bild hinein. Besonders die nach Hause gehenden Feldarbeiter im Vorder»grunde sind sehr im Hellen, welches einen trefflichen Effekt tut.« Goethe machte ihn dann weiter darauf aufmerksam, wie diese schöne Wirkung dadurch hervorgebracht sei, daß die hellen Gestalten auf einem dunkeln Grunde erscheinen. Und nun bemerkte Eckermann mit Erstaunen, daß der dunkle Grund, von dem sich die hellbeleuchteten Menschen abheben, durch den mächtigen Schatten gebildet werde, den eine große Baumgruppe nach vorn werfe, dem Beschauer entgegen, während der Schatten von den Figuren in das Bild hineinfalle. »Da haben wir ja«, rief er aus, »das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten, welches aber ja gegen »alle Natur ist.« Lächelnd erwiderte Goethe: »Das ist es eben, wodurch »Rubens sich groß erweist und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiste »über der Natur steht und sie seinen höhern Zwecken gemäß traktiert. »Das doppelte Licht ist allerdings gewaltsam, und Sie können immerhin »sagen, es sei gegen die Natur. Allein wenn es gegen die Natur ist, so »sage ich zugleich, es sei höher als die Natur, so sage ich, es sei der »kühne Griff des Meisters, wodurch er auf geniale Weise an den Tag »legt, daß die Kunst der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unter»worfen ist, sondern ihre eigenen Gesetze hat.« — Die wertvollen Aufklärungen, die sich im Gespräche weiter anschlossen, mag man an Ort und Stelle nachlesen; das Entscheidende liegt in den angeführten Worten. Allerdings wurde mir von Düsseldorfer Freunden, denen ich eine aus Florenz mitgebrachte Photographie des Bildes zeigte (Il ritorno dei campi, in Palazzo Pitti), sogleich eingewendet: da habe Rubens ältere Studien in einer etwas leichten Weise komponiert. Als ich aber weiter fragte, ob es nicht auch ohne solchen Anlaß vorkomme, daß ein Künstler von der Natur, die er doch darstellen wolle, mit Bewußtsein abweiche und einzelne Teile eines Ganzen so bilde, wie er selber sie nie gesehen habe oder wie sie in solcher Vereinigung nicht bestehen könnten, da antwortete einer von ihnen, selbst ein bedeutender Maler, den, wer ihn kennt, aus dieser Antwort erkennen wird: »Man darf schon einmal stehlen, man darf sich nur nicht ertappen lassen.« Damit war denn doch, wenn auch in anderem Sinne, Goethe gerechtfertigt, und zugleich verständlich gemacht, daß die Künstler selbst nicht sehr geneigt sein würden ein Suchen nach Beispielen dieser Art zu unterstützen.

Ein solches aus antiker Kunst, das dem bei Rubens beobachteten nahe verwandt ist, scheint ein Mosaik im Lateran zu bieten, in dem der ungefegte Boden eines Eßzimmers mit Hühnerklauen, Muscheln, Brotrinden dargestellt ist, und zwar so, daß die einzelnen Stücke nach verschiedenen Seiten den Schatten werfen. Der kundige Archäologe, unter dessen Führung ich das Museum besuchte, erklärte die Ungleichmäßigkeit mit der Vermutung, daß das Bild beim Transport auseinandergenommen und dann falsch wieder zusammengesetzt worden sei. Aber könnte nicht der Maler mit Absicht den Schatten jedesmal auf der Seite beigefügt haben, wo er am besten mitwirkte die Form plastisch abzuheben? Das wäre dieselbe künstlerische Freiheit, die Erwin Pollack und später Wolfgang Passow in der Behandlung der Pferde nachgewiesen haben[3]. Die Alten waren gewohnt in der Rennbahn nur nach links herum zu fahren und zu reiten, weil sie die Pferde immer nur so galoppieren ließen, wie es den Tieren von Natur das Bequemere ist, mit Voranwerfen des linken Vorderfußes. Trotzdem sind in antiken Reliefs rennende Pferde ebensowohl im Rechts- wie im Linksgalopp dargestellt, und zwar im Rechtsgalopp vorzugsweise dann, wenn sie von rechts nach links springend erscheinen, also dem Beschauer die linke Seite zukehren. Pollack erklärt dies überzeugend durch Vergleich mit dem Bestreben der Schauspieler, so zu stehen und sich so zu bewegen, daß nicht ein Teil ihrer Glieder den Anblick des übrigen Körpers zudeckt, also, wenn sie nach links sprechen, die rechte Schulter vorzunehmen, und umgekehrt. Passow hat die Beobachtung um einen wesentlichen Zug bereichert, indem er feststellte, daß im Parthenon-Fries »von 69 Pferden, deren Gangart man »genau sehen kann, 29 im Kontergalopp gehen: vorn rechts hinten links »14, vorn links hinten rechts 15«. Also nicht nur um einen ungeschickten und häßlichen Eindruck zu vermeiden, sind die alten Reliefbildner mit Bewußtsein von der ihnen bekannten Wirklichkeit abgewichen, sondern sie haben darüber hinaus die strenge Naturwahrheit auch dem Streben nach abwechslungsreicher Darstellung untergeordnet.

d. Aber es gibt Fälle, in denen etwas Ähnliches geschehen ist, ohne daß den Künstler Tradition oder Absicht leitete, wo er vielmehr nur deshalb den genauen Anschluß an die Natur aufgab, weil er die Mittel seiner Kunst nicht vollkommen beherrschte und namentlich noch nicht gelernt hatte die verschiedenen Teile eines Bildes zueinander in das rechte Verhältnis zu setzen. Noch auf der hohen Stufe des Könnens, von der die Gruppe der Tyrannenmörder Zeugnis gibt, vermochte man zwar den Kopf und die äußeren Gliedmaßen in freier Bewegung aufzufassen und

3) Pollack, Hippodromica (Diss. Leipzig 1890) Kap. II. — Passow, Studien zum Parthenon (Philol. Untersuchung. 17; 1902).

wiederzugeben; aber man hatte noch nicht auf den Rumpf geachtet, um auch ihn in derjenigen Verschiebung oder Zusammenpressung zu bilden, die der Haltung des gesamten Körpers entsprach[4]. Vollends wenn wir in die eigentlichen Anfänge zurückgehen, so finden wir nicht bloß bei den Ägyptern, sondern auch in reichlicher Menge auf griechischem Boden Malereien und Reliefdarstellungen, die bei aller Lebendigkeit der Ausführung im einzelnen doch einen großen Fehler haben: der Standpunkt der Betrachtung ist nicht für alle Teile derselbe, es fehlt an Perspektive. Wenn etwa an einer archaischen Relieffigur die Füße seitwärts gestellt sind, während die Brust nach vorn gerichtet, der Kopf wieder im Profil dargestellt ist und in ihm die Augen in voller Breite mandelförmig sitzen, so wird es uns nicht schwer ein so wunderliches Gebilde zu erklären. Es ist ja ganz natürlich, daß der Künstler jeden Körperteil so dargestellt hat, wie es ihm am bequemsten war oder wie er sich ihm am deutlichsten eingeprägt hatte; die einzelnen Teile zueinander in richtige Beziehung zu bringen hat er noch nicht verstanden. So gibt es alte Zeichnungen und Kupferstiche, auf denen die Stücke einer Landschaft, Bäume und Büsche, Häuser und Berge, alle gleich groß dargestellt sind, als ob sie alle gleich weit vom Standpunkte des Betrachters entfernt wären; man hatte eben noch nicht gelernt, die Perspektive, die im Auge unbewußt sich bildet, mit dem Gedanken zu erfassen und in der Nachahmung auszudrücken. Wer mit geschichtlichem Sinne zu sehen vermag, wird sich freuen, wie die Lust am Auffassen und Wiedergeben erwacht und wächst, wie da jede kleine Errungenschaft, indem sie die Lösung einer Aufgabe erleichtert, zu einer neuen und größeren lockt. Unter diesen Aufgaben und diesen Errungenschaften war die Durchführung der Perspektive gewiß nicht die leichteste noch die früheste.

II.

Vier Wege haben wir erkannt, auf denen Anstöße und innere Widersprüche in ein Kunstwerk hineinkommen können: durch Zusammenwirken verschiedener Zeiten oder Hände, durch Übernahme und Weiterbenutzung fertiger Formen und Ausdrucksweisen, durch bewußte Abweichung um einer Wirkung willen, durch unvollkommene Beherrschung der Kunstmittel. Dieselben Erscheinungen wiederholen sich auf dem Gebiete der Poesie und überhaupt der Literatur. Es gibt auch eine Perspektive des Gedankens, die zu beachten den Menschen in der sprechenden Kunst ebensoviel Mühe gemacht haben wird wie die räumliche in der bildenden.

4) Vgl. Emanuel Löwy, Lysipp und seine Stellung in der griechischen Plastik (1891) S. 19 ff.

Beispiele ihrer Verletzung, die ich hier beibringe, sind nicht neu, sondern zum großen Teil schon von anderen beobachtet worden[5]).

D. Der Schöpfungsbericht der Genesis erzählt in Kapitel 1, daß Gott am vierten der sechs Tage die Lichter gemacht habe an der Veste des Himmels, die Tag und Nacht voneinander scheiden und als Merkzeichen dienen sollten für Zeiträume, Tage und Jahre. Also Tage soll es gegeben haben, ehe die Sonne da war? Das ist freilich unmöglich. Wer sich jedoch daran ärgern wollte, würde der alten, in ihrer Kindlichkeit erhabenen Poesie ebensowenig gerecht werden, wie wenn jemand einzuschärfen sucht, der Verfasser des 1. Buches Mose könne nichts sich Widersprechendes geschrieben haben, um so zu dem Schlusse zu gelangen: »Tage« müßten hier andere Zeiträume sein als die durch Auf- und Untergang der Sonne begrenzten, nämlich Schöpfungsperioden. Herodot wußte (I 140), ὡς οὐ πρότερον θάπτεται ἀνδρὸς Πέρσεω ὁ νέκυς πρὶν ἂν ὑπ᾽ ὄρνιθος ἢ κυνὸς ἑλκυσθῇ. Aber in der warnenden Rede, die er vor Beginn des Feldzuges von 480 dem Artabanos in den Mund legt, läßt er den Perser aus der Rolle fallen, der hier als ein schreckliches Zukunftsbild ausmalt Μαρδόνιον ὑπὸ κυνῶν τε καὶ ὀρνίθων διαφορεύμενον ἤ κου ἐν γῇ τῇ Ἀθηναίων ἢ ἐν τῇ Λακεδαιμονίων (VII 10 gegen Ende). Zwei weitere Beispiele aus Herodot habe ich bei anderer Gelegenheit besprochen, als es sich darum handelte, den Stil des ungenannten Autors der Ἀθηναίων πολιτεία verständlich zu machen[6]), der nun freilich in dem naiven Mangel an logischer Perspektive weiter geht als sich für den Schüler eines Aristoteles schicken will.

Im ganzen dürfen wir, entsprechend der Entwicklung der bildenden Kunst, die Fähigkeit, Linien so gegeneinander zu richten, Farben so abzutönen, daß das Ganze aus einem bestimmten Augenpunkte gefaßt erscheint, bei einem einzelnen Schriftsteller um so sicherer erwarten, je

5) Um nachher nicht im einelnen zitieren zu müssen, nenne ich hier die Hauptfundstätten: E. Buchholz, Vindiciae carminum Homericorum I (1885) § 240f. — Alfred Schöne, Zu Lessings Emilia Galotti; Zeitschr. für deutsche Philologie 26 (1893). — Jellinek und Kraus, Widersprüche in Kunstdichtungen; Zeitschr. für d. österr. Gymn. 1893 S. 673ff. Daran schloß sich eine Polemik zwischen ihnen beiden und Johannes Niejahr, in den Bänden III—V (1896—1898) des Euphorion; bei dieser Gelegenheit besprechen Jellinek und Kraus u. a. den Verlust und das Wiederauftauchen vou Sancho Pansas Esel, einen lehrreichen Fall bewußter, jedenfalls bewußt gewordener Inkonsequenz (IV 714ff.). — C. Rothe, Die Bedeutung der Widersprüche für die Homerische Frage (Berlin, Progr. des franz. Gymn. 1894) S. 15f. 22f. — In größerem Zusammenhang hat Alfred Gercke »die Analyse als Grundlage der höheren Kritik« behandelt NJb. 7 (1901) 1ff., 81fl., 185ff., unter Benutzung reichen Materiales und im einzelnen vielfach mit richtigem Urteil; woran es liegt, daß ihm im ganzen doch kein rechter Fortschritt gelungen ist, suchte ich JbA. 112 (1902) S. 46ff. kurz zu zeigen. 6) Aristoteles' Urteil über die Demokratie. Fleckeisens Jahrb. 145 (1892) S. 590f.

höher entwickelt die Literatur zu seiner Zeit bereits ist. Wo sich dann doch Abweichungen von der Regel finden, sind sie Zeichen individueller Schwäche oder gelegentlicher Unachtsamkeit. Bekannt ist der Esel des Sancho Pansa, über dessen Verschwinden und Wiederauftauchen Cervantes selber im Vorwort zum zweiten Bande gescherzt hat. Dafür mag auch noch ein römischer Vertreter, Livius, genannt werden, der z. B., als er die Stimmung des Senats vor Beginn des zweiten punischen Krieges schildert, als einen der Gründe zur Besorgnis angibt: *cum orbe terrarum bellum gerendum in Italia ac pro moenibus Romanis* (XXI 16, 6), als hätte man damals in Rom gewußt, daß Hannibal die Alpen übersteigen und in Italien einfallen würde.

C. Je reifer die Kunst sprachlicher Darstellung, je gewohnter die Wirkungen durchdachter Anordnung werden, desto eher wird es vorkommen können, daß ein Autor, im Vollgefühl der Herrschaft über die Mittel, sich im einzelnen Fall an die Regel nicht kehrt und einer Wirkung, die er hervorzurufen wünscht, die innere Übereinstimmung opfert. Der Durchführung eben dieses Gedankens für Sophokles ist das Buch des früh verstorbenen Tycho von Wilamowitz gewidmet, das in dieser Richtung vielleicht etwas weit geht, jedenfalls aber von der Fruchtbarkeit der ganzen Betrachtungsweise eine reiche Anschauung gibt[7]).

Daß die Ankündigung der Sibylle an Äneas, der Abstieg zum Avernus sei leicht, die Rückkehr schwierig (VI 126ff.), durch den Verlauf der Wanderung nicht bestätigt wird, hat Gercke richtig beobachtet; auch daß Äneas zum Schluß etwas plötzlich und gar zu kurzer Hand durch die elfenbeinerne Pforte zur Oberwelt entlassen wird. Aber wenn er nun darin den Rest einer älteren Konzeption entdecken will, nach welcher die Traumpforte noch bei Vergil eine bedeutende Rolle einnehmen und der Rückweg durch Hindernisse führen sollte (S. 15), so heißt das doch, es mit dem Dichter gar zu streng nehmen und seine Versprechungen nach dem Maßstabe geschäftlicher Rechtschaffenheit beurteilen. Die schönen Worte der Sibylle:

— — — — *facilis descensus Averno,*
noctes atque dies patet atri ianua Ditis;
sed revocare gradum superasque evadere ad auras
hoc opus, hic labor est —

sind poetische Umschreibung des schlichten Gedankens — der in die Situation hier freilich nicht paßt, aber an sich geeignet war, Eindruck zu

7) Tycho v. Wilamowitz-Moellendorff, Die dramatische Technik des Sophokles. Aus dem Nachlaß herausgeg. von Ernst Kapp. Mit einem Beitrag von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff. (Philol. Untersuchungen 22) 1917.

machen —: »Sterben kann man jederzeit; aber ins Leben zurückzukehren gelingt nur wenigen«. Und daß ein Erzähler das, was er sorgfältig angesponnen und weitergeführt hat, zuletzt, um nicht alle Fäden noch einmal aufnehmen zu müssen, kurz abbricht, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, beinahe in jedem größeren Romane zu beobachten. Zu meiner Freude urteilt Norden im wesentlichen ebenso; daß Vergil die Inkonvenienzen bei endgültiger Redaktion entfernt haben würde, bezweifelt er sehr entschieden, da die Rede der Sibylle und die vorhergehende des Äneas mit deutlichem Bezug aufeinander komponiert seien. Demselben Gelehrten verdanken wir den Hinweis auf einen zweiten Fall bewußten Abweichens von der logischen Perspektive. Deiphobus erzählt von seinem Schicksal beim Untergange Trojas; wie man jene Nacht, als das verhängnisvolle Pferd in die Stadt gebracht war, *falsa inter gaudia* (513) zugebracht habe, wisse Äneas. Wenn er nun fortfährt (520f.): *tum me confectum curis somnoque gravatum infelix habuit thalamus*, so ist auch diese Vorstellung, die der erschöpfenden Sorgen, mehr ernst und rührend als in den Zusammenhang der *falsa gaudia* passend. Und ein so überlegt arbeitender Dichter kann das nicht übersehen, er muß es gewollt haben. Neuere haben sich, wo es darauf ankam, dieselbe Freiheit genommen.

Im Verlauf des vorher erwähnten Gespräches mit Goethe warf Eckermann selbst die Frage auf, ob sich nicht »ähnliche kühne Züge künst»lerischer Fiktion wie das doppelte Licht von Rubens in der Literatur »finden ließen«, und er erhielt zur Antwort eine Stelle aus Shakespeares Macbeth. Goethe fand es durchaus berechtigt, »daß der Dichter seine »Personen jedesmal das reden läßt, was eben an dieser Stelle gehörig, »wirksam und gut ist, ohne sich viel und ängstlich zu bekümmern und »zu kalkulieren, ob diese Worte vielleicht mit einer andern Stelle in »scheinbaren Widerspruch geraten möchten«. Der Verfasser des Faust wußte selbst von diesem Rechte Gebrauch zu machen und erwähnte eine Probe davon einige Monate später wieder gegen Eckermann (Bd. I, 5. Juli 1827): bei dem Trauergesang, den der Chor über Euphorions Ende anstimmt, »fällt er ganz aus der Rolle; er ist früher und durch»gehends antik gehalten oder verleugnet doch nie seine Mädchennatur, »hier aber wird er mit einemmal ernst und hoch reflektierend und spricht »Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können«. Goethe freute sich im voraus darauf, was die deutschen Kritiker dazu sagen würden, und bezweifelte, ob sie Freiheit und Kühnheit genug haben könnten, darüber hinwegzukommen.

Nicht so ausdrücklich bezeugt, aber doch auch nicht zu bezweifeln ist die bewußte Absicht in der Szene der Braut von Messina, in der die Nachricht von Beatricens Entführung gebracht wird und nun sowohl Isabella

wie ihre beiden Söhne sich aufs wunderlichste betragen, und sich so betragen müssen, wenn nicht der Zusammenhang sofort aufgedeckt und damit die ganze spätere Verwicklung abgeschnitten werden soll. Rothe hat dieses Beispiel hervorgehoben und richtig beurteilt. Auf einen anderen Widerspruch bei Schiller hat zuerst Ludwig Friedländer hingewiesen: in der zweiten Szene von »Wallensteins Lager« wird davon gesprochen, daß die Truppen heute die doppelte Löhnung erhalten haben; nachher aber, in der elften Szene, sagt eben der Trompeter, an den diese Äußerung gerichtet war: »Hat man uns nicht seit vierzig Wochen die »Löhnung immer umsonst versprochen?« — was dann in der Verhandlung mit Questenberg durch Buttler bestätigt wird. Soll man hier eine Verschiedenheit des ursprünglichen Planes wittern? Das scheint auch Gercke nicht zu wollen; aber der Anstoß in »Kabale und Liebe«, den er in solchem Sinne verwertet, ist nicht stärker. Das Gespräch zwischen Lady Milford und Ferdinand (II 3) schließt mit der Drohung: »Wehren Sie sich, so gut Sie können; ich lasse alle Minen springen«, ohne daß nachher etwas Nennenswertes unternommen wird. Der jugendliche Dichter wollte einfach einen wirksamen Szenenschluß haben und ließ sich durch die Sorge, daß man ihn beim Wort nehmen werde, nicht stören. — Für beabsichtigt halte ich auch, abweichend von Schöne, die Verschiedenheit in dem, was Emilia Galotti (II 6) zu ihrer Mutter, und dem, was später III 5) der Prinz über den Verlauf der Begegnung in der Kirche sagt. Eine unbewußte Inkonsequenz wäre zwar auch bei Lessing nicht unmöglich; aber das andere ist doch wahrscheinlicher. Denn daß der Autor aus seinem Werke herausguckt, daß er seine Personen Dinge sagen und tun läßt, die von ihrem Standpunkt aus nicht motiviert erscheinen und in Wahrheit nur durch die weiteren Folgen veranlaßt sind, die der Dichter dadurch vorbereiten will, diesen Fehler hat Lessing selbst in der Hamburgischen Dramaturgie (St. 45) scharf gerügt und wohl als erster klar erkannt. Also ist anzunehmen, daß, wo er selbst einen ähnlichen Verstoß zu machen scheint, er mit Bewußtsein und nicht aus Versehen sich über die Regel hinweggesetzt hat.

B. Dies gilt auch da, wo er nicht ganz freiwillig abgewichen ist, sondern weil er durch den Stoff, den er sich gewählt hatte, gebunden war. Odoardos furchtbarer Entschluß gibt dem Erklärer ein Rätsel auf; zuletzt bleibt doch keine andre Antwort als die, daß hier in der psychologischen Motivierung eine Lücke ist. Lessing mußte auf die Tat des alten Römers hinauskommen, und hatte doch selber die Voraussetzungen geändert, indem er die Handlung aus dem Altertum in moderne Verhältnisse versetzte, an den Hof eines Fürsten, der zwar in seinen Begierden zügellos, doch edleren Regungen durchaus nicht unzugänglich ist. Das römische

Mädchen, das der Richter einem Herrn als Sklavin preisgab, war in der Tat wehrlos und hilflos preisgegeben; dasselbe mit Bezug auf Emilia glaublich zu machen, hat Lessing alle Dialektik des Schmerzes und der Verzweiflung aufgeboten und hat mit höchster Kunst doch nicht vermocht, dem äußeren Zwange, der für den Dichter bestand, einen inneren für die handelnden Personen entsprechen zu lassen. Von verwandter Art ist im Grunde die vorher erwähnte Entwicklung in der Braut von Messina. Dort war ja die Fabel vom Dichter ersonnen, aber nicht das dramatische Motiv, zu dem sie ein Beispiel geben sollte; das stammte aus dem Ödipus. Mittelbar also war auch Schiller gebunden und mochte erfahren, wie schwer es ist, *proprie communia dicere*. Schauspielerische Kunst mag im einen Falle den Anstoß verdecken, im andern ihn mildern; was dann noch an Unebenheit übrig bleibt, braucht dem Zuschauer oder Leser die Freude nicht zu verderben.

Zum Verständnis Vergils war es ein unerläßlicher, doch nicht der letzte Schritt, zu beobachten, wie er übernommenes episches Gut oft ohne volles Bewußtsein des Sinnes festhält und dadurch die Wirkung selber stört, sei es bei einzelnen Ausdrücken oder bei mehr oder weniger weit reichenden Motiven (vgl. oben S. 385). Bemerkenswert ist, daß er gelegentlich auch solche Züge in eine neue und fremdartige Umgebung bringt, die er selbst vorher in anderem und natürlicherem Zusammenhange geschaffen hat, daß er dadurch sozusagen sein eigener Nachahmer wird. Einen Beleg hierfür bietet (in jenem Programm S. 17) die Geschichte des Ausdruckes *uber agri*, der zwar nach homerischem Muster gebildet, aber zunächst (Aen. III 95) richtig gebildet worden ist und erst innerhalb der vergilischen Poesie zu weiterer Nachahmung und damit zu einer völlig umgestaltenden Entwicklung den Anlaß gegeben hat. Auf das Seltsame, daß die Sibylle den Äneas auffordert, sein Schwert zu ziehen, während sie doch vorher weiß, daß er es gar nicht gebrauchen kann (VI 260—292), hat Ernst Brandes hingewiesen (Fleckeisens Jahrb. 141 [1890] S. 63) und es damit erklärt, daß der trojanische Held auch hierin nach dem Muster des Odysseus verfahren muß, der seinerseits (κ 535. λ 48) zu sehr bestimmtem Zwecke der Waffe bedarf. Dem widersprach Norden: Vergil habe hier nicht bloß Homers νέκυια, sondern auch eine κατάβασις Ἡρακλέους als Vorbild gehabt, in der vorgekommen sei, daß der Held gegen die Gorgo das Schwert zückt und von Hermes belehrt wird, ὅτι κενὸν εἴδωλόν ἐστιν (Apollodor II 123). Er habe also nicht ein einzelnes Motiv gedankenlos verwendet, sondern zwei gesonderte Motive verbunden, und nicht einmal ungeschickt verbunden. Denn daß Gespenster das blanke Eisen fürchten, sei alter Glaube; die Sibylle habe also sehr wohl befehlen können *vagina eripe ferrum*, auch wenn sie

wußte, daß Äneas von seiner Schärfe keinen Gebrauch werde machen können. Als etwas künstlich bezeichnet Norden selber diesen Zusammenhang; doch wird Vergil dadurch von dem Vorwurfe der Gedankenlosigkeit und des Widerspruches mit sich selbst in der Tat entlastet.

In der aufmerksamen Betrachtung, die sich der positiven Seite von Vergils Tätigkeit, dem künstlerischen Verarbeiten und sinnvollen Umgestalten, zugewendet hat, liegt der Fortschritt, den die Arbeiten von Heinze und Norden bezeichnen. Ein Beispiel solcher fruchtbaren Analyse bietet die Elpenor-Episode, verglichen mit dem, was Vergil daraus gemacht hat. Sein Wunsch war, nichts Wirksames unbenutzt zu lassen; andrerseits durfte er den abschließenden Eindruck der prophetischen Rede des Anchises nicht durch den hinterherkommenden Bericht über die Bestattung eines Gefährten abschwächen: so legte er die Erfüllung dieser Pflicht vor den Hinabstieg und übertrug die rührende Klage des Unbeerdigten (VI 363ff. nach λ 66ff.) dem Palinurus. Bei dieser Umbildung haben sich allerdings kleine Unverträglichkeiten eingestellt, die doch gegenüber der gewollten und erreichten Schönheit nicht in Betracht kommen und, woran Norden mit Recht erinnert, von antiken Lesern schwerlich auch nur beachtet wurden. Daß im ganzen Vergils sechstes Buch eine durchdachtere und geschlossenere Komposition ist als das elfte der Odyssee, hatte man auch wohl früher nicht verkannt. Aber wenn Heinze, um Vergils Überlegenheit in der Anlage von Kampfszenen — »reife Künstlerarbeit neben kindlichem Versuch« — darzutun, das Θ der Ilias zugrunde legt, so hat er sich diesmal die Arbeit etwas leicht gemacht; die τειχομαχία würde ein anderes Bild von homerischem Können auch im Aufbau gegeben haben. Doch der Vergleich wird ebenso an solchen Partien durchgeführt, in denen die Vertretung Homers nicht von vornherein für ihn ungünstig war: den Wettspielen in Aen. V und in Ψ, Nisus und Euryalus neben der Δολώνεια, Dido neben Kalypso. Vergils Kunst wird einen deutschen Leser unserer Zeit nicht leicht beim ersten Bekanntwerden für sich einnehmen; doch in Jahre hindurch gepflegtem Verkehr, gerade wenn dieser von dem kritischen Bemühen um Verständnis ausging, erschließt sie, was in ihr ist.

A. Wo solche Bemühung auf die Anlage des ganzen Werkes gerichtet ist, muß sie natürlich mit der Tatsache rechnen, daß Vergil selber es nicht zu vollem Abschluß gebracht hat, und mit der Wahrscheinlichkeit, daß von dem, was wir lesen, manches durch Änderung des Planes erst während der Arbeit so geworden sei. So gehört auch Vergil heute zu den Autoren, bei denen Fragen der Komposition gelöst oder wenigstens klar gestellt werden müssen. In der Einleitung wurde Herodot genannt, für den Dahlmann und Kirchhoff aus der überlieferten Form seines Ge-

schichtswerkes — wie Goethe aus dem Anblick des Münsterturmes — den Schluß gezogen haben, daß die Vollendung durch äußere Ursachen unterbrochen worden ist. In ähnlicher Art wird die Kritik oft ihr Urteil dahin zu sprechen haben, daß in dem scheinbar abgerundeten und glatt verlaufenden Texte eines literarischen Werkes doch Lücken vorhanden sind, die nur von dem erkannt werden können, der sich in den Plan des Ganzen verständnisvoll hineingedacht hat. Wichtiger im allgemeinen und auch fruchtbarer, übrigens von der ersten innerlich kaum zu trennen, ist die positive Aufgabe: das, was wirklich vorhanden ist, seinem Ursprung nach zu erklären und auf seine verschiedenen Quellen zurückzuführen oder, wie in einem Bauwerk, die verschiedenen Hände, die daran gearbeitet haben, und die Gedanken der mitwirkenden Meister zu erkennen.

Verhältnismäßig einfach ist diese Arbeit bei solchen Werken, für die nicht nur die Einheit des Verfassers im voraus sicher ist, sondern auch feststeht, daß er das Werk in der Form für die Veröffentlichung bestimmt hat, in der wir es kennen. Das trifft z. B. für Goethes Faust zu, wo denn das Problem — auch nach Entdeckung des »Urfaust« (1887) ist es ein solches — die Wendung bekommt, zu untersuchen, wie sich die Partien des fertigen Werkes auf das Leben des Dichters verteilen und durch welche Erlebnisse und inneren Erfahrungen sie im einzelnen angeregt sind, dies alles aber doch nur Vorarbeit ist für die Hauptfrage: was der Dichter zuerst, was zuletzt mit seinem Werke gewollt habe, wie seine eigne Entwicklung in der dieses Werkes sich kundtue. Auch aus dem Egmont läßt sich Ähnliches anführen. Als der Unglückliche nachts im Gefängnis dadurch aus dem Schlafe aufgeschreckt wird, daß Silva, von Gewaffneten begleitet, eintritt, glaubt er zuerst, man wolle ihn ermorden; wie ihm dann das Urteil vorgelesen wird, fährt er auf bei den Worten, daß dem Herzog von Alba auch über die Ritter des goldenen Vließes die Gerichtsbarkeit übertragen sei: offenbar ist er ganz überrascht und weiß nichts von einer vorhergegangenen Gerichtsverhandlung. Und doch sagt nachher Ferdinand zu ihm, er habe in den Akten die einzelnen Anklagepunkte gelesen und dazu Egmonts Antworten: »Gut genug, dich »zu entschuldigen; nicht triftig genug, dich von der Schuld zu befreien.« Goethe war mit diesem Trauerspiel bereits beschäftigt, als er nach Weimar kam; vollendet hat er es in Italien: so ist es sehr begreiflich, daß sich in manchen Punkten die Voraussetzungen, auf denen das Drama beruhte, wie die künstlerischen Gedanken, die es verwirklichen sollte, während der Ausführung verschoben haben.

Außergewöhnlich günstige Bedingungen sind der literarischen Analyse da gestellt, wo der Verfasser selbst sich über die Entstehungsweise

seines Werkes ausgesprochen hat. An Gerckes methodischen Erörterungen haben deshalb die Beispiele aus Don Carlos einen wesentlichen Anteil. Wenn Schiller bekennt, er habe sich zu lange mit dem Stücke getragen, sei während der Ausarbeitung selbst ein anderer geworden und habe schließlich die zweite Hälfte der ersten, so gut es ging, anpassen müssen, so ist es nicht übel, dies auf Homer anzuwenden (S. 13): »Wie »der Marquis Posa jetzt den Don Carlos ganz in Schatten stellt, so haben »die Irrfahrten des Odysseus und der Freiermord die Bedeutung der »Hadesfahrt getrübt, der Kampf um Ilion den Raub der Helena überwuchert.« Der Vergleich kann sich nützlich erweisen, Aufmerksamkeit zu wecken und Gesichtspunkte zu zeigen; er darf nicht etwa dazu verführen, daß man Unterschiede der Anschauung und des historischen Bewußtseins, die sich auf Generationen und Jahrhunderte verteilen, zu Stufen in der Entwicklung eines einzelnen Menschen zusammendrängt, oder umgekehrt Vorstellungen, die in demselben Kopfe sehr wohl vereinigt sein konnten, der großzügigen Analogie zuliebe auseinander reißt. Der zweiten Gefahr ist Gercke nicht ganz entgangen. Unerläßlich, ehe Kritik einsetzt, bleibt doch immer die Sorgfalt im Verstehen; und im bereicherten Verständnis liegt dann wieder der beste Lohn der Kritik. Davon bieten unsere beiden Dioskuren auch gemeinsame Beispiele. Im Wallenstein das Element »Goethe« und in Wilhelm Meister den Einfluß Schillers aufzusuchen und zu empfinden, ist eine schöne Aufgabe, die trotz des Anhaltes, den der Briefwechsel gewährt, an den trennenden und verbindenden Verstand ernste Forderungen stellt.

Viel schwieriger freilich wird die Arbeit der Kritik, wenn es sich um ein Werk aus alter Zeit handelt, über dessen Entstehung keine Briefe oder sonst literargeschichtliche Notizen vorliegen. Wenn da gewisse Stücke den Zusammenhang stören, so muß gezweifelt werden, ob sie vom Autor selbst aus einer fremden Vorlage bei Gelegenheit der ersten Ausarbeitung aufgenommen oder erst später in sein vollendetes Werk, sei es nun auch wieder von ihm selbst oder von anderen, hineingebracht worden sind. Seit wir gelernt haben an die Möglichkeit zu denken, für die es im Grunde gar keines Beweises bedurft hätte, daß ein Autor sein eigenes Werk interpolieren kann, ist manche Diskussion, die schon geschlossen zu sein schien, von neuem eröffnet worden; so die über das Verhältnis der Verse in Sophokles' Antigone 905—913 zu der Erzählung bei Herodot III 118f. Kirchhoffs scharfsinnige Behandlung dieser Frage[8]) verliert dadurch etwas an Sicherheit, daß er es als selbstverständlich annimmt, der Dichter müsse jene Verse gleich bei der ersten Aufführung der Tragödie eingefügt haben, während es doch ebensowohl nachträg-

8) Über die Entstehungszeit des herodotischen Geschichtswerkes ² (1878) S. 8f.

lich, bei Herstellung der Buchausgabe, geschehen sein kann. Dieser Ansicht neigt auch Ewald Bruhn zu, der die Echtheit des uns in der Tragödie befremdenden Zitates überzeugend dargetan hat[9]). Natürlich gibt es einfachere Probleme, die eine glatte Lösung zulassen. Wenn Nitzsch (Rhein. Mus. 27) nachgewiesen hat, daß Herodot bald für Athen bald für Sparta, bald für die Alkmeoniden bald für ihre Gegner eingenommen erscheint, weil er, um unparteiisch zu verfahren, verschiedenartige Berichte gesammelt und aneinander gereiht hat, so wird gewiß niemand den Einwand erheben, Herodots Darstellung sei zuerst einheitlich gewesen, und das Schwanken des Standpunktes in unserem Texte beruhe auf Interpolation. Umgekehrt versteht es sich in der pseudaristotelischen Ἀθηναίων πολιτεία von selbst, daß der Zusatz (43, 2) κατὰ σελήνην γὰρ ἄγουσιν τὸν ἐνιαυτόν, den Rühl, Lipsius, van Herwerden als fremdartig erkannt haben, nicht zur Zeit als die Schrift verfaßt wurde, irgendeinem äußeren Anlaß zufolge, gemacht sein kann. Doch eben dieses Werk bietet uns ein Beispiel, wie verwickelt unter Umständen die Ursprungsfragen sein können und wie vorsichtiger Formulierung sie bedürfen. Daran zweifelt seit Wilckens scharfsinniger Entdeckung wohl niemand mehr, daß die drakontische Verfassung, die in dem Verzeichnis am Schluß des historischen Teiles (Kap. 41) ohne Nummer auftritt, auch in der vorhergehenden Darstellung (Kap. 4) interpoliert ist. Wer aber den Einschub gemacht habe, ob der Verfasser selbst oder ein Späterer, darüber wird noch gestritten und wird vielleicht immer gestritten werden. Ja, auch der Versuch, den sachlichen Inhalt der Interpolation als echt anzusehen, dieses Spiegelbild oligarchischer Wünsche aus der Zeit der Revolution von 411 als eine Wirklichkeit des 7. Jahrhunderts zu begreifen — selbst dieser Gedanke hat in Otto Seeck einen entschlossenen und beredten Fürsprecher gefunden[10]).

Aber wenden wir von der unvollkommenen Arbeit eines Schülers den Blick auf das Kunstwerk eines Meisters griechischer Prosa. Platons »Staat« hat bedeutenden Forschern zu Untersuchungen Anlaß gegeben über seine Zusammensetzung, die zeitliche Reihenfolge der Teile, über Entwicklung und Umbildung des Planes, nach dem der Verfasser selbst sie endlich zu einem Ganzen vereinigt hat. Wenn Theodor Gomperz die auf diesem Wege erwachsenen »Mutmaßungen« ganz und gar abzulehnen

9) Bruhn, Eine neue Auffassung der Antigone. NJb. 1 (1898) S. 248ff. Dazu Einleitung seiner Ausgabe (1904) S. 34ff. (2. Aufl. 1913, S. 37ff.).

10) Ulrich Wilcken, »Zur Drakontischen Verfassung«, im »Apophoreton« der Graeca Halensis (1903) S. 85ff. Seeck, »Die Gesetze Drakons«, Klio 4 (1904) S. 306ff., im Zusammenhang einer Reihe von »Quellenstudien zu des Aristoteles Verfassungsgeschichte Athens«.

sich genötigt erklärte (Griech. Denker II [1903] S. 359), so hat er mit Recht scharfen Widerspruch erfahren. Angenommen selbst, unter den erzielten Resultaten fände sich kein Satz, der im wörtlichen Sinne richtig wäre, so bliebe doch der Gewinn, daß beim Suchen die Gedanken Platons in mannigfaltigen Beziehungen verglichen, in wechselnde Beleuchtung gerückt und so dahin gebracht worden sind, immer mehr von ihrem Gehalt und Wesen zu offenbaren. Und, was mehr ist, gewonnen bleibt die Gesamtanschauung, die nicht einfach hingestellt und überliefert werden kann, sondern erarbeitet sein will, daß ein Werk wie dieses, trotz der »unerhörten schriftstellerischen Kunst«, die dafür aufgeboten ist, nicht in gerader Linie aus dem Leben des Denkers hervorgegangen, sondern allmählich entstanden ist und im schließlichen Aufbau wie mit den darin vorkommenden »Härten des Überganges« von Entwicklung und innerem Ringen Zeugnis ablegt. Diese Grundanschauung, die doch auch Gomperz zu würdigen bereit scheint (S. 371), ist jetzt durch Wilamowitz' Untersuchungen über Platons Leben und Werke (1919) aufs willkommenste vertieft und bereichert worden. Nur dessen wollen wir eingedenk sein — und vielleicht hat solcher an sich berechtigten Warnung Gomperz bloß einen etwas übertriebenen Ausdruck gegeben —, daß hier weniger noch als auf anderen Gebieten die Einzelheiten eines Hypothesengebäudes wie Ergebnisse exakter Forschung oder gar wie Tatsachen verwertet werden dürfen. Allzu verschlungen sind die Zusammenhänge der Gedankenwelt, die einen schaffenden Geist erfüllt und bewegt, allzu mannigfaltig auch, im Großen wie im Kleinen, die Möglichkeiten der Ablenkung aus einer zunächst eingeschlagenen Bahn.

Nachdem wir durch Analogien der bildenden Kunst und dann an literarischen Beispielen vier Arten kennengelernt haben, wie Unebenheiten in der Ausführung eines Kunstwerkes entstanden sein können, läßt sich die Stärke wie die Schwäche der seit Lachmann geübten Homerkritik kurz bezeichnen: man hat mit Aufbietung von viel Fleiß und Scharfsinn den einen der angegebenen Wege — Erklärung aus äußerlich eingreifender Tätigkeit — ausgebaut, die drei anderen kaum beachtet. Wo es unternommen wurde — z. B. von Kirchhoff für α und ο, von Kayser für Η und Θ, von Peppmüller für Ω [11]) —, im einzelnen zu verfolgen, wie ein Dichter mit überkommenem Besitz an Versen, Formeln, Wendungen gearbeitet hatte, da geschah es immer in der Absicht und im ganzen auch mit dem Erfolge, daß er dadurch als »Interpolator«

11) Karl Ludwich Kayser, De interpolatore Homerico, Heidelberg 1842; wieder abgedruckt in seinen Homerischen Abhandlungen S. 47ff. — Peppmüller, Kommentar des vierundzwanzigsten Buches der Ilias, 1876.

oder »Flickpoet«, sein Werk als ein Machwerk, als »unecht« hingestellt wurde. Und doch konnte ein Gesang wie Ἕκτορος λύτρα stutzig machen und mißtrauisch, nicht gegen den Nachweis der vielfachen Abhängigkeit des Verfassers von seinen Vorgängern, sondern gegen das daraus abgeleitete Urteil, daß er kein Dichter sei. In psychologischer Vertiefung war er das gewiß, aber freilich ein Spätling, der sich überlieferter Ausdrucksformen bediente, seine ganze Art der vergilischen verwandt. Wo sich bei ihm Abweichungen von der natürlichen Folgerichtigkeit des Denkens finden, wird man sie darauf ansehen dürfen, ob sie nicht mit der Armhaltung in Rubens' Kreuzabnahme auf einer Stufe stehen. Nun ist uns aber durch Betrachtung der Sprache und des Verses, der Kultur und des Götterglaubens klar geworden, daß schon die Verfasser der ältesten Teile unsrer Ilias nicht ganz auf sich standen, sondern von einer reichen Erbschaft zu zehren hatten; wir werden also auch bei ihnen schon mit der Möglichkeit solcher Erklärung zu rechnen haben. Nicht minder aber mit der dritten, die Goethe im Gespräche mit Eckermann aus jener Rubensschen Landschaft ableitete: daß der Dichter wie der Maler um einer künstlerischen Wirkung willen mit Bewußtsein innerhalb seines Werkes die Voraussetzungen geändert haben kann.

So werden wir bei Homer duldsamer gegen Anstöße und in der Annahme gewaltsamer Umgestaltungen eines ursprünglichen Textes vorsichtig, gerade indem wir seine Schaffensweise unter denselben Gesichtspunkten ansehen wie die späterer Zeiten. Dabei sagt uns das Gefühl, daß hier doch ein Unterschied besteht. Im ganzen hatte das Denken der homerischen Menschen, an modernem gemessen, etwas Schlichtes und Ursprüngliches; für gar vieles, was ein Dichter zu sagen hat, sollte damals zuerst ein Ausdruck gefunden werden. Daraus ergab sich eine Mischung aus Gebundenheit und Freiheit, Konventionellem und Frischempfundenem, aus Unbeholfenheit der Sprache und glücklich treffender Kraft, die in diesem Verhältnis der Elemente nirgends genau so wiederkehrt und den besonderen Charakter des epischen Stiles der Griechen ausmacht. Mit Bezug auf sachliche und logische Anstöße ergibt sich daraus die Vermutung, daß unter ihnen solche, die in unvollkommener Beherrschung der Darstellungsmittel ihren Grund haben, im Verhältnis zu den drei anderen Arten bei Homer häufiger sein werden als in Dichtwerken aus literarisch entwickelten Zeiten. Aber dem widerspricht eben die zweite der beiden Voraussetzungen, die wir prüfen wollten; nachdem die erste nicht standgehalten hat, treten wir an diese heran. Am klarsten ausgesprochen hat sie Kirchhoff (Od.[2] S. 252): »Nie können die Be»sonderheiten der Entwicklungsstufe, der eine geistige Schöpfung ent»sprang, ein Ausnahmeverfahren in der Beurteilung derselben in der

»Weise begründen, daß sie als den allgemeinen Gesetzen und Formen »des menschlichen Denkens aller Zeiten und Bildungsstufen nicht unter-»worfen betrachtet wird. Diese Gesetze haben dieselbe Verbindlichkeit »und bieten damit in demselben Grade Anhaltspunkte für das Urteil bei »Homer wie bei Thukydides, gelten notwendig als Voraussetzungen für »einen jeden Text, der als das Produkt gesetzmäßigen Denkens und Vor-»stellens aufgefaßt und verstanden werden soll, sind nicht subjektiver »sondern objektiver Natur.« In ähnlichem Sinne hatte früher Müllenhoff (Zur Geschichte der Nibelunge Not, S. 4) für das Nibelungenlied den Einwand zurückgewiesen, daß Lachmann bei seiner Kritik durch eine übertriebene Vorstellung von der Vollkommenheit der alten Volkslieder geleitet worden sei. Er verlangte, daß man die Unvollkommenheit des ursprünglichen Epos erst beweise, hielt es aber im voraus für unmöglich, daß dieser Beweis gelänge«. Um in dieser Grundfrage zu einem Urteil zu gelangen, müssen wir auf das Wesen des homerischen Stiles, von seinen sprachlichen Bestandteilen bis zu den größeren und großen Gebilden, die der Dichter schafft, mit genauerer Betrachtung eingehen.

Für die Analyse des Epos, die Sonderung seiner Teile nach ihrer Herkunft, bildet schließlich der Stil die wichtigste Instanz. Aber um die bedeutenden Dichterpersönlichkeiten, die in Ilias und Odyssee zu uns sprechen, in ihrer Verschiedenheit zu vernehmen, bedarf es eines geübten Ohres, der höchsten Ausbildung eines empfänglichen Sinnes[12]). Der verfeinerte und vertiefte Genuß des Kunstwerkes, der dadurch vermittelt wird, rechtfertigt an sich alle darauf gewendete Mühe. Sie ist aber auch deshalb unerläßlich, weil nur auf solcher Grundlage eine Stilvergleichung ausgeführt werden kann, die imstande ist, der Kompositionskritik zu dienen. Wenn meistens die letzte Entscheidung, oft auch der erste Anlaß zu folgenreicher Sonderung oder Zusammenfassung in einem Gefühlsmomente liegt, so ist die Gefahr der Willkür gegeben; die Untersuchung selber muß so geführt werden, daß sie ihr entgegenwirkt. Dies kann gelingen, wenn man den Eintritt des subjektiven Urteils bis ans Ende verschiebt und so lange als möglich mit greifbaren Beobachtungen und Schlüssen arbeitet, indem die Hauptelemente des epischen Stiles als solche zum Gegenstande vergleichender Betrachtung gemacht und in ihrer Entwicklung verfolgt werden. Mit einem ist das bereits geschehen, in dem sachlichen Zusammenhang, aus dem es erwachsen war; nun beginnen wir mit dem, was für alle anderen die Voraussetzung schafft.

---

12) Ähnlich Wilamowitz IlH. 25, der mit Recht daran erinnert, daß es sich hier um Dinge handelt, die von Anfängern nicht geleistet werden können: »erst lange Vertrautheit mit dem Objekte verleiht die Fähigkeit, Individuelles zu bemerken«.

ZWEITES KAPITEL

GEDANKE UND AUSDRUCK

Die Sprache des Epos recht zu verstehen wird uns vor allem deshalb so schwer, weil sie mit ihren Anfängen noch an eine primitive Stufe heranreicht, auf der neben den Lauten die Gebärden einen selbständigen Teil des aus beiden sich zusammensetzenden Ausdrucks- und Verständigungsmittels ausmachten, das wir »Sprache« nennen. Wendungen wie ἀπαμείβετο φώνησέν τε oder ἔπεσσιν ἀμειβόμενος lassen noch erkennen, daß man eine andere Art des Erwiderns, neben dem in Worten, als gleichberechtigt gelten ließ. Solche Vorstellungen stören uns ja nicht, wenn sie hinter den geschriebenen oder gedruckten Zeichen auftauchen; aber sie erinnern daran, wie in diesen nur ein Teil dessen fixiert ist, was der Vortragende ausdrücken wollte und für seine Zuhörer vernehmlich auszudrücken vermocht hat. Wirksam wechselnde Betonung eines südländischen Rhapsoden auf der einen Seite, empfänglicher Sinn und leichte Entzündbarkeit auf der andern kamen hinzu, um ein Ganzes voll Bewegung und Leben zu erzeugen, das wir kaum ahnen können. Das papierne Wort bietet nur einen ersten Anhalt; ihn muß die Phantasie ergreifen und von ihm aus versuchen, ein Bild der Stimmungen, Empfindungen, unausgesprochenen Gedanken hervorzurufen, die den mündlichen Vortrag begleitet haben[1]). Wer bei uns allzu lebhaft gestikuliert, mag leicht die Besorgnis erwecken, ob er wohl recht bei Verstande sei; den Griechen erschien umgekehrt ein Mann, der bei öffentlichem Spre-

1) Wertvolle Anregung nach dieser Seite gibt der schon erwähnte Aufsatz von Felix Bölte, »Rhapsodische Vortragskunst« NJb. 19 (1907) S. 571 ff. Anders Gercke im Zusammenhang einer Artikelfolge »Die Homerforschung« (Internat. Monatsschr. f. Wissenschaft, Kunst u. Technik, 1919, Sp. 405 ff., 595 ff.), wo er unter den Hilfsmitteln, welche die Unitarier mit zunehmender Erfindsamkeit ausgebildet hätten, um den bündigen Schlüssen der analytischen Kritik zu entgehen, auch dieses anführt (Sp. 478): »vom ästhetischen Gebiet auf das psychologische überzugehen, dem Dichter ein Raffinement an Gedankentiefe unterzulegen und im Notfalle Handbewegungen des Rezitators zur Ergänzung der mangelnden Anschaulichkeit oder Logik auszudenken«. Daß diese Worte in einem Abschnitte stehen, der die Überschrift trägt »Vertiefung der Aufgabe«, ist mindestens ein Stilfehler.

chen ruhig stand, σκῆπτρον δ' οὔτ' ὀπίσω οὔτε προπρηνὲς ἐνώμα ἀλλ' ἀστεμφὲς ἔχεσκεν, — ἀΐδρεϊ φωτὶ ἐοικώς (Γ 218f.). Da nun Ton und Mienenspiel wegfallen, so müssen in der nüchtern gemachten, schwarz auf weiß festgelegten Sprache grammatische Lücken oder Anstöße hervortreten, von denen das Publikum des Dichters nichts merkte[2]).

1. Homer denkt mehr anschaulich als logisch; indem seine Phantasie von einem Bilde zum andern weiter eilt, läßt sie die Erwägung nicht aufkommen, ob auch die Hörer imstande sein werden, ebenso schnell zu folgen. So lesen wir in der Schilderung des Ringkampfes zwischen Odysseus und dem Telamonier Ψ 725 ff.:

ὣς εἰπὼν ἀνάειρε. δόλου δ' οὐ λήθετ' Ὀδυσσεύς·
κόψ' ὄπιθεν κώληπα τυχών, ὑπέλυσε δὲ γυῖα,
κὰδ δ' ἔπεσ' ἐξοπίσω· ἐπὶ δὲ στήθεσσιν Ὀδυσσεὺς
κάππεσε.

Hier haben außer der venetianischen fast alle Handschriften κὰδ δ' ἔβαλ' ἐξοπίσω, und auch in *A* ist ἔβαλ' als Variante beigeschrieben. Offenbar eine sehr alte Korrektur, der grammatischen Gleichmäßigkeit zuliebe gemacht und nun doch wieder gegen diese verstoßend, wegen der Worte, die nachfolgen: ἐπὶ δὲ στήθεσσιν Ὀδυσσεὺς κάππεσε. — Viel jünger ist der unnötige Heilungsversuch an einer anderen, in der Tat etwas verwickelten Stelle, wo Hektor einen seiner Mitkämpfer ermuntert ihm gegen die Feinde zu folgen (O 556 ff.):

— οὐ γὰρ ἔτ' ἔστιν ἀποσταδὸν Ἀργείοισιν
μάρνασθαι, πρίν γ' ἠὲ κατακτάμεν ἠὲ κατ' ἄκρης
Ἴλιον αἰπεινὴν ἑλέειν κτάσθαι τε πολίτας.

»Entweder wir töten sie oder sie nehmen Ilios, und dann fallen die Bürger«: das würde jeder verstehen. Daß ein solcher Gedanke, in den Infinitiv gesetzt, undeutlich wird und einer das Verständnis erleichternden Umformung bedarf, weiß ein moderner Schriftsteller aus vielfacher Erfahrung; für einen ganz in seinen eigenen Vorstellungen befangenen Geist, vollends in aufregender Situation, entsteht gar nicht die Frage, ob das Gesagte auch für jeden anderen deutlich sei. Deshalb tut van Herwerden dem Texte Gewalt an (Hermes 16 [1881] S. 359), wenn er 558 streicht und in 557 ἠὲ ἁλῶναι statt ἠὲ κατ' ἄκρης einsetzt; er hat den Dichter, nicht die Überlieferung korrigiert.

Den Dichter verantwortlich zu machen ist auch Gerckes Meinung (zuerst NJb. 7 [1901] S. 97; wieder an der soeben Anm. 1 angeführten Stelle);

2) Im Nächstfolgenden ist, in etwas andrer Gruppierung, ein Teil der Ausführungen wiederholt, die in meinem Aufsatz »Über eine eigentümliche Schwäche der homerischen Denkart« (Rhein. Mus. 47 [1892] S. 74ff.) gegeben waren.

nur will er dieses »ungrammatische Stammeln« nicht »gutherzig entschuldigt« wissen, sondern erkennt darin den Selbstverrat eines »Stümpers«, der den sinnvollen Vers M 172 (πρίν γ' ἠὲ κατακτάμεν ἠὲ ἁλῶναι) zu einem unsinnigen gemacht habe. Das Verhältnis des O zu M ist an sich ein schwieriges Problem, für dessen Beurteilung die Gerckesche Vermutung mit in Betracht kommen könnte. Aber wie weit soll die Arbeit des Stümpers an unsrer Stelle reichen? War es ein Interpolator, also ein *deus ex machina* — θεοὶ δέ τε πάντα δύνανται —, oder der Verfasser der großen Szenenfolge, in der wir hier stehen? Sachlich dürfte es schwer sein, Hektors Rede auszuschalten; der Dichter des Vorhergehenden und Nachfolgenden aber war wirklich kein Stümper. So bleiben wir bei dem Bemühen, seine Worte unmittelbar und psychologisch zu verstehen, und hüten uns vor allzu grammatischem Denken. Ein Satz wie Π 630 — ἐν γὰρ χερσὶ τέλος πολέμου, ἐπέων δ' ἐνὶ βουλῇ — ist logisch übel gebaut, objektiver und subjektiver Gebrauch des Genetivs koordiniert, als wären sie gleichartig; aber in dieser Gedrängtheit tut er kraftvolle Wirkung. Und ganz dasselbe wie in O haben wir, worauf van Leeuwen in seiner Ausgabe ([2]1913) hinweist, χ 252f. in den Worten eines Freiers: αἴ κέ ποθι Ζεὺς δώῃ Ὀδυσσῆα βλῆσθαι (passivisch wie Δ 115) καὶ κῦδος ἀρέσθαι. Von verwandter Art sind wohl alle Fälle, wo bei gleichbleibendem Subjekt mit ὁ δέ fortgefahren wird, wie A 191: τοὺς μὲν ἀναστήσειεν, ὁ δ' Ἀτρεΐδην ἐναρίζοι[3]), was sich dann durch Herodot auf die spätere Prosa vererbt und z. B. bei Agathias halb lächerlich, halb widrig wirkt. Wenn also Gercke zu O 557f. ausruft: »Wahrlich, ein solcher Dichter wäre des Lesens nicht wert«, so brauchen wir darüber nicht zu streiten. Die Frage ist, ob er des Hörens und Ansehens wert war, wenn er mit bezeichnender Handbewegung den Wechsel des Standpunktes begleitete.

Daß Homer, wo er Reden seiner Helden mitteilt, sich fast ausschließlich der direkten Form bedient, ist schon das Zeichen einer gewissen Ungelenkheit im Denken. Von dieser war der Verfasser des ψ so weit frei, daß er ganz geschickt unter reichlicher Benutzung von Reminiszenzen die Hauptereignisse der Irrfahrten in eine Reihe von Sätzen gebracht hat, die sich der Form fügen: »er erzählte, wie dies gewesen war, wie das geschehen war« (310—341). Der Bericht des Helden an seine Gattin sollte skizziert werden, und da verbot sich der Gebrauch direkter Rede von selbst; denn um die Wirklichkeit nachzuahmen, hätte sie ausführlich sein müssen, und dafür war hier kein Platz. Der ganze Plan aber eines solchen andeutenden Referates ebenso wie das Gelingen der Aus-

3) Vgl. meine Anmerkung zur Stelle in der Neubearbeitung von Ameis-Hentze und die allgemeine Bemerkung im Vorworte zur Odyssee Heft II 1 (ν—σ) 1910, S. VIIf.

führung sind ein Zeichen für späte Entstehung dieser Partie, so daß wir die anerkennende Verwertung des Beispiels bei Aristoteles (rhetor. III 16; p. 1417^a, 12) und die Athetese Aristarchs gleich wohl verstehen. In anderm Sinne charakteristisch sind die Stellen, an denen der Versuch gemacht ist, im Verlaufe bewegter Handlung eine etwas längere Äußerung einer Person in abhängiger Form wiederzugeben: wenn nicht, wie θ 514—520 und einmal ψ 276, durch Wiederholung das regierende Verbum im Bewußtsein festgehalten wird, so stellt sich nach wenigen Sätzen die bequemere, dramatische Form wieder ein (so auch ψ 281 und schon vorher 271 f.). Im Anfang der Odyssee gibt Zeus seinem Unwillen über die Schandtat des Ägisthos Ausdruck: »Er hat die rechtmäßige Gattin des Agamemnon geheiratet und diesen selbst getötet, obwohl er wußte, was ihm zur Strafe bevorstand. Denn wir hatten ihm den Hermes geschickt und ihn gewarnt (α 39 f.), er solle jenen nicht töten noch seine Frau heiraten; denn von Orestes wird Rache für den Atriden kommen, sobald er herangewachsen ist.« Die Härte des Überganges ist durch nichts gemildert; die logische Auffassung versagte dem Dichter, seine Stärke lag in der lebendigen Vergegenwärtigung. Ebenso Δ 303 in einer Rede Nestors und Ψ 854 f., wo nur zwei Worte des Achilleus (ἧς τοξεύειν) grammatisch abhängig gebildet sind, alle folgenden unvermittelt in direkter Form erscheinen. Nicht von derselben Art ist O 346 ff.:

Ἕκτωρ δὲ Τρώεσσιν ἐκέκλετο μακρὸν ἀύσας,
νηυσὶν ἐπισσεύεσθαι, ἐᾶν δ᾽ ἔναρα βροτόεντα.
ὃν δ᾽ ἂν ἐγὼν ἀπάνευθε νεῶν ἑτέρωθι νοήσω,
αὐτοῦ οἱ θάνατον μητίσομαι.

Daß man im Altertum ἐπισσεύεσθαι und ἐᾶν von ἐκέκλετο abhängig dachte, wissen wir durch Nikanor und aus der Schrift περὶ ὕψους (Vahlen p. 41, 10 sqq.), deren Verfasser in dem Wechsel eine beabsichtigte Wirkung empfand: τὴν μὲν διήγησιν . . . ὁ ποιητὴς προσῆψεν ἑαυτῷ, τὴν δ᾽ ἀπότομον ἀπειλὴν τῷ θυμῷ τοῦ ἡγεμόνος ἐξαπίνης οὐδὲν προδηλώσας περιέθηκεν. Aber bereits Nikanor scheint, was Friedländer erkannt hat, eben durch Hervorhebung der gewöhnlichen seine abweichende Auffassung angedeutet zu haben. Und heute wird wohl in allen Ausgaben Hektors Rede mit νηυσὶν ἐπισσεύεσθαι als kräftig aufforderndem Infinitiv begonnen.

Wenn der Dichter die Worte einer Person durch eine andere wiederholen läßt[4]), so entsteht, wo es sich nicht um einen so kurzen Gedanken handelt wie ρ 347. 352, leicht eine syntaktische Schwierigkeit, über die

4) Vgl. Pfudel, Die Wiederholungen bei Homer. I. Beabsichtigte Wiederholungen. (Progr. Liegnitz, 1891.) Dazu meine Besprechung BphW. 1891 Sp. 1641 ff.

dann der Redende stolpert. So spricht Zeus, als er Iris zum Poseidon abschickt, vollkommen korrekt (O 163 ff.), auch in dem, was er gegen Poseidon sagt; doch in der Botschaft, welche die Göttin ausrichtet, klingt es anders:

— — σὲ δ᾽ ὑπεξαλέασθαι ἀνώγει
χεῖρας, ἐπεὶ σέο φησὶ βίῃ πολὺ φέρτερος εἶναι
καὶ γενεῇ πρότερος· σὸν δ᾽ οὐκ ὄθεται φίλον ἦτορ
ἶσόν οἱ φάσθαι, τόν τε στυγέουσι καὶ ἄλλοι.

Iris denkt gar nicht daran, den Vorwurf in ihrem eigenen Namen zu erheben; es ist dem Dichter bloß nicht gelungen, sie so sprechen zu lassen, daß klar würde, er sei noch ein Teil vom Auftrage des Zeus. — Derselben Mißdeutung ist der Charakter der Iris, die doch als Botin gern freundlich vermittelt und dafür O 207 das Lob des Poseidon erntet, noch an einer zweiten Stelle ausgesetzt. Zeus entsendet sie, um Here und Athene vom Kampfe zurückzurufen, mit starker Drohung (Θ 404 ff.), die in einen besonders unfreundlichen Ausdruck seiner Gesinnung gegen Here ausklingt (407 f.). Wie nachher Iris den beiden Göttern den Befehl des Vaters verkündet, kommen diese Worte so heraus, als enthielten sie ihr eignes Urteil, 421 f.:

Ἥρῃ δ᾽ οὔ τι τόσον νεμεσίζεται οὐδὲ χολοῦται,
αἰεὶ γάρ οἱ ἔωθεν ἐνικλᾶν ὅττι κεν εἴπῃ.

Und hier wird der Dichter selbst von der durch sein syntaktisches Ungeschick geschaffenen Situation gefangen, indem er, noch höher trumpfend, die Botin hinzufügen läßt (Θ 423 f.):

ἀλλὰ σύ γ᾽ αἰνοτάτη, κύον ἀδδεές, εἰ ἐτεόν γε
τολμήσεις Διὸς ἄντα πελώριον ἔγχος ἀεῖραι!

Aristarch hat die letzten fünf Verse (420—424) gestrichen — — οὐ γὰρ ἂν εἶπεν ‚κύον ἀδεές'. Bekker in beiden Ausgaben, Düntzer, die beiden Holländer, Ludwich sind ihm gefolgt; andere, wie La Roche, Nauck, Christ, mit Bedenken auch Leaf, haben die Verse beibehalten, sicher mit Recht. Denn wenn zugegeben werden muß, daß sie den Leser geradezu stören und daß durch ihren Wegfall die bescheidene Sinnesart der Iris (ἐπιεικὲς τὸ τῆς Ἴριδος πρόσωπον) glücklich wieder hergestellt werden würde, so müssen wir doch fragen, ob ein Fehler in der Charakteristik unter den gegebenen Verhältnissen wirklich etwas Unerhörtes wäre. Vielmehr werden wir ihn dem Verfasser von Θ, einem der schwächsten Mitarbeiter am Epos, um so eher zutrauen, wenn, wie vorher geschehen ist, die Entstehung des falschen Zuges psychologisch erklärt werden kann. Dieser Zug ist dann im Bilde der Iris haften geblieben und hat vielleicht zu dem συνθέλω δ᾽ ἐγώ den Anlaß gegeben, durch das sie im Herakles (832; vgl. 841. 855) sich mit der Götterkönigin identifiziert.

Das unmerkliche Hinübergleiten aus der obliquen Form des Gedankens in die gerade ist doch nicht bloß ein Zeichen mangelnder Gewandtheit; oft liegt darin auch — das hat der Autor περὶ ὕψους richtig gefühlt — eine besondere Kraft des Ausdrucks. So braucht man N 676 ff. den Satz τάχα δ᾽ ἂν bis αὐτὸς ἄμυνεν nur in Parenthese zu setzen, um anstatt einer Unklarheit eine sehr wirksame Wendung zu bekommen: die Gefahr wird dem Hörer fühlbarer, wenn der Erzähler sie ihm unmittelbar vorhält, während doch zugleich das Zeichen des Gedankenstriches oder, richtiger gesagt, ein bedächtiges Innehalten im Vortrage daran erinnert, daß der Satz noch mit in den Bereich dessen gehört, was Hektor nicht wußte. Überhaupt möchte ich nicht dahin verstanden werden, daß es meine Absicht sei, den Wert der homerischen Dichtung herabzusetzen, indem ich auch auf ihre »Schwächen« achte[5]. Was wir an Homer bewundern, ist die unmittelbare Frische des Ausdrucks, die plastische Kraft und zugleich nie ermüdende Beweglichkeit der Phantasie; und diese Vorzüge konnte in so reichem Maße nur der Dichter einer Zeit und eines Volkes besitzen, denen nüchterne Reflexion und grammatische Schulung des Verstandes fremd waren. Je mehr man diesen natürlichen Zusammenhang erkennt, desto weniger wird man versucht sein, die alte Dichtung danach zu schätzen, wie weit sie den Anforderungen moderner Verständigkeit und Korrektheit entspricht. Nur läßt es sich nicht ganz vermeiden, daß wir, um die Eigentümlichkeit von Homers Denkweise zu beschreiben, eben die Ausdrücke gebrauchen, die, auf den Stil eines modernen Schriftstellers bezogen, einen Tadel enthalten würden. Wenn Eumaios dem Telemach erzählt (π 142 ff.):

αὐτὰρ νῦν, ἐξ οὗ σύ γε ᾤχεο νηὶ Πύλονδε,
οὔ πώ μιν φασὶν φαγέμεν καὶ πιέμεν αὔτως
οὐδ᾽ ἐπὶ ἔργα ἰδεῖν, ἀλλὰ στοναχῇ τε γόῳ τε
ἧσται ὀδυρόμενος, φθινύθει δ᾽ ἀμφ᾽ ὀστεόφιν χρώς —

oder wenn derselbe der Königin berichtet (ρ 525 ff.):

— — στεῦται δ᾽ Ὀδυσῆος ἀκοῦσαι
ἀγχοῦ, Θεσπρωτῶν ἀνδρῶν ἐν πίονι δήμῳ,
ζωοῦ· πολλὰ δ᾽ ἄγει κειμήλια ὅνδε δόμονδε —

so hat er im Verlauf seiner Mitteilung das φασίν und das στεῦται ganz vergessen und gibt Dinge, die er nur von Hörensagen weiß, so weiter, als wären es Tatsachen. In einer Geschichtsdarstellung oder einem amt-

5) Dieser Vorwurf ist, wenn auch in freundlichster Form, von Fraccaroli erhoben worden, der in der Einleitung seines schönen Buches über Pindar auf meine Abhandlung über eine »Schwäche der homerischen Denkart« zu sprechen kommt: Le odi di Pindaro, dichiarate e tradotte da Giuseppe Fraccaroli, Verona 1894; p. 60 segg. Im Wesentlichen der Beurteilung dieses Punktes weiß ich mich mit ihm eins.

lichen Bericht wäre das ein Fehler; dem naiven und ungeschulten Denken ist es heute noch ebenso geläufig wie in homerischer Zeit, erhöht deshalb auch für uns den Eindruck der Lebenswahrheit. Wenn Telemach ψ 124/6 sich für sein Vertrauen zum Vater auf die hohe Meinung beruft, die alle Welt von ihm hege, und dann doch so spricht, als könne er das, was die Leute sagen, unmittelbar von sich aus bezeugen, so ist das allerdings eine kleine Ungenauigkeit. Aber nicht nur Voß hat sie beibehalten, sondern mit Recht z. B. auch Hermann v. Schilling in seiner Übersetzung in Stanzen (1897). Eine Redeweise, die heute den Reiz der Ursprünglichkeit hat, weil sie die scharfen Formen einer durchdachten Syntax nicht ausnutzt, war allgemein und herrschend in einer Zeit, da sich solche Formen noch nicht befestigt hatten.

2. Aus dem Gebiete der nominalen Ausdrücke sind verwandter Art gewisse Unebenheiten in der Bildung der Apposition. Ares und Enyo werden beschrieben, wie sie dem Heere der Troer voranschreiten, E 592 ff.:

— ἦρχε δ᾽ ἄρα σφιν Ἄρης καὶ πότνι᾽ Ἐνυώ,
ἣ μὲν ἔχουσα κυδοιμὸν ἀναιδέα δηιοτῆτος,
Ἄρης δ᾽ ἐν παλάμῃσι πελώριον ἔγχος ἐνώμα.

Die Form der Apposition ist im zweiten Gliede aufgegeben und statt ihrer ein neues Verbum finitum gesetzt[6]). Ebenso E 145 ff. Σ 536 f. ι 339. ν 68. ρ 66. Daß solches Ausbiegen vom geraden Wege nicht durchaus etwas Altertümliches war, zeigt ein Vergleich etwa mit Sophokles (s. Bruhns Anhang § 191). Nur die Gelehrten sind von jeher bereit gewesen, an der zwanglosen Redeweise sich zu ärgern. Das erkennen wir z. B. λ 83, wo die pedantische Konjektur ἀγορεῦον für ἀγόρευεν schon dem Didymos bekannt war, der sie mit richtigem Takte verwarf. Auch hier ist der grammatische Anstoß untrennbar verbunden mit jener heiteren Lebhaftigkeit des Geistes: das, was gerade vorliegt, beschäftigt ihn ganz; er mag sich nicht zwingen, um nebenher an die Beziehung zu denken, in die es zu etwas früher Ausgesprochenem gebracht werden müßte.

Koordinierung zweier Begriffe empfinden wir da als wirklichen Anstoß, wo die Unterordnung des einen unter den anderen nicht nur logisch richtiger, sondern auch sachlich so sehr das Gegebene war, daß wir

6) Umgekehrt, wie es scheint, χ 96/98: μή τις Ἀχαιῶν ἔγχος ἀνελκόμενον δολιχόσκιον ἢ ἐλάσειεν φασγάνῳ ἀΐξας ἠὲ προπρηνέα τύψας. Daneben ist τύψῃ überliefert, durch Konjektur hat Doderlein, dem viele gefolgt sind, das regelrechte τύψαι hergestellt (Homer. Glossar II [1853] n. 618). Sachlich steht ja das zweite Glied im Gegensatze zu dem Hauptverbum des echten ἐλάσειεν; die ins Ohr fallende Entsprechung der beiden Vershälften kann hier wohl bewirkt haben, daß es der Nebenbestimmung des ersten, dem nächststehenden φασγάνῳ ἀΐξας, koordiniert wurde.

meinen, sie müsse auch in dem Gedanken des Dichters lebendig gewesen sein. Wagen und Gespann machen für die Vorstellung ein Bild; daher heißt es nicht selten ἵππων ἐπιβαινέμεν. Werden aber beide Teile besonders genannt, so müßte als der, auf dem der Kämpfer steht, doch der Wagen deutlich werden. Trotzdem lesen wir Δ 366 (= Λ 198): ἑσταότ᾽ ἐν θ᾽ ἵπποισι καὶ ἅρμασι κολλητοῖσιν. »Auf dem rossebespannten, festgefügten Wagen« müssen wir wohl sogar in der Übersetzung, nicht bloß in erklärender Umschreibung sagen. Auf einer Vorliebe für sprachliche Gleichstellung von Vorstellungselementen, die zusammen die Einbildungskraft füllen, aber eigentlich verschiedenen Stufen angehören, beruht auch der Ausdruck Ο 344: τάφρῳ καὶ σκολόπεσσιν ἐνιπλήξαντες ὀρυκτῇ ἔνθα καὶ ἔνθα φέβοντο, »hineindrängend in den vertieften Graben mit seinen Pfählen«. — Dieselbe Vorliebe zeigt sich in der sogenannten abgekürzten Vergleichung, wo eine Eigenschaft, die einer Person oder Sache zukommt, nicht der entsprechenden Eigenschaft einer anderen, sondern dieser anderen Person oder Sache selbst gegenübergestellt wird. Κόμαι Χαρίτεσσιν ὁμοῖαι Ρ 51 und, wie es ν 89 vom Schiffe der Phäaken heißt, ἄνδρα φέρουσα θεοῖς ἐναλίγκια μήδε᾽ ἔχοντα sind oft zitierte Musterbeispiele (vgl. β 121. δ 279. λ 557). Diese Inkonsequenz des Ausdruckes ist nicht auf das Epos beschränkt, sondern findet sich bei Dichtern aller Zeiten und Völker und begegnet besonders oft noch heute in der Sprache des täglichen Lebens. Homer geht in der Freiheit des Abkürzens gelegentlich so weit, daß spätere Geschlechter seines eigenen Volkes ihn nicht recht verstanden haben. Als Antikleia in der Unterwelt von Odysseus gefragt wird, wie sie gestorben sei, antwortet sie (λ 202f.):

ἀλλά με σός τε πόθος σά τε μήδεα, φαίδιμ᾽ Ὀδυσσεῦ,
σή τ᾽ ἀγανοφροσύνη μελιηδέα θυμὸν ἀπηύρα.

Das erklären die Scholien: σά τε μήδεα] ἅπερ κακῶς ἐβουλεύσω τὸν Κύκλωπα τυφλώσας, καὶ ὑποβληθεὶς τοιαῖσδε ὑπὸ τοῦ Ποσειδῶνος κακώσεσιν, sicher falsch. Wir übersetzen: »die Sehnsucht nach dir, deiner Klugheit und deiner Sanftmut«, und erkennen hier in der Fassung koordinierter Glieder dieselbe Schiefheit, die das Wesen der abgekürzten Vergleichung ausmacht.

Um sich ein Verhältnis wie das hier vorliegende deutlich zu machen, bedarf es einer gewissen Abstraktion; und abstraktes Denken war etwas, das der homerischen Zeit noch fern lag. Auf diese Ungeübtheit geht auch die Erscheinung zurück, daß in dem einer Person beigelegten Attribut oder Prädikat etwas ausgedrückt wird, was in Wirklichkeit — das dürfen wir nun doch sagen — sich auf den ganzen Gedanken bezieht, also genau genommen dem Verbum als Träger des Gedankens

beigefügt werden müßte. Am häufigsten ist das bei Zeit- und Ortsbestimmungen: οὐ γὰρ ἔγωγε τέρπομ' ὀδυρόμενος μεταδόρπιος (δ 193 f.), χθιζὸς ἔβη κατὰ δαῖτα (Α 424), ἦατ' ἐπήρετμοι (β 403), ἀντίος ἦλθε, ἀντίοι ἔσταν u. ä.; dann bei χαλεπός und ῥηίδιος. Wenn Hephaistos warnt: ἀργαλέος γὰρ Ὀλύμπιος ἀντιφέρεσθαι (Α 589), so will er nicht sagen, daß Zeus schwierig sei, sondern daß es schwierig sei, ihm zu widerstreben. Diese Ausdrucksform war noch später allgemein gebräuchlich, auch dem Lateinischen nicht fremd; was wir Entsprechendes bei dem Begriff der Gleichheit kennen gelernt haben (S. 353. 395), blieb für Homer charakteristisch. Überall äußert sich eine größere Stärke des anschaulichen Denkens gegenüber dem abstrakteren, das uns natürlich ist. Was man zunächst sah, waren ruhende oder bewegte Gestalten (παννύχιος βούλευε φρεσὶν ᾗσιν ὁδόν α 443 f., αἰετὼ . . . δεξιὼ ἤιξαν β 154, νηῦς . . . παννυχίη . . . πεῖρε κέλευθον β 434); der Vorgang oder Zustand, dessen Träger sie waren, konnte nicht so unmittelbar sinnlich, mit den Augen, erfaßt werden. Von dieser Seite gesehen bietet auch das viel umstrittene οὐδ' ἀλαὸς σκοπιὴν εἶχε keinen Anstoß: »Nicht als Blinder hielt die Wacht«. Ein Kompositum ἀλαοσκοπιή oder ἀλαοσκοπίη muß aus Text und Wörterbüchern verschwinden[7].

3. Die Entstehung des abstrakten Sinnes bei Substantiven kann man in der epischen Sprache mehrfach beobachten. Als Hektor, von Aias mit schwerem Steinwurf getroffen, am Flusse für einen Augenblick (ἀνέδρακεν ὀφθαλμοῖσιν) wieder zu Bewußtsein gekommen ist, dann aufs neue ohnmächtig wird, heißt es (Ξ 439): βέλος δ' ἔτι θυμὸν ἐδάμνα. Ähnlich ρ 464, wo der Bettler, von Antinoos mit dem Schemel geworfen, standhält: οὐδ' ἄρα μιν σφῆλεν βέλος Ἀντινόοιο. Wir sagen: »der Wurf«, und etwas der Art empfand wohl auch der Dichter, konnte es aber noch nicht scharf ausdrücken; ῥιπή bedeutet etwas Besonderes: »Wurf« im Sinne von »Schwung, Kraft«. Patroklos in Λ (648) und Iris in Ψ (205), zum Sitzen eingeladen, antworten: οὐχ ἕδος (ἐστί). Man ist versucht, und manche haben es getan, für ἕδος hier abstrakte Bedeutung anzunehmen, wie wir sagen würden: »zum Sitzen ist keine Zeit, es gibt kein Verweilen«. Aber Homer sagt: »Hier ist kein Sitz für mich«; die Abschwächung der konkreten Vorstellung zu der von etwas Gedachtem ergibt sich erst aus dem Zusammenhang. Ähnlich bei τόκος, dessen ursprüngliche Bedeutung »das Geborne, die Nachkommenschaft« (Η 124. Ο 141. ο 175) auch da noch eingesetzt werden

7) Κ 515. Ν 10. Ξ 135. θ 285. Die Hdss. haben Verschiedenes, der Venetus *A* überwiegend ἀλαὸς σκοπιήν. Sein Scholion zu Κ 515: ὅτι Ζηνόδοτος γράφει »ἀλαὸν σκοπιήν«. παροιμιακὸν δέ ἐστιν, οὐ τυφλὸς ἐς σκοπιάς, ἀλλὰ τοὐναντίον δεδορκώς. Daraus hat La Roche HTk. 184 wohl richtig gefolgert, daß ἀλαός die Lesart Aristarchs war.

kann, wo uns die des Gebärens natürlicher erscheint: P 5. T 119 (vgl. Λ 323. Σ 267); der abstrakte Begriff hat sich für dieses Wort nachher wirklich entwickelt und ist schon im Hymnus auf Demeter (101) fertig. — Stellenweise meint man, der Dichter selbst habe spüren müssen, daß er etwas empfand oder dachte, was er noch nicht aussprechen konnte. Οὐ γάρ πώ τινα φημὶ ἐοικότα ὧδε ἰδέσθαι ... ὡς ὅδ' Ὀδυσσῆος μεγαλήτορος υἷι ἔοικεν, so sagt Helena von Telemach (δ 141. 143; ähnlich τ 380), und meint natürlich: »noch nie solche Ähnlichkeit«. Aber ein Substantiv dieser Bedeutung gab es noch nicht; und beim Suchen nach einem Platze für den Begriff »ähnlich« bot sich als natürlichster Anhalt die Person dessen dar, an dem die Ähnlichkeit hervortrat. »Schnelle Entscheidung ist besser als lange Quälerei«: dies wenigstens als Grundsatz aufzustellen, ist heute nichts Großes. Ein homerischer Held, der danach zu handeln wußte, hatte es mit dem Aussprechen schwerer (O 511 f.): βέλτερον ἢ ἀπολέσθαι ἕνα χρόνον ἠὲ βιῶναι,
ἢ δηθὰ στρεύγεσθαι ἐν αἰνῇ δηιοτῆτι.

Das dreifache ἤ macht die Worte, wie sie da vor uns stehen, etwas unklar; beim Sprechen freilich wurden sie so gegliedert, daß man verstehen mußte, was der Dichter wollte. Eigentlich ausgesprochen aber war es nicht, sondern schwebte nur vor. Wenn wir an solchen Stellen zu empfinden glauben, wie das Bedürfnis nach einem abstrakten Substantiv sich meldet, so dürfen wir vermuten, daß in dieser Beziehung innerhalb der beiden Epen ein Fortschritt erkennbar sein werde. — Daß die Odyssee mehr Abstrakta hat als die Ilias, ist zuerst wohl von Spohn ausgesprochen und erläutert worden (Commentatio de extrema Odysseae parte [1816] p. 106/8). Genauer darauf eingegangen ist Maurice Croiset in seiner Griechischen Literaturgeschichte, der speziell die Bildungen auf -ίη, -τύς und -σύνη behandelte und deren Zunahme vom älteren zum jüngeren Epos nachwies[8]). Dabei blieb jedoch für manche Berichtigungen Raum, die zu geben John A. Scott unternahm[9]). Im Anschluß daran soll im folgenden das Material vorgelegt und geprüft werden, wobei wir außer den drei genannten auch die Endung -τις oder -σις heranziehen. Beim Vergleichen der Zahlen wird zu beachten sein, daß nach I. Bekkers Zählung (HBl. I 143) die Ilias 15694 Verse, die

8) Croiset, Histoire de la littérature grecque, I (1887) p. 389. Er gab für die Ilias im ganzen 39, für die Odyssee 81 Fälle, korrigierte später (2. Aufl. [1898] p. 368) die erste Zahl in 58. Daß ich in meiner vorigen Auflage diese Korrektur übersehen hatte, ist von Scott und dann von Carl Rothe (Monatsschr. f. höh. Schulen 1912 S. 231) mit Recht gerügt worden.

9) John A. Scott, The relative antiquity of the Iliad and Odyssey tested by abstract nouns. The Classical Review 24 (1910) p. 8—10.

Odyssee 12 101 enthält; die für die Odyssee gefundenen Zahlen können also nicht unmittelbar denen der Ilias gegenübergestellt, sondern müssen erst um ein Viertel vermehrt werden, wenn ein verwertbares Verhältnis hervortreten soll.

Von Substantiven auf -τις oder -σις kommen in beiden Epen vor: ἄνυσις, ἄροσις, βρῶσις (T 210 und 8 Od.), δόσις (K 213 und 4 Od.), ἐπίκλησις (5 Il., 1 Od.), κτῆσις, λύσις, νέμεσις, ὄψις, πόσις, πρῆξις (Ω 524 und 5 Od.), τίσις (X 19. α 40. β 76. ν 144), ὑπάλυξις, ὑπόσχεσις (B 286. 349. κ 483; ὑποσχεσίῃσι N 369), φάτις (I 460 und 4 Od.). — Nur in der Ilias finden sich: ἀμφίβασις, ἀνάβλησις, ἀνάπνευσις, βάσις, βούβρωστις, γένεσις, δμῆσις, παλίωξις, παραίφασις und πάρφασις, πρότμησις, φύξις (K 311. 398. 447); nur in der Odyssee: κατ᾽ ἄντηστιν (υ 387), ἔκβασις, ἐπίσχεσις (ρ 451, ἐπισχεσίην φ 71), μνῆστις, ξύνεσις, ὄνησις, πρόβασις, ῥῆσις, σκέδασις, φύσις (κ 303), χύσις. Die Zahlen sind 15, 12, 11; aber sie können so nicht stehen bleiben. Die Verse I 458—461 sind nicht in unseren Hdss. überliefert; sie wurden von Aristarch verworfen und sind erst auf Grund von Zitaten bei Plutarch in die Ausgaben aufgenommen worden: ein vollgültiges Zeugnis für φάτις in der Ilias bietet also I 460 nicht. Die Wörter βρῶσις, δόσις, πρῆξις, τίσις begegnen nur je einmal in der Ilias, öfter in der Odyssee, ἐπίκλησις und ὑπόσχεσις umgekehrt. Wir haben also 8 Worte mit ungefähr gleichmäßigem Vorkommen, 14 überwiegend oder nur in der Ilias, 16 überwiegend oder nur in der Odyssee[10]). Die Zunahme ist doch erkennbar: (24 + 6 =) 30 gegen 22.

10) Dabei ist unterlassen, woran man denken könnte, das dreimalige φύξις im K der Odyssee zuzurechnen. Vor Jahren hat A. Gemoll nachgewiesen (Herm. 15 [1880] S. 557ff.), daß in sprachlicher Beziehung die Dolonie von der Odyssee abhängig ist. Dem trat John A. Scott entgegen: Odyssean words found in but one book of the Iliad (Classical Philology V [1910] p. 41ff.; entsprechend für das umgekehrte Verhältnis ebd. VI [1911] p. 48ff.), aus dessen Statistik sich ergab: wenn man die Gesänge der Ilias nach der Zahl der Worte ordnet, die jeder von ihnen für sich allein mit der Odyssee gemeinsam hat, so steht K dem unteren Ende nahe. Das muß dann anerkannt werden. Aber die sprachliche Abhängigkeit zeigt sich nicht nur in den einzelnen Worten, sondern in Wortverbindungen, Versteilen und ganzen Versen. So kommt ὁρμαίνειν in beiden Epen mehrfach vor, aber mit dem Objekt πόλεμον θρασύν nur K 28 = δ 146: ἤλυθον ἐς Τροίην (ἤλθεθ᾽ ὑπὸ Τροίην) πόλεμον θρασὺν ὁρμαίνοντες· Zweimal hat die Ilias das Adjektiv ὑπουράνιος: als Epitheton zu πετεηνῶν P 675 und in der Verbindung μέγα κέν οἱ ὑπουράνιον κλέος εἴη K 212, deren Anklang an ι 264 τοῦ δὴ νῦν γε μέγιστον ὑπουράνιον κλέος ἐστίν doch nicht auf Zufall beruhen kann. So bleibt Gemolls Resultat doch bestehen; aber da gerade im Wortschatz die Verwandtschaft des K mit der Odyssee weniger hervortritt, so wollen wir φύξις in unsrer Statistik auf seiten der Ilias belassen und, ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας, nicht den Wortbildungen zurechnen, in denen die Zunahme der Abstrakta vom älteren zum jüngeren Epos zu beobachten ist.

Substantiva auf -οσύνη oder -φροσύνη gibt es nach Scotts eigner Zählung 17 in der Ilias (συνημοσύναι X 261 hat er mitgezählt, nur aus Versehen nicht mit aufgeführt), in der Odyssee 22; das ist schon an sich ein merkbares Übergewicht, das durch die Erhöhung der Odyssee-Zahl um ein Viertel (auf 27) über das Verhältnis 3 : 2 hinaussteigt. Gemeinsam beiden Epen sind 8 dieser Worte; nur der Ilias gehören 9, nur der Odyssee 14 an.

Etwas anders liegen die Dinge für die Endung -ίη, wo wir deshalb wieder die einzelnen Beispiele aufzählen, ἀνίη auf seiten der Odyssee und δοιή auf Seiten der Ilias weglassend, weil beide nicht den Typus der mit -ίη abgeleiteten Substantiva darstellen, desgleichen βίη und ἀλαοσκοπίην (θ 285. K 515 u. ö.), für das sich Scott auf Ludwichs Text nicht berufen kann. Es sind dann beiden Epen gemeinsam 22: ἀγγελίη, ἀγλαΐη, ἀεικείη, ἀληθείη, ἀμφασίη, ἀναγκαίη, ἀναιδείη, ἀνδροκτασίη, ἁρμονίαι (X 255. ε 248. 361), ἀτασθαλίαι, αὐτοσχεδίη, ἀφραδίη, ἐλεγχείη, ἐξεσίη, ἐυκλείη, θαλίη, θεοπροπίη, κακορραφίη, κερτομίαι, νηνεμίη (E 523; auch ε 392 = μ 169 Substantiv), ὁμηλικίη, ὑπερβασίη. Nur in der Ilias finden sich 29: ἀγηνορίη, ἁματροχίαι (oder ἁματροχιαί, Ψ 422), ἀναλκείη, αὐτοσταδίη, βοηλασίη, ἐκηβολίαι, ἐνηείη, ἐννεσίαι, ἐυπλοΐη, ἡλικίη (Π 808. X 419), ἰδρείη, καμμονίη, κατηφείη, μειλιχίη, νεοίη, νοτίαι (Θ 307), νωχελίη, πανσυδίη, ποδωκείη, πολυκοιρανίη, προθυμίαι, πυγμαχίη, σοφίη, σταδίη, συνθεσίαι, ὑπεροπλίαι, ὑποδεξίη (I 73), ὑποσχεσίαι, χοροιτυπίη. Nur in der Odyssee 28: ἀδαημονίη, ἀεργίη, ἀιδρείη, ἀκομιστίη, ἀμηχανίη, ἀμμορίη (υ 76), ἀτιμίη, εἰρεσίη, ἐπεσβολίαι, ἐπισχεσίη, εὐδικίη, εὐεργεσίη, εὐηγεσίη, εὐνομίη, ἡσυχίη, κακοεργίη, μαρτυρίαι, ματίη, ναυτιλίη, ξενίη, οἰκωφελίη, ὀλιγηπελίη, ὁσίη, πενίη, πολυϊδρεῖαι, πολυκερδεῖαι, πολυμηχανίη, ῥηξηνορίη. Manche der Wörter sind deutlich Augenblicksbildungen, wie in der Ilias ὑποδεξίη, wohl auch πολυκοιρανίη, in der Odyssee ἀμμορίη, εὐηγεσίη. Im ganzen ist, wenn man wie bei- σις und -σύνη die Verszahl der Epen in Betracht zieht, der Vorsprung der Odyssee wieder unverkennbar: 62 gegen 51. Aber wichtiger wird hier eine andre Erscheinung.

Die äußerlich gleichartigen Worte haben nicht alle in gleichem Grade abstrakten Sinn: ἄροσις, δόσις, πόσις, βρῶσις, κτῆσις bezeichnen geradezu etwas Konkretes; bei anderen kommt es durch die kollektive Vorstellung hinein, so bei πρόβασις (β 75) und dem ebenfalls einmaligen ἀμφίβασις (E 623). Wo es bei Homer vorkommt, ist χύσις (ε 483 = τ 443) konkret, aber λύσις (Ω 655. ι 421) abstrakt. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die Bildungen auf -ίη, so tritt eine relativ große Zahl von Worten hervor, die zwar insofern abstrakt sind, als sie einen Vorgang, einen Zustand, ein Verhältnis bezeichnen, mit diesem ihrem

Gegenstand aber dem sinnlich wahrnehmbaren Gebiet angehören. Von solcher Art sind aus der ersten Gruppe ἀνδροκτασίη, νηνεμίη, ὁμηλικίη (oft kollektiv, konkret auch in der Beziehung auf einen einzelnen N 485. Υ 465. γ 49. ζ 23. χ 209), zum Teil ἀγγελίη (Δ 384. Λ 140. N 252. O 640) und ἁρμονίαι. Aus der zweiten Gruppe (nur Ilias) gehören hierher: ἁμαξιτροχιαί, αὐτοσταδίη, βοηλασίη, ἐκηβολίαι, εὐπλοΐη, καμμονίη, νοτίαι, πανσυδίη, ποδωκείη, πολυκοιρανίη, πυγμαχίη, σταδίη, ὑποδεξίη, χοροιτυπίη, wohl auch ἡλικίη (Π 808; zu Χ 419 vgl. Υ 465); aus der dritten Gruppe (nur Odyssee): εἰρεσίη, μαρτυρίαι, ναυτιλίη, ὀλιγηπελίη, vielleicht noch πενίη. Die Zahl der vollen Abstrakta, die einen geistigen Vorgang oder Zustand ausdrücken, wie ἰδρείη und πολυϊδρεῖαι, μειλιχίη und εὐνομίη, ist in der Odyssee nicht nur verhältnismäßig, sondern absolut größer als in der Ilias: man nimmt beinahe mit Augen wahr, wie das Bedürfnis und die Fähigkeit abstrakter Vorstellung sich ausbreitet.

Dies zeigt sich nun vollends deutlich bei dem letzten hier zu besprechenden Typus, dem der Feminina auf -τύς. Gemeinsam beiden Epen sind nur zwei, βρωτύς (Τ 205. σ 407) und ἐδητύς (10 Il., 19 Od.). Denn ὀρχηστύς erscheint zwar N 131; der Vers fehlt aber in vielen, darunter den besten Hdss., war dem Aristonikos (zu Δ 320), also auch dem Aristarch fremd und war als später, auch den Sinn störender Zusatz schon im Altertum erkannt. Nur in der Ilias begegnen 5: ἀκοντιστύς, δαιτύς, κιθαριστύς, ὀαριστύς (3), ὀτρυντύς (Τ 234. 235); nur in der Odyssee 10: ἀγορητύς, ἀλαωτύς, βοητύς, γραπτύς, ἐλεητύς (2), ἐπητύς, μνηστύς (3), ὀρχηστύς (5), ῥυστακτύς, τανυστύς. Die, bei denen keine Zahl angegeben ist, kommen nur je einmal vor. Der Bestand ist hier: (12 + 3 =) 15 gegen 7, also doppelt soviel in der Odyssee wie in der Ilias. Diese für seine Beweisführung unbequeme Tatsache meint Scott mit dem Hinweis darauf abtun zu können, daß die Bildungsweise nach Homer ganz zurücktritt, erst von Kallimachos archaisierend wieder belebt wird; wäre die Zahl ihrer Beispiele ein Altersmaßstab, so müßten Hesiod und die Hymnen älter sein als die Ilias. Diese Endung sei altes Erbgut gewesen, schon bei Homer nicht mehr in lebendigem Gebrauch: *while the endings* -σύνη, -ίη *continued to be employed in the formations of new abstract nouns*, -τύς *was a survival, even in Homer.* Gäbe es nur die Zahlen des Vorkommens, so könnte man dies allenfalls gelten lassen, obwohl es auffallend bliebe, daß das jüngere Epos an diesen Überresten soviel reicher ist. Aber wir haben ja die Wörter selbst, von denen freilich Scott — hier anders als bei -ίη und -σύνη — kein einziges anführt. Bei solchen, die nur einmal auftreten, wie ἀκοντιστύς Ψ 622, κιθαριστύς Β 600, regt sich die Vermutung, daß sie Augenblicksschöpfungen seien, auch bei ὀτρυντύς, das der Dichter in zwei aufeinander folgenden Versen verwendet. Und

von dieser Art sind nun mehrere in der Odyssee: ἀγορητύς θ 168, βοητύς α 369, γραπτύς ω 229; sicher behaupten möchte ich es von ἀλαωτύς, ῥυστακτύς, τανυστύς. Hören wir nur die Verse:

ι 503f. Κύκλωψ, αἴ κέν τίς σε καταθνητῶν ἀνθρώπων
ὀφθαλμοῦ εἴρηται ἀεικελίην ἀλαωτύν.

σ 223f. πῶς νῦν, εἴ τι ξεῖνος ἐν ἡμετέροισι δόμοισιν
ἥμενος ὧδε πάθοι ῥυστακτύος ἐξ ἀλεγεινῆς;

φ 111f. ἀλλ' ἄγε μὴ μύνῃσι παρέλκετε μηδ' ἔτι τόξου
δηρὸν ἀποτρωπᾶσθε τανυστύος, ὄφρα ἴδωμεν.

Da gehört doch ein starker Wille dazu, anzunehmen, daß die drei Wörter halbvergessene Erbstücke gewesen seien, deren sich der Odyssee-Dichter zur guten Zeit erinnert habe. Vielmehr paßt jedes von ihnen so genau in eine bestimmte Situation hinein, zu der die Handlung der Odyssee geführt hatte, die Blendung des Kyklopen, die Schleifung, die dem Bettler droht (vgl. π 109 = υ 319), die Spannung des Bogens, daß wir — nicht folgern, sondern sehen: eben aus dieser Situation ist jedes der drei erwachsen. Um sie zu bilden, stand dem Dichter das alte Suffix -τυ- zu Gebote; und wenn er davon entschieden häufigeren Gebrauch gemacht hat als der der Ilias, so dürfen wir eben wirklich nicht zweifeln: für die Entwicklung aus rein gegenständlichem zu etwas abstrakterem Denken bedeutet der Übergang von der Ilias zur Odyssee einen merkbaren Schritt.

DRITTES KAPITEL

GEBUNDENHEIT UND SCHAFFENSTRIEB

Die Erscheinungen, von denen die beiden ersten Abschnitte des vorigen Kapitels handelten, hatten den gemeinsamen Zug, daß der Dichter während des Sprechens keinen festen Standpunkt für die Betrachtung einnimmt und in einem zusammengesetzten Ausdruck entweder überhaupt das gegenseitige Verhältnis der Begriffe nicht scharf erfaßt oder das Bewußtsein einer zu Anfang übernommenen logischen Abhängigkeit nicht dauernd festhält. Diese Eigenheit zeigt sich nun nicht bloß in sprachlichen und grammatischen Dingen.

1. Wenn im Nibelungenliede so gut wie in der Odyssee das Alter der Personen von Anfang bis zu Ende unverändert bleibt, Giselher 36 Jahre, nachdem er zum ersten Male aufgetreten ist, immer noch »das Kind« genannt wird, Penelope 20 Jahre nach der Geburt ihres Sohnes noch in jugendlicher Schönheit strahlt, so ist auch dies an sich kein Vorzug, wie man seltsamerweise behauptet hat — höchstens im Sinne des lüsternen Kentauren, der in der klassischen Walpurgisnacht dem fremden Mann auseinandersetzt, ganz eigen sei's mit mythologischer Frau —, sondern wirklich ein Mangel: während der Dichter bei einer Partie seines Werkes verweilt, hat er die übrigen aus den Augen verloren. Wie Herwig und Gudrun am Strande zusammentreffen, erkennen sie einander nicht (Str. 1234f.), weil 13 leidenreiche Jahre (1090) darüber hingegangen sind, daß sie sich nicht gesehen haben; trotzdem spricht nachher, wo es sich um die Ausstattung von Herwigs Schwester handelt, der Fürst von Seeland so (1654), als ob der Einfall des Karadiners, der jener früheren Zeit vor der Wegführung der Jungfrauen angehört, ganz neuerdings erfolgt wäre. In dem Gespräch am Strande hatten dann beide endlich ihre Namen genannt und Erkennungszeichen ausgetauscht; aber als am folgenden Tage die Jungfrau vom Fenster aus bittet, man möge Hartmut im Kampfe verschonen, fragt Herwig von neuem, wer sie sei (1486). Ja, bei jener ersten Unterredung wird dem Hörer oder Leser zugemutet sich vorzustellen, daß Gudrun zwar den Namen Ortwein, mit dem einer der beiden fremden Ritter angeredet wird, deutlich vernimmt, ihren eigenen

Namen aber, der unmittelbar danach ausgesprochen worden ist, nicht hört (1238. 1240).

Anstöße der zuletzt beschriebenen Art sind es nun gerade, die der Homerkritik von alters her zu schaffen gemacht haben. Daß Helios, ὃς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει, den Frevel der Gefährten des Odysseus auf Thrinakia nicht selbst bemerkt, war dem Aristarch aufgefallen; und dies war einer der Gründe, welche ihn bestimmten, die Verse μ 374—390, in denen die Meldung der Nymphe Lampetie und das Gespräch zwischen Helios und Zeus erzählt werden, für unecht zu erklären. Kirchhoff, der an dieser Stelle bekanntlich mit eigener scharfer Beobachtung und Folgerung einsetzt, läßt doch den ersten Grund nicht gelten, sondern bemerkt dazu (Odyss. [2] S. 292): diese Ausstellung »beruht auf völligem Verkennen der »naiven Weise altertümlicher Religionsanschauung, deren Vorstellungen »notwendig unklarer und unbestimmter Art waren«. Und Wilamowitz sagt in anderer Form dasselbe, wenn er (HU. S. 126) ausruft: »Der »stumpfsinnige Rationalismus, der sich weise dünkt, wenn er sagt, daß »der allsehende Helios keinen Boten brauche, verdient nichts als die »Antwort in seinem Stile, daß gerade eine Wolke über Thrinakia stand.« Der erste Gesang der Ilias bietet der analytischen Kritik Anhaltspunkte genug, deren wichtigste wir zu würdigen haben werden. Zu diesen gehört nicht das Befremden darüber, daß nach Thetis' Mitteilung A 424 gestern alle Götter auf Reisen gegangen sind, während wir nach früheren Stellen (44ff. 53f.; 194—222) annehmen müßten, daß Phoibos immer noch auf dem Posten ist und seine Pfeile ins Lager sendet, und daß nicht nur Here und Athene, sondern auch δαίμονες ἄλλοι auf dem Olymp weilen. Der Dichter hat es unterlassen, die Verbindungslinien zu ziehen, und hat jede Stelle so ausgeführt, wie sie für sich die beste Wirkung tut. In derselben Weise hat Wilamowitz (HU. 92) den Anstoß erledigt, daß die Doppelhochzeit im Hause des Menelaos (83ff.), die für Telemach und Peisistratos einen glänzenden Eindruck beim Eintritt und für Menelaos die Gelegenheit schafft, seine unbedingte Gastfreundlichkeit zu beweisen (25—36), im weiteren Verlaufe, besonders auch beim Auftreten der Hausfrau völlig vergessen ist.

In solchen Fällen ist die logische Perspektive dadurch verletzt, daß der Erzähler etwas, was er im Grunde wußte, nicht streng im Sinne behielt. Auch das Umgekehrte kommt vor: er erinnert sich zur Unzeit an das, was er weiß, seine Personen aber nicht wissen, so daß er genau genommen davon absehen müßte. Daß Diomedes und Odysseus den troischen Späher, der ihnen zur Nachtzeit begegnet, kennen, war schon den Alten aufgefallen; Aristarch (zu K 447) erklärte es damit, daß Dolon der Sohn eines bekannten Mannes, eines Heroldes, sei, dessen Name

während eines zehnjährigen Krieges recht wohl den Gegnern habe zu Ohren kommen können. Noch genauere Kenntnis verrät ein griechischer Held im N. Dort wird der Tod des Othryoneus erzählt und dabei erwähnt, er sei von auswärts nach Troja gekommen und habe sich erboten, die Griechen aus dem Lande zu treiben, wenn ihm Priamos seine Tochter Kassandra zur Frau geben wolle. Idomeneus, der ihn tötet, ruft dem Fallenden spottend zu (N 374ff.): »Jetzt erfülle einmal dem Priamos dein Versprechen. Oder komm lieber zu uns; wir wollen dir die schönste von Agamemnons Töchtern zuführen, wenn du uns hilfst, die Stadt zu zerstören.« Hier begnügt sich Aristarch (zu Ξ 45, wo wieder etwas Ähnliches vorliegt), die Tatsache zu konstatieren: ἐξάκουστα ἐγίγνετο παρὰ τοῖς πολεμίοις; andere hatten gar, um die Bekanntschaft des Idomeneus mit Othryoneus zu erklären, hinter 367 einen Vers eingeschoben: φοιτῶν ἔνθα καὶ ἔνθα θοὰς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν. Daß der Teichoskopie in Γ eine Annahme zugrunde liegt, die dazu nicht stimmt, braucht uns nicht zu stören und würde uns nicht nötigen, für dies Buch spätere Entstehung zu behaupten; der Dichter macht jedesmal die Voraussetzung, die ihm bequem ist.

Als ich eine schon erwähnte Spezialstudie über Erscheinungen dieser Art (s. S. 429 Anm. 2) für den Druck vorbereitete, war bereits Carl Rothe, auch er ein Schüler Kirchhoffs und von dessen Grundanschauungen ausgehend, mit ähnlichen Gedanken hervorgetreten. Den Gegenstand seiner Arbeit bildete zunächst »die Bedeutung der Wiederholungen für die Homerische Frage[1])«; wenige Jahre nachher hat er dann, auch auf meinen Aufsatz mehrfach Bezug nehmend, »die Bedeutung der Widersprüche« behandelt. Daß wir nicht in allem, zumal nicht in allen Folgerungen übereinstimmten, war begreiflich. In der Hauptsache bemühte sich auch Rothe, Unebenheiten und Widersprüche, die man zu scharfer Sonderung verwertet hat, wo es angeht, auf natürliche Weise zu erklären: teils durch eine Unachtsamkeit des Dichters, der nicht genau unterscheide, was er als bekannt voraussetzen dürfe, was nicht; teils durch eine Eigenschaft, die in Wahrheit einen Vorzug der homerischen wie jeder echten Poesie ausmacht, ein tiefes Verständnis für das Leben der menschlichen Seele, aus der bei wechselnder Situation und Stimmung auch ungleiche Gedanken und Entschlüsse hervorkommen.

Nicht wenige Unebenheiten ferner sind dadurch entstanden, daß der Erzähler, indem er eine spätere Wendung der Ereignisse vorbereiten will, seine Personen etwas sagen oder tun läßt, was von ihrem eigenen

1) In einer Festschrift des Französischen Gymnasiums in Berlin (1890) S. 123—167. Auch besonders erschienen bei Fock in Leipzig. Die spätere Arbeit s. oben S. 416 Anm. 5.

Standpunkt aus nicht ganz zu verstehen ist. Von dieser Art ist die scheinbar seltsame Erfindung, mit der Odysseus dem Kyklopen gegenüber sich den Namen Οὖτις beilegt (vgl. Rothe, Widerspr. 26); welche Bedeutung dieser Name gewinnen wird, kann der Held doch nicht wissen, nur der Dichter weiß es.

Hier könnte man eigentlich sagen, daß verschiedene Teile der Darstellung — gar nicht sich widersprechen, sondern allzu gut miteinander stimmen. Davon ist ein besonders auffallendes Beispiel der Bericht über das Vogelschießen in Ψ mit der vorhergehenden Festsetzung der Preise (850—883). Teukros schießt zuerst und sehr gut, hat aber das Unglück, nicht die Taube zu treffen, sondern den Faden, mit dem sie an die Spitze des Mastbaumes gebunden ist. Flüchtig enteilt sie, den Wolken zu; aber während rings der Beifall rauscht, ersieht sich Meriones das davonschwebende Ziel, schießt und durchbohrt dem Vogel einen Flügel, daß er, nach kurzem Versuch, sich zu retten, herabfällt. Dem vom Glücke Begünstigten wird der erste Preis zuteil, das finden wir natürlich; nicht so, daß Achilleus diese Abstufung genau vorhergesehen hat:

— — ὃς μέν κε βάλῃ τρήρωνα πέλειαν,
πάντας ἀειράμενος πελέκεας οἶκόνδε φερέσθω·
ὃς δέ κε μηρίνθοιο τύχῃ, ὄρνιθος ἁμαρτών, —
ἥσσων γὰρ δὴ κεῖνος — ὃ δ' οἴσεται ἡμιπέλεκκα.

Würden von vornherein beide Aufgaben ins Auge gefaßt, so wäre doch das Zerschneiden des Fadens die schwierigere. Diese Wunderlichkeit hat Lehrs unter seinen Argumenten dafür verwendet, daß die ganze Partie Ψ 798—883 interpoliert sei, womit freilich die Frage nach dem Verhältnis von Ankündigung und Ausführung nicht gelöst, nur zurückgeschoben wäre. Herman Grimm[2]) gibt — mit Übergehung der bedenklichen Verse — den Gang der Handlung wieder und urteilt im ganzen, die Szene »werde so graziös erzählt, als ob sie der Odyssee angehörte«. Den Anstoß in Achills Rede läßt auch Wilhelm Jordan unberührt, und ist danach ebenfalls durch nichts gehindert, die Schilderung des Wettschießens zu loben: sie sei »wenn nicht echt, so doch von einem begab»teren Verfasser«, als was ihr vorhergeht und nachfolgt (798—849. 884—897). Rothe, in seinem letzten Buch über die Ilias, zitiert Lehrs und Jordan, um durch die »ganz verschiedene Beurteilung« zu zeigen, »einen »wie unsicheren Maßstab das Gefühl allein abgibt«. Für Lehrs trifft das gar nicht zu: seine Beobachtung war verständig und scharfsinnig, übri-

2) Herman Grimm: Homer. Zehnter bis letzter Gesang (1895). S. 333. — Wilhelm Jordan: Homers Ilias übersetzt und erklärt (1881). S. 682. — Carl Rothe, Die Ilias als Dichtung (1910). S. 324.

gens schon von Aristarch gemacht. Zu 857 ὃς δέ κε μηρίνθοιο κτέ., bemerkt Aristonikos: ὅτι βέλτιον ἦν τοῦτο μὴ προλέγεσθαι ὑπ' Ἀχιλλέως, ὥσπερ προγιγνώσκοντος τὸ ἀπὸ τύχης συμβησόμενον. Wenn die Art, wie Lehrs die beobachtete Tatsache zu erklären suchte, zu wünschen läßt, so ist es unsere Aufgabe, sie besser zu erklären; dieses Bedürfnis aber hat Rothe nicht empfunden. Dagegen hat Mülder (IQ. [1910] S. 292) die Vermutung vorgetragen, der Ilias-Dichter habe die Erzählung von einem Meisterschuß aus anderem Zusammenhang übernommen und daraus einen Wettbewerb zwischen zwei Schützen geformt, »indem er »den tatsächlichen Bericht in eine Aufforderung umsetzte«. Das läßt sich hören. Nur müßte es heißen: »durch eine entsprechende Aufforde»rung ergänzte«; denn den Bericht selber hatte er ja auch beibehalten. Er wäre im kleinen dasselbe Verhältnis, wie es im großen Kirchhoff zwischen β und α nachgewiesen hat. Nur will es nicht gelingen, uns ein so winziges Stückchen Erzählung in Sonderexistenz vorzustellen; der Zusammenhang aber, in dem es früher gestanden hätte, könnte wieder kein anderer gewesen sein, als der einer Preisaufgabe für Schützen. Wie kam sonst der Vogel angebunden an die Spitze des Mastes? War die gestellte Aufgabe einst glücklicher formuliert als jetzt in der Ilias, was kann deren Bearbeiter, den Mülder selbst ja einen Dichter nennt, veranlaßt haben, das Gute wegzustreichen und etwas weniger Gutes an die Stelle zu setzen? So bleibt nichts anderes übrig: Ansage und Verlauf des Wettschießens stammen aus demselben Kopfe. Derselbe Dichter, der den wirklichen Hergang so anschaulich ersonnen hatte, ist mit dem Bericht über die vom Veranstalter vorher getroffenen Bestimmungen etwas ins Unwahrscheinliche gekommen, weil seine Technik der Aufgabe noch nicht gewachsen war, das Geschehene so in ein Gedachtes umzusetzen, daß dabei etwas von dem, was er selbst schon im Sinne hatte, einstweilen weggedacht wurde.

2. In ähnlicher Weise sind Anstöße dadurch entstanden, daß der Dichter die Kunstgriffe noch nicht kannte, mit denen sich bei gleichzeitigen Ereignissen, die doch nur nacheinander erzählt werden können, deutlich machen läßt, wie sie sich in der Zeit nebeneinander zugetragen haben. Auch hierauf hat schon Rothe (Widerspr. 10) hingewiesen; und diese Schwierigkeit bildet das Thema einer ausgezeichneten Studie von Zielinski[3]). Er fragt: wie hilft sich der Dichter, wenn der Stoff parallele Handlungen enthält? — und findet schon mehrere technische Mittel verwandt, die er theoretisch erläutert und zugleich durch eine sinnreiche

3) Thaddaeus Zielinski: Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse im antiken Epos. Erster Teil, mit 12 Abbildungen und 3 Tafeln. 1901. Sonderabdruck aus dem Philologus, Suppl.-Bd. VIII, 3. — Vgl. unten Kap. IV Anm. 4.

Art graphischer Darstellung anschaulich macht. An die Spitze stellt er ein Diagramm zu Γ, einem Gesange, in dem die Kunst, auf getrennten Schauplätzen die Handlung vorwärts zu führen, bewunderungswürdig hervortritt. Doch das ist bei Homer etwas Seltenes. Meist gelingt es ihm noch nicht recht, anzudeuten, daß zwei Dinge, die er nacheinander erzählt, gleichzeitig geschehen seien; sie geraten ihm so, daß eins auf das andere folgt: und dieser aus Schwäche des Ausdruckes entstandenen Vorstellung gibt er nun auch inhaltlich Raum. Die troische Heeresversammlung am Ende von Θ und die achäische Ι 9 ff. müssen gleichzeitig stattgefunden haben, der Dichter aber erzählt die achäische nicht nur später, sondern denkt sie sich unwillkürlich auch später geschehen; denn er läßt Nestor Ι 76 f. auf die Wachtfeuer des troischen Lagers hinweisen, das erst auf Grund der Beschlüsse jener Versammlung (Θ 542 ff.) außerhalb der Stadt aufgeschlagen worden ist. Im Anfang von Ο will Zeus durch Iris und Apollon Botschaften ausrichten lassen. Nachdem sein Auftrag an Iris mitgeteilt ist, wird zunächst erzählt, wie sie ihn ausführt und was er für Wirkung tut (168—219), dann erst erfahren wir, was der Göttervater dem zweiten Boten zu sagen hat; den Übergang aber bildet die Wendung: καὶ τότ' Ἀπόλλωνα προσέφη νεφεληγερέτα Ζεύς. Es klingt so, als habe er zu Apollon zu sprechen erst begonnen, nachdem Iris das Schlachtfeld erreicht, den Befehl, es zu verlassen, an Poseidon gebracht und dieser ihn befolgt hatte; aber das ist nur aus Versehen so geraten, weil der Dichter den Kunstgriff nicht kannte, mit einem »Inzwischen hatte ...« in die Vergangenheit zurückzugehen. Dinge, die er nacheinander erzählt, werden ihm, ohne daß er es will, zu solchen, die nacheinander geschehen seien.

Dasselbe Verhältnis glaubt Zielinski nun anderwärts im großen wiederzufinden. Von der selbsterzeugten, im Grunde verkehrten Vorstellung werde die Phantasie des Dichters so sehr gefangen genommen, daß er sich gedrängt fühle, die zeitliche Aufeinanderfolge, die er ursprünglich gar nicht beabsichtigt hatte, ausdrücklich hervorzuheben und durch bestimmte Angaben zu fixieren. Thetis' Bittgang zum Olymp erfolge nach der eigentlichen Meinung des Dichters gleichzeitig mit der Rückführung der Chryseis durch Odysseus; es sei ihm nur unmöglich gewesen, beides nebeneinander zu erzählen. In dieser Bedrängnis habe er sich für den Bericht über die Fahrt nach Chryse dadurch Raum geschafft, daß er den Gang der Göttin um ein paar Tage hinausschob; bloß zu diesem Zwecke sei die Abwesenheit der Götter erfunden (S. 438). Ganz ähnlich sei es in der Odyssee gegangen. Athenens Besuch bei Telemach und die Sendung des Hermes zu Kalypso seien »im Keime« als gleichzeitig gedacht; um sie nacheinander, wie es doch nicht anders möglich war,

erzählen zu können, habe Homer sie zeitlich getrennt und sei dadurch genötigt gewesen, den zweiten Götterrat in ε einzuschieben (S. 445). — Wenn man sich entschließt, die Dinge einmal von dieser Seite her zu betrachten, so sieht man plötzlich helles Licht auf eine Fülle sonst dunkler Beziehungen fallen. Daß dabei manche einzelne Stelle auch falsch beleuchtet wird, läßt sich im voraus vermuten; davon soll später die Rede sein. Vorherrschend bleibt doch die Freude über den gewährten Einblick in versteckte Zusammenhänge, vor allem über den glücklichen Scharfsinn, mit dem hier etwas so Irrationales, wie die Aufgabe des poetischen Gestaltens mit ihren Schwierigkeiten und Lösungen, der Beobachtung nach exakter Methode zugänglich gemacht ist. Das Ganze bietet einen Beitrag zu dem, wonach wir streben, uns in die Vorstellungsweise einer fremden Psychologie zu versetzen.

3. Die fortgeschrittene Stufe, auf der mit der ganzen Anlage die Darstellung des Γ steht, soll später noch gewürdigt werden. Ihr entspricht auch — eine Kleinigkeit — die künstliche Variation des Verses, mit dem die Antworten der Helena auf Priamos' Fragen eingeführt werden:

171 τὸν δ' Ἑλένη μύθοισιν ἀμείβετο δῖα γυναικῶν.
199 τὸν δ' ἠμείβετ' ἔπειθ' Ἑλένη Διὸς ἐκγεγαυῖα.
228 τὸν δ' Ἑλένη τανύπεπλος ἀμείβετο δῖα γυναικῶν.

Man merkt die Absicht, und Lachmann wenigstens wurde verstimmt (Btr.[3] S. 15). »Die kindische Abwechslung in diesen Versen« möchte er dem Dichter dieses Liedes nicht zutrauen, ebensowenig wie »den ungeschickten »Übergang von Aias auf Idomeneus, nach dem gar nicht gefragt war, »236«. Ob man an dergleichen Gefallen finden will oder nicht, ist Sache des Geschmackes; darin aber hatte Lachmann gewiß recht, daß die dreifache Form für das einfache »Helena antwortete« eine Abweichung vom epischen Stil darstellt, und zwar eine innerlich nicht begründete Abweichung, nur als Zierat angebracht. Zum Zeichen dieses Stiles gehörte es ja gerade, für irgendein geläufiges Geschehen den gleichen Ausdruck auch da anzuwenden, wo im einzelnen die Situationen nicht ganz die gleichen waren. Vor so mancher Rede, die weder mit einem Eigennamen in der Anrede einsetzt noch mit einem Schelt- oder Kosenamen, steht doch nach festem Gebrauch: ἔπος τ' ἔφατ' ἔκ τ' ὀνόμαζεν. Und wenn er mit αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος weitererzählen wollte, so prüfte der Dichter nicht erst, ob seine Personen wirklich in der Lage wären, rechtschaffen Durst und Hunger zu fühlen. Aristarch scheint es gewesen zu sein, der diese wesentliche Eigenschaft der homerischen Redeweise zuerst feststellte[4]). Heute

4) Oben S. 56. 60f., wo die zu I 222 überlieferte Konjektur ἄψ ἐπάσαντο statt ἐξ ἔρον ἕντο behandelt ist.

ist man versucht zu meinen, »konventionell« sei gleichbedeutend mit »homerisch«. Das wäre nun doch ein arger Irrtum. Das »Herkömmliche« muß doch irgendwoher gekommen sein. Einst war es etwas Charakteristisches gewesen, der frische Ausdruck einer Beobachtung, einer Empfindung; erst in vielfachem und langem Gebrauch ist es zu einem stereotypen Zuge erstarrt. Daß gerade eine primitive Kunst sich streng gebunden hält, wird überall beobachtet, auch in Malerei und Plastik, und ist wohl zu verstehen. Jeder erste Versuch, etwas Beobachtetes auszudrücken, hat ja schwer zu ringen; was gelingt, gilt als Errungenschaft, die weiter gegeben und zunächst ausgiebig benutzt wird. Langsam vollzieht sich der Fortschritt zu genauerem Erfassen und Wiedergeben der Wirklichkeit. So wundern wir uns nicht, wenn auch in den ältesten Teilen der Ilias bereits Darstellungsmittel verwendet sind, die von den Dichtenden selbst nicht mehr unmittelbar und lebendig verstanden wurden; aber bis zuletzt war daneben die Lust lebendig, neu zu sehen und auszusprechen [5]). Einen Anhalt, um diese Entwicklung zu verfolgen, bietet die am meisten hervorstechende Erscheinung des Konventionellen bei Homer, der Gebrauch der sogenannten schmückenden Beiwörter.

In einzelnen Fällen erkennen wir noch jetzt, wie der Dichter mit Sorgfalt ein Epitheton gewählt hat. Τρὶς μὲν ἔπειτ' ἐπόρουσε ποδάρκης δῖος Ἀχιλλεύς (Υ 445 bei Verfolgung des von Apollon entrafften Gegners) oder ὁσσάκι τ' ὁρμήσειε ποδάρκης δῖος Ἀχιλλεὺς στῆναι ἐναντίβιον (Υ 265 f. im Flußkampfe): da empfindet man noch die Bedeutung. An zahlreichen Stellen wie A 123. Π 5 ist dasselbe Beiwort oder das gleichwertige ποδώκης ohne greifbare Beziehung gesetzt. Oft heißt der Pelide πόδας ταχύς, aber Φ 527 und Χ 92 πελώριος (mit gleicher Silbenmessung), weil an der einen Stelle die Angst des Priamos, an der anderen Hektors Mut hervorgehoben werden soll. Polydamas wird Ξ 449 im Kampfgetümmel ἐγχέσπαλος genannt, aber Σ 249 bei der Beratung der Troer πεπνυμένος, obwohl auch hier beide Adjektive gleich gut in den Vers paßten und von anderen Gelegenheiten her dem Dichter gleich geläufig waren. Schon früher (S. 20 Anm.) ist bei demselben Worte der Untersuchung von Karl Franke gedacht worden, der diese Beispiele entnommen sind; die Beobachtung läßt sich weiter ausdehnen. Die verschiedensten Personen werden als δαΐφρονες gerühmt, auch Achill öfter, ohne besondere Absicht; deutlich aber empfinden wir solche, wenn Patroklos gebeten wird, dem Zürnenden zum Guten zuzureden: ταῦτ' εἴποις Ἀχιλῆι δαΐφρονι, αἴ κε πίθηται (Λ 791). Noch wirksamer in Athenens

5) Vgl. die in meinem Aufsatz »Homer als Charakteristiker« (NJb. 5 [1900] S. 597ff.) mitgeteilten Beobachtungen.

Anrede an Pandaros, dem sie einen verhängnisvollen Rat gibt und deshalb schmeichelt: ἦ ῥά νύ μοί τι πίθοιο, Λυκάονος υἱὲ δαΐφρον; der »Verständige« läßt sich betören: τῷ δὲ φρένας ἄφρονι πεῖθεν (Δ 93. 94). In der Odyssee heißt die Königin öfter ἀγακλειτή, πολυμνήστη, nur σ 314 αἰδοίη, weil sich der Bettler den frechen Mägden gegenüber auf sie beruft. Und dasselbe Epitheton, nicht das gebräuchliche und metrisch gleichwertige σκηπτοῦχος, gibt in Gedanken Diomedes Δ 402 dem Herrscher: er schweigt Agamemnon gegenüber, αἰδεσθεὶς βασιλῆος ἐνιπὴν αἰδοίοιο. Die »wuchtige« Lanze, von Menelaos geschleudert, dringt Γ 357 durch den Schild des Gegners; mit der »ehernen« durchbohrt er einem troischen Schützen die Hand, den Schaft der »eschenen« sieht man nachschleppen, während jener zurückweicht (N 595. 597). Überlegung zeigt auch der Schöpfer des herrlichen Gleichnisses in Π: wie Zeus vom Gipfel des Berges die Wolken zurückschiebt, daß Klarheit hervorbricht. Νεφεληγερέτα hätte da gar zu wenig gesagt; so erfand der Dichter ein στεροπηγερέτα (298), dem man freilich den Notbehelf ansieht. Besser ist es anderwärts gelungen. Für Schiffe gibt es viele Beiwörter; keines von denen war dem Autor der ἐπιπώλησις gut genug für die Rede, mit der Agamemnon die Lässigen anspornt, sondern er bildete ein neues (247 f.):

ἦ μένετε Τρῶας σχεδὸν ἐλθέμεν, ἔνθα τε νῆες
εἰρύατ' εὔπρυμνοι πολιῆς ἐπὶ θινὶ θαλάσσης;

Wenn die Troer bis zum Lager vordringen, so ist wirklich das schöne Heck das erste, was sie von einem Schiffe zu sehen bekommen (s. O 716).

Geläufiger ist uns, daß von »schnellen Schiffen« auch da die Rede ist, wo sie festliegen (z. B. K 306. Λ 666. Π 168), daß die Hunde ὑλακόμωροι heißen, auch wo sie den Herrschenden freudlich umwedeln »und nicht bellen« (π 4), daß die Gewänder, die Nausikaa mit ihren Mägden waschen soll, wiederholt als σιγαλόεντα gepriesen werden. Manchmal ist der Gegensatz zwischen Bedeutung und Verwendung eines Wortes so groß, daß dadurch wieder eine sinnvolle Beziehung entsteht. Αὐτὰρ ὁ μήνιε νηυσὶ παρήμενος ὠκυπόροισιν (A 421): man fühlt den Unmut des zur Untätigkeit Verurteilten, dessen Element doch, wie das der Schiffe, die schnelle Bewegung ist (ähnlich B 771. H 229). Der feinen Bemerkung eines Alten zu Φ 218 (πλήθει γὰρ δή μοι νεκύων ἐρατεινὰ ῥέεθρα) wurde früher gedacht (S. 56). In solchen Fällen ist verblaßte Farbe aufgefrischt, Erstarrtes wieder belebt. Entstanden aber sind alle diese Beiwörter da, wo sie positiv in den Zusammenhang paßten; erst durch vielfachen Gebrauch sind sie zu bedeutungslosen Attributen geworden. Danach werden wir weder dem Aristarch beistimmen, der Γ 352 und Ψ 581

deshalb athetierte, weil hier in Scheltreden die Epitheta δῖος und διοτρεφές angewandt sind, noch die Schwierigkeit mit empfinden, welche die Verbindung Ἀπόλλωνα διίφιλον A 86 neueren Herausgebern und Erklärern gemacht hat. Nennt doch auch bei Sophokles (Phil. 344) Neoptolemos den Odysseus δῖος, indem er Schlechtes von ihm erzählt.

Solcher Gebrauch, den die alten Grammatiker κατάχρησις nannten, beherrscht nun in noch höherem Grade die Odyssee als die Ilias; denn dort sind die Redewendungen, in denen das Tun und Treiben der adligen Gesellschaft zuerst beschrieben worden war, auf Verhältnisse und Vorgänge eines bürgerlichen Daseins übertragen. Auch der Sauhirt heißt δῖος (ξ 48. π 461 u. ö.), die Mutter des Bettlers Arnaios πότνια μήτηρ (σ 5). Eumaios bekommt einen Titel, den in der Ilias Menelaos, Achilleus, Patroklos führen: (συβώτης) ὄρχαμος ἀνδρῶν (ξ 22 u. ö.); daß er vier Knechte hält (ξ 26, vgl. 410ff.), ist dafür doch keine volle Begründung. Das Wort hat anscheinend alle Kraft der Bedeutung verloren, wie — gegen die Zeiten des Nibelungenliedes — unser »Herr« und »Frau«. Mit der Abschleifung alten Gepräges verbindet sich nun aber in der Odyssee die mannigfaltigste, frisch geschaffene Charakteristik.

Den Fluch der abhängigen Stellung hat Eumaios scharf erkannt: ἥμισυ γάρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύοπα Ζεὺς ἀνέρος, εὖτ' ἄν μιν κατὰ δούλιον ἦμαρ ἕλῃσιν (ρ 322f.). Und er selber, einst als Herrensohn geboren, muß ein Beispiel dazu liefern: wie er, dem früher erteilten Befehle gemäß (φ 234f.), den Bogen dem Bettler bringen will, schelten die Freier laut — und er läßt sich einschüchtern (366f.). Mit einem Strich sind die Mägde gezeichnet, die sich über das Anerbieten des Fremden, die Leuchter zu bedienen, lustig machen: αἱ δ' ἐγέλασσαν, ἐς ἀλλήλας δὲ ἴδοντο (σ 320). Mit Blick und Miene fordern sie sich gegenseitig zum Lachen heraus. Als Odysseus in der Hütte des Hirten die Schilderung der Zustände auf Ithaka gehört hat, ἐνδυκέως κρέα τ' ἤσθιε πῖνέ τε οἶνον ἁρπαλέως ἀκέων, κακὰ δὲ μνηστῆρσι φύτευεν (ξ 109f.). Wie das hastige Trinken den verhaltenen Grimm, so malt ρ 263, wo er mit Eumaios vor seinem Hause angelangt ist, das χειρὸς ἑλὼν προσέειπε συβώτην die tiefe Bewegung. Daß er sie nicht äußern darf, ist ihm streng bewußt; deshalb lehnt er es ab, der Fürstin von seinen Leiden zu erzählen, damit er nicht etwa vom Schmerz überwältigt werde und den Vorwurf hören müsse, er habe das trunkene Elend: φῇ δὲ δακρυπλώειν βεβαρηότα με φρένας οἴνῳ (τ 122). Einer harmlosen Wirkung des Weines hat er am ersten Abend im Kreise der Hirten nachgegeben und schildert selbst nach Stimmung und Gebaren den Angeheiterten (ξ 463 ff.) mit ähnlicher Anschaulichkeit, wie Idomeneus — in einem sonst nicht eben klugen Gespräch mit Meriones — den Furchtsamen (N 279ff.). Im Gedanken-

kreise der Odyssee bewegt sich die Δολώνεια; sie zeigt in einem auffallenden Beispiel dicht nebeneinander Festhalten an einer gegebenen Form und selbständiges Charakterisieren. In dem Berichte des Gefangenen an die beiden Achaierfürsten hat sich der Dichter nicht die Mühe genommen, Hektors Auftrag, der hier durch Dolon verraten wird, so umzuformen, daß er grammatisch vom Standpunkte des Sprechenden aus gedacht erscheint: ἦ ἤδη ... φύξιν βουλεύουσι μετὰ σφίσιν οὐδ' ἐθέλουσιν νύκτα φυλασσέμεναι, so heißt es hier wie vorher in der Versammlung der Troer (398 = 311), obwohl jetzt zwei der Feinde (ἀνδρῶν δυσμενέων 395) angeredet werden, so daß βουλεύετε μεθ' ὑμῖν das Natürliche wäre. Durch Athetese oder Korrektur hat man schon im Altertum zu helfen gesucht, auf beide Arten den Dichter selbst korrigierend, den die kleine Schiefheit nicht störte. Aber wie es kam, daß Dolon ausgesendet wurde, davon läßt er diesen ganz anders erzählen, als er selber es vorher getan hat. Freiwillig, mutwillig hatte er sich zu dem heimlichen Gang erboten; nun, da er gefaßt ist, tut er so, als habe Hektor ihn verführt (πολλῇσίν μ' ἄτῃσι παρὲκ νόον ἤγαγεν Ἕκτωρ 391): auch dies ein Zug in dem Bilde des Feiglings, von demselben Dichter erfunden, der in 398 die Versetzung aus dritter in zweite Person nicht für nötig hielt.

Die Freude an individueller Gestaltung betätigt sich gelegentlich und mehr von innen heraus als in den drei Helena-Versen des Γ, auch an Stellen, an denen sonst recht eigentlich das Formelwesen zu Hause ist. Für den Tod hat das Epos manche Bezeichnungen, bei denen wohl weder der Vortragende noch die Zuhörer etwas Tieferes empfanden: τὸν δὲ σκότος ὄσσε κάλυψεν, λίπε δ' ὀστέα θυμός u. ä.; so auch da, wo nichts Geschehenes erzählt, sondern an Mögliches gedacht wird: θανέειν καὶ πότμον ἐπισπεῖν, αἵματος ἆσαι Ἄρηα ταλαύρινον πολεμιστήν. Aber in der Aristie des Diomedes prophezeit Dione dem Helden frühen Tod mit sehr persönlicher Wendung. Die Mutter, deren Kind er verletzt hat, denkt an seine Kinder, die nicht liebkosend den Heimgekehrten begrüßen sollen, an seine Gattin, die lange noch um den Verlorenen jammernd die Hausgenossen aus dem Schlafe aufschrecken wird (Ε 408 ff.). In demselben Gesange läßt der Dichter zwei Brüder, Söhne eines Traumdeuters, von Diomedes getötet werden; der Kampf wird nicht beschrieben, nur kurz, beinahe teilnehmend hinzugefügt, sie seien nicht heimgekehrt, der Vater habe ihnen nicht mehr die Träume ausgelegt (τοῖς οὐκ ἐρχομένοις ὁ πατὴρ ἐκρίνατ' ὀνείρους, Ε 150). Die Andeutung bestimmter persönlicher Verhältnisse gibt auch dem Mitgefühl des Zuhörers stärkeren Anhalt[6]).

6) Weitere Beispiele individueller Ausdrücke für »Sterben« hat Wecklein gesammelt, Studien zur Ilias 6. 8 f.

4. Breiter ausgeführt ist ein solches Motiv in der Erzählung von Othryoneus, der um Kassandra warb und sie dadurch zu gewinnen hoffte, daß er sich anheischig machte, die Achäer von Ilios zu vertreiben. Idomeneus, der ihn ersticht, spottet darüber: er soll mit zu den Griechen kommen und ihnen helfen, die Stadt zu zerstören; dann werde ihm auch hier hoher Lohn zuteil werden, die schönste von Agamemnons Töchtern als Gattin. Mit diesen Worten sucht er ihn herüberzuziehen — den Toten am Fuße. Um den blutigen Witz anbringen zu können, hat der Dichter die Voraussetzung schnell erdacht (N 363 ff.). Ein Verdienst Nieses ist es, erkannt zu haben, daß die allmähliche Bereicherung der Sage zum guten Teil auf ähnliche Art entstanden ist (EHP. 38 ff.). Besonders durchsichtig ist die Erfindung bei dem anderen, der Großes sich zutraute und nichts vermochte. Die Rosse des Achill begehrte er als Preis, wenn er dem Hektor Kunde aus dem griechischen Lager verschaffe. Als er auf seinem nächtlichen Gange Schritte vernimmt, hofft er doch, es sei ihm jemand nachgeschickt, um ihn zurückzuholen; dann erkennt er die Feinde, läuft davon, wird eingeholt — und nun folgt die Szene, die wir soeben berührt haben. Feige verrät er alles, was er weiß, und fällt, ohne sich zu wehren. Wer war das? Ein Söhnchen aus reichem Hause, als einziger unter fünf Schwestern aufgewachsen (K 315. 317). Und mit bitterem Hohne gibt der Dichter dem Tropf einen Namen: Δόλων, Sohn des Εὐμήδης.

Damit ist ein Gebiet berührt, das zum Verweilen einladet: die Etymologie der Eigennamen. Einst müssen auch die ältesten eine vernehmbare Bedeutung gehabt haben; und bei einigen wenigstens der älteren spricht sie noch mit. Θερσίτης, der »Frechling«, ist nicht mißzuverstehen, sobald man sich äolische Umgebung dazu denkt[7]). Mit Ὀδυσσεύς spielt der Dichter α 62; auch τ 407 gibt wohl kaum den wirklichen Ursprung. Daß Ἀλέξανδρος in vergessenen Sagen Träger einer anderen Rolle gewesen war, als die Paris jetzt spielt, wird von Robert (StI. 366) und anderen wohl mit Recht angenommen. Κλυταιμνήστρη hat erst moderner Scharfsinn aus gegebenen Beziehungen herauszureißen versucht; davon wie von Τελαμώνιος war schon die Rede (S. 26f. 262f.). Eurysakes, den Enkel Telamons, kennt Homer noch nicht, aber andere Knaben, die nach der Tätigkeit ihres Vaters benannt sind: Ἀστυάναξ (Z 403), Τηλέμαχος. Während er heranwächst, kämpft sein Vater in der Ferne: das ist der Sinn. In der ἐπιπώλησις wird die Beziehung etwas anders gewendet: Agamemnon soll sehen, wenn er will, und wenn ihm darauf etwas ankommt, Τηλεμάχοιο φίλον πατέρα προμάχοισι μιγέντα

7) Diese Auffassung, die angefochten war, ist von Radermacher wirksam verteidigt worden. Rhein. Mus. 63 (1908) S. 462ff.

(Δ 354). Die Dichter unserer Epen fanden Namen wie diese schon vor, die von früheren erfunden waren; doch der Trieb dazu regte sich immer neu. Indem ein Sänger eine Person einführte, die er nach ihrem Anteil an der Handlung selbst benannt hatte, war er vom Bewußtsein eines Zusammenhanges und von dem Wunsche geleitet, ihn auch für seine Zuhörer anzudeuten und sie eine halbversteckte Beziehung heiter empfinden zu lassen. Τέκτων Ἁρμονίδης, dessen Sohn von Meriones getötet wird, hieß der kunstfertige Mann, der für Paris die Schiffe zu dem verhängnisvollen Raubzuge gebaut hatte (E 59ff.), Ἀγκαῖος ein Ringkämpfer, den Nestor einst besiegt hat (Ψ 635; vgl. 711). Einen Herold, den der Athener Menestheus mitten im Schlachtgetümmel mit wichtiger Botschaft entsendet, nennt der Dichter Θοώτης und hat sich damit die Möglichkeit geschaffen für ein Wortspiel, mit dem er angeredet wird: ἔρχεο, δῖε Θοῶτα, θέων Αἴαντε κάλεσσον (M 343).

Zahlreicher sind die Beispiele aus der Odyssee. Wer den Εὐάνθης zum Vater hat, mag wohl stark duftenden Wein besitzen (ι 197. 209f.). Zu Πολυπάμμων, dem »Vielbesitzenden«, paßt als Sohn einer, der nicht spart, Ἀφείδας (ω 305). Diese Namen kommen in Erzählungen des Odysseus vor; doch die Freiheit des Erfindens, die der Dichter ihn üben läßt, übt er auch selbst aus. Einen Φρόντις Ὀνητορίδης gibt er dem Atriden als Steuermann (γ 282), dem Telemach, den die Bürger im Stich lassen, als Helfer Φρονίοιο Νοήμονα φαίδιμον υἱόν (β 386); Τερπιάδης Φήμιος singt bei den Freiern (χ 330f.). Unter diesen ist Κτήσιππος, der Sohn des Πολυθέρσης, deutlich charakterisiert; der mehrfach — z. B. bei Aias — beobachtete Zug, daß Vater oder Sohn eines Mannes nach dem benannt sind, was eigentlich ihm selber zukommt, ist hier doppelt angewandt, wechselseitig: der Vater ist reich, daß er Pferde halten kann, was denn dem Sohne zugute kommt (υ 289), und dieser so frech, daß man meint, er müsse es vom Vater geerbt haben. Freilich, der Apfel fällt manchmal weit vom Stamme, sonst hieße und wäre der Sohn des Εὐπείθης nicht Ἀντίνοος; hier liegt, wie bei Dolons Vater Eumedes, Ironie in dem selbstgeschaffenen Namen. Davon, aus der Ilias, noch ein grausames Beispiel. Menelaos hat einen jungen Troer lebend gefangen, dem die Pferde durchgegangen waren, daß er vom Wagen fiel, mit dem Gesicht in den Staub. Der Sieger ist geneigt, den Unglücklichen zu schonen; aber Agamemnon tritt hinzu und tötet ihn, ἥρω᾽ Ἄδρηστον (Z 63). Ein griechischer Hörer erinnert sich dabei des großen Adrastos, des Führers im Zuge gegen Theben. Vielleicht hatte dessen Namen ursprünglich tieferen Sinn; denn die Sikyonier verehrten ihn als Gott, wie andere den Dionysos (Her. V 67). Daran braucht der Verfasser des Z nicht gedacht zu haben; aber die Gestalt des »unent-

rinnbaren Helden« neben dem, der »nicht davonlaufen kann«, wollte er vor der Phantasie auftauchen lassen.

5. Neigung und Fähigkeit, einen Witz zu machen, setzt eine gewisse Überlegenheit des Geistes voraus, die natürlich oder affektiert sein mag, und die auch nach dem Gegenstand, den sie sich wählt, und den äußeren Umständen, unter denen sie hervortritt, wohltuend oder verletzend wirken kann. Daß sie in der epischen Poesie erst den Zeiten der Reife und schon aus diesem Grunde dem Anteil angehöre, der aus ionischer Sinnesart ihr zugeflossen ist, könnte man vermuten; es trifft aber nicht zu. Spiele mit dem Wortklang, die gerade erst bei Rückübertragung ins Äolische vernehmbar werden, hat Fick aufgedeckt (oben S. 168). Wir haben es also hier mit einer Geschmacksrichtung zu tun, die jedenfalls den beiden Stämmen, die am griechischen Epos geschaffen haben, gemeinsam war. Ihre Äußerungen lassen sich überall vernehmen, sobald wir uns einmal entschlossen haben, so etwas wie einen Kalauer dem Vater Homer zuzutrauen. Nach der Seite neigte schon einzelnes im Bereiche der Namengebung; vollends aber so zu würdigen sind Wendungen wie diese: ἀλλά μιν οἶος ἐπίσταπο πῆλαι Ἀχιλλεύς, Πηλιάδα μελίην (Π 142 f.). — Πρόθοος θοὸς ἡγεμόνευεν (Β 758). — Εὐπείθει πείθοντο (ω 465 f.). — Die beiden Tore der Träume, aus Horn und aus Elfenbein, von denen Penelope τ 562 ff. berichtet, kommen nirgends zu wirksamer Anwendung; und man hat längst vermutet, daß die ganze Allegorie nur ersonnen sei, um dem Spiel mit den Worten κραίνειν und ἐλεφαίρεσθαι den Anhalt zu geben. Sinnreich ist, wie aus λυσιμελής, dem Beiworte des Schlafes, der »die Gelenke löst« (λύθεν δέ οἱ ἅψεα πάντα δ 794 = σ 189), eine neue Bedeutung hervorgelockt wird: λύων μελεδήματα θυμοῦ (υ 56 f. = ψ 343). Aber nur fürs Ohr berechnet ist in ε die Annahme, daß der Floßbau des Odysseus gerade vier Tage gedauert habe; nun kann der Erzählende fortfahren (263): τῷ δ' ἄρα πέμπτῳ πέμπ' ἀπὸ νήσου δῖα Καλυψώ.

Die eigene Freude am Wortwitze leiht der Dichter auch seinen Personen. Die wohlhabende Jugend auf Ithaka hat den immer hungrigen und durstigen, lang aufgeschossenen, aber kraftlosen Gesellen, weil er Botendienste verrichtete, mit der Götterbotin verglichen und Ἶρος genannt. Von Geburt her hieß er Ἀρναῖος; den Namen hatte ihm die hehre Mutter gegeben. Warum nicht beide Eltern? Das war doch das Natürliche (vgl. θ 554. ι 367. τ 406). — Der Vater war nicht bekannt, er war ein Jungfernkind. — Aha! Und von einer solchen sagt der Dichter πότνια μήτηρ. Schallendes Gelächter mag ihm geantwortet haben. Das ist nicht, wie es schien, der erweiterte Gebrauch einer Formel, bei der man sich nicht mehr viel dachte, sondern eine Übertragung mit bewußter

Pointe. Sind wir darauf einmal aufmerksam geworden, so werden wir auch den »göttlichen Sauhirten«, den »Herrscher der Männer«, als behaglichen Beitrag zu solcher Grundstimmung empfinden. Stellen wir ihn uns nur vor Augen in seinem Hirtenkittel und daneben die ritterlichen Gestalten derer, für die einst diese Bezeichnung geschaffen war.

Über Gottfried Keller ist richtig gesagt worden: wenn man akustische und optische Dichter unterscheide, so gehöre er zu den letzteren [8]). Bei ihm, der sich zuerst zum Maler berufen glaubte, stehe »der Gesichtssinn »im Mittelpunkt seines sinnlich-geistigen Verhaltens. Daher seine Nei»gung, ja das zwingende Bedürfnis, in anschaulichen Bildern zu denken »und auch abgeschliffene Redensarten sich in eigentlicher Bedeutung vorzustellen.« Auf Homer diese Einteilung anzuwenden, gelingt nicht; gerade dadurch bewährt sie sich auch bei ihm: er besaß beides in gleich hohem Grade. Darum war er seinem Volke »der Dichter«. Was er sagt, vollends was nach seinem Plane seine Menschen sagen, versteht man erst, wenn man so tut, als höre man es gesprochen. Mit Tonmalerei erzielt er starke Wirkungen. Und wie hellhörig er ist, sich an zufälligen oder mit leichter Wendung herbeigeführten Anklängen und Gleichklängen zu erfreuen, haben wir gesehen. Aber mit ebenso empfänglichem Sinn wußte er in sichtbar vorgestellten Situationen und Bewegungen Züge von Ähnlichkeit zu erfassen und für die Menge, die mit Aug' und Ohr an seinem Munde hing, festzuhalten. *Traditum est caecum fuisse; at eius picturam, non poesin videmus.*

Äneas nennt den Meriones, weil er mit hurtiger Wendung dem Speerwurf ausweicht, einen Tänzer (Π 617). Kebriones, von Patroklos mit einem Steine mitten auf die Stirne getroffen, fällt kopfüber vom Wagen, als spränge er ins Wasser, um zu tauchen, und jener höhnt (Π 745): ὢ πόποι, ἦ μάλ᾽ ἐλαφρὸς ἀνήρ· ὡς ῥεῖα κυβιστᾷ! — was er dann noch ausmalt, indem er die nützliche Tätigkeit des Austern sammelnden Tauchers beschreibt. Der freiwillige Schenkendienst des Hephaistos in A (597 ff.) ist im Grunde ein unausgesprochener, handgreiflicher Witz. Wenn Eurymachos aus dem Widerschein der Fackeln auf dem kahlen Schädel des Bettlers auf die Nähe eines Gottes schließt, der von strahlendem Glanz umgeben auftreten würde, so liegen die beiden Vorstellungen, deren Ähnlichkeit er ausspricht, ganz im Bereiche des Sichtbaren (σ 353 f.). Etwas mehr durchs Denken vermittelt ist der bittere Scherz, womit am Schlusse des υ, nachdem das Mittagessen der Freier und was dazu gehörte, geschildert ist, der Dichter das »freudlose Nachtmahl« ankündigt, das die Göttin und der gewaltige Mann ihnen bereitet hätten: eine Über-

8) Ermatinger, Gottfried Kellers Leben. Mit Benutzung von Jakob Baechtolds Biographie dargestellt (1915) S. 138.

tragung des Ausdruckes, die nachher der Held selbst wiederholt (φ 428 f.), als er nach vollbrachtem Preisschuß zur Tat übergehen will. So sagte der plumpe Ktesippos, er wolle dem Fremden ein Gastgeschenk geben, — und warf nach ihm mit einem Kuhfuß; wofür er nachher als Gegengabe — τοῦτό τοι ἀντὶ ποδὸς ξεινήιον — die Lanze empfängt, mit der ihm der Rinderhirte die Brust durchbohrt (υ 296 ff. χ 285 ff.). Einer verwandten Redeweise bedient sich Hektor zu Paris, Γ 56 f.:

ἀλλὰ μάλα Τρῶες δειδήμονες· ἦ τέ κεν ἤδη
λάινον ἕσσο χιτῶνα κακῶν ἕνεχ', ὅσσα ἔοργας. —

Die Lanze des Polydamas ist dem Prothoënor in die Schulter gefahren. In den Hades muß er nun hinabgehen; aber er hat eine Stange mitbekommen, auf die er sich stützen kann: so frohlockt, der ihn getroffen (Ξ 456 f.). An die tödliche Waffe knüpft der Erzählende seinerseits einen grimmigen Spaß Π 503/5. Patroklos stützt den Fuß auf den Leib des erschlagenen Sarpedon, die Lanze herauszuziehen; und er reißt die Seele mit heraus, auch sie verläßt den Körper. Wir denken daran (vgl. S. 453), wie der Kreterfürst den Othryoneus zu den Griechen hinüberziehen wollte, daß er ihr Bundesgenosse und ein Schwiegersohn des Agamemnon würde; dabei streckte er die Hand aus und packte den Getöteten am Fuße (N 374—384). Aber auch die Troer wissen mit der Zunge wie mit dem Speer zu verwunden. Gleich darauf erlegt Idomeneus den Hyrtakiden Asios; ihn will Priamos' Sohn Deïphobos rächen und trifft — zwar nicht den, auf den er zielte, doch den Hypsenor, der hinter ihm steht. So hat Asios, rühmt er, doch die Genugtuung, nicht allein in den Hades wandern zu müssen; »ich habe ihm einen Begleiter mitgegeben« (N 415 f.).

Der Gedanke an diesen Weg, den jeder einmal gehen muß, beschäftigt mehr oder weniger alle Menschen. Es lag nahe, ihn mit Wanderungen und Reisen zu vergleichen, die im Tageslicht ausgeführt werden, von denen die Rückkehr nicht abgeschnitten ist. Beim Aufbruch aus dem Hause der Kirke verunglückt Elpenor; unten, am Eingang in das Reich der Schatten, findet Odysseus ihn schon vor und sagt wie erstaunt (λ 58): ἔφθης πεζὸς ἰὼν ἢ ἐγὼ σὺν νηὶ μελαίνῃ. Umgekehrt redet Kirke die Männer, die es vermocht haben, aus dem Hades wieder emporzusteigen, bewundernd an (μ 22): δισθανέες, ὅτε τ' ἄλλοι ἅπαξ θνήσκουσ' ἄνθρωποι! — Achill trifft am Flusse (Φ 34—135) den Lykaon, einen der vielen Söhne des Priamos, der vor nicht langer Zeit von ihm gefangen genommen war. Er hatte ihm bei sich, wie es in den Zeiten der Landsknechte hieß, Quartier gegeben, ihn dann aber nach Lemnos verkauft (58); nun ist er erstaunt, ihn so bald wiederzusehen. Wohlan, jetzt soll er auch die Spitze des Speeres zu kosten bekommen; dann wird sich

zeigen, ἢ ἄρ᾽ ὁμῶς καὶ κεῖθεν ἐλεύσεται — eine Handbewegung, abwärts oder über die Schulter zurück, deutet an, was gemeint ist, — ἤ μιν ἐρύξει γῆ φυσίζοος, ἥ τε κατὰ κρατερόν περ ἐρύκει (63f.). Der Vergleich zwischen zwei Reisen, auf die der Jüngling geschickt wird, ist hier nicht ausgesprochen, aber er schwebt vor und beherrscht die Gedanken. So möchte ich glauben, daß er auch bei den Worten καὶ δουρὸς ... γεύσεται (60f.) schon mitwirkt und daß hier Achill an das denkt, woran nachher Lykaon vergebens erinnert (75f.), daß dieser bei ihm zuerst, nach dem Unglück, das über ihn gekommen war, von der Frucht der Demeter genossen hat, so daß er für ihn als Schützling zu gelten hätte.

Allerdings ist der Gebrauch von γεύεσθαι in so unfreundlichem Sinne an sich schon verbreitet (Υ 258. υ 181), auch wo kein Anhalt mehr für die Übertragung in der Nähe steht. Entstanden sein aber muß er doch wohl auf diesem Wege, wie so manche uneigentliche Bezeichnung. Jede Sprache, und nun gar die griechische, erlebt einen Hauptteil ihrer Entwicklung in Metaphern, durch die neue Gebiete erobert werden — nicht bloß für den sprachlichen Ausdruck. Die den Tisch »Vierfuß« nannte, die Zange »Feuergreife«, den Henkel am Gefäß ein »Ohr«, dieselbe Phantasie verstand es, nach lebendigen Vorbildern die Geräte und Werkzeuge auch zu formen, die πυράγρα vorne mit eisernen Fingern. Doch für uns hier handelt es sich um Sprechen und Denken. Und da bringt denn Homer den großen Gewinn, daß er uns weiter als jeder Spätere in den Bereich des Werdens der Begriffe hineinführt.

VIERTES KAPITEL

GLEICHNISSE

Witz und Gleichnis sind im Innersten verwandt. Beide kommen aus derselben Grundrichtung des Geistes, dem Triebe, zwischen Dingen oder Vorgängen, die getrennten Gebieten angehören, Ähnlichkeiten zu sehen, die nicht jeder sieht, so daß es der Mühe wert ist, sie hervorzuheben. Am Witze freuten sich schon die frühesten der Geschlechter, bei denen die epische Poesie der Griechen erwachsen ist; so können wir vermuten, daß früh schon auch Gleichnisse ausgemalt worden sind, und werden uns im voraus davor hüten, für sie alle dieselbe Entstehungszeit und, was dann fast natürlich erscheint, dieselbe Herkunft anzunehmen. Manche frühere Theorie ist gerade daran gescheitert, daß sie alles aus einem Punkte zu erklären unternahm.

I.

Daß der Sinn, das Herz »eisern« genannt werden, findet sich in Ilias und Odyssee mehrmals; etwas mehr auseinandergefaltet ist der Gedanke, wenn es von Odysseus, wie er die Tränen zurückhält, heißt: ὀφθαλμοὶ δ' ὡς εἰ κέρα ἕστασαν ἠὲ σίδηρος (τ 211). Penelope sagt von den Schiffen (δ 708f.): ἁλὸς ἵπποι ἀνδράσι γίγνονται; der Dichter hat das ausgeführt in dem prächtigen Bilde des Schiffes, das den heimkehrenden Odysseus trägt und stolz sich hebend durch die Wellen streicht, wie über die Ebene hin im Galopp sich bewegend ein Viergespann (ν 81ff.). Die beiden Aias rüsteten sich zum Kampf, ἅμα δὲ νέφος εἵπετο πεζῶν (Δ 274): der an sich verständliche Satz gibt Anlaß, vom Hirten zu erzählen, der von seiner Warte aus eine Wolke bemerkt hat, die über das Meer heranzieht, und erschrocken die Herde zum Schutz in eine Felshöhle treibt. Ähnlich ist κτίλος ὥς vorangenommen Γ 196. Wie ein vor die Stirn Getroffener kopfüber vom Wagen stürzt, stellt sich unwillkürlich der Ausruf ein (Π 745): ὡς ῥεῖα κυβιστᾷ! Und es ist etwas Hinzukommendes, wenn der Dichter den, der so ruft, auch noch in höhnischer Ausmalung des Vergleiches schwelgen läßt (vgl. S. 456). Eine Erklärung war hier so wenig erforderlich wie in υ, wo in der Nacht vor dem Kampf Odysseus wach liegt und beim Anblick der Mägde ergrimmt, die mit

schamloser Lustigkeit zu ihren Buhlen gehen: κραδίη δέ οἱ ἔνδον ὑλάκτει (13). Der übertragene Wortgebrauch regt die Phantasie an, und es erscheint eine Hindin, die, um ihre Jungen besorgt, bellt, weil sie einen fremden Mann sieht, dem sie nichts Gutes zutraut.

So steht aber das Verhältnis nicht immer. Meistens geht dem Gleichnis keine kurze Bezeichnung dessen, was es zu erläutern hätte, vorher; oft folgt sie auch nicht nach. Wir müssen versuchen, uns in die Denkweise jener fernen Zeit zu versetzen. Wenn wir »Tränenstrom« sagen oder »Menschenschwarm« oder »Kampfgebrause«, so erwacht wohl auch in uns eine sinnlich faßbare Vorstellung; aber sie hält sich im Hintergrunde und begleitet nur leise schwingend den eigentlichen Hergang, von dem die Rede ist. Homer holt dieses leise Mitschwingende hervor und stellt es in Worten dar. So füllt ein Schneegestöber mit allen begleitenden Umständen die Phantasie, wo wir uns begnügen würden, von einem »Hagel von Geschossen« zu sprechen (M 278 ff.). Eine »schwirrende Menge« tritt als Fliegenschwarm hervor, der im Stall über die gefüllten Melkeimer sich ausbreitet (B 469 ff.). Das Brausen des Kampfes wird für kurze Weile übertönt von dem der angeschwollenen Gebirgsbäche, die, aus zwei Schluchten hervorbrechend, im engen Felsenkessel sich mischen, und die einst dem Sänger das Ohr für ähnlichen Klang geschärft haben (Δ 452 ff.). Müßige Frage, ob es etwa feiner sei, dergleichen bloß anzudeuten. Wer heute bei solchen Andeutungen in einer reichen Sprache etwas empfindet, dankt es den Dichtern, die seit Homer die Menschen gelehrt haben, Bilder zu sehen; und wer bei den geläufig gewordenen Worten nichts empfindet, der mag zu dem Alten zurückkehren, um von ihm wieder sehen und hören zu lernen. »Den Führer der Feinde sah man abwechselnd erscheinen und verschwinden«: das wäre schlecht und recht gesprochen; jeder wird es verstehen, niemand sich etwas Besonderes dabei denken. Und Homer?

οἷος δ᾽ ἐκ νεφέων ἀναφαίνεται οὔλιος ἀστήρ
παμφαίνων, τοτὲ δ᾽ αὖτις ἔδυ νέφεα σκιόεντα,
ὣς Ἕκτωρ ὁτὲ μέν τε μετὰ πρώτοισι φάνεσκεν,
ἄλλοτε δ᾽ ἐν πυμάτοισι κελεύων (Λ 62 ff.).

Hat er also einen bildlichen Ausdruck zum Gleichnis ausgeweitet? — So verschiebt es sich für uns, weil wir vom Ende herkommen. Vielmehr hat er, ohne es zu wollen, die Entstehung eines übertragenen Ausdrucks vorbereitet. Das homerische Gleichnis ist eine Geburtsstätte bildlicher Redeweise.

Darum brauchen wir an dem nicht irre zu werden, was wir vorher beobachtet hatten, wie einer fertigen Metapher, deren sich der Dichter be-

dient, ein sie umschreibendes Gleichnis beigefügt wird. Es gibt eben mehr als eine Art, wie die Einbildungskraft in Bewegung gesetzt wird, wie die Übertragung sich vollzieht. Eine eingehende Untersuchung dieses Verhältnisses würde sich gewiß lohnen. Im voraus darf man annehmen, daß es zu einer direkten Metapher um so eher gekommen sein wird, je mehr es sich auf beiden Seiten um einfache, sinnlich faßbare Vorstellungen handelte, während der Übergang durch ein lebhaft empfundenes Gleichnis vorzugsweise da erfolgt sein wird, wo es galt, einen größeren Abstand zwischen verschiedenen Begriffsphären zu überbrücken.

Denn vom festgeprägten Bild führt eben der Weg zum abstrakten Begriff. »Die Kämpfenden hielten einander das Gleichgewicht«, so sagen wir, fast schon abstrakt; wir müssen uns besinnen, daß das im Grunde ein Vergleich ist, im Bewußtsein haben wir nur den Begriff. Homer mußte umgekehrt zu diesem erst sich den Weg bahnen, durch ein volles Gleichnis. Darum beschreibt er das einemal die Wage in der Hand des Zimmermanns (O 410ff.), ein andermal (M 433ff.) die redliche Spinnerin, die Wolle verarbeitet hat und das fertige Gespinst für den Arbeitgeber abwägt, die Schalen hochhaltend und sorgsam ausgleichend, ἵνα παισὶν ἀεικέα μισθὸν ἄρηται — so schweifen die Gedanken ab, und er ruft sich, wie gewöhnlich, selber zur Sache zurück: ὣς μὲν τῶν ἐπὶ ἶσα μάχη τέτατο πτόλεμός τε. Doch nicht immer ist es möglich, einen Begriff, der vorschwebt, mit bestimmtem Bilde zu fassen; dann sucht er sich auf seine Art ihm zu nähern. Neben die Szene, in der er den Begriff brauchen könnte, stellt er eine andere, die dasselbe Element enthält: in dem Übereinstimmenden beider empfindet er — und mit ihm der Zuhörer — das, was wir heute mühelos begrifflich aussprechen. Denn das Gemeinsame, für sich genommen, ist eben der Begriff. Wir vergänglich das Menschenleben ist, fühlt Homer und möchte daran erinnern: so vergleicht er den Wechsel der Generationen mit dem der Blätter im Walde (Z 146ff.). In dieser Weise hat Plüß den Vergleich zwischen Hermes und der Möwe (ε 51ff.) fein gedeutet[1]). Er jagte über das schwellende Meer »mit wunderbarer Sicherheit«: diese »empfindungsstarke Vorstellung« solle dadurch geweckt werden, daß beschrieben werde, wie der Vogel, um Fische zu fangen, dicht über den Wellen hinstreicht[2]). »Unausgesprochenes

1) Theodor Plüß: »Das Gleichnis in erzählender Dichtung« (in der Festschrift zur 49. Philologen-Versammlung, Basel 1907), eine Untersuchung, der für das Verständnis homerischer Gleichnisse wesentliche Förderung verdankt wird.

2) Daß Karl Tümpel in Roschers Lexikon II S. 1276 (s. v. Kombe) Hermes wie Leukothea in Vogelgestalt erscheinend sich denkt, soll doch erwähnt sein. Vgl. oben S. 353.

»und Unaussprechliches mit Hilfe einer Art Symbol für sich und andre »dennoch auszudrücken«: das bezeichnet Plüß als den »Zweck« des Gleichnisses (S. 63). Hätte er nur nicht versucht, eine Erfüllung dieses Zweckes in allen einzelnen Zügen eines ausgeführten Bildes nachzuweisen! Damit hat er z. B. dem Gleichnis von der Spinnerin böse Gewalt angetan [3]).

Noch mehr stört er uns dadurch die Freude an seinem Fund, daß er in ihm einen Schlüssel für alle homerischen Gleichnisse zu besitzen meint. Lassen sich denn auch nur alle Bedingungssätze in ein Schema zwängen? Und nun gar alle Gleichnisse!

II.

Sind sie denn überhaupt mit Bewußtsein gemacht, so daß man von ihrem »Zwecke« sprechen kann? — Für eine gewisse, übrigens wenig zahlreiche Gruppe ist das ohne weiteres zu bejahen: da, wo etwas ganz Äußerliches, ein Maß der Zeit oder des Raumes, den Berührungspunkt zwischen zwei Gebieten menschlichen Tuns oder natürlichen Geschehens bildet. Wenn die Tageszeit danach bestimmt wird, wann ein Holzhauer die Mittagspause (Λ 86ff.), wann ein Pflüger auf dem Felde, ein Rechtsprechender auf dem Markte Feierabend macht (μ 439f. ν 31 ff.), so geschieht das natürlich mit klarer Absicht. Desgleichen wenn eine Strecke bezeichnet wird: so weit einer den Diskos wirft (Ψ 431 f.) oder den Speer (Ο 358f. Π 589ff.), oder so weit ohne Unterbrechung ein Maultiergespann den Pflug zieht (Κ 351/3; vgl. θ 124). Von weniger schlichter Beschaffenheit sind zwei Vergleiche, die den Begriff unerhörter Schnelligkeit veranschaulichen sollen. Grobkörperliches wird durch das Zarteste beschrieben, was es in der Sinnenwelt gibt, wenn es heißt, die Götterrosse seien mit einem Sprunge jedesmal so weit vorwärts gekommen, wie der Blick eines Mannes, der von hoher Warte auf die See hinausschaut, in

3) Plüß S. 56: »Die Troer hielten die Achäer fest mit pflichttreu ausharrendem, »ängstlichem Bemühn, immer wieder den Gleichstand im Kleinen und Einzelnen her»stellend, aber in eigener Kraft ohnmächtig zu Größerem, bei redlicher Kampfesarbeit »ohne rühmlichen Kampfgewinn. Ich denke, die Parallele wäre genau. Aber nur wir »Ausleger vollziehen diese Einzelübertragungen: der Hörer empfängt nur einen Ge»samteindruck, welcher an den Einzelheiten sich bildet und in bestimmter Richtung »sich entwickelt, nämlich etwa den Eindruck einer teilnahmswürdigen Ohnmacht bei »redlichem Bemühn, und nur diese empfindungsvolle Gesamtvorstellung übertragen wir »Hörer auf die Troer, unbewußt und reflexionslos.« Diese Schilderung würde eher auf die Achäer passen, die in der Defensive sind, als auf die angreifenden Troer. Daß sie aber überhaupt auf eine der beiden Parteien bezogen wird, widerspricht schon dem Bilde. Auch die Vergleichung des Peliden, wie er dem Äneas entgegengeht, mit einem Löwen, gegen den sich die ganze Gemeinde versammelt hat (Υ 164ff.), will sich in den Plan, den Plüß (S. 50f.) dafür zeichnet, nicht fügen.

die neblige Ferne reicht (E 770ff.); Sinnliches durch Geistiges, wenn der Flug, mit dem Here die Luft durcheilt, dem des Gedankens gleichgesetzt wird, der einen weitgereisten Mann in der Erinnerung von Ort zu Ort trägt (O 80ff.). Beide Bilder sind von so auserlesener Art, daß sie nur mit voller Bewußtheit vom Dichter geschaffen sein können. Eher mag man zweifeln, ob das Gleichnis von der Gedankenschnelle in abgekürzten Formen wie ὡς εἰ πτερὸν ἠὲ νόημα (η 36) oder νόημ᾽ ὥς (hymn. Apoll. 448) nachwirkt, oder aus ihnen, die früher dagewesen wären, herausgesponnen wurde: wahrscheinlicher ist mir das erste.

Daß der Dichter mit Absicht etwas herangezagen hat, scheint weiter überall da sicher zu sein, wo es darauf ankam, geistige Vorgänge oder Beziehungen mittelbar, durch die Analogie von körperlichen, erfassen und aussprechen zu können. Darin liegt doch, das meinen wir aus dem Neuen Testament wie aus der Göttlichen Komödie zu wissen, der eigentliche Wert und Sinn des Kunstmittels der Gleichnisse. Aber nun, wunderbar, solches kommt bei Homer nur ganz selten vor. Alexandros, von Hektor mit Recht gescholten, sagt bewundernd zu ihm (Γ 60f.): αἰεί τοι κραδίη πέλεκυς ὥς ἐστιν ἀτειρής, ὅς τ᾽ εἶσιν διὰ δουρὸς ὑπ᾽ ἀνέρος κτἑ. Achill verwünscht den Zorn, der, viel süßer als herabtropfender Honig, in der Brust des Menschen anschwillt wie Rauch (Σ 109f.). Daß die zwei Bilder vermischt sind, ist ja kein Vorzug; jedes für sich aber malt vortrefflich eine Eigenschaft des Gefühles, das beschrieben werden soll: wie es sich einschmeichelt, wie es überhand nimmt und doch keine Wirklichkeit als Inhalt hat. Eine Stelle, die uns noch beschäftigen soll, ist die, wo die Aufregung der Achäer nach der Niederlage mit dem Bilde der sturmbewegten See geschildert wird (I 4ff.). Nestor schwankt einmal, was er tun soll; etwas wie »Unentschiedenheit« möchte der Dichter gern stark zum Bewußtsein bringen; so beschreibt er das Meer, das nach Sturm aussieht (ὀσσόμενον), als ob es auf ihn warte, οὐδ᾽ ἄρα τε προκυλίνδεται οὐδ᾽ ἑτέρωσε, πρίν τινα κεκριμένον καταβήμεναι ἐκ Διὸς οὖρον· ὣς ὁ γέρων ὥρμαινε δαϊζόμενος κατὰ θυμόν (Ξ 16—22). Wilamowitz nennt dieses Gleichnis »gesucht, aber schön« (Hl. 244), mit Recht. Daß der Dichter in solchen Fällen mit Bewußtsein gearbeitet hat, bedarf keines Beweises.

Man kann diejenigen dazunehmen, in denen das, was deutlich werden soll, zwar ein Vorgang sinnlicher Art ist, doch ein ins Übernatürliche erhobener. Wie der Götterbote über die feuchte Fläche dahinfliegt (ε 51ff.), wie der Kriegsgott in finsteren Wolken zum Himmel emporfährt (E 864ff.), wie Iris, vom Olymp herabgekommen, schnell in die Fluten taucht (Ω 79ff.), wie Wasser und Feuer, die feindlichen Elemente, Skamander und Hephaistos miteinander kämpfen (Φ 362ff.), wie es aussah,

als das Haupt des Peliden von Athene mit goldig leuchtendem Glanz umgeben wurde (Σ 205 ff.): von dem allen ist kein menschliches Auge je Zeuge gewesen. Der Dichter will aber, daß wir es uns vorstellen, und dafür dienen ihm als Anhalt: der Flug der Möve, die Gewitterwolke, das Blei an der Angel, das kochende Wasser im Kessel, das Feuerzeichen aus der belagerten Stadt. Gleichnisse wie diese sind ebenfalls um einer künstlerischen Absicht willen gebildet; aber auch ihre Zahl ist nicht groß, auch wenn man darauf ausginge, sie vollständig anzuführen. — In umgekehrter Richtung bewegen sich unsere Gedanken, wenn die körperliche Erscheinung eines Menschen durch Erinnerung an die einer Gottheit rühmend hervorgehoben wird. An der Beschreibung Agamemnons B 477 ff. sind auf diese Weise drei Götter beteiligt, gewiß kein Zeugnis, und also kein Erzeugnis, unmittelbarer poetischer Anschauung. »Der Artemis gleichend oder der goldenen Aphrodite« (ρ 37. τ 54; vgl. δ 122) klingt wie eine Formel, βροτολοιγῷ ἶσος Ἄρηι (Λ 295. Υ 46 u. ö.) ist als solche fertig. Ausgeführte Beschreibungen in diesem Sinne sind der Nausikaa gewidmet ζ 102 ff., dem Kämpferpaar Idomeneus und Meriones N 298 ff., auch dem Aias H 208 ff. Da wird niemand auf den Gedanken kommen, daß der Vergleich sich unwillkürlich eingestellt habe.

Er enthält eine Übertreibung, und schon darin liegt ein Element des Gewollten, dem wir ja auch außerhalb der Göttergleichnisse mehrfach begegnen. Das das Leuchten der Rüstungen von weitem so ausgesehen habe wie ein Waldbrand (B 455 ff.), Achills Lanzenspitze wie unser hellster Stern, der »Hund des Orion« (der Sirius; X 26 ff.), daß Steine im Kampf um die Mauer so dicht geflogen wie ein Schneegestöber (M 278 ff.), die Tränen des Agamemnon und Achilleus geflossen seien wie eine Quelle aus dem Felsen (I 14 f. = Π 3 f.): das alles wird im Ernste niemand glauben. Aber einige der schönsten Gleichnisse sind von dieser Seite her entstanden, aus dem Triebe, ein Bild oder einen Zug darin durch verstärkende Zeichnung hervorzuheben. Und das kann man doch auch nicht behaupten, daß dergleichen wie etwas Gemachtes berühre. »Im Hause des Alkinoos war ein Glanz wie von Sonne und Mond« (η 84) oder »es kamen so viele, wie Blätter und Blüten im Frühling sprießen« (ι 51): so könnte wohl noch heut ein Erzähler sagen; nur auf die Ausmalung würde er verzichten, die Homer in der Regel hinzugefügt hat. Warum doch? Der »Zweck« der Vergleichung wird dadurch nicht gerade gefördert; also wird er ihm nicht allzusehr am Herzen gelegen haben. Und bei der großen Mehrzahl der Gleichnisse fehlte er wohl ganz.

Während er einen Vorgang schilderte, tauchte vor der empfänglichen Phantasie des Dichters das Bild eines irgendwie ähnlichen auf, das er sogleich in der Freude seines Herzens mit lebhaften Farben daneben

malte, ohne zu überlegen, ob das auf die Deutlichkeit der Hauptdarstellung günstig oder gar ungünstig wirkte. Der Fall eines baumstarken Mannes, der eben noch fest auf seinen Füßen stand, erinnerte an das Niedersinken einer gefällten Eiche oder Fichte (N 389 ff.), das Einbrechen einzelner, überlegener Kämpfer in eine Schar von Schwächeren an Wölfe, die in eine Herde fallen (Π 352 ff.). Daß die blutige Arbeit des glühenden Pfahles im Auge des Kyklopen erst in zwei Vergleichen (ι 384—394) umständlich beschrieben wird, ehe wir erleben, wie er aufbrüllt, daß der Fels widerhallt: das ist allerdings klare Absicht, die Spannung zu steigern. Aber z. B. jene Geschichte von dem Hirten, der die Wolke kommen sah (Δ 275 ff.), oder die beiden vom Löwen und vom Esel, die uns das langsame Zurückgehen des Aias malen sollen (Λ 546 bis 565), nehmen wirklich etwas viel Aufmerksamkeit für sich in Anspruch. Das Bild lockt den beweglichen Sinn des Erzählers, und er kann nicht widerstehen, er muß ihm nachgehen, unbekümmert, ob damit seine Personen und ihr Tun für kurze Zeit verlassen werden. Goethe hat uns erzählt (Palermo 17. 4. 1787), wie es dem Poeten ergeht, der von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird: mit ruhigem Vorsatz beginnt er; allein ehe er sich's versieht, erhascht ihn ein andres Gespenst und hält ihn fest. Diesen Geistern zu gebieten, ist eine große Aufgabe, an der mancher Reichbegabte zugrunde gegangen ist. Homer und Goethe haben es vermocht. Aber die Lösung solcher Aufgabe ist nicht wie die eines Rechenexempels, ein für allemal richtig, sondern immer wieder eine andre. Und bei jedem Gelingen hinterläßt sie Spuren innerer Arbeit, die uns einen ahnenden Blick in das Schaffen des Dichters tun lassen.

Daß wir gerade bei den homerischen Gleichnissen mit dieser Auffassung auf dem rechten Wege sind, zeigen die nicht eben zahlreichen, doch höchst charakteristischen Fälle, in denen das zuerst hervorgerufene Bild nachträglich verschoben wird. Der Dichter ist von der Erzählung abgebogen, um eine Vergleichung durchzuführen; während er damit beschäftigt ist, ändert sich unmerklich der Gesichtspunkt seiner Betrachtung, so daß er zuletzt an einen Punkt gerät, in dem er der Haupthandlung wieder näher ist und vielleicht eine ungezwungene Rückkehr zu ihr findet. Die Troer umringen den verwundeten Odysseus wie Schakale einen angeschossenen Hirsch, der dem Jäger entrann, doch den tödlichen Pfeil weiter trägt und im Walde verbluten muß; teilnehmend glaubt der Dichter zu sehen — Odysseus wird vergessen —, wie die räuberischen Tiere über das edle Wild herfallen und es zerfleischen, bis ein Stärkerer über sie kommt, ein Löwe, der statt ihrer die Beute zerreißt: und das ist nun wieder Aias, der dem bedrängten Kriegsgefährten Hilfe

bringt (Λ 473 ff.). Formell nur mit einer Anwendung schließt der Vergleich: ὥς ῥα τότ' ἀμφ' Ὀδυσῆα ... Τρῶες ἕπον; aber daß auch die zweite Beziehung dem Sprechenden zum Bewußtsein gekommen ist, deutet der Schlußsatz der folgenden Verse an (485 f.):

Αἴας δ' ἐγγύθεν ἦλθε φέρων σάκος ἠύτε πύργον,
στῆ δὲ παρέξ· Τρῶες δὲ διέτρεσαν ἄλλυδις ἄλλος.

Etwas anders O 623 ff., wo zuletzt der ursprüngliche Zusammenhang ganz aufgegeben ist und nur eine im Verlauf entstandene und rasch ergriffene weitere Ähnlichkeit zum Wiedereinlenken benutzt wird. Von Hektor ist die Rede:

αὐτὰρ ὅ — λαμπόμενος πυρὶ πάντοθεν — ἔνθορ' ὁμίλῳ.
ἐν δ' ἔπεσ', ὡς ὅτε κῦμα θοῇ ἐν νηὶ πέσῃσιν
λάβρον ὑπὸ νεφέων ἀνεμοτρεφές· ἡ δέ τε πᾶσα
ἄχνῃ ὑπεκρύφθη, ἀνέμοιο δὲ δεινὸς ἀήτης
ἱστίῳ ἐμβρέμεται, τρομέουσι δέ τε φρένα ναῦται
δειδιότες· τυτθὸν γὰρ ὑπὲκ θανάτοιο φέρονται· —
ὣς ἐδαΐζετο θυμὸς ἐνὶ στήθεσσιν Ἀχαιῶν.

Das Hineinspringen des Helden in die Schar der Gegner erinnert den Dichter an den Anblick der Woge, die über ein Schiff hereinbricht. Indem er das schildert, gedenkt er der zitternden Schiffer, und nun hält ihn das Mitgefühl für deren Schicksal fest: aus dem Gemälde eines körperlichen Vorganges wird ein Stimmungsbild. Unmittelbar erscheint diese Wendung als zufällig; mittelbar und mit unbewußtem Zwange äußert sich in ihr die Macht, mit der der Gedanke an die im Kampfe bedrängten Achäer die Phantasie des Erzählers füllt. Ebenso ist es, bei viel knapperer Ausführung, mit dem Bilde der Herde, die dem Widder folgt (N 492 ff.). Die Vorstellung troischer Scharen, die hinter ihren Führern hergehen, hatte es auftauchen lassen; zur Herde gehört der Hirte; der freut sich, wie er sie (gesättigt) von der Weide zur Tränke gehen sieht: ὣς Αἰνείᾳ θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι γεγήθει, ὡς ἴδε λαῶν ἔθνος ἐπισπόμενον ἑοῖ αὐτῷ. Von einer sinnlich-anschaulichen Beziehung ist der Dichter ausgegangen, und bei einer geistigen angelangt, nicht anders als bei der Schilderung des sich aufhellenden Wetters im Gebirge Π 297 ff., auf die wir noch zurückkommen, oder — im Bereiche des parodierenden Tones, den die Odyssee manchmal anschlägt — in dem Vergleich erst des auf dem Lager sich wälzenden Helden, dann seiner sorgenvoll schwankenden Gedanken mit der Bratwurst, die am Feuer hin und her gewendet wird (υ 25 ff.)[4]).

4) Man könnte daran denken, auch den Vergleich der auf der Mauer sitzenden Greise mit Zikaden (Γ 151 ff.) doppelt zu nehmen: von der Ähnlichkeit der Stimme

III.

In dreien der zuletzt angeführten Beispiele — und in dem aus Π werden wir es ebenso finden — ist das, was dem Vergleich den Abschluß, also die Vollendung gibt, der Ausdruck einer Stimmung. Ganz und gar auf diesen Punkt eingestellt ist die Würdigung der homerischen Gleichnisse, die Wilamowitz versucht hat; zuerst in seiner Darstellung der griechischen Literatur in Hinnebergs »Kultur der Gegenwart« I (1905), wo es allerdings nur ganz wenige Fälle waren, an denen er seinen Gedanken entwickelte. Daß es auch andere als Stimmungsgleichnisse gibt, erkennt er jetzt (»Die Ilias und Homer«) ausdrücklich an; aber Stimmungsmalerei ist doch immer das erste, wonach er fragt, ein Element, dessen Fehlen jedesmal irgendwie erklärt, um nicht zu sagen entschuldigt werden muß. Von ΓΔΕ heißt es zusammenfassend (IlH. 297): »Die Gleichnisse sind zahlreich, aber nicht besonders hervorragend, und auf Stimmungsmalerei sind sie nicht berechnet.« In $Λ^1$ (bis 574 gerechnet) ist »die Fülle der Gleichnisse überwältigend, viele breit ausgeführt. — Treffend sind alle, aber ein eigentliches Stimmungsgleichnis, wie sie in der Patroklis so ergreifend sind, findet sich nicht« (S. 195). Eine Ausnahme in Λ scheint jene Stelle zu bilden, wo der Rückzug des Aias, der unwillig weicht, mit der Haltung des hungrigen Löwen verglichen wird, den die Überzahl von Geschossen und Feuerbränden doch zuletzt von der Hürde scheucht (548 ff.). Dies gelte seiner Stimmung (τετιηότι θυμῷ — τετιημένος ἦτορ), meint Wilamowitz, das unmittelbar folgende Gleichnis vom Esel, der in ein Saatfeld eingebrochen war und, nachdem er sich gesättigt, unter den ohnmächtigen Schlägen von Kindern langsam zurückgeht, male sein Benehmen (S. 193). Aber das kann man auch vom ersten sagen: immer wieder, die ganze Nacht hindurch, hat es der Löwe versucht; und auch im zweiten ist Stimmung: der Gleichmut, mit dem Schläge und Stöße — auf den Rücken des Esels, gegen den Schild des Helden — hingenommen werden. Gemeinsam ist beiden Gleichnissen die Vorstellung des Starken, der, von einer Mehrzahl Schwächerer verfolgt, zögernd zurückgeht. Wir dürfen uns nur durch das Machtwort vom »kümmerlichen Suchen nach einem Tertium comparationis« (S. 194) nicht schrecken lassen. Was die Einbildungskraft des Dichters füllte

geht er aus und endigt so, daß alte Erklärer sich dadurch an die Geschichte von Tithonos erinnert fühlten: μακρῷ δὲ βίῳ δαπανηθέντος ἐκείνου μετέβαλεν αὐτὸν εἰς τέττιγα ἡ θεός· διὸ δὴ αὐτοῦ τοὺς συγγενεῖς δημογέροντας τέττιξιν εἰκάζει ὁ ποιητής (schol. *AB*). Aber ich glaube nicht, daß diese kleinen Tiere, deren Geräusch so oft vernommen wird, zugleich, auf belaubten Zweigen sitzend, dem Auge sich leicht darboten und einprägten. Vgl. S. 353.

und in Bewegung brachte, war das sichtbare Bild, die Stimmung etwas Hinzukommendes, Accessorisches.

Anderwärts macht sie sich stärker geltend: so E 864ff., wo »der verwundete Ares sich von Diomedes gen Himmel hebt wie eine schwarze Gewitterwolke, die der Sturm eines schwülen Tages emporjagt«. Wilamowitz hebt dieses Gleichnis, gerade in E, hervor: »Das ist nicht direkt Stimmungsbild, sondern veranschaulicht das Wunder, aber die Stimmung des Dichters hat ihn auf das Bild geführt« (S. 297). Sehr möglich; und warum sollen wir uns den psychologischen Zusammenhang, wenn Bild und Stimmung zugleich wirksam werden, nicht in der Regel so denken? Als Achill unbewaffnet herbeieilt, um die Troer von der Leiche des Freundes zurückzujagen, läßt Athene sein Haupt »von einer güldenen Wolke, einem Nimbus, umstrahlen, und der Dichter knüpft daran ein kostbares Gleichnis (Σ 207ff.). Denn«, so sollen wir glauben, »das Fanal, das von einer Insel weit hinüberscheint, knüpft nur äußerlich das Bild an den Nimbus, der das Haupt des Achilleus umstrahlt. Das Wesentliche ist, daß das Feuerzeichen Hilfe gegen die Räuber heranruft, von denen die Stadt überfallen ist« (S. 168). — Nein. Das Wesentliche ist, daß eine übernatürliche Erscheinung durch eine natürliche vorstellbar gemacht werden soll; die verwandte Stimmung — Rettung bringend, Rettung suchend — ist etwas Begleitendes. Wilamowitz' Abneigung gegen ein Achten auf das Tertium comparationis hat wohl darin ihren Grund, daß der Begriff, wie so mancher in Stilistik und Rhetorik, leicht pedantisch angewandt werden kann und überall die Gefahr einer allzu verstandesmäßigen Behandlung zarter Poesie mit sich bringt. Das war ja, bei aller Feinheit des Nachempfindens, der Fehler, in den Plüß verfallen ist: er behandelt den alten Sänger wie einen überall voraus disponierenden Stilkünstler — bei dem deshalb an etwas wie Verschiebung des Gesichtspunktes nicht zu denken sei — und raubt ihm das Beste, was er hat: daß aus einer im Verborgenen schaffenden Phantasie Gedanken hervorquellen, die er empfängt, nicht macht. Aber die Gefahr, das Kunstwerk zu rationalisieren und etwas Werdendes als ein Gemachtes anzusehen, besteht da nicht minder, wo man grundsätzlich darauf ausgeht, Stimmung zu finden und zu beschreiben. Wilamowitz selber ist ihr nicht ganz entgangen.

Sogar bei dem Paare von Gleichnissen, von dem er als typischem Fall in der Darlegung seiner Erklärungsweise ausgegangen war (Θ 555ff. und I 4ff.), ist er genötigt, wenn die Deutung bestehen soll, dem Dichter einen berechneten Kunstgriff zuzuschreiben. »Der Stimmung der Troer«, so lesen wir (IlH. 32), »entspricht die sonnenhelle (?) Nacht, der der Achäer der schwere Seegang unter Nordweststurm. Denn daß die Gleichnisse

»so eingeführt werden, daß die Zahl der Feuer mit der der Sterne und »der θυμὸς δαϊζόμενος der Achäer mit dem von zwei Winden erregten »Meere verglichen werden, zeigt nur, daß solche Verknüpfungen im Epos »nicht mehr bedeuten, als eben die Bilder einzufügen, die der Dichter »heranholte, um die Stimmung der Seele zu veranschaulichen, wofür »ihm der unmittelbare Ausdruck versagte.« Bringt man den Gedanken ins kurze, so lautet er: »Die Verschiedenheit in der äußeren Anknüpfung »der beiden Gleichnisse zeigt nur, daß diese Verschiedenheit ohne sach»liche Bedeutung ist.« Das wäre richtig, wenn die innere Gleichartigkeit anderweit feststünde; sie soll jedoch aus der Analyse der Musterbeispiele erst gefolgert werden. Das eine Mal haben wir auf beiden Seiten etwas Sinnliches: viele Wachtfeuer im nächtlichen Gefilde, viele Sterne am Himmel; deren Eindruck malt der Dichter aus, übrigens mit nicht ganz glücklicher Anleihe bei Π 297 ff., und schließt: γέγηθε δέ τε φρένα ποιμήν. Das ist das einzige, was er von Stimmung sagt. Raffiniert wäre es, wenn er, um dahin zu gelangen, das sinnliche Bild nur als Brücke benutzt hätte; raffiniert und doch wieder seltsam planlos. Denn er verweilt nicht einen Augenblick länger bei der Freude, sondern lenkt in die nachher wie vorher ganz nüchterne Erzählung wieder ein: τόσσα μεσηγὺ νεῶν ἠδὲ Ξάνθοιο ῥοάων Τρώων καιόντων πυρὰ φαίνετο Ἰλιόθι πρό. Völlig anders das zweite Gleichnis. Der Dichter meinte: »Die Achäer waren in Aufregung«; der abstrakte Begriff steht aber als solcher noch nicht zur Verfügung, sondern schwebt nur vor. So umschreibt Homer das, was uns der Begriff sagen würde, mit einem Bilde — der aufgeregten See —, bei dem die Hörer das empfinden sollen, was er empfunden hat: ὣς ἐδαΐζετο θυμὸς ἐνὶ στήθεσσιν Ἀχαιῶν. Das ist ein rechtes Stimmungsgleichnis, deren es ja, wie wir gesehen haben mehrere gibt: in denen wirklich eine Gemütstimmung das ist, was durch Vergleich mit einem sichtbaren Vorgang deutlich gemacht werden soll.

Von andrer Art waren die Fälle, in denen Anlaß und Ausgangspunkt der Betrachtung ebenso dem Gebiete des Sichtbaren angehört wie das, was zum Vergleich herangezogen wird: Ares in einer Wolke zum Himmel auffahrend (Ε 864 ff.), Achills Haupt von hellem Lichtschein umflossen (Σ 207 ff.), wo nur im Hintergrund eine Stimmung — des Dichters — mitwirkt und seinen Gedanken die Richtung weist. Noch eine dritte Art gibt es: wenn verwandte Stimmungen selbst miteinander verglichen werden. Paris, als er den Menelaos sieht, erschrickt wie der Wanderer beim Anblick einer Schlange (Γ 33 ff.). Die Freude der Troer, daß Hektor und Paris auf das Schlachtfeld zurückkehren, gleicht der der Schiffer, die vom Rudern müde sind und endlich günstigen Wind bekommen (Η 4 ff.); die des Odysseus, der das ersehnte Land vor Augen hat, der von Kindern,

deren Vater von langer Krankheit genesen ist (ε 394 ff.). Und wieder wird bei der Freude der Penelope über den Heimgekehrten die von Schiffbrüchigen ausgemalt, die schwimmend endlich das Land erreicht haben (ψ 233 ff.). Achill wundert sich, warum Patroklos in Tränen ist — wie ein kleines Mädchen, das mit der Mutter nicht mitkommt, sie am Rocke festhält und weinend anblickt, daß sie es auf den Arm nehme (Π 7 ff.). Vater und Sohn, die sich gefunden haben, weinen laut, anhaltender als Raubvögel, denen von Landleuten das Nest ausgenommen ist (π 216 ff.). Der Schmerz des Odysseus, da er, als Schützling in der Fremde, von seinen eignen Taten singen hört, äußert sich ebenso wie das Jammern der Witwe, die aus eroberter Stadt in die Knechtschaft weggeführt wird (θ 523 ff.). In all solchen Fällen werden eigentlich zwei Situationen verglichen, in denen dieselbe Stimmung herrscht; dies ist das Gemeinsame, man könnte sagen: das Tertium. Dadurch, daß es von geistiger Art ist, wird das ganze Gleichnis in jene Sphäre gehoben. Auch hier betätigt sich der Trieb, mit der Kunst sprachlichen Ausdrucks aus dem Reiche des Gesehenen in das des Gedachten vorzudringen.

Bei alledem wird man, wo beide Glieder durch ziemlich greifbare Vorgänge gebildet werden, zunächst diese recht genau ins Auge fassen müssen, um zu verstehen, was der Dichter gewollt hat. Sehr viele Gleichnisse, und darunter manche der schönsten, halten sich ganz in diesem Bereich. Freilich, der Dichter sieht nicht nur mehr als ein andrer, er denkt sich auch mehr dabei; und wir sollen seinen Gedanken wie seinen Augen folgen. Deshalb sehen wir, als Paris kampfeifrig dem Bruder nacheilt, nicht nur das Bild des edlen Rosses, das sich losgerissen hat und mit fliegender Mähne hinausstürmt zur offenen Weide, wir können auch den stolz gehobenen Mut empfinden, der in beiden hervordrängt (Z 506 ff.). So, als begleitendes Element, mag auch in der Beschreibung der troischen Wachtfeuer die Stimmung einen Platz haben. Helle, Licht und Hoffnung des Sieges gehören ja von Natur zusammen.

Der Dichter des Θ hat aber, wie schon erwähnt, ein Vorbild aus Π benutzt, das erste von drei Gleichnissen, durch die der fortschreitende Erfolg des Patroklos bezeichnet wird. Wilamowitz bespricht sie zusammenfassend (S. 134): »Als die Danaer zuerst wieder Mut zum Wider»stande fassen, ist es, wie wenn sich eine Wolkenwand vom Gebirge »löst, alle Spitzen sichtbar werden und lichte Helle sich vom Himmel »her verbreitet (297). Als die Troer erschüttert zurückflüchten, ist es, »'wie wenn eine Sturmwolke aufzieht' (364), und als sie in voller Auf»lösung fliehen (384), 'wie wenn in den Stürmen und Regengüssen des »Herbstes eine Überschwemmung die Fluren verwüstet'. Kindisch wäre »es, die Tertia comparationis zu suchen, aber die Naturbilder bringen den

»Eindruck der ganzen Massenbewegung und Stimmung in unvergleich- »licher Anschaulichkeit und Kürze dem Nachfühlenden nahe.« — Ein wenig tiefer, von der summarischen Bewunderung aus, müssen wir doch dringen können. Das zweite Gleichnis steht zurück, ist nur wie ein Anhang des ersten[5]. Im dritten wird in eindrucksvollen Zügen das gewaltige Naturereignis gemalt, eine Überschwemmung, die Zeus den Menschen gesandt hat, weil sie Recht und Gesetz nicht achteten. Drei Verse umschreiben den Begriff des göttlichen Strafgerichtes; aber die konkrete Vorstellung, die dazu dient, ist nicht herangeholt, wie die Spinnerin mit ihrer Wage beim Gleichgewichte der Kämpfenden oder das taubwogende Meer bei Nestors Unentschlossenheit: die Troer selbst hatten ja Recht und Gesetze nicht geachtet, nun trifft sie der göttliche Zorn. — Doppelseitig ist auch das erste Gleichnis (Π 297 ff.):

ὡς δ᾽ ὅτ᾽ ἀφ᾽ ὑψηλῆς κορυφῆς ὄρεος μεγάλοιο
κινήσῃ πυκινὴν νεφέλην στεροπηγερέτα Ζεύς,
ἔκ τ᾽ ἔφανεν πᾶσαι σκοπιαὶ καὶ πρώονες ἄκροι
καὶ νάπαι, οὐρανόθεν δ᾽ ἄρ᾽ ὑπερράγη ἄσπετος αἰθήρ·
ὣς Δαναοὶ νηῶν μὲν ἀπωσάμενοι δήιον πῦρ
τυτθὸν ἀνέπνευσαν, πολέμου δ᾽ οὐ γίγνετ᾽ ἐρωή.

Wie die Bergzacken vom Nebel, so waren die auf dem Sande liegenden Schiffe von der Masse des feindlichen Volkes bedeckt (vgl. Π 66) und werden plötzlich klar; und das ist wie ein Lichtblick, der den bedrängten Verteidigern zuteil wird[6]). Diesmal faßt der Dichter selber die beiden Gesichtspunkte zum Schluß noch einmal zusammen: »So hatten die »Danaer von den Schiffen den feindlichen Brand weggedrängt, um nun »ein wenig aufzuatmen; doch im Kampfe gab es kein Nachlassen.« Auch das Zerreißen der Wolken war nur für kurze Zeit; wer hat das nicht schon im Gebirge erlebt? Die Schönheit dieses Gleichnisses beruht zum guten Teile darin, daß beide Seiten der Betrachtung unmerklich in eins fließen; man merkt es doch, aber nur, wenn man im Sinnlichen wie

5) Wenn es denn heil überliefert ist, und daran zweifle ich. Die Wolke, die am heitren Himmel auftaucht, ὅτε τε Ζεὺς λαίλαπα τείνῃ, ist nur der Vorbote des Sturms (ἄγει δέ τε λαίλαπα πολλήν Δ 278), und nur dieser selbst kann zum Vergleich herangezogen werden, wenn die lärmende Flucht der Troer aus dem Schiffslager veranschaulicht werden soll. Also das Gleichnis war wohl ursprünglich länger und gipfelte im Losbrechen des Sturmes; der Dichter gab eine Naturschilderung wie in der Erzählung ε 291 ff.

6) Die neueren Erklärer, soviel ich sehe, alle haben nur auf diese zweite Beziehung geachtet: die Alten sahen und dachten gegenständlicher. Schol. *A* zu 299 f.: ὅτι ἐνταῦθα οἰκείως κεῖνται (anders als Θ 557 f.)· ἐπικειμένης γὰρ τῆς Τρωικῆς φάλαγγος ὡς νέφους ὄρει, αἰφνιδίως ὡς ἄνεμος ἐπιπνεύσας ὁ Πάτροκλος ἀπῶσε καὶ ἐτρέψατο.

im Geistigen den Vergleich zu Ende zu denken sucht: es gelingt vollkommen[7]).

Lassen wir uns die Mühe nicht verdrießen, in den Teilen eines Gleichnisses das Gemeinsame aufzusuchen und auszusprechen. Es war doch das, was in der Seele des Schaffenden lebendig wurde, der Funke, der übersprang. Dabei wurden wir Zeugen, wie sich in einer dem Sinnlichen zugewandten Darstellungskunst das Geistige meldet und mit dargestellt zu werden verlangt. Der Dichter spürte, wie da außer den beiden Dingen, die er zusammen schaute, noch etwas war und wirkte — ein Drittes —, das doch eng mit dazu gehörte, ja in den beiden andern steckte. Da er es nicht nennen konnte, so suchte er es in der Paarung der Bilder zu fassen. Wo wir uns diesen Zusammenhang klar machen, tun wir einen Einblick in die Art, wie das Denken sich vorwärts arbeitet, um ein neues Gebiet zu erobern. Auf der andern Seite erfrischt uns die Kraft der sinnlichen Vorstellung. Homer war ein Schauer; wenn wir den Blick nach seinen Hinweisen einstellen, lernen wir sehen, was er sah. Dazu aber müssen wir gerade den Punkt erfassen, den er im Auge hatte; und das ist wieder die Stelle, wo die beiden Seiten des Gleichnisses zusammenkommen.

IV.

Aus empfänglichem Schauen schöpferische Kraft zu entwickeln, ist eigentlich Sache der bildenden Kunst; daß durch ihre Werke, durch ihre Weise zu sehen und darzustellen der Dichter beeinflußt worden sei, ist an sich wahrscheinlich. Es verdient geprüft zu werden. Sollten sich Beziehungen dieser Art wirklich ergeben, so hätten wir zugleich, da die Chronologie der bildenden Kunst einigermaßen feststeht, einen neuen Anhalt zur Bestimmung der Zeiten, in denen sich der epische Stil entwickelt hat.

Damit sind Fragen berührt, die an Welcker anknüpfend Franz Winter gestellt und mit ebensoviel Witz als Scharfsinn der Beantwortung zugeführt hat. In seiner Darstellung der griechischen Kunst bei Gercke und Norden[8]) handelte das letzte Kapitel von »Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst«, und da macht naturgemäß Homer den Anfang. Winter findet geistige Verwandtschaft

7) Daß es in Θ daran fehlt, hatten die Alten erkannt: Aristonikos zu Π 299 f. = Θ 557 f. Doch ist die Streichung der beiden dort störenden Verse nicht möglich. Den Dichter der κόλος μάχη muß man nehmen, wie er ist.

8) Einleitung in die Altertumswissenschaft II (1910), das betr. Kapitel S. 161—187. In der 2. Aufl. ist es weggelassen. Hoffentlich hat das nicht die Bedeutung, daß diese gedankenreichen Ausführungen beiseite geschoben werden sollen. Handbuchgelehrsamkeit enthalten sie allerdings nicht.

zwischen gewissen Bildwerken der mykenischen Periode — wie der Dolchklinge mit Löwenjagd, den Stierszenen auf den Bechern von Vafio — und einer Reihe homerischer Gleichnisse. Das sind diejenigen, in denen das Gebaren der Tiere lebendig und mit individuell beobachteten Zügen geschildert ist. Als Beispiele dienen: die Wölfe am Bergquell Π 156 ff., der Löwe, der seine Jungen verteidigt Ρ 133 ff., der zum Sprung ansetzende Löwe Υ 164 ff. Auf der andern Seite fehlt es auch nicht an Tiergleichnissen, in denen die Darstellung allgemein gehalten ist, dem Formelhaften sich nähernd. Derselbe Gesang Π, der das Bild der vollgefressenen Wölfe beim Saufen, offenbar ein Erinnerungsbild, so naturwahr ausmalt, hat wenige hundert Verse später unter ähnlichen Umständen einen Vergleich, der viel weniger wirksam und wirklich ist, Π 352 ff.: ὡς δὲ λύκοι ἄρνεσσιν ἐπέχραον ἢ ἐρίφοισιν κτἑ. Schon daß Lämmer und Ziegen zur Wahl gestellt werden, läßt annehmen, der Dichter habe hier kein bestimmtes Erlebnis im Sinne; dem entspricht dann die Ausführung, ohne eigentümlich hervortretende Züge. Winter blickt von hier hinüber zu den Tierdarstellungen schon in spätmykenischen, dann in nachmykenischen, früharchaischen Denkmälern, die auch keine eigne Beobachtung der Natur enthalten, sondern nur Wiederholung übernommener Typen. »Wenn Adamas Ν 571 an dem Speer, der ihm die Weichen »durchbohrt hat, hängt und zappelt wie der Stier in den Fesseln, so ist »das Besondere der Bewegung, des Vorganges wirklich veranschau»licht. Wenn aber der Dichter den Asios Ν 389 getroffen hinstürzen »läßt, wie die Eiche oder die Pappel oder die stattliche Tanne, die die »Zimmerer hoch auf den Bergen abgehauen haben, zum Balken des »Schiffes, so ist schon durch die Häufung des Verschiedenen die Ver»deutlichung des besonderen Falles abgeschwächt, und das poetisch »empfundene oder nachempfundene Gleichnis erfüllt im Grunde nicht »mehr seine ursprüngliche Funktion, sondern gewinnt den Charakter des »schmückenden Zusatzes, des Ornamentes.«

Ob gerade an der letzten Stelle der feinsinnige Erklärer dem Dichter ganz gerecht geworden ist, kann man bezweifeln. Als Gleichnisse, die nicht mehr aus freiem Trieb erfaßt, mit sinnlicher Kraft geschaut, sondern dem epischen Brauche gemäß als Schmuck herzugebracht sind, ließen sich eher anführen Γ 23 ff. (der beutefrohe Löwe), Δ 433 ff. (blökende Schafe), Ε 161 f. (Kalb und Kuh zugleich getötet), Ρ 4 f. (Kuh, ihr Junges verteidigend, anders als 133 ff.), Ρ 20 ff. (Mut eines wilden Tieres), Σ 161 f. (Löwe bei seiner Beute), Φ 252 f. (Ungestüm des Adlers) u. a. m. Aber im ganzen hat Winter den Unterschied richtig erkannt und beschrieben. Auch auf andern Gebieten als dem des Tierlebens stellt er sich dar, wenn man etwa Ο 170 f. mit 80 ff. zusammenhält. Auf der einen

Seite jener Rückblick auf eigenste Lebenserfahrung, die den Dichter dazu gebracht hat, den Gedanken als ein Maß der Geschwindigkeit zu empfinden (S. 462), auf der andern: »Iris flog so schnell vom Ida herab wie Schnee oder Hagel aus den Wolken«. Im Grunde wäre es sogar zu verwundern, wenn andre Elemente des epischen Stiles, wie Göttererscheinungen und Beiwörter, einen Wandel von ursprünglicher Lebendigkeit zu konventioneller Erstarrung durchgemacht hätten, nur gerade die Gleichnisse nicht. Auch darin hat Winter recht: die ornamentale Verwendung macht sich da besonders auffällig bemerkbar, wo in größerer Zahl Vergleiche dicht zusammengereiht sind, wie B 455 ff. beim Aufmarsch der Achäer.

An diese Gruppe ist das Verspaar angeschlossen (478 f.), das die körperliche Erscheinung Agamemnons so beschreibt: an Haupt und Augen habe er dem Zeus geglichen, an schlankem Wuchs dem Ares, an breiter Brust dem Poseidon. Daß das nicht anschaulich gedacht ist, und daß dasselbe überall gilt, wo menschliche Personen mit göttlichen verglichen werden, haben wir schon gesehen (S. 469). Winter führt weiter, indem er daran erinnert, daß bei solchen Vergleichen die völlige Vermenschlichung der Götter zugrunde liege, die der mykenischen Zeit noch nicht geläufig gewesen sei. Daran knüpft er wertvolle Andeutungen über die relativ späten Anfänge und Fortschritte, in denen sich die Wiedergabe menschlicher Gestalt durch die bildende Kunst der Griechen entwickelt habe, wozu dann wieder das Epos die Parallele biete [9]). Früher als den Menschen hat man versucht und gelernt, Tiere in den mannigfachsten Situationen und Bewegungen abzubilden. Damals muß von Dichtern »das Kunstmittel der Gleichnisse, die Naturbilder sind«, erfunden worden sein, »in der Epoche einer ganz mit und in der Natur lebenden Kraft, »unmöglich in der naturfremden geometrischen und auch nicht in der »durch traditionelle Typen und Vorbilder erst wieder langsam zur Natur »zurückgeführten früharchaischen Kunst«.

Dieses Resultat fügt sich mit Anschauungen, die wir von andern Seiten her gewonnen hatten, aufs beste zusammen. Der griechische Heldengesang ist in Thessalien entstanden (oben S. 162. 243—246. 274), in einer Periode, die dem von dort nach Kleinasien sich lenkenden Eroberungszuge äolisch redender Auswanderer und damit den Kämpfen vorauslag, die, um 1200 v. Chr. geführt, zur Bildung der troischen Sage

9) Winter S. 167: »Das Fehlen der Schilderung menschlicher Schönheit bei Homer, »das am auffälligsten in der Behandlung der Helena zutage tritt«, ist wohl »nicht »im Lessingschen Sinne ästhetisch, als künstlerisch beabsichtigt und bedeutungsvoll, »sondern historisch als aus den Entwickelungsverhältnissen der Zeit erklärliches Un»vermögen aufzufassen.«

den Anstoß gegeben haben (S. 236). Die Kultur, deren Bild die Eroberer in ihren Erinnerungen und ihren Liedern mit hinübernahmen, war die des heroischen Zeitalters, die minoïsch-mykenische. Dieses Kulturbild hat sich, nicht unverwischt, doch in immer wieder hervorbrechenden Zügen, durch die ganze Entwickelung der epischen Poesie bis in die Zeit erhalten, da Ilias und Odyssee Gestalt gewinnen (S. 306. 308). In Thessalien und noch innerhalb der mykenischen Periode ist der epische Stil in seinen grundlegenden Bestandteilen geschaffen worden (S. 197). Zu diesen Bestandteilen gehörte denn auch das Gleichnis. Unter den vielen, die wir kennen, die von den wilden Tieren hergenommenen mit als älteste — der Art nach — anzusetzen, steht auch von seiten ihres Inhalts nichts im Wege. Noch zu Herodots Zeit (VII 126) gab es auf der nördlichen Balkanhalbinsel wilde Stiere (vgl. N 571f. und den einen der beiden Becher) und Löwen in Menge; letztere waren den Kamelen im Heereszug des Xerxes gefährlich geworden. Als Grenzen ihres Vorkommens gibt Herodot die Flüsse Acheloos und Nestos (j. Mesta oder Karasu) an; und Pausanias berichtet (VI 5, 5), daß sie oft auch die Gegend um den Olymp heimsuchten.

Trotzdem ist gegen Winters Hypothese beachtenswerter Widerspruch erhoben worden. Frederik Poulsen, der ja streng die Ansicht vertritt, »daß die homerischen Gedichte in einem kleinasiatischen, orientalisch »beeinflußten Milieu des IX.—VIII. Jahrhunderts entstanden« seien (vgl. oben S. 306f.), glaubt die »mykenischen« Gleichnisse abweisen zu müssen [10]), — eigentlich doch nur deshalb, weil sie nicht in seine Theorie passen; denn eine positive Beziehung zwischen dem genannten Milieu und dem Epos, wie er sie auf anderen Punkten nachgewiesen hat, konnte er hier wohl nur in dem Gleichnis von der mäonischen oder karischen Purpurfärberin finden (Δ 141ff.). Er weist darauf hin, daß einige für mykenische Kulturverwandtschaft in Betracht kommende Beispiele — »die wenigen schlagenden Parallelen zu der mykenischen Dekoration«, wie er sich ausdrückt — von Winter nicht beachtet seien: der emporschnellende Fisch in Achills Beschreibung Φ 126f., im Gleichnis Ψ 692f., der Vergleich eines zum Tode Getroffenen, dessen Haupt herabsinkt, mit einer von Reife und Regen gebeugten Mohnstaude Θ 306f. Aber wenn zu den ausgewählten Stücken, an denen Winter seine Kombination deutlich machen wollte, einige weitere hinzugefügt werden, so sprechen diese mit für ihn. Weiter nimmt Poulsen daran Anstoß, daß Pflanzen und kleine Tiere, besonders Seetiere, welche die mykenischen Dekorationen mit Vorliebe verwenden, in Gleichnissen selten vorkommen.

10) Poulsen, Der Orient und die frühgriechische Kunst (1912) S. 182f. Das Gleichnis von der Purpurfärberin S. 174 (vgl. oben S. 307).

Immerhin fehlen sie ja nicht ganz. Außer den schon genannten denken wir an den jungen Ölbaum P 53 ff., an ein Gleichnis von Heuschrecken Φ 12 ff., zwei von Wespen M 167 ff. (wieder ein vorher fertiges Bild, das an seinen jetzigen Platz nicht ganz passend übertragen ist) und Π 259 ff., mehrere von Fliegen (von einer einzelnen Δ 130 f. P 570 ff.), wir denken an die kleinen Fische, die vor dem Delphin fliehen Φ 22 f., und den Polypen, an dessen Saugwarzen Steinchen in Menge haften bleiben, wie kleine Fetzen von der Haut des Odysseus am Felsen, den er mit den Armen gepackt hatte, ε 432 ff. Daß solche Vorstellungen im Gedankenkreise der Heldendichtung zurücktreten gegenüber den Beobachtungen aus dem Leben der wilden und kraftvollen Tiere, ist wohl natürlich. Mehr Gewicht scheint das Bedenken zu haben, daß die Tiergleichnisse nur einen Teil der Naturschilderungen, diese nur einen Teil der Gleichnisse überhaupt ausmachen; und man müsse doch, wenn man eine Erscheinung im Epos verstehen wolle, nach einer Erklärung suchen, die deren ganzen Bestand umfaßt.

Aber das ist genau der Irrtum, den mit Bezug auf die Gleichnisse zu vermeiden wir von Anfang an entschlossen waren. Allumfassend ist nur die historische Betrachtung, die den Erzeugnissen verschiedener Perioden eben dadurch gleichmäßig gerecht wird, daß sie eins wie das andre aus den Bedingungen seiner eignen Zeit zu verstehen sucht.

Wenn es dabei bleiben soll, daß die Tiergleichnisse zuerst aus Lebenserfahrungen und Auffassungsweise der mykenischen Periode hervorgegangen sind, so müssen andre Gruppen von Gleichnissen in ähnlichem Sinne den Verhältnissen andrer Zeiten entsprechen. Eine schöne und reiche Aufgabe, dies bis ins einzelne zu untersuchen. Hier kann nur der Anfang dazu gemacht werden[11]).

V.

Wenn der Siegeslauf des Diomedes, der die Geschlagenen in wilder Flucht vor sich hertreibt, mit der verheerenden Wirkung eines Stromes verglichen wird, der die Dämme fortreißt und über die Ufer tretend weit und breit das Land überschwemmt (E 87 ff.); wenn Hektor, der mit gewaltigem Sprung über die Köpfe der vordersten Reihe weg in die Schar der Griechen eingefallen ist, nun mitten unter ihnen wütend vorgestellt wird wie ein Löwe, der mitten in die Herde eingebrochen ist, weil der

11) Von Anfang an war es in den »Grundfragen« wie in meinen Rezensionen im Bereiche der Homerforschung die Absicht, Aufgaben, die im Fortschreiten der Wissenschaft neu hervortreten, zu erkennen und zu bezeichnen. Daß ich mich darum bemühte, hat auch Müller erkannt und in seiner Weise ausgesprochen JbA. 182 (1920) S. 40 f.

noch unerfahrene Hirte nur den Anfang und das Ende seines Zuges im Auge behalten hatte (O 630ff.); wenn um einen Gefallenen, den seine Freunde nicht preisgeben wollen, die Kämpfenden sich drängen und der Dichter dies durch das Bild der Fliegen anschaulich zu machen sucht, die im Frühling die vollen Milcheimer umschwärmen (Π 641 ff.; vgl. B 469ff.): so können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, daß der Vergleich mehr gesucht ist als empfunden, daß er nun doch einen Zweck erfüllen soll. Welcher mag das gewesen sein? War denn für Szenen des Kampfes ein Hilfsmittel nötig zur Verdeutlichung? Die Führer das Heer ordnend, der krachende Zusammenstoß bewaffneter Massen, ein Starker einer Schar von Schwächeren gegenüber: das alles ist vollkommen anschaulich, war in einem kriegerischen Zeitalter für keinen etwas Ungewohntes. Trotzdem meinte der Erzähler dem aufmerksamen Sinn durch Bilder zu Hilfe kommen zu müssen: der vermischten Herden, die von den Hirten gesondert werden, schäumender Gießbäche, die in enger Schlucht mit Getöse zusammenfließen, des Löwen, den zu verjagen alle wehrfähigen Männer der Gemeinde sich zusammengetan haben (B 474 f. Δ 452 ff. Υ 164 ff.) Wie ist das zu verstehen?

Es gibt nur eine Deutung. Der Kreis, der solchem Sänger lauschte, bestand nicht mehr aus Helden und Rittern, die sich an den Ruhmestaten der eigenen Vorfahren erfreuten; die Poesie war schon ins Volk herabgestiegen. Wie die alten Sagen von Kaiser Oktavian, von den Haimonskindern, der schönen Magelone, aus heldenhafter Vorzeit überkommen, von adligen Verfassern vorher als Prosaromane bearbeitet, allmählich zu Volksbüchern geworden sind, ebenso war es dem griechischen Heldengesang bereits ergangen, als unsere Ilias gedichtet wurde. Der Dichter, und wohl schon manche Generation seiner letzten Vorgänger, gehörten nicht mehr zu den Vornehmen; ihre Zuhörer waren Bauern und Hirten, Jäger und Fischer, Handwerker, mühsam Erwerbende. In deren Erfahrungsbereich, in ihren Leiden und Freuden, Gefahren, Mühen, Erfolgen suchte der Vortragende einen Stützpunkt, sooft er sich bot, um hinüber zu der fernen Welt des Heroentums die Brücke zu schlagen. Daher ist es kein Wunder, daß die Odyssee so wenige Vergleiche enthält: sie ist selber wie ein großes Gleichnis. Mit ihrem eigentlichen Stoff bewegt sie sich im Bereiche des bürgerlichen Lebens, das in ihr für die Dichtkunst erobert wird. Ein erstes Vorgehen auf dem Wege zu dieser Eroberung bedeutet in der Ilias die Gruppe von Gleichnissen, zu der wir hier gelangt sind.

Eine stattliche Gruppe, die Anhalt genug bietet, daß wir von dem Publikum der Ilias und dem Interessenkreis, in dem es sich bewegte, eine Vorstellung gewinnen können. Arthur Platt hat diesen Gedanken

zuerst gefaßt (1896) und tüchtig gefördert; nur daß er meinte, damit den Kulturzustand zur Zeit Homers oder »der homerischen Dichter« schlechthin erfassen zu können. Auf eine unrichtig gestellte Frage mußte die Antwort mißlingen (vgl. oben S. 229f.). Aber für die Zeit, da unsere beiden Epen zum Abschluß kamen, wie für die nächstvorhergehende, trifft sein Ergebnis zu: die Kultur dieser Periode war ionisch und bürgerlich. Von da stammen Zimmermann und Spinnerin, die helfen müssen, den Begriff »Gleichgewicht« zu umschreiben (s. S. 461), von da der Maurer, der die Steine zu festem Bau dicht aufeinander fügt, so daß sie von der aus den Schilden der Männer lückenlos gefügten Phalanx eine Ahnung erwecken können (Π 212 ff.); ebendahin weisen uns die Gerber (Ρ 389 ff.), die im Kreise aufgestellt eine mit Fett getränkte Rindshaut ähnlich hin und her ziehen, wie Troer und Achäer den Heldenleichnam, um dessen Besitz sie streiten. Dem arbeitenden Volke gehört die Mutter des kleinen Mädchens an, mit deren Trauer Achill die seines Freundes vergleicht (Π 7 ff.; oben S. 470); denn eine Frau von Stande würde, wie Andromache, von der Dienerin begleitet sein, die das Kind zu tragen hätte. Aus dem Erfahrungsbereiche des Pflügers (Κ 351 ff. ν 31 ff.), des Holzhauers (Λ 86 ff.) sind die Ausdrucksmittel geholt, um eine Strecke, einen Zeitpunkt zu bestimmen (s. S. 462). Ein paar charakteristische Beispiele dieser Art bietet auch die Odyssee. Die Handhabung des Drillbohrers, die Härtung glühenden Eisens im Wasser haben wir schon kennen gelernt (S. 465). Als Odysseus, den Fluten entronnen, nackt im Walde sich verkriecht, rafft er trockenes Laub zusammen und häuft es über sich, wie ein Landmann, der einsam wohnt, das glühende Scheit unter dichter Asche verwahrt, damit er nicht nötig habe, den Herdbrand von weither frisch zu holen (ε 485 ff.).

Demgegenüber suche man einmal Beispiele, daß der Dichter kriegerische Bilder zur Vergleichung heranzieht. Idomeneus und Meriones schritten zum Kampfe, so anzusehen wie Ares und sein Sohn Phobos, wenn sie von Thrakien her in den Krieg ziehen (Ν 298 ff.). Von dem Feuerzeichen aus der belagerten Stadt auf einer Insel war schon die Rede (Σ 207 ff.; S. 468). Sehr viel mehr wird man nicht finden. In der Ilias mag das natürlich sein, weil sie ja von einer Kampfhandlung ausgeht; immerhin bleibt es bemerkenswert, daß die Erinnerungen und Begleitvorstellungen, die in der Seele des Sängers durch die Taten und Leiden, von denen er berichtet, hervorgerufen werden, so durchaus friedlicher Art sind. Wo gesagt werden soll, daß Hektor und die Troer eines Speerwurfs Weite zurückwichen, heißt es (Π 589 ff.):

ὅσση δ' αἰγανέης ῥιπὴ ταναοῖο τέτυκται,
ἥν ῥά τ' ἀνὴρ ἀφέῃ πειρώμενος, ἢ ἐν ἀέθλῳ,

ἠὲ καὶ ἐν πολέμῳ δηίων ὕπο θυμοραϊστέων,
τόσσον ἐχώρησαν Τρῶες, ὤσαντο δ' Ἀχαιοί.

»Um sich zu versuchen (wie O 359) — oder beim Wettkampf — oder auch im Kriege«: dieser Zusatz verrät, wie diesem Dichter persönlich die kriegerische Erfahrung nicht das Nächste ist. Aber auch in der Odyssee, wo doch umgekehrt wohl Anlaß gewesen wäre, aus dem alltäglichen Treiben, das zu gefährlicher Spannung sich entwickelt, den Ausblick ins Große und Heldenhafte zu eröffnen, wird nur selten etwas von Kampf und Krieg herangezogen (ρ 471. σ 376ff. υ 49ff.), nur einmal in einem wirklichen Gleichnis, θ 523ff.: Odysseus weint, wie um den gefallenen Mann das unglückliche Weib, das die harten Eroberer von dem Toten, über den sie hingesunken ist, fortstoßen in die Gefangenschaft, πόνον τ' ἐχέμεν καὶ ὀιζύν. Also auch hier nicht die Freude an Waffengang und Männerstreit, wie sie dem Angehörigen einer ritterlichen Gesellschaft natürlich wäre, vielmehr das bittere Gefühl der Zerstörung, die der Krieg in ein friedliches Dasein hineinwirft. Das hat Platt fein beobachtet.

Von hier aus werden wir auch die Stelle besser verstehen, wo der Fall eines Helden (Asios) mit dem Niederstürzen eines von Schiffbauern gefällten Baumes verglichen wird (N 389ff. = Π 482ff.; vgl. S. 473). Die Umständlichkeit, womit der Erzähler bei der Arbeit der Leute verweilt, trägt zur Verdeutlichung allerdings nichts bei; unwillkürlich mochte er, bei sich bietendem Anlaß, aus der Sphäre der Heldentaten, von denen er seinen Zuhörern berichtete, zu dem abschweifen, was Leuten ihres Standes zu tun gab und doch auch mühevoll genug war. Durch denselben psychologischen Zusammenhang ist in manche Naturgleichnisse die Bezugnahme auf einen arbeitenden Beruf, immer den gleichen, hineingekommen. Von der Torheit eines Hirten haben wir schon O 632f. gehört; sie wird auch Π 354 als Ursache des Unglücks angegeben, in einem Gleichnis, das Winter als Beispiel konventionell gewordener Raubtierdarstellung anführte (s. S. 473). Vorsorglich ist jener, der beim Heraufziehen einer dunklen Wolke die Herde in eine Höhle treibt, wobei das ganze, prächtig ausgeführte Bild Δ 275ff. mit den Augen des Hirten gesehen ist. Kürzer erwähnt wird er bei Beschreibung der von den vorrückenden Truppen aufgerührten Staubwolke, die den Dichter an die regenschwere Luft im Gebirge erinnert, ποιμέσιν οὔ τι φίλην, κλέπτῃ δέ τε νυκτὸς ἀμείνω (Γ 10ff.). Ganz von weitem taucht die Freude des Hirten auf, wenn der Anblick des Sternenhimmels in klarer Nacht dazu dienen soll, die Menge der Wachtfeuer im troischen Gefilde vorstellbar zu machen (Θ 555ff.). Einmal, in der prachtvollen Beschreibung, wie zwei starke Gebirgsbäche im Felsenkessel tosend sich mischen, heißt es zum Schluß nur (Δ 455): τῶν δέ τε τηλόσε δοῦπον ἐν οὔρεσιν ἔκλυε ποιμήν.

Dem Dichter solcher Stellen lag jedenfalls der Standpunkt des Hirten näher als der des Helden.

Die Gleichnisse, zu denen Kraftäußerungen der Elemente den Stoff gegeben haben, finden in der bildenden Kunst nichts Entsprechendes. »Kein griechischer Maler selbst der hellenistischen Zeit könnte die Beob- »achtungen Homers von Luft und Meer mit seinem Pinsel schildern. »Erst einem Claude Lorrain würde man die Fähigkeit zutrauen.« So mahnt Poulsen (S. 183) und sieht darin eine grundsätzliche Instanz gegen Winters Versuch, eine parallele Entwickelung auf beiden Gebieten künstlerischen Schaffens zu erkennen. Mit Unrecht. Das Zischen des kochenden Wassers im Kessel (Φ 362 ff.), die austrocknende Wirkung des Nordwindes (Φ 346 f.), die Freude der Kinder, deren Vater gesund geworden ist (ε 394 ff.), gar die Gedankenreise eines viel gewanderten Mannes (O 80 ff.): dergleichen hätte auch Claude nicht zu anschaulicher Darstellung bringen können. Ob etwa von den Neuesten einer es unternehmen möchte, wage ich nicht zu beurteilen; gelingen würde es wohl auch ihm nicht. Der einen Kunst, deren geflügelt Werkzeug das Wort ist, sind von Natur weitere Grenzen gewährt als der andern, die mit Form und Farbe wirkt; darum bleibt es doch ebenso natürlich, daß sie weite Strecken zusammen gehen. Auch dem geometrischen Stil Entsprechendes werden wir bei Homer finden.

Zweifeln kann man, und darüber wird sich auch künftig kein allgemeines Gesetz aufstellen lassen, von welcher Art innerlich das Verhältnis zwischen den Schwesterkünsten gewesen ist: ob der Dichter aus einem Bildwerk eine neue Art zu sehen gelernt hat oder der Maler aus einer dichterischen Beschreibung[12]). Auch das zweite wäre doch möglich. In dem Gleichnis von der Purpurfärberin (Δ 141 ff.), zu dem die Verwundung des Menelaos den Anlaß gibt, übersieht Homer alles, woran man bei solchem Ereignis denken könnte, und faßt nur die malerische Wirkung von Weiß und Rot ins Auge. War sie von Künstlern schon verwertet oder war er der erste, der sie empfand? Bekanntlich ist in der Entwickelung bei den Griechen die Malerei der Plastik vorangeeilt, weil sie einen gefügigeren Stoff mit leichter beweglichen Werkzeugen bearbeitete; sollte es zwischen Poesie und Malerei entsprechend gewesen sein? Die grundsätzliche Antwort, daß aus gemeinsamer Wurzel auf den verschiedenen Gebieten parallele Entwickelungen hervorgegangen seien, ist

12) Zu dieser Betrachtung hat Hermann Schöne angeregt, indem er mir über jenes Gleichnis eine feine Bemerhung mitteilte, die sich bei Taine, Voyage en Italie I 7 (1893) p. 131, findet: *Homère oublie la douleur, le danger, l'effet dramatique, tant il est frappé par la couleur et la forme. — — Flaubert et Gautier qu'on trouve singuliers et novateurs, font aujourd'hui des descriptions toutes semblables.*

natürlich richtig, wird aber niemals den Wunsch ersticken, etwas genauer zu erkennen, wie es dabei im einzelnen zugegangen ist. Und für ein Weitergehen der Forschung nach diesem Ziele bietet sich nur der Weg, den Winter eingeschlagen hat.

Daß die Gleichnispoesie bei etwas derb Greifbarem ihren Anfang genommen habe, würden wir vermuten, auch wenn die mykenischen Tierszenen nicht da wären, es uns vor Augen zu stellen. In welchen Schritten sich dann die Entwickelung vollzogen habe, mag eben Gegenstand tieferdringender Untersuchung bleiben. Sollte es für diese an äußerem Anhalt fehlen, so müßte um so dankbarer der Gesichtspunkt benutzt werden, auf den Winter hingewiesen hat: wie die einst auf individueller Beobachtung beruhenden Bilder allmählich ins Gewohnheitsmäßige, Typische übergegangen sind. Entgegen aber dieser Erstarrung zum Konventionellen hat sich hier, wie an so vielen anderen Stellen, ein frisches Werden hervorgetan. Man fing wieder an oder man hatte nicht aufgehört zu beobachten und auszusprechen. Nach manchen Seiten lenkte sich dieser Trieb, zuletzt wohl auf das Menschenleben und nun natürlich auf das Leben der Art von Menschen, bei der im Laufe der Generationen der Heldengesang heimisch geworden war. Davon mischten sich Spuren auch in die beibehaltenen älteren Gleichnisse ein; vor allem aber zeigt es sich in den neu entstandenen. Die Lebensgebiete, zwischen denen diese zu vermitteln hatten, lagen weiter voneinander getrennt als in mykenischer Zeit der Kampf gegen feindliche Menschen und der gegen wilde Tiere. So bekam die Gleichnisdichtung etwas von bewußtem Zwecke. Und auch wo dieser fern blieb, lag doch das Gemeinsame, das geschaut oder empfunden wurde, mehr und mehr im Geistigen. So wurde mit innerer Notwendigkeit das überlieferte Kunstmittel die Form, in der allgemeine Gedanken sich durchzuringen begannen und die Bildung abstrakter Begriffe, wie wir gesehen haben, sich vorbereitete.

FÜNFTES KAPITEL

KAMPFSCHILDERUNGEN

Um Anfängen und Fortschritten in poetischer Darstellungskunst nachzuspüren, haben wir den handgreiflichsten Anhalt in der Schilderung von Kämpfen, sei es Mann gegen Mann oder in Masse. Das war ein Stoff, der im Heldengesang von Anfang an breitesten Raum einnahm und zu Erfindung und Ausgestaltung mannigfaltiger Motive Anlaß gegeben hat.

Wir besitzen auf diesem Gebiet eine ältere Abhandlung von Franz Albracht, »Kampf und Kampfschilderung bei Homer« (zwei Teile; Progr. Pforta 1886, Naumburg a. S. 1895). Der Untertitel, den der Verfasser hinzugefügt hat, »Ein Beitrag zu den Kriegsaltertümern«, läßt erkennen, von welchem Gesichtspunkt aus er den Gegenstand ansieht; der Gedanke, Stufen in der Entwickelung des poetischen Könnens aufzusuchen, deren Nachweis dann der Geschichte des Epos zugute kommen könnte, lag ihm fern. Aber mit sachlichem Verständnis und mit dem entschlossenen Willen, durch die Worte des Dichters hindurch zu einer Anschauung wirklicher Vorgänge zu gelangen, ist er dem Verlaufe der Kampfszenen nachgegangen, wobei die verschiedenen Arten und Teile der Schlacht den äußeren Anhalt für seine Betrachtung abgaben: Verwendung der Wagen, Vorrücken zur Schlacht, geschlossener Angriff und dessen Abwehr, Rückzug, Flucht und Verfolgung, Sicherung gegen den Feind, Kampf um eine Lagerbefestigung, Belagerung und Verteidigung einer Stadt. Ein besonderes Verdienst von Albracht ist es, daß er von dem stehenden Gefecht (σταδίη ὑσμίνη) ein deutliches Bild gegeben hat, von dem wir in gegebenem Zusammenhange dankbar Gebrauch machen werden. — In neuerer Zeit hat Hedwig Jordan es unternommen, die Darstellungsweise und die Darstellungsmittel des Dichters im rein künstlerischen Sinne zu würdigen, mit der berechtigten Hoffnung, daß sich durch sorgsame Vergleichung ein Fortschreiten von dem, was man einmal konnte, zu schwierigeren Aufgaben werde erkennen lassen[1]. Besonders zu rüh-

1) Hedwig Jordan, Der Erzählungsstil in den Kampfszenen der Ilias. Züricher Inaugural-Dissertation. Im Buchhandel bei Max Woywod, Breslau 1905. Die gleich nachher angeführte Stelle S. 47.

men ist es dabei, daß sie sich von allen Theorien über die Komposition der Ilias — von den verschiedenen Analysen so gut wie von dem Einheitsdogma — vollkommen unabhängig gehalten und so die Unbefangenheit des Blickes für jedes einzelne gewahrt hat[2]). Wenn dabei manche Partien (z. B. des Θ; S. 55) ernster genommen werden, als sie es eigentlich verdienen, so ist das kein Schade. Je mehr diese Prüfung der poetischen Technik rein für sich gehalten wird, desto gesicherter wird das, was sie nachher zur Analyse des Epos, zur Bestimmung des relativen Alters seiner Teile beiträgt.

»Es ist merkwürdig, wie eng die Erzählung der Ilias immer ist, wenn »eine Menge von Personen mit den verschiedensten Interessen an einem »Vorgange beteiligt sind. Der Dichter geht in einem solchen Falle ge»wissermaßen mit seiner Leuchte reihum. Wer gerade stark hervortritt, »auf den wirft er alles Licht; ringsherum ist mehr Dunkelheit als Däm»merung.« Das ist eine Beobachtung, die sich immer aufs neue bewährt.

Wenn Hektor einen Zweikampf mit dem Atriden im Namen seines Bruders Alexandros anbietet (Γ 86 ff.) und dabei dessen kurz vorher erzähltes Zurückweichen von keinem erwähnt wird, so sieht Hedwig Jordan darin ein Zeichen der Sinnesart des Dichters, der sich mit Reminiszenzen nicht belastet, sondern am Neuen und Frischen, an dem, was die Handlung fördert, seine Freude hat. Dazu stimmt es, wenn er bei dem anderen Zweikampfe, in Η, zu dem Hektor herausfordert, harmlos erzählt, daß Aias (206 f.) und schon vorher Menelaos (103) sich gerüstet habe. Die Frage, ob sie denn inmitten der Schlacht ungerüstet sein konnten, liegt ihm fern; er hat sich »nicht scharf in die Situation hineingedacht« und gebraucht den anschaulichen Zug, der in der Tat die Bereitwilligkeit des Menelaos wirksam bezeichnet. Diese »Vernachlässigung der Situation« (S. 139 f.) ist dasselbe, was ich Mangel an Perspektive genannt hatte. Den Typus streng sachlicher Kampfschilderung bieten die sechs Einzelkämpfe Ε 38—83, die einfach aneinandergereiht sind; nur zum Schluß wird zusammengefaßt: ὣς οἳ μὲν πονέοντο κατὰ κρατερὴν ὑσμίνην. Auf einer schon höheren Stufe poetischen Könnens stehen Szenen wie die in Λ, in denen Agamemnons blutige Arbeit beschrieben wird. Wie er zwei Söhne des Priamos getötet hat, ruft ein Gleichnis den Gedanken hervor, daß keiner von den Troern ihnen helfen konnte, ἀλλὰ καὶ αὐτοὶ

2) Umgekehrt wird sie von Drerup (Das fünfte Buch, S. 214) getadelt, weil sie »immer wieder von 'den Dichtern' spricht« in einer Untersuchung, »die in der Tat nur vom unitarischen Standpunkte aus einwandfrei gewesen wäre«. Keineswegs. Gegenüber einem Literaturwerke wie den homerischen Gesängen wäre die unitarische Ansicht ebensosehr eine vorgefaßte Idee — vielmehr: sie ist eine Hypothese — wie jede andere. Es gibt ja auch sehr verschiedene Einheitstheorien.

ὑπ' Ἀργείοισι φέβοντο (121); nachdem dann ein zweites Brüderpaar von seiner Hand gefallen ist, wendet er sich dahin, ὅθι πλεῖσται κλονέοντο φάλαγγες (148), und dieses Gedränge wird nun geschildert. So ist mit Bedacht der Hintergrund angedeutet, von dem sich die Einzelvorgänge abheben sollen, anders als E 48, wo »plötzlich Gefährten zur Stelle sind«, um dem von Idomeneus Getöteten die Waffen zu rauben. Der Erzähler läßt seine Personen, den einzelnen wie die Masse, da sein oder nicht da sein, wie es ihm paßt. Als Patroklos erschlagen liegt und ein Verteidiger nötig ist, holt der Dichter den Menelaos heran (P 1):

Οὐ δ' ἔλαθ' Ἀτρέος υἱὸν ἀρηίφιλον Μενέλαον
Πάτροκλος Τρώεσσι δαμεὶς ἐν δηιοτῆτι.
βῆ δὲ διὰ προμάχων κεκορυθμένος αἴθοπι χαλκῷ.

»Wie angenehm sind doch stereotype Wendungen! wie glücklich schnei- »den sie alle unbequemen Wie und Woher ab!« so bemerkt richtig Hedwig Jordan. Soll ein Held irgendwo eingreifen, so heißt es οὐκ ἀμέλησεν oder οὐκ ἔλαθεν; soll er einer Gruppe von Ereignissen fern gehalten werden, so finden wir ihn unterdessen μάχης ἐπ' ἀριστερὰ πάσης θαρσύνονθ' ἑτάρους καὶ ἐποτρύνοντα μάχεσθαι (P 117. 682; N 765). Naive Unbeholfenheit und konventionelle Festigkeit sind überall eng verbunden.

Doch dabei bleibt die homerische Kunst nicht stehen; sie sucht auch nach Abwechslung. Neben zahlreichen Fällen von der Form »der und der traf den und den« kommt es vereinzelt vor, daß der Dichter von dem unglücklichen Opfer ausgeht, Δ 517 ff.:

ἔνθ' Ἀμαρυγκεΐδην Διώρεα μοῖρ' ἐπέδησεν·
χερμαδίῳ γὰρ βλῆτο παρὰ σφυρὸν ὀκριόεντι
κνήμην δεξιτερήν· βάλε δὲ Θρῃκῶν ἀγὸς ἀνδρῶν.

Daß die Gefährten einen Verwundeten nach den Schiffen oder zur Stadt bringen, βαρέα στενάχοντα, wird öfters erzählt (Θ 334. N 423. Ξ 432). Einmal ist, mit individueller Anschauung, hinzugesetzt: τειρόμενον, κατὰ δ' αἷμα νεουτάτου ἔρρεε χειρός (N 539). Und noch mehr »realistisch belebt« (H. J. 38) ist die Wegschaffung Sarpedons in E (664 ff.): die Lanze beschwert ihn, über den Boden schleifend, aber keiner denkt daran, sie ihm aus der Hüfte zu ziehen, damit er auftreten könnte; so sehr waren sie selber bedrängt. — Wie Hektor von Helenos veranlaßt wird, in die Stadt zu gehen, springt er vom Wagen: ἐξ ὀχέων σὺν τεύχεσιν ἆλτο χαμᾶζε, πάλλων δ' ὀξέα δοῦρα κατὰ στρατὸν ᾤχετο πάντῃ ὀτρύνων μαχέσασθαι (Z 103 ff.). Nachdem er eine ermunternde Ansprache gehalten hat, macht er sich auf den Weg: ἀμφὶ δέ μιν σφυρὰ τύπτε καὶ αὐχένα δέρμα κελαινόν, ἄντυξ ἣ πυμάτη θέεν ἀσπίδος ὀμφαλοέσσης (117 f.). Jenes »waren die typischen Bewegungen; die nun geschilderte

»ist neu und frisch beobachtet. Wieder stehen Stilisierung und Realis-»mus dicht beieinander«. —

An Hedwig Jordan hat mehrfach angeknüpft Friedrich Lillge in seiner bedeutenden, richtunggebenden Untersuchung »Komposition und poetische Technik der Διομήδους Ἀριστεία. Ein Beitrag zum Verständnis des homerischen Stiles« (Progr. Gymn. Bremen 1911). Das E ist besonders reich an Kämpfen, und es ist — aus mehr als einem Grunde — einer der ältesten Gesänge; so war es ein vortrefflicher Gedanke, daß Lillge ihn zum Ausgangspunkte nahm, um die Technik in homerischen Kampfszenen zu studieren. Nur mit diesem Teil seiner Arbeit haben wir es hier zu tun; was weiter reicht, die Fragen nach der Komposition des ganzen Gesanges und nach seinem Verhältnis zum übrigen Bestande der Ilias, wird in anderem Zusammenhange später berührt werden. — Zwei Jahre nach Lillge trat Drerup mit einem umfangreichen Werke[3]) hervor, der nun freilich darin viel zu weit ging, daß er aus den Verhältnissen dieses einen Gesanges alle wesentlichen Züge der homerischen Dichtweise zu entwickeln sich zutraute. Das konnte nicht gelingen. Manches aber, was er über die Kämpfe, besonders über die Massenbewegungen in E, sagt, wird Beachtung fordern. Zunächst nehmen wir einen andern Anfang.

II. Unter den vier Schlachten, von denen die Ilias erzählt, scheint am meisten die zweite einen klaren Zusammenhang zu versprechen. Denn sie füllt nur einen Gesang, beginnt mit einer für die Griechen günstigen Situation (H 400—411) und führt von da zu einer empfindlichen Niederlage (Θ 487 f.), die den obersten Heerführer veranlaßt, noch am selben Abend Achill um Versöhnung und Hilfe zu bitten. Vollzieht sich der Wechsel in geradem Verlauf? oder mit Zwischenfällen und Rückschlägen? Das wird sich ergeben, wenn wir den Gang der Kampfhandlung im einzelnen verfolgen[4]).

Über die ersten Stunden des blutigen Ringens gibt der Dichter nur eine Andeutung. Als es Mittag ist, hält Zeus die Schicksalswage empor: sie entscheidet gegen die Achäer (74). Mit Blitz und Donner vom Ida her scheucht er sie in die Flucht: ἔνθ' οὔτ' Ἰδομενεὺς τλῆ μίμνειν οὔτ' Ἀγαμέμνων, οὔτε δύ' Αἴαντες μενέτην, θεράποντες Ἄρηος (78 f.). Nestor allein muß zurückbleiben, weil ihm ein Pferd getroffen ist. Diomedes kommt zu Hilfe und nimmt ihn auf seinen Wagen (115); der Alte ergreift

3) Engelbert Drerup: Das fünfte Buch der Ilias. Grundlagen einer homerischen Poetik. 1913. Vgl. dazu oben S. 257, Anm. 6.

4) Dabei wird mehrfach Bezug zu nehmen sein auf Wilamowitz' Abhandlung »Über das Θ der Ilias«, Berl. Sitzgsber. 1910, S. 372—402; wieder abgedruckt als Kapitel II seines Werkes »Die Ilias und Homer«.

die Zügel, während für sein Gespann Sthenelos sorgt. Μάστιξεν δ᾽ ἵππους· τάχα δ᾽ Ἕκτορος ἄγχι γένοντο (117). Also sind sie auf einmal wieder im Angriff? In der Tat, und in einem erfolgreichen. Hektors Wagenlenker fällt, er sucht sich einen anderen. Und jetzt wäre es übel gegangen, καί νύ κε σηκάσθεν κατὰ Ἴλιον ἠύτε ἄρνες (131), wenn nicht der Vater der Menschen und Götter scharf aufgemerkt und durch einen Blitz, den er vor den Rossen des Diomedes in die Erde fahren ließ, diesen dahin gebracht hätte, umzukehren (157). Mit lautem Geschrei folgen die Troer, von Hektor geführt, der dem Tydiden höhnende Worte nachruft (160 ff.). Dieser denkt endlich daran, haltzumachen und den Kampf wieder aufzunehmen: dreimal will er es tun, dreimal donnert Zeus vom Ida herab und hemmt seinen Entschluß (169 f.). Hektor fühlt sich als Sieger (173 ff. 185 ff.). Vergebens sucht Here den Poseidon zum Eingreifen zu bestimmen (198—211). Die Achäer sind zwischen Graben und Wall zusammengedrängt[5]). Das Ziel, das dem Dichter gestellt war, ist hier eigentlich erreicht; schlimmer geht es ihnen weiter auch nicht.

Agamemnon, dem Here dieses in den Sinn gegeben hat (218), begibt sich zum Schiffe des Odysseus, das in der Mitte der Reihe liegt, tritt darauf und richtet von hier aus mahnenden Zuruf an die Krieger, dringendes Gebet an Zeus (228 ff.). Der empfindet Mitleid und sendet einen Adler, der die Griechen ermutigt (247. 252). Sie rücken wieder über den Graben vor (255) — also sind die Troer im Weichen. So steht es dem Dichter vor Augen; denn Diomedes, der allen voran fährt, schleudert einem zur Flucht Gewandten die Lanze in den Rücken (258 f.) Alle namhaften Führer der Danaer sind jetzt wieder auf dem Platze (262 ff.). Unter Aias' Schutz stellt sich sein Bruder Teukros (267—272), erlegt mehrere Feinde und wird von Agamemnon gelobt. Von einer Flucht der Troer ist aber keine Rede mehr; man hat den Eindruck, daß sie standhalten. Denn Teukros entsendet zweimal seinen Pfeil Ἕκτορος ἀντικρύ (301. 310); und beide Male trifft er einen in der Nähe Stehenden oder Vordringenden (ἱέμενον πόλεμόνδε 313) in die Brust. Ein Steinwurf von Hektor macht der Tätigkeit des Teukros ein Ende; zwei Gefährten tragen den Stöhnenden zu den Schiffen (334). — Ἂψ δ᾽ αὖτις Τρώεσσιν

5) V. 213 ist von Wilamowitz (Il H. S. 47, Anm. 1) sachlich richtig gedeutet, wie früher schon von Albracht, II, S. 5. Der Sinn ergibt sich aber aus Zenodots Lesart ἐκ νηῶν καὶ πύργου, die Wilamowitz vorzieht, weniger deutlich als aus der sonst bezeugten und von Aristarch angenommenen ἐκ (besser wohl ἒκ) νηῶν ἀπὸ πύγρου. Denn nicht Schiffe und Mauer zusammen bilden eine Grenze, sondern die Mauer allein ist es, von der an bis zum Graben der Streifen bezeichnet werden soll. Der Raum hinter der Mauer, wo die Schiffe lagen, war noch unberührt; die Flüchtigen befanden sich noch außerhalb der Schiffe ἐκ νηῶν. Das ist ebenso gedacht wie ἐκ βελέων Ξ 130, ἐξ ἁλός λ 134, vielleicht ἐκ πατρίδος ο 272, sicher ἐξ ἠθέων Herodot II, 142. — Vgl. auch unten Anm. 13.

᾿Ολυμπιος ἐν μένος ὦρσεν (335): und nun endlich gewinnen sie entschieden das Übergewicht. Hektor ist den Fliehenden auf den Fersen, αἰὲν ἀποκτείνων τὸν ὀπίστατον (342). Sie fliehen aufs neue durch Graben und Pfähle (343), kommen erst bei den Schiffen zum Stehen (345) und vermögen nichts mehr, als in ihrer Bedrängnis zu den Göttern zu beten.

> Ἕκτωρ δ᾿ ἀμφιπεριστρώφα καλλίτριχας ἵππους,
> Γοργοῦς ὄμματ᾿ ἔχων ἠὲ βροτολοιγοῦ Ἄρηος.

Die Verse (348f.) sind von Wilamowitz gedeutet: »Hektor fährt zwar vor »der Befestigung hin und her, bedroht sie also, aber er greift sie noch »nicht an« (Il H. S. 40). Damit ist »ein dauernder Zustand erreicht«. Der Dichter verläßt den Schauplatz, erzählt von dem vergeblichen Versuch der beiden Göttinnen, zugunsten der Griechen einzuschreiten (350—484), um schließlich, wo er zur Haupthandlung zurückkehrt, nur noch kurz zu berichten (485/8), die Sonne sei untergegangen, den Troern unerwünscht, den Achäern ἀσπασίη τρίλλιστος.

Ein gerader Verlauf war das nicht. Aber doch ein verständlicher? in seinem Hin und Her durch natürliche Wechselfälle des Kampfes bedingt? Auch das können wir nicht sagen. Wo überhaupt für plötzlichen Umschlag eine Motivierung versucht ist, wird sie durch Blitz und Donner oder durch den kurzen Hinweis auf das Walten einer Gottheit angedeutet. Die Situationen lösen sich ab wie die Vorstellungen in einem Traume. Nicht *velut aegri somnia.* Denn von den einzelnen Bildern sind manche leibhaft gesehen und festgehalten: so Nestor um sein gefallenes Pferd bemüht, so vor allem die Teukrosszene, die den Vergleich mit einer ähnlichen in O (436—483; vgl. unten Anm. 25) nicht zu scheuen braucht; die Verwundungen sind stets einer bestimmten Stellung der Kämpfer entsprechend angegeben. Aber in allem, was Verbindung und Zusammenhang heißt, fehlt die Anschaulichkeit. Während Nestor die Stränge des Beipferdes durchhaut, τόφρ᾿ Ἕκτορος ὠκέες ἵπποι ἦλθον ἀν᾿ ἰωχμόν (88f.) Nachdem dann Diomedes eingegriffen, Nestor die Führung von dessen Wagen übernommen und die Rosse angetrieben hat, soll noch Zeit und Raum sein, uns vorzustellen, daß sie bald dem Hektor nahe gekommen seien (107). Umgekehrt ist da, wo nach Teukros' Ausscheiden die Troer aufs neue vorgehen, um die Gegner auf den Graben zurückzuwerfen — οἱ δ᾿ ἰθὺς τάφροιο βαθείης ὦσαν ᾿Αχαιούς (336) —, stillschweigend und plötzlich vorausgesetzt, daß jene seit 253/5, wo sie zuerst den Graben wieder hinter sich brachten, ein erhebliches Stück vorwärts gekommen sind. — Alle diese Unstimmigkeiten und Widersprüche haben mit primitiver Ungelenkheit des Erzählens nichts zu tun; sie treten ja nur in der Verbindung hervor zwischen Einzelbildern, die in sich wirksam ausgeführt sind. Der Verfasser des Θ muß treffliche

Kampfschilderungen gekannt und im Sinne gehabt haben; das Unternehmen, aus deren Elementen nach eigenem Plan den zusammenhängenden Vorgang einer großen Schlacht zu gestalten, ist ihm nicht gelungen. Wir wollen uns später dieses Resultates erinnern, wenn wir das Θ in seiner Gesamtanlage zu betrachten haben.

III. Auf die früheste Stufe epischer Kampfbeschreibung versetzt uns nun das E. Der Dichter will zeigen, wie sich in einer allgemeinen Schlacht, deren Eröffnung er geschildert hat (9—36), Diomedes hervortut, und erreicht diesen Eindruck dadurch, daß er zunächst über sechs erfolgreiche Einzelkämpfe andrer Helden berichtet, dann, nachdem inzwischen Diomedes von Pandaros verwundet, von Athene gestärkt und ermutigt ist, über vier Doppelkämpfe von ihm (144—165). Die sechs schon erwähnten Einzelkämpfe (38—83) — oder vielmehr Einzeltötungen; denn die Feinde sind schon auf der Flucht (37) und keiner versucht sich zu wehren — sind zu einer übersichtlichen Gruppe geordnet: Agamemnon, Idomeneus, Menelaos, Meriones, Meges, Eurypylos schleudern oder schwingen die tödliche Waffe. Der erste und dritte, zweite und vierte gehören zusammen, die beiden letzten sind minder berühmte Helden: so ergibt sich die Anordnung a, b, a, b, c, c, ähnlich der »Komposition einer lyrischen Strophe mit zwei Stollen und dem Abgesange«. Das hat, eine Beobachtung von Lillge (S. 7) vertiefend, Drerup (S. 92, dazu 97) gesehen. Die Verwundungen sind genau beschrieben, jede so, daß sie einen Fliehenden trifft. Als bald darauf Diomedes, nach eignem Beschluß (113), mit Athenens Hilfe von neuem vordringt, ist die Situation völlig verändert: Astynoos und Hypeiron, die ersten, die er erlegt (144 ff.) stehen auf ihrem Wagen ihm gegenüber; denn dem einen dringt seine Lanze in die Brust, dem andern sein Schwert ins Schlüsselbein, daß die Schulter abgetrennt wird. Bei den drei weiteren Paaren, die von seiner Hand fallen (bis 165), ist nicht angegeben, wie das geschieht; wir wissen also nicht, ob wir sie uns fliehend oder standhaltend denken sollen[6]. Was dann aber folgt, das Unternehmen des Äneas mit Pandaros gegen Diomedes (166 ff.), müßte anders eingeleitet sein, als es ist, wenn es innerhalb einer allgemeinen, »überstürzten« Flucht geschaut wäre. Zu dem ruhigen Gang des Äneas, um den Lykier zu suchen, ἄν τε μάχην καὶ ἀνὰ κλόνον ἐγχειάων, wäre dann kein Platz, und vollends nicht für das ausführliche Gespräch (171—238), in dem sie Beobachtungen austauschen

6) Drerup, Das fünfte Buch S. 112—116, glaubt hier immer noch Flucht, ja überstürzte Flucht der Troer annehmen zu können. Das hängt mit seinem Bestreben zusammen, einen zusammenhängenden Verlauf der ganzen Schlacht zu gewinnen, den der Dichter im Sinne gehabt habe. Meine Widerlegung dieses Versuches (Bph. W. 1916, Sp. 552 ff.) halte ich in allem Wesentlichen aufrecht.

und Verabredung treffen. Also sind die Troer zum Stehen gekommen und haben wieder Front gemacht. Das kann man sich ja auch denken, da doch ihr gefährlichster Gegner zeitweise außer Gefecht gesetzt war; aber wo sind all die übrigen, wo sind, von anderen zu schweigen, Agamemnon und Menelaos, Idomeneus, Meriones, Meges und Eurypylos? Hat der Dichter sie und ihr wirksames Vordringen auf der Verfolgung vergessen? Es scheint so; und doch wieder nicht. Denn diese sechs Einzeltaten sollen ja eben durch die vier Paare, denen Diomedes das Leben raubt, überboten werden; das hat Lillge (S. 8f.) gesehen und Drerup (S. 113) noch deutlicher ausgeführt. Auch innerhalb der Taten des Diomedes erkennen beide eine berechnete Steigerung. Man sieht: der Dichter hat die beiden Szenengruppen mathematisch als ein Ganzes vor Augen gehabt, nach ihrem sachlichen Verhältnis im natürlichen Verlauf einer großen Kampfhandlung nicht gefragt.

Der Fall des Pandaros, die Verletzung des Äneas durch einen Steinwurf des Tydiden, das Eingreifen seiner göttlichen Mutter, wie diese dann von Diomedes verwundet und vertrieben, ihm selbst aber durch Apollon Halt geboten wird (ἀνεχάζετο τυτθὸν ὀπίσσω 443): auf das alles brauchen wir nicht einzugehen. An den Stand der Schlacht zu denken, bekommen wir erst da von neuem Anlaß, wo Hektor von Sarpedon gescholten wird, daß er selber mit den Troern nichts rechtes tue und alles den Bundesgenossen überlasse: τύνη δ᾽ ἕστηκας, ἀτὰρ οὐδ᾽ ἄλλοισι κελεύεις λαοῖσιν μενέμεν καὶ ἀμυνέμεναι ὀάρεσσιν (485f.). Der so Angesprochene springt vom Wagen,

πάλλων δ᾽ ὀξέα δοῦρα κατὰ στρατὸν ᾤχετο πάντῃ
ὀτρύνων μαχέσασθαι, ἔγειρε δὲ φύλοπιν αἰνήν·
οἱ δ᾽ ἐλελίχθησαν καὶ ἐναντίοι ἔσταν Ἀχαιῶν·
Ἀργέιοι δ᾽ ὑπέμειναν ἀολλέες οὐδὲ φόβηθεν.

Wie sollen wir uns das nun vorstellen? Sind die Troer wieder auf der Flucht, wie zu Anfang des Gesanges? War Hektor gerade deshalb auf den Wagen gestiegen, um mit zu fliehen? Aber dann würden die Vorwürfe des Sarpedon ganz anders lauten. Und tatsächlich wird ja von den Bundesgenossen die Schlacht noch gehalten (477): ἡμεῖς δ᾽ αὖ μαχόμεσθ᾽, οἵ πέρ τ᾽ ἐπίκουροι ἔνειμεν. Andrerseits muß die Lage doch dem Erzähler so vor Augen gestanden haben, daß er von den Troern sagen konnte (ebenso wie Z 106. Λ 214. P 343): οἱ δ᾽ ἐλελίχθησαν καὶ ἐναντίοι ἔσταν Ἀχαιῶν. Ein ganz klares Bild bekommen wir nicht, und es mit denen, die uns vorher angedeutet wurden, in eins zu schauen, ist vollends unmöglich. Der Dichter »belastet sich nicht mit Reminiszenzen« und schafft sich von frischem die Voraussetzungen, die er für eine be-

absichtigte Szenenfolge gebrauchen kann; diese Szenen aber sind nun in sich anschaulich durchgeführt. Ein Gleichnis vom Worfeln des Kornes (499ff.) bereitet den Anblick vor, wie der Staub aufwirbelt unter den troischen Streitwagen, die vom Rückzug umkehren und wieder in die Scharen der Achäer eindringen (505), was schol. *B* so erläutert: ἂψ ἐπιμισγομένων] ἐκ δευτέρου τῶν Τρώων προσμιγνύντων τοῖς Ἀχαιοῖς· καὶ οἱ μὲν ἡνίοχοι ἐπιστρέφουσι τοὺς ἵππους, οἱ δὲ ἐπιβάται 'τὸ μένος φέρουσιν'[7]. Ein zweites Gleichnis, von Luft und Wolken hergenommen, sucht eine Vorstellung zu geben, wie die dunklen Massen der Danaer feststehen und nicht wanken (522 ff.). Agamemnon geht mit ermunternden Worten durch die Scharen hindurch, er tötet selbst durch Speerwurf einen Gefährten des Äneas, der sich drüben hervorwagt (536): von hier an löst sich die Darstellung der Schlacht wieder auf in Schilderung von Einzelkämpfen, die diesmal jedoch unter sich mehr zusammenhängen als in der Anfangspartie des Gesanges. Durch Äneas, der wunderbar wiederhergestellt ist (512—517; vgl. 445—453), fallen zwei Brüder, Krethon und Orsilochos (541 ff.); ihrer erbarmt sich Menelaos, βῆ δὲ διὰ προμάχων κεκορυθμένος αἴθοπι χαλκῷ (562), zunächst allein, aber dann schließt sich Antilochos ihm an (πέρι γὰρ δίε ποιμένι λαῶν); vor dem vereinten Widerstande der beiden weicht Äneas zurück, und so gelingt es ihnen, die Leichname zu retten (573). Dann kämpfen sie weiter. Der Paphlagonier Pylämenes wird von Menelaos, sein Wagenlenker Mydon von Antilochos getötet, das Gespann erbeutet (576—589). Das sieht Hektor und führt die Seinen zu geschlossenem Gegenstoß heran (590 f.), ἦρχε δ' ἄρα σφιν Ἄρης καὶ πότνι' Ἐνυώ. Bei diesem Anblick erschaudert — nicht Antilochos oder Menelaos, die beide für diesen Gesang verschwunden sind, sondern Diomedes. Er weicht selber zurück und fordert die Mannen auf, das gleiche zu tun — langsam, das Gesicht gegen den Feind —, aber nicht gegen Götter zu kämpfen (605 f.). Inzwischen sind

7) Ameis-Hentze verstanden ἡνιοχῆες als die der Achäer: »Die Wagen, die sich auf »der Verfolgung vorn befunden hatten, fuhren bei der plötzlich eingetretenen Wendung »durch die Lücken der Achäer hindurch hinter die Front«. Das wiederholt Drerup (S. 223) und fügt hinzu: »Die überraschten Verfolger jagen in plötzlichem Schrecken »zurück, um sich hinter dem Gros des Heeres zu decken«. — Undenkbar! Von anderem abgesehen: eben hieß es doch, daß die Argeer unentwegt standhalten (498), und dasselbe wird sogleich (521 f.) nochmals hervorgehoben. Auch ist von Streitwagen auf achäischer Seite, außer bei Diomedes, im E bisher nicht die Rede gewesen. Jene sechs, deren erfolgreiches Wirken zu Anfang geschildert wurde, verfolgen zu Fuß (65. 72. 80). Diomedes selber ist vor wie nach seiner Verwundung zu Fuß, während Sthenelos mit dem Wagen in einiger Entfernung hinter ihm bleibt (107. 134); zu Fuß besteht er den Äneas (255 f. 261 f.), so dringt er gegen dessen Beschützer Apollon an (436); neben dem Gespann stehend findet ihn nachher Athene (794) und veranlaßt ihn nun erst, mit ihr den Wagen zu besteigen (829. 837).

die Troer ganz nahe gekommen (607). Hektor tötet zwei Krieger auf einem Wagen — der hier plötzlich auf griechischer Seite erscheint —; der Telamonier will sie rächen; er läuft vor, in den freien Raum zwischen beiden Heeren hinein (στῆ δὲ μάλ' ἐγγὺς ἰών 611), und schleudert die Lanze: sie dringt einem Bundesgenossen der Troer, Amphios, in den Unterleib. Aias springt noch weiter vor (617), um den Gefallenen zu berauben. Aber es gelingt ihm nur, seine eigne Lanze aus dem Körper des Toten herauszuziehen. Weiteres hindern die tapferen Verteidiger, οἵ ἑ μέγαν περ ἐόντα καὶ ἴφθιμον καὶ ἀγαυὸν ὦσαν ἀπὸ σφείων· ὃ δὲ χασσάμενος πελεμίχθη (625f.). Er bekam einen Stoß, daß er zurückwich.

In der letzten Reihe von Kämpfen (seit 541) wird mit zunehmender Deutlichkeit das sichtbar, was Albracht (I, S. 27ff.) als die Grundlage des stehenden Gefechtes erkannt hat: der freie Geländestreifen zwischen beiden Fronten. Der Typus dieser Kampfart ist, daß ein Mutiger herausspringt und einen Gegner, der sich seinerseits vorgewagt hat, erlegt; will er ihm dann aber die Waffen abnehmen, so tritt ein andrer entgegen, und er zieht sich wieder zurück. Das Hin und Her der Vorlaufenden und Zurückeilenden hat Albracht nicht übel mit dem Anblick verglichen, den bei uns das Spiel des Barlaufes gewährt. Diese Voraussetzung ist hier auf die Verhältnisse eines langsam zurückweichenden (vgl. auch 700f.) und eines vorsichtig nachdrängenden Heeres übertragen; daher kommt es, daß sie an manchen anderen Stellen noch greifbarer hervortritt als hier, z. B. Λ 566—595, obwohl auch dort die Achäer schon im Weichen sind, und weiter in O. Auf einen andern durchgehenden Zug in dieser Partie wurde schon hingedeutet: die Einzelkämpfe sind gruppenweise so angeordnet, daß einer immer den Anlaß zum folgenden gibt. Auch solche »Kettenkämpfe« — der Ausdruck ist wohl von Drerup (S. 233) geprägt — sind keine Besonderheit dieses Gesanges. Dagegen ist die zusammenhanglose Aufreihung von Einzeltötungen, die nur durch Zahl und Namen wirken sollen, wie wir sie zu Anfang gehabt haben (38—83 mit 144—165), ein Denkmal seltener Altertümlichkeit. Nur O 328—342 und Π 306—350 vermag ich als ähnlich anzugeben, zwei Abschnitte, die charakteristisch beginnen: ἔνθα δ' ἀνὴρ ἕλεν ἄνδρα κεδασθείσης ὑσμίνης. Der erste enthält, zum Teil in ganz kurzen Angaben, nur Erfolge der Troer, der zweite überwiegend solche der Griechen, gegliederter und etwas weniger eintönig als die Stücke in E. Das Architektonische der Anlage und die Wirkung der Zahlenverhältnisse bleibt diesen eigentümlich.

An das Bild des den Rückzug deckenden Aias schließt sich die Episode von Tlepolemos und Sarpedon (628—698), ein Zusammentreffen in merklichem Abstand, denn sie schleudern die Lanzen gegeneinander,

ohne beengende Umgebung, so daß sie sich zuerst in Reden messen können. Da haben wir wieder den breiten Zwischenraum zwischen den Fronten. Auf beiden Seiten sind die Gefährten bereit, die Gefallenen davonzutragen (663f. 668f.). Dem Sarpedon ist die Lanze in der Hüfte stecken geblieben und schleift über den Boden nach, weil in der Aufregung niemand daran denkt, sie herauszuziehen: ein individuell beobachteter Zug, der die Erzählung realistisch belebt. Das hebt Hedwig Jordan treffend hervor (Erzählungsstil S. 38); ihrer Bemerkung über die »Sorglosigkeit« der ganzen Komposition kann ich nicht mehr zustimmen. »Wenn die Gefährten, die Schar der Stammesgenossen, etwas »zu tun haben werden, denkt der Dichter, dann werden sie schon ge»nannt werden. Gut, aber dann bleibt auch bestehen, daß wir Bilder be»kommen, wie die Schwarz-Rot-Malerei sie uns malt, auf dunklem Hinter»grund ein paar Figuren. Nur von Zeit zu Zeit zeigt es sich, welche »Fülle von Gestalten sich neben den Hauptheldeu der Ilias regt«: so lesen wir. Der Vergleich mit den Vasenbildern ist gut und paßt auf manche homerische Kampfszene; hier aber entspricht die Darstellung dem natürlichen Verhalten der πρόμαχοι, wie der Scharen, die sie hinter sich haben[8]). Überhaupt ist es wohl nicht richtig, »daß auch aus Gründen der Er»zählungstechnik diese Szene als Einschiebsel angesehen werden muß« (H. J. 36). Erst nachher, wo mit ihren Wirkungen in die Haupthandlung wieder eingemündet werden soll, zeigt sich Verwirrung.

Darauf wollen wir hier nicht eingehen, auch nicht auf die noch übrigen Teile des Gesanges. Deren Interesse liegt im Psychologischen, in dem Verhalten des Diomedes zu Athene, und weiter in den Götterszenen. Soweit noch Kämpfe geschildert werden, können sie dem Gesamtergebnis unsrer Analyse nichts hinzutun oder abstreichen. Die Frage muß sein: Wie weit ist es dem Dichter gelungen, Hauptgestalten in ihren Beziehungen zur Masse, Wirkungen ausübend und erleidend, sichtbar zu machen? Wie weit hat er überhaupt versucht Massenbewegungen darzustellen, die doch, nach unsrer Art des Sehens, nicht nur den Hintergrund des Bildes, sondern einen beträchtlichen Teil seines Inhaltes ausmachen würden? Die Antwort kann mit Lillges Worten gegeben werden (Komposition u. poet. Technik der Διομήδους ἀριστεία, S. 9): »Der »Dichter schlägt, in richtiger Erkenntnis der Grenzen seiner Kunst, für »die Schilderung des Verlaufs der Schlacht ein abgekürztes Verfahren »ein; da es die Fähigkeit künstlerischer Darstellung in der Rede über-

8) Drerup (S. 249) denkt sich »das Duell Tlepolemos—Sarpedon im dichten Kampfgedränge vor sich gehend«; daran dürfe uns der breite Wortwechsel der Helden nicht irre machen, dergleichen gehöre zur Technik des Homer. — Ganz so kunstlos war die epische Technik doch auch in E nicht.

»steigt, das Gewoge einer Schlacht in allen Einzelheiten, die sich gleich- »zeitig abspielen, wirklich erschöpfend und zugleich anschaulich zu schil- »dern, so gibt der Dichter nicht Gesamtvorgänge als solche wieder, »sondern greift Einzelszenen, Augenblicksbilder heraus, gestaltet diese »aber so aus und setzt sie in ein solches Verhältnis zueinander, daß sie »als Ersatz für eine Schilderung der Gesamtvorgänge dienen können.«

Nur eine Einschränkung muß ich machen, vielmehr versuchen, eine Schranke wegzuräumen. »Die Fähigkeit künstlerischer Darstellung in der Rede«, über die der Dichter des E verfügt, ist nicht gleichbedeutend mit dieser Fähigkeit überhaupt; es könnte sein, daß sie sich schon innerhalb der Ilias an anderen Stellen zeigte. Ἰδώμεθα!

IV. Das E ist im Plan unsrer Ilias vorbereitet durch die Epipolesis. Denn jene schließt mit einem unverdienten Tadel für Diomedes, den er zwar, vom Oberfeldherrn (Δ 413/8), höflich hinnimmt und scheinbar entschuldigt, der aber das Verlangen in ihm geweckt haben muß, sich in den Kämpfen, die nun folgen, auszuzeichnen; und das geschieht gleich von E 1 an. Danach darf man erwarten, daß auch, was dazwischen steht, Δ 419—544, in diesen Plan hineinpasse. Es hebt an mit einem Gleichnis: wie die See vom Westwind aufgeregt wird, daß von fernher die Wogen heranrollen ans Gestade, so setzten sich die Reihen der Danaer in Bewegung, wohlgeordnet, schweigend, οὐδέ κε φαίης τόσσον λαὸν ἕπεσθαι ἔχοντ᾿ ἐν στήθεσιν αὐδήν. Von der anderen Seite kamen die Troer in breiter Masse (436), mit vielem Geschrei; οὐ γὰρ πάντων ἦεν ὁμὸς θρόος οὐδ᾿ ἴα γῆρυς, ἀλλὰ γλῶσσ᾿ ἐμέμεικτο, πολύκλητοι δ᾿ ἔσαν ἄνδρες. Ares und Athene, und die geringeren Götter des Kampfes, führten auf beiden Seiten. Jetzt stoßen die Heere zusammen:

οἱ δ᾿ ὅτε δή ῥ᾿ ἐς χῶρον ἕνα ξυνιόντες ἵκοντο,
σύν ῥ᾿ ἔβαλον ῥινούς, σὺν δ᾿ ἔγχεα καὶ μένε᾿ ἀνδρῶν
χαλκεοθωρήκων· ἀτὰρ ἀσπίδες ὀμφαλόεσσαι
ἔπληντ᾿ ἀλλήλῃσι· πολὺς δ᾿ ὀρυμαγδὸς ὀρώρει.
ἔνθα δ᾿ ἅμ᾿ οἰμωγή τε καὶ εὐχωλὴ πέλεν ἀνδρῶν
ὀλλύντων τε καὶ ὀλλυμένων, ῥέε δ᾿ αἵματι γαῖα.

Das ist wirklich eine Beschreibung des Zusammenstoßes bewaffneter Scharen. Ein Gleichnis soll den Eindruck noch verstärken; wir kennen es schon. Wie aus mächtigen Quellen zwei Gebirgsbäche in der Felsschlucht sich mischen, daß in der Ferne der Hirt das Brausen vernimmt: ὣς τῶν μισγομένων γένετο ἰαχή τε πόνος τε.

Dann folgen Einzelkämpfe, in drei gesonderten Gruppen; aber in sich hängt jede Gruppe in der Weise zusammen, daß die Aktionen mehrerer Helden miteinander verflochten sind. Das ist, was wir nun »Kettenkampf«

nennen, was zuerst an dieser Stelle des Δ von Hedwig Jordan als etwas Charakteristisches verstanden wurde (Erzählungsstil S. 16). In der ersten Gruppe fällt erst ein Troer, dann Elephenor aus Euböa: über ihm gab es harte Arbeit für Troer und Achäer; wie Wölfe sprangen sie gegeneinander, und Mann für Mann sank darnieder (470/2). Dann folgt eine Reihe von diesmal drei Kämpfen, mit Lebensnachrichten und einem Gleichnis breiter ausgeführt. Zuletzt fällt ein Sohn des Priamos: erschreckt weichen die Troer zurück, die Achäer stoßen vor; Apollon und Athene greifen aufmunternd ein (bis 516). — Die Abwechslung wird innegehalten; die Darstellung ist wieder knapper. Erst auf griechischer, dann auf troischer Seite fordert der Tod ein Opfer. Zwei Führer sind es, der Epeer und der Thraker; nebeneinander liegen sie hingestreckt im Staube, und noch viele andre ringsum werden getötet.

> Ἔνθα κεν οὐκέτι ἔργον ἀνὴρ ὀνόσαιτο μετελθών,
> ὅς τις ἔτ᾽ ἄβλητος καὶ ἀνούτατος ὀξέι χαλκῷ
> δινεύοι κατὰ μέσσον, ἄγοι δέ ἑ Παλλὰς Ἀθήνη
> χειρὸς ἑλοῦσ᾽, αὐτὰρ βελέων ἀπερύκοι ἐρωήν·
> πολλοὶ γὰρ Τρώων καὶ Ἀχαιῶν ἤματι κείνῳ
> πρηνέες ἐν κονίῃσι παρ᾽ ἀλλήλοισι τέταντο.

Dieser Dichter hat doch ganz anders als der von E versucht, und mit entschiedenem Erfolge, die Vorstellung einer umfassenden Schlacht zu erwecken, von deren Bild sich die Einzelkämpfe abheben. Er hat dies dadurch erreicht, daß er eine Gesamtschilderung an den Anfang wie an das Ende stellte, die erste durch zwei Gleichnisse gehoben, die andre mit einem eigenartigen Kunstgriff besonders wirksam gestaltet: der Hörer soll sich in die Lage eines Mannes versetzen, den Athene bei der Hand nähme und durch das Getümmel hindurch führte, daß er unverletzt alles mit ansähe. — Solcher Aufforderung müßte auch eine träge Phantasie folgen .Wir können gar nicht anders: es ist, als ob uns selbst von allen Seiten die tobende Schlacht umgäbe. Der Dichter aber hat damit noch nicht genug. Nach der ersten und vor der dritten Kette von Einzelkämpfen fügt er eine kürzere allgemeine Betrachtung ein, um ja nicht den Gedanken untersinken zu lassen, daß man sich inmitten eines großen Kampfgewoges befindet. So haben wir eine symmetrische Anlage des Ganzen. Und dessen Eindruck wird dadurch noch erhöht, daß die Gruppe in der Mitte durch Zahl der Getöteten, über die berichtet wird — darunter ein Priamide —, wie durch Reichtum der Ausführung die beiden andern überragt.

In erhöhtem Grade gilt hier, was Lillge (S. 45) für E ausgesprochen hatte: »Die hervorstechendste Eigentümlichkeit in der Komposition ist

»die Strenge des Aufbaus, die hohe Wertschätzung der Symmetrie, die »in der Tat an den geometrischen Stil der Vasenmalerei erinnert«. Noch unmittelbarer ruft uns die Schlußpartie des Δ den Eindruck ins Gedächtnis, den die Anordnung der Figuren in einem Giebelfelde macht[9]. Gegenüber der primitiven Kunst des E haben wir hier einen merkbaren Fortschritt. Aber zweierlei fehlt noch: die Gruppen der Einzelkämpfe zueinander in Beziehung zu setzen und sie mit dem Rahmenwerk, das sie künstlerisch gliedert, ursächlich zu verbinden. Wird auch dies unternommen, wird es erreicht werden?

V. Daß in der Teichomachie neue dichterische Aufgaben vorliegen, neue Situationen in Angriff genommen sind, hatte Hedwig Jordan erkannt (S. 78); aber ihr Hauptaugenmerk blieb den Einzelheiten zugewandt. Indem sie diesen mit empfänglicher Einbildungskraft nachging, zeigte sie, wie »die eigentümlichen Bedingungen des Mauerkampfes den Dichter interessiert« haben. Auch ein Versuch, »die Massen zu organisieren«, sei, wie selten in der Ilias, gemacht, aber — »es bleibt beim Versuch«. Dem konnte und kann ich nicht zustimmen.

Die Einleitung des Gesanges berichtet, wie später Poseidon und Apollon das Werk der Menschen weggeschwemmt und die Landfläche wieder eingeebnet haben. In der Zeit, von der erzählt wird, sah es anders aus: wilder Kampf war um die Schanze entbrannt, die Balken der Türme krachten von Steinwürfen (M 35f.). Einstweilen zwar halten die Troer vor dem Graben, die Rosse wiehern unmutig; denn die Ränder sind steil und mit Pfählen befestigt: ja, wer zu Fuß hindurchwill, mag sich besinnen (59). Auf Polydamas' Rat (61—79) beschließt Hektor, die Gespanne zurückzulassen. Alle springen herab und ordnen sich in fünf Heerhaufen, deren Führer uns genannt werden (86—107). Man hat Anstoß daran genommen, daß nur drei nachher in Aktion treten; aber ein episches Gedicht ist kein Generalstabswerk. Paris und Äneas mit den Scharen, die sie führen, haben ihren Zweck für diesmal erfüllt, wenn sie dazu beitragen, die Vorstellung eines in breiter Front angesetzten, wohlgeordneten Angriffs hervorzurufen[10].

Asios allein, der Hyrtakide, fährt auf dem Wagen hindurch (διήλασεν, nicht διήλαυνεν, 120). Unmöglich war das ja — jedesmal einem Tor

9) Bei Wilamowitz (»Die griech. Literatur des Altertums« in »Kultur der Gegenwart« I), den Lillge hier zitiert, dienten als Beispiele epischer Tektonik die Aristie Agamemnons und das Gedicht von Hektors Tod (Φ 526 beginnend).

10) Das ist, aufs Räumliche angewandt, ein ähnlicher Kunstgriff, wie er Θ 66ff. = Λ 84ff. dazu dient, für die Phantasie einen zeitlichen Hintergrund zu schaffen, von dem sich das, was der Dichter wirklich erzählen will, abheben soll. Natürlich hat es auch dort nicht an peinlichen Rechenmeistern gefehlt, die überzeugt waren, es müsse ein Stück verloren sein, das die Ereignisse des Vormittags enthalten habe.

gegenüber — nicht, nur mühsam[11]); auch die Achäerfürsten hatten morgens beim Ausrücken ihre Wagen nachkommen lassen (Λ 47—52; vgl. Π 380). Asios hoffte, schnell und kühn, in das Tor einzudringen, das für die fliehenden Griechen noch offen gehalten wurde; aber da fand er zwei baumstarke Männer Wache haltend, die Lapithen Polypoites und Leonteus. So muß er sich doch entschließen, abzusteigen und zu Fuß mit den Seinen anzurücken (136. 138). Unterdessen sind jene beiden, die bis dahin im Innern der Befestigung tätig gewesen waren (141 f.), vorgesprungen, um durch Gegenangriff die Stürmenden zurückzuwerfen[12]). In dem Streifen zwischen Graben und Mauer, den wir uns nicht allzu schmal vorstellen dürfen[13]), entspinnt sich ein Handgemenge, in das die Gefährten der beiden kühnen Vorkämpfer von den Türmen herab Steine schleudernd eingreifen (153. 154 ff.). Unwillig betet Asios zum Vater Zeus; aber der hört ihn nicht, für Hektor spart er den Ruhm auf (173 f.). An dieser Stelle bleiben die Lapithen im Vorteil; drei Troer werden von Polypoites, fünf gar von Leonteus getötet (bis 194).

Bei dem Namen Hektors, den er genannt hat, dachte der Dichter an den großen Zusammenhang der Schlacht:

> ἄλλοι δ' ἀμφ' ἄλλῃσι μάχην ἐμάχοντο πύλῃσιν.
> ἀργαλέον δέ με ταῦτα θεὸν ὣς πάντ' ἀγορεῦσαι·
> πάντῃ γὰρ περὶ τεῖχος ὀρώρει θεσπιδαὲς πῦρ
> λάινον, κτέ.,

und erinnerte so auch uns daran, daß wir es hier nur mit einer Episode zu tun hatten. Aber nicht sogleich kommen wir von ihr los; zuvor erzählt er eben von jenen Heldentaten (der Lapithen), mit denen des Asios Andringen erwidert wurde. Dann erst geht er, nunmehr ohne Zwischenglied, zu einer anderen Abteilung über.

Wenn wir 195 (ὄφρ' οἱ τοὺς ἐνάριζον) und 196—9 (τόφρ', οἳ Πουλυδάμαντι καὶ Ἕκτορι κοῦροι ἕποντο, — — — οἵ ῥ' ἔτι μερμήριζον ἐφεσταότες παρὰ τάφρῳ) wörtlich nehmen, so müßten wir meinen, Hektor und Polydamas hätten mit ihrem Streit gewartet, bis an der Stelle, wo Asios

11) Vgl. hierzu die sachlichen und besonnenen Erwägungen von Albracht II, S. 5 f.

12) Daß in dieser Erzählung, wenn man sich nur hineindenkt, alles in Ordnung ist, hat, früh geäußerten Bedenken gegenüber, Porphyrios erkannt und dargelegt schol. *B* zu 127 ff.

13) Treffend Albracht II, S. 9: »Von einem Versuche der Griechen, den Übergang selbst zu hindern, wird nichts erwähnt. Ebenso erscheint es als selbstverständliche Vor»aussetzung, daß der Graben nicht unter dem Schutze des Walles liegt und nicht von »diesem aus durch Stein- oder Lanzenwurf verteidigt wird. Er muß vielmehr ein »größeres Stück davon entfernt sein; wozu hätten sonst überhaupt die Wagen noch »hinüberfahren sollen?« — Vgl. auch oben Anm. 5.

führte, das geschehen war, was uns berichtet wurde. Betrachten wir aber die Verhältnisse mit den Augen Zielinskis [14]), so zeigt sich: nur der Dichter ist es, der mit einem Teil seiner Erzählung hat warten müssen, bis der andre erledigt war — weil er gleichzeitig sich Abspielendes doch nicht gleichzeitig darstellen konnte — und der noch nicht die Gewandtheit besitzt, dem Hörer vernehmlich zu machen, daß auf einen früheren Zeitpunkt zurückgegriffen werde, um etwas inzwischen Geschehenes nachzuholen. So erfahren wir erst jetzt, wie es durch ein Vogelzeichen, das von Polydamas ungünstig gedeutet wurde, Aufenthalt gegeben hat, dem Hektor mit harter Drohung ein Ende machte (199—250). Von seinen Taten hören wir zunächst immer noch nichts; sondern der kurze Bericht über sein Vordringen (251) mündet in ein erneutes, diesmal breiter ausgeführtes Gesamtbild des Kampfes aus (252—289). Zeus kommt mit einem Sturmwind zu Hilfe, der den Achäern Staub ins Gesicht treibt, während die Troer sich daran machen, die Stützen der Türme herauszureißen und die Zinnen abzubrechen; doch die Verteidiger weichen nicht, halten die Schilde vor und schleudern von oben ihre Wurfgeschosse (262/4). Wie ein Schneegestöber, das die Landschaft einhüllt, so dicht fliegen von beiden Seiten die Steine. Zwischen die Teile dieser doppelten Schilderung, der eigentlichen und der bildlichen, ist ein Schlachtruf der beiden Aias eingeschoben, die zu äußerstem Widerstande mahnen (265—276). So behalten wir stets auch die Seite der Verteidigung im Auge.

Vielleicht wäre Hektors Absicht, die Befestigung zu durchbrechen, überhaupt nicht gelungen, wenn nicht Sarpedon, der Führer der Bundesgenossen, kühn wie ein Löwe vorgegangen wäre (290/4): so versichert der Dichter. Ist es ihm auch gelungen, uns davon zu überzeugen? — Wir werden sehen. Jedenfalls eröffnet sich hier das Hauptstück des ganzen Mauerkampfes (290—429).

Sarpedon fordert seinen Freund und Landsmann Glaukos zu entschlossenem Angriff auf. Wie beide heranrücken, erschrickt Menestheus — der Athener —, der ihnen gegenüber das Kommando hat, und sieht sich nach Verstärkung um. Er erblickt die beiden Aias und dazu Teukros, der eben aus seiner Lagerhütte kommt (335 f.): wieder ein Zug, der für unser Auge die Bühne erweitert. Und ein andrer fürs Ohr: durch Ruf kann Menestheus, mitten im Lärm der Schlacht, die Freunde nicht erreichen (337 f.); so schickt er den Herold Θοώτης — *nomen et omen* — zu ihnen. Der Telamonier überläßt dem Lokrer die Behauptung des Platzes, an dem er bis-

14) Angeführt S. 446 Anm. 3. Auf scheinbare Aufeinanderfolge gleichzeitiger Kampfhandlungen in M kommt er S. 430. 436 zu sprechen, ohne gerade auf den oben hervorgehobenen Punkt einzugehen.

her mit gestanden hat (366f.); er selbst und der Bruder machen sich auf, gegen die Lykier zu helfen. Aias erlegt einen Gefährten des Sarpedon; Teukros erspäht eine Blöße, die sich beim Erklettern des Walles Glaukos gibt (388f.), und verwundet ihn. So scheidet dieser aus. Sarpedon packt eine Brustwehr und reißt sie herab; aber Teukros und Aias drängen ihn zurück (405). Er will nicht nachgeben, fordert seine Mannen, die sich zurückgehalten haben (408—410), zu gemeinsamen Vordringen auf — πλεόνων δέ τοι ἔργον ἄμεινον —, und sie folgen dem Befehle. Aber auch die Argeier raffen alle Kräfte zusammen (415): beide Parteien halten sich eine Zeitlang das Gleichgewicht.

In zwei Bildern wird das ausgemalt: von einem Streit um Feststellung der Grenze zwischen benachbarten Grundstücken, und von der Wage, mit der die redliche Arbeiterin die Menge der gesponnenen Wolle nach dem Gewichte bemißt (bis 435). Nur das erste paßt in vollem Sinne zu der Situation, die anschaulich werden soll: wie die Streitenden an der Grenze (421f.), so stehen Lykier und Achäer Aug in Auge einander gegenüber, nur durch die niedergerissenen Brustwehren getrennt (424). Dies versteht Albracht (II S. 12) mit Recht so, daß der Wall durch Abbrechen der Zinne ganz niedrig geworden war, und daß man »über ihn »hinweg den Gegner erreichen konnte, nicht nur durch einen Stoß auf »gut Glück, sondern auch mit bewußtem Zielen (428/9)«. Aber auch das zweite Gleichnis, von der Wage in der Hand der Spinnerin, trägt dazu bei, uns bei der Vorstellung eines andauernden Zustandes, eines allgemeinen, zähen Ringens verweilen zu lassen, ehe der letzte, entscheidende Vorstoß erzählt wird: wie Hektor, von dichter Schar der Seinen umgeben, die an der Befestigung hinaufklettern, breit sich hinstellend (458), mit gewaltigem Steinwurf die beiden Torflügel auseinandersprengt. Und nun ist kein Halten mehr: auf dem gebahnten Wege stürmt ein Haufe der Troer hinein, während andere die Mauer überfluten, von der die Danaer in wilder Eile zurückfliehen. —

Ist nun dieser Erfolg durch Sarpedon herbeigeführt? oder doch so deutlich vorbereitet, daß die starke Hervorhebung seines Anteils daran (290—3)[15]) gerechtfertigt war? — Man kann einen mittelbaren Zusammenhang in der Weise konstruieren, daß durch Sarpedons Andringen die Abberufung der beiden Telamonsöhne von ihrem bisherigen Standort, Hektor gegenüber, veranlaßt und so diesem die Arbeit erleichtert worden sei (Faesi-Franke, Ameis-Hentze, Koch). Davon steht freilich nichts bei Homer, wenn sich auch aus den 196f. und 255. 265ff. auftauchenden

15) Aus dem Anteil wird das Ganze im Munde des Patroklos Π 558: κεῖται ἀνήρ, ὃς πρῶτος ἐσήλατο τεῖχος Ἀχαιῶν, Σαρπηδών. Ist das Ruhmredigkeit bei Patroklos, der mit dem Verdienst des von ihm erschlagenen Feindes das eigene vergrößert?

Angaben entnehmen läßt, daß nach dem Bilde der Schlachtordnung, das dem Dichter vorschwebt, ursprünglich die beiden Aias da standen, wo Hektor und Polydamas heranrückten. Wir brauchen uns also nicht einmal mit dem zu begnügen, was Albracht (II S. 12) konstatiert, daß »die Erfolge Sarpedons auf die Griechen erschütternd, auf die Troer ermutigend gewirkt« haben. Nur, dieses Grundverhältnis als greifbaren taktischen Zusammenhang hervortreten zu lassen, war eine Aufgabe, der die Gestaltungskraft des Dichters noch nicht ganz gerecht geworden ist. Obwohl die Elemente zu individueller Ausführung hier gegeben waren, hat er sich doch jener allgemeinen Wendung bedient, die im Epos auch da geläufig ist, wo kein wirksamer Zusammenhang zugrunde liegt [16]. Im Technischen würde ein Moderner ja manches vor dem Alten voraus haben; auch die Stelle, wo von Asios abgelenkt und sein weiteres Schicksal (113—117) unsrer Phantasie überlassen werden soll, hätte an sich wohl geschickter angelegt werden können, als hier geschehen ist. Der Sänger des M empfand selber die Größe der Aufgabe, die er sich gestellt hatte: ἀργαλέον δέ με ταῦτα θεὸν ὣς πάντ᾽ ἀγορεῦσαι (176). Daß er aber eine solche Aufgabe erkannte und in Angriff nahm und zu einem hohen Grade bewältigte, das war eben seine künstlerische Leistung. Und wenn in einigen Punkten das Vollbringen doch noch ein wenig hinter dem Wollen zurückgeblieben ist, so wollen wir uns dessen freuen; denn gerade dies gibt uns die Möglichkeit, den Fortschritt wahrzunehmen, der sich vollzogen hat. Zwischen Gruppen von Einzelkämpfen tritt immer wieder die Vorstellung einer großen Schlacht hervor, wie in den letzten hundert Versen des Δ. Aber die Einzelszenen sind nicht bloß gruppenweise aneinandergereiht, sondern von Anfang bis zu Ende gehen sachliche Beziehungen hindurch, vom ersten Plan der Unternehmung bis zum vollen Durchbruch. Und die Gesamtschilderungen haben nicht nur eine dekorative Bedeutung als Rahmenanlage, die den reichen Einzelstoff einteilt und zu kleineren Ganzen zusammenfaßt, sondern sie bezeichnen zugleich die Stufen, in denen sich die Haupthandlung entfaltet.

Wo ein Heer in freiem Felde aufgestellt wird, da ist es für den Dichter wie für den Feldherrn schwerer, Teile voneinander abzuheben und dann wieder so zu verbinden, daß sie gemeinsam wirken und doch die Grenzen gewahrt bleiben. Zu dem künstlerischen Gelingen in M hat deshalb der

16) »Das oder das wäre nicht geschehen« oder »wäre geschehen, wenn nicht...« Der bedingte Satz hat, wie hier, negative Form und gibt damit dem ganzen Gedanken positiven Sinn, auch Λ 504/6 (Machaon); öfter umgekehrt: Ζ 73 ff. (ἔνθα κεν αὖτε Τρῶες), Θ 130 ff. (καί νύ κε σηκάσθεν), Ν 723/5 (ἔνθα κε λευγαλέως ... Τρῶες ἐχώρησαν), Ψ 154 (= π 220. φ 226 καί νύ κ᾽ ὀδυρομένοισιν ἔδυ φάος), λ 565/7 (ἔνθα χ᾽ ὅμως προσέφη).

Umstand wesentlich beigetragen, daß im Graben und Wall, um die gekämpft wird, für die Phantasie ein fester Anhalt gegeben war. Und nun dürfen wir doch wohl sagen: diesen Anhalt hatte der Dichter selbst eben zu solchem Zwecke sich geschaffen. Das scheint bereits Aristoteles aus der Eingangspartie des Gesanges gefolgert zu haben, die dem Einwand ortskundiger Zuhörer begegnen will, daß im Felde von Ilios keine Spur mehr von jener Befestigung zu sehen sei [17]): die Götter haben sie, aus Eifersucht gegen das Menschenwerk, zerstört, nachdem Ilios bezwungen und die Sieger heimgefahren waren.

VI. Hier bedarf es einer kleinen Abschweifung, auch gewissermaßen eines Einzelkampfes, der sich aufdrängt und den ich gern erledigt haben möchte, ehe wir an das letzte und höchste Werk homerischer Schlachtmalerei herangehen; dann wird es möglich sein, dessen Betrachtung von unerquicklichem Beiwerk frei zu erhalten. Das ist die Szenenfolge in O. Nach kurzer Darlegung meiner Ansicht in der zweiten Auflage dieses Buches hatte ich sie zusammen mit der Teichomachie ausführlich behandelt in einem Aufsatze des Rheinischen Museums (1913), von wo wesentliche Stücke nun, im Vorhergehenden wie im Nachfolgenden, hier herübergenommen sind [18]). Mit dieser Studie hat sich Mülder im letzten Jahresbericht ausführlich beschäftigt, nicht eigentlich — nach allem, was man von ihm gewohnt ist — unfreundlich, doch mit so starken Verschiebungen des Gesichtspunktes, daß es bei dem Ansehen, das der früher Bursiansche Jahresbericht als kritisches Organ im ganzen genießt, doch geboten erscheint, etwas zur Richtigstellung zu sagen.

Mülder meint (S. 94), aus dem Urteil, daß ein Stück homerischer Poesie »vollkommen« sei, hätte ich früher gefolgert, daß es »alt sei«. Die Befreiung von diesem Irrtum, aus dem wir uns tatsächlich wohl alle einmal haben herausarbeiten müssen, ist eins der Verdienste, die mir wie anderen gegenüber Mülder für sich in Anspruch nimmt. Was mich betrifft, sicher mit Unrecht. Das würde sich am klarsten herausstellen, wenn er sich entschlösse, bestimmte Äußerungen anzuführen; sie müßten wohl aus sehr früher Zeit sein. Gerade über die Kampfschilderungen in O habe ich schon im Jahre 1908/9 (Gdfr.[2] 439) geschrieben: »Eine Komposition »wie diese ist erst auf einer vorgeschrittenen Stufe künstlerischer Ent»wickelung möglich. Auch der Verfasser der Aristie des Diomedes, die

17) Strabon XIII 1, 36 (p. 598): νεωστὶ γεγονέναι φησὶ τὸ τεῖχος (ἢ οὐδ' ἐγένετο, ὁ δὲ πλάσας ποιητὴς ἠφάνισεν, ὡς Ἀριστοτέλης φησίν). Von den Neueren hat zuerst wohl Karl Ludwig Kayser den Zusammenhang durchschaut, in einer Rezension vom Jahre 1841 (Homer. Abhdlgn. [1881] S. 56).

18) Der Verlauf der Kampfszenen in M und O der Ilias. Rhein. Mus. 69 (1913) S. 56—79. Dazu Dietrich Mülder, JbA. 182 (1920) S. 73—82.

»durch die Person des Helden, durch den Gebrauch der Streitwagen und »durch die Art des Auftretens der Götter dem älteren Bestande zuge-»wiesen wird, hat den Wunsch gehabt, Gruppen zusammenzufassen, »größere Stücke der Handlung in anschaulichem Verlaufe darzustellen, »Massen in Bewegung zn schildern und einzelne Gestalten von ihnen »abzuheben. Aber das sind erste, unbeholfene Versuche im Vergleich »zu der lückenlosen und packenden Erzählung in O.« — Weniger sicher war und bin ich in einer zweiten Frage, die sich allerdings auch auf das Alter von O wie von M bezieht, doch von einer anderen Seite her; da hätte ich mich gern von Mülder belehren lassen. Carl Rothe hatte gut beobachtet, daß sich vor unsern Augen Hektor eigentlich doch nicht als der überragende Held betätigt, als der er in der Ilias gepriesen wird[19]); offenbar habe der Dichter das Bestreben, »dem großen Gegner der »Achäer, dessen Tapferkeit er im allgemeinen anerkennen muß, bei »jeder sich bietenden Gelegenheit den Kriegsruhm zu mindern«. Für das Problem, das hierin lag, hat Rothe kein Auge gehabt: woher dieser Widerspruch im Verhalten des Dichters zu einem Helden, der doch auch stellenweise wieder als sein Liebling erscheint? Und weiter: wenn sich vereinzelt Stellen finden sollten, an denen nun doch auch innerhalb der Ilias Hektor Ungewöhnliches vollbringt, wie ist deren Besonderheit zu beurteilen? Das trifft aber, wie für die Sprengung des Lagertores in M, so vollends für das zu, was wir in O von ihm erleben werden. Ist das Bestreben, Hektor zu verherrlichen, von dem beide Lieder beherrscht werden, eine Altertümlichkeit? oder etwas nachträglich Hereingekommenes? Das erste schien das Natürlichere; aber dem widersprach eben die hohe künstlerische Reife in beiden Gesängen. — Daß mir diese Aporie viel zu schaffen macht, leugne ich gar nicht (vgl. unten Anm. 25); wer da etwas Nützliches beitragen könnte, wäre jederzeit willkommen. Aber es bringt keine Hilfe, wenn Mülder (JbA. 74f.) versichert: die Aporie bestehe gar nicht; das Ziel, einen Helden zu verherrlichen, habe keine Rhapsodie, auch O nicht; das Ziel sei hier ein ganz andres, von ihm (Mülder) klar genug umschrieben; leider hätte ich unterlassen, mich mit seiner Auffassung auseinanderzusetzen. — Über die Begriffe »Ziel«, »Tendenz« oder wie es sonst heißen könnte, wollen wir nicht streiten, sondern, so gut es geht, von der Sache selbst reden. Wenn ein Dichter, der so zu schildern versteht, wie der von M oder O — oder von beiden! —, von Hektor Leistungen erzählt, die ihn ins Reckenhafte, ja Übermenschliche gesteigert zeigen, so ist das nicht aus Versehen so gekommen, sondern der Dichter hat gewußt, was er wollte. Seine Ansicht von Hektor

19) Carl Rothe, Die Ilias als Dichtung (1910) S. 140. Dazu meine Bemerkungen NJb. 29 (1912) S. 107 und Rhein. Mus. 1913 S. 76.

war also nicht die sonst in der Ilias herrschende. — Noch nicht? oder nicht mehr? Um die Frage kommen wir doch nicht herum.

Und nun Mülders Ansicht von dem »Ziele«, das der Dichter in O verfolgt habe, — sie ist dargelegt JQ. 156f., worauf er jetzt verweist. Bis O 366 sei es darauf angekommen, »mit ein paar Strichen den am Schlusse »des M erreichten Zustand [der durch die Gegenaktion von Poseidon und »Here N Ξ beseitigt worden war] wieder herzustellen«. Dann werde das Eingreifen des Achilleus langsam vorbereitet. »Patroklos bringt nämlich jetzt dem Achilleus Mitteilung vom Stande der Dinge, O 390—405[a]. »Damit der erstere zum Bericht und zu den weiteren Vorbereitungen »seiner Hilfeleistung Zeit erhält, muß den Griechen noch ein Rest von »Widerstandsfähigkeit, der in dieser Situation nicht sehr wahrscheinlich »ist, und eine letzte Verteidigungsstellung bleiben. Das ist der Kampf »bei den Schiffen und um die Schiffe; mit der ersten Abwehr des An»zündens vergeht gerade so viel Zeit, wie Patroklos braucht, 405[b] bis »Schluß.« — Das ist eine Theorie über die Art, wie die Ereignisse des O in den Gang der Handlung eingeordnet sind. Dazu Stellung zu nehmen, hatte ich in einer Studie über die poetische Darstellungsweise in diesen Kampfszenen keinen Anlaß; in meiner Rezension des Mülderschen Buches ein Jahr vorher war ich auf seine Methoden und Ergebnisse gründlich eingegangen, hatte ihnen im ganzen lebhaft zugestimmt und besonders seine Analyse des unmittelbar vor O stehenden Abschnittes freudig anerkannt (BphW. 1912 Nr. 31. 32, über N Ξ Sp. 980f.). Nehmen wir vorläufig einmal an, was er über die architektonische Funktion des O sagt, sei ebenfalls gut und richtig, so würde damit die Frage nach dem Sinn der Erfindung und Gestaltung des Inhaltes immer noch unbeantwortet, ja ungestellt bleiben. Daß Raffaels »Parnaß« dazu bestimmt ist, an einer Wand den Raum zu beiden Seiten und oberhalb einer Tür zu füllen, wird niemand bestreiten, schwerlich aber jemand sich einbilden, damit wisse er nun, was der Künstler mit seinem Bilde gemeint habe. Kalypso in der Odyssee ist erfunden, um durch den siebenjährigen Aufenthalt bei ihr die Abwesenheit des Helden von der Heimat einigermaßen auf die Höhe der in der alten Sage gegebenen zwanzig Jahre zu bringen: es ist gut, sich das klar zu machen; aber es wäre sehr übel, wenn dadurch der Sinn für die Frage eingeschläfert wäre, was der Erfinder in dieser anmutigen Frauengestalt habe darstellen wollen. So darf Mülder uns nicht zumuten zu meinen, der Kampf an den Schiffen in O[2] sei verstanden, wenn wir uns vorstellen, daß hier ein an sich »nicht sehr wahrscheinlicher« letzter Widerstand der Griechen eingeschoben worden sei, um dem Patroklos für die Beendigung seines Rückweges zu Achill Zeit zu lassen. Denn selbst wenn wir davon absehen, daß doch

erst erwogen werden muß, ob nicht umgekehrt der Bericht über die nunmehr eilige (402) Rückkehr des Boten zu dem Zwecke nochmals unterbrochen worden ist, um für jene Kampfszenen Raum zu schaffen, wenn also Mülders Ansicht, soweit sie überhaupt reicht, richtig wäre, so bliebe doch die eigentliche Frage jenseits dieser Ansicht stehen. Wer immer der Verfasser von O^2 gewesen ist, er muß sich doch bei dieser Kampfbeschreibung selber, sachlich und künstlerisch, etwas gedacht haben. Was war das? Erst da hätten wir den Dichter, nicht in der Zusammenfügung.

An meiner eignen Behandlung, der ich mich nun endlich werde zuwenden können, hebt Mülder anerkennend hervor, daß nur wenige Versgruppen ausgeschieden seien; »das übrige ist [nach C.] ein Ganzes, verfaßt, wie es das Dogma verlangt, von einem besonderen Dichter.« Hätte er nur versucht, das »Dogma« als einen Satz, wie er von mir geglaubt und befolgt werde, auszusprechen! Vielleicht wäre er selber an seinem unwirschen Vorwurf irre geworden. Auf ein »Axiom« könnten wir uns einigen, das ich vorschlagen würde, so zu formulieren: »Wenn zwei Par- »tien im Epos, bei gleichartigem Gegenstand, in Auffassung und Aus- »führung so voneinander abweichen, daß sie verschiedene Stufen der »Entwickelung des epischen Stiles darstellen, so können sie nicht ge- »meinsamen Usprung haben.« Damit ist nicht einmal dies präjudiziert, daß eine Entwickelung stattgefunden haben müsse — wenn es keine gegeben hat, so kann es ja auch keine von ihr zeugenden Unterschiede geben —; nur das Postulat der Möglickeit enthält unser Satz, daß eine Entwickelung des poetischen Wollens und Könnens stattgefunden habe. Auch der härtest gesottene Unitarier muß zugeben, daß auf diese Weise die Voraussetzungen ganz in seinem Sinne gehalten sind. Die Untersuchung selber im einzelnen sorgsam so zu führen, daß nicht Unterschiede oder charakteristische Ähnlichkeiten gesehen werden, wo keine sind, ist unser unausgesetztes Bemühen. Was wir unsrerseits fordern, ist dann nur, daß aus etwa beobachteten Verschiedenheiten und Übereinstimmungen auch Schlüsse gezogen werden. Dabei wäre es gut, wenn man sich darüber einigen könnte, welche Unterschiede für groß genug erachtet werden sollen, um getrennte Entwickelungsstufen zu begründen. Im voraus war das nicht möglich; im Rückblick aber auf die bisherigen Betrachtungen läßt es sich sagen. Die Entwickelung von der Schilderungskunst im Schlusse des Δ (446ff.) zu der in der Teichomachie könnte sich innerhalb eines Menschenlebens vollzogen haben; von der Reihe aber der 3mal 2 gegen 4mal 2 Tötungen in E (38—83 und 144—165) bis ebenfalls zur Teichomachie müssen wohl Generationen von Künstlern tätig gewesen sein.

Damit von epischer Art und Kunst ein persönlich gerundeter Eindruck, als eines lebendigen, mit Absichten und Mitteln schaffenden Dichters, zustande komme, ist es gut, wenn zum Lesen, Verstehen, Beobachten ein zusammenhängendes Ganzes von nicht zu geringem Umfange vorliegt. Diesen Vorteil bot die Teichomachie, und denselben haben wir in O — vorausgesetzt, daß wir uns, zunächst versuchsweise, von der überlieferten Lehre frei machen, in der Analytiker[20]) und Unitarier[21]) übereinstimmten: gerade in diesem Gesange sei der Text besonders verwirrt. So weit geht Wilamowitz nicht, aber auch er meint,

20) Carl Robert StI. (1901) S. 146: »Überblicken wir noch einmal das ganze O, »so stellt sich heraus, daß es in zwei Teile zerfällt: 1—559 und 560—746, die, wie »auch schon öfters ausgesprochen worden ist, Doubletten sind. Der zweite Teil ent- »hält im wesentlichen die Version der Urilias, der erste die ionische Umarbeitung. »Aber an die ionische Version ist der Schluß aus der Urilias angehängt, und die der »Urilias ist mit einem ionischen Schluß versehen worden. Ferner sind in der ioni- »schen Bearbeitung auch sonst einzelne Stücke der Urilias verwertet worden, während »umgekehrt die alte Fassung mehrfach ionische Erweiterungen erfahren hat.« Aus der von Robert wieder hergestellten Urilias sind neun einzelne Stücke, zum Teil in geänderter Reihenfolge, im jetzigen O enthalten.

21) Rothe, Die Ilias als Dichtung (1910) S. 275f.: »Es ist schwer, über diese Schil- »derung ein richtiges Urteil abzugeben, zu sagen, was vom Dichter selbst, was von »Nachdichtern ist. Denn auf der einen Seite bietet eine derartige Schilderung an sich »sehr große Schwierigkeiten, die nur ein Meister der Kriegskunst und des Stils überwinden »kann; andrerseits bot sich auch hier gerade die Möglichkeit, Zusätze aller Art noch »zu machen. Denn solche höchste Not, Verteidiguug der Schiffe gegen übermächtig »andringende Feinde, mochte sowohl in Wirklichkeit öfters bei kühnen Seefahrern »an fremder Küste vorgekommen als auch im Liede verherrlicht sein. Auffällig sind »hier die zahlreichen Wiederholungen in nächster Nähe; so wird uns ein allgemeines »Bild der Schlacht gegeben in den Versen 405—414; 592—604; 617—622; 653—658; »667—673; 696—702. Einzelne Verse stehen mit den unmittelbar vorangehenden in »Widerspruch, ohne daß dieses erklärlich wäre. — — — Andrerseits bietet die Dar- »stellung auch große Schönheiten, vor allem auch eine Fülle von Gleichnissen, welche »die augenblickliche Lage zur Anschauung bringen sollen (vgl. besonders 605—636). »Auch der Hinweis 596ff., daß es selbst mit dem Brande der Schiffe noch nicht zur völ- »ligen Vernichtung der Achäer kommen soll, sondern bald eine Zurückverfolgung der »Troer von den Schiffen eintreten werde, ist homerisch. Ich denke, diese Beschaffen- »heit der Darstellung erklärt, daß eine Kommission, die den besten Text aus Hand- »schriften prüfen sollte, sich schwer entscheiden konnte, was echt oder nicht echt sei, »und daher lieber zu viel (Doppeldarstellungen) als zu wenig aufnahm.« — Zu einem so summarischen Zugeständnis an auflösende Kritik, das im Grunde einen Verzicht auf Erklärung bedeutet, sollte man sich — vollends, wenn man sich als Unitarier bekennt — bei der Beurteilung eines poetischen Kunstwerks doch nur im äußersten Notfall entschließen. Die Rollen zwischen Rothe und mir waren diesmal wunderlich vertauscht: er seinerseits blieb befangen in den Gewohnheiten eines kritischen Verfahrens, das er grundsätzlich scharf bekämpfte, anstatt sich der Möglichkeit zu freuen, ein frisch geschautes, planvoll gestaltetes Bild wieder ans Licht zu ziehen.

durch die Handlung des O gehe (hinter 591) ein Riß. Hier setzt er den Hebel ein, um die künstlich zusammengefügte Rhapsodie in ihre ursprünglichen Teile zu zerlegen und diesen den gehörigen Anschluß wiederzugeben: O[1] gehöre zu Ξ als Fortsetzung, O[2] zur Patroklie als Exposition. Diese Verteilung ergibt sich im Zusammenhange von Wilamowitz' ganzer Theorie des Aufbaus der Ilias und bildet ihrerseits ein Moment zu deren Widerlegung, als solches früher schon von mir gewürdigt, so daß ich hier nicht darauf zurückkomme[22]). Auch auf die nachträglichen Störungen des Textes, die er doch ebenfalls annimmt, gehe ich nicht ein, grenze aber die wenigen Interpolationen, mit denen ich auskommen zu können glaube, stellenweise im Anschluß an ihn, so ab, wie es mir jetzt richtig erscheint[23]). Wir scheiden also aus:

370—380, Nestors Gebet, darauf Donner von Zeus. Ist weder durch die vorhergehenden Ereignisse des O herbeigeführt, noch übt es in den nachfolgenden eine Wirkung aus. Die Erzählung verläuft natürlicher, wenn 381 sich an 366 anschließt, trotz Mülder JbA. 182 S. 77f. Und wie könnte auf Τρῶες δ' ὡς ἐπύθοντο . . . folgen οἳ δέ — nämlich Τρῶες?

390—414. Die ersten 16 Verse berichten über Patroklos' Aufbruch von Eurypylos, sind also eine Klammer desselben Bearbeiters, der überhaupt Patroklos' Botengang und die Begegnung mit Eurypylos erfunden hat, um Λ und Π, die er durch umfangreichen Einschub trennte, doch irgendwie aneinander zu knüpfen. Die Verse 405[b]—414 dienen dazu, in die Schlachtschildernng wieder einzubiegen; das Gleichnis darin von der Wage und der Vers ἄλλοι δ' ἀμφ' ἄλλῃσι κτέ. erinnert an M (421/4 und 175), beide Male so, daß der ähnliche Gedanke in M natürlicher, ja erst recht verständlich erscheint (vgl. unten Anm. 26).

668—673, Athene entfernt zugunsten der Achäer das Dunkel. Wenn Wilamowitz diese Verse als Teil einer »erbärmlichen Interpolation« ansieht, so kann ich dem Beiworte nicht zustimmen. Es ist ein verlorener Einzelzug aus irgendeiner andren Kampfbeschreibung, der dort seine gute Bedeutung gehabt haben wird. Aber der Mühe wert ist es, hier Mülders Gegengrund zu hören. O 307 läuft Apollon vor Hektor her

22) Über O[1] handelt Wilamowitz IlH. 236—243, über O[2] S. 157—159; vgl. auch S. 514. Dagegen meine Bemerkungen Gött. gel. Anz. 1917 S. 565. 583ff. — In der Ansetzung einer wichtigen Grenze hinter O 591 trifft Wilamowitz zusammen mit Mathäus Valeton, der Mnemos. 40 (1912) bis 43 (1915) »De Iliadis fontibus et compositione« gehandelt hat. Er gibt zuletzt, 43 p. 97—154, den Text der von ihm herausgeschnittenen »Achilleis principalis«, wo sich an ein großes Stück von Λ (84—573) ein kleines aus N (136—155) anschließt und dann O 592 einsetzt.

23) Gegenüber dem Aufsatz Rhein. Mus. 1913 S. 65—68. Stücke aus diesem und aus der Rezension des Buches von Wilamowitz sind in der folgenden positiven Darstellung zusammenfassend verwertet.

εἱμένος ὤμοισιν νεφέλην. Apollon ist 360 noch da; geben wir zu, daß er auch 668 noch da ist. ‘Wo Apollon mit seiner Aigis ist, wird auch die Wolke noch sein, die ihn und Hektor umhüllt.‘ Ihn und Hektor? Wo steht das? Hier wird man doch wirklich an den Herrn Nachbar Lessings erinnert.

In dem, was nach diesen geringen Abzügen bestehen bleibt, in der ganzen Szenenfolge des O seit Hektors Wiedereintritt, glaube ich eine durch taktische Entwickelung zusammengehaltene, in gleichartiger dichterischer Kunst beruhende Einheit zu erkennen. Solche Erkenntnis ist allmählich gewonnen worden, in den Grundzügen schon vor mehr als drei Lustren, als ich noch mit empfänglichen Primanern Homer zu lesen hatte. Der an sich nebensächliche Umstand mag dazu helfen, glaubhaft zu machen, was doch wichtig ist, daß es von Anfang an nicht mein Ziel war, die innere Einheit des O oder seine Besonderheit gegenüber andern Kampfbüchern zu »beweisen«; dann hätten beide Thesen ja vorher gegeben sein müssen. Sondern wir sind von dem Wunsch ausgegangen, aus dem, was wir lasen und zu verstehen suchten, möglichst viel von den Bildern hervorzuholen und wieder Gestalt gewinnen zu lassen, die sich vor dem Auge des Erzählers bewegt haben mochten, als er diesen Gesang dichtete. In gleicher Haltung bitte ich jetzt den Leser an die Lektüre erst der vierhundert Verse, dann meiner Deutung heranzugehen.

VII. Während Zeus schlief, war Hektor schwer verletzt, die Troer waren durch die Befestigung getrieben und auf ihre Wagenstellung zurückgedrängt worden (O 1—3). Als jetzt Hektor, durch Apollon gestärkt, unerwartet wieder erscheint, befällt Furcht das Heer der Griechen (279f.). Der Ätoler Thoas rät zu geordnetem Rückzug[24]: während die Menge den Befehl erhalten soll (ἀνώξομεν 295), zu den Schiffen abzuziehen, wollen sich die Tapfersten den drängenden Feinden entgegenstellen; Hektor, so furchtbar er sei und so sehr offenbar Zeus ihm helfe, werde sich doch scheuen, in den Haufen der Danaer einzudringen (Δαναῶν καταδῦναι ὅμιλον 299). So geschieht es: die Menge rückt ab, die Führer stellen sich mit auserlesener Mannschaft (ἀριστῆας καλέσαντες 304) geschlossen auf und halten stand (ὑπέμειναν ἀολλέες 312). So kommen auch die Troer zum Stehen. Das sagt der Dichter nicht, doch er malt es. Pfeile und Wurfspieße, die von beiden Seiten fliegen,

ἄλλα μὲν ἐν χροῒ πήγνυτ᾽ ἀρηιθόων αἰζηῶν,
πολλὰ δὲ καὶ μεσσηγύ, πάρος χρόα λευκὸν ἐπαυρεῖν,
ἐν γαίῃ ἵσταντο λιλαιόμενα χροὸς ἆσαι.

24) Die Bedeutung dieser Maßregel und des danach folgenden Gefechts ist von Albracht I. S. 11. 42 richtig gewürdigt.

Zwischen beiden Heeren befindet sich eben ein einigermaßen breiter freier Raum (vgl. S. 491). Das dauert so lange, bis Phoibos den Danaern das Herz in den Bann der Furcht legt, daß sie der Wehrkraft vergessen (321 f.). Sie wanken und weichen, die Schlacht löst sich in Einzelkämpfe auf (328):

ἔνθα δ' ἀνὴρ ἕλεν ἄνδρα κεδασθείσης ὑσμίνης.

Wir erfahren die Namen derer, die von Hektor, Äneas, Polydamas u. a. getötet werden; einen trifft Paris von hinten durch die Schulter (341 f.). Von der Gegenseite geschieht nichts mehr, die Flucht ist vollständig. Nun fallen die Sieger über die Erschlagenen her, ihre Waffen als Beute zu nehmen; unterdessen entkommen die übrigen durch Graben und Schanze (343/5).

So begreiflich dieses Verhalten der Troer, im Gefühle des Sieges, ist, so darf es doch nicht geduldet werden; denn es würde den Geschlagenen Zeit schaffen, sich wieder zu sammeln, eine neue Verteidigungsstellung, vielleicht in der Linie des Schanzwerkes, einzunehmen. Deshalb ermahnt Hektor in schärfsten Worten die Seinen, sich nicht durch die blutige Beute von der Verfolgung abhalten zu lassen (ähnlich warnte Nestor Z 68 ff.); und er gibt selber das Beispiel, mit geschwungener Peitsche sein Gespann antreibend (352 f.). Die andern gehorchen (346—355). Phoibos selber hilft mit und bricht quer durch Graben und Wall die Bahn, so breit wie ein Speerwurf reicht (355—366). Und nun stürmt das Heer mit Roß und Wagen hindurch, hinter den Fliehenden her; was vom Walle noch steht, wird leicht überklettert, wie wenn sich eine Woge über die Bordwand ergieß (381/4). — Erst an den Schiffen kommt die Flucht zum Stehen, da die Achäer ihr Letztes verteidigen wollen; die Troer haben jetzt ihre Streitwagen mitgebracht und kämpfen von diesen aus (385 f.), jene von den Schiffen, die sie schnell erklettern (387 f.). Um ein Schiff streiten Hektor und Aias, lange Zeit ohne Entscheidung (415/8).

Damit ist dem Laufe der Ereignisse schon vorgegriffen; zu einem Kampf, wie er hier bezeichnet wird, αὐτοσχεδόν, kommt es, trotz Aufmunterung der Führer von beiden Seiten (510. 556), erst viel später (708). Dann werden wir auch erfahren (705), welches Schiff das ist, um das Hektor und Aias ringen. Die Verse 385—389 und, sogleich angeschlossen, 415—418 geben einen kurzen Begriff des Inhaltes der ausführlichen Schilderung, die noch folgt, und sind ihr gewissermaßen als Thema vorangestellt, ähnlich wie an ihrem Platze M 35—40. Denn was wir zunächst haben, ist wieder, wie vorher im freien Felde, eine σταδίη ὑσμίνη, wobei sich die feindlichen Massen in einiger Entfernung — Teukros hat Spielraum, seine Pfeile zu gebrauchen (440 ff.) — gegen-

überstehen, die einen die Schiffsreihe verteidigend, die andern hinter sich die Wagen. Wiederholt ergreifen die Führer von beiden Seiten das Wort, und in diesen drei Paaren von Reden spürt man den Fortschritt.

Hektors Vetter Kaletor wagt sich mit einem Feuerbrande vor gegen das Schiff, das Aias verteidigt; da trifft ihn dessen Speerwurf in die Brust (420). Der Tote liegt am Boden zwischen beiden Heeren. Um ihn vor Beraubung zu retten, bietet Hektor von allen Seiten die Tapferen auf (425 ff.); daß es gelingt, dürfen wir annehmen, da dem Aias sogleich andre Sorge geschaffen wird. Hektor schleudert den Speer gegen ihn und trifft ihn zwar nicht selbst, doch seinen Gefährten Lykophron, daß er rücklings vom Schiff herabstürzt. Αἴας δ' ἐρρίγησε (436); er ruft den Bruder herbei, daß er mit seinen Genossen die Troer fernhalte. Teukros kommt; sein Pfeil tötet den Wagenlenker des Polydamas, der dicht hinter der Front hält (448), um jeden Augenblick seinen Herrn aufnehmen zu können. Die Pferde waren unruhig, so hatte er mit ihnen zu tun (πεπόνητο καθ' ἵππους 447) und dachte nicht daran, sich zu decken: der Pfeil dringt ihm von hinten in den Nacken (451). Da gehen die Pferde durch, werden aber von Polydamas, der schnell ihnen entgegentritt, aufgehalten und einem andern Lenker übergeben[25]). Jetzt legt Teukros zum zweitenmal an, auf Hektor selbst[26]); aber Zeus zerreißt ihm die Sehne. Auf

25) Der Wagen sollte nachher entweder zur Verfolgung dienen oder zur Flucht, stand also zweckmäßigerweise seitwärts gerichtet.

26) In Θ zielt Teukros ebenfalls auf Hektor, auch dort wird sein Vorhaben vereitelt, empfindlicher noch als hier. Auf die Ähnlichkeit beider Szenen, Θ 267—334 (vgl. oben S. 486) und O 436—483, hat Wilamowitz IlH. 48 f. hingewiesen und dazu bemerkt, unabhängig voneinander würden sie nicht sein, er finde aber direkte Nachahmung auf keiner Seite. Einen Anhaltspunkt für die Beurteilung bietet doch wohl der Unterschied, daß, während die Szene des Θ in ihrer Umgebung isoliert steht, die des O, nach der Art, wie sie in die Situation des Kampfes eingefügt ist, durchaus den Eindruck macht, von dem Dichter der vorhergehenden und nachfolgenden Partie mit gedichtet zu sein. — Auch in M ist uns Teukros begegnet. Man sieht ihn dort während der Schlacht aus seinem Zelte kommen (336); in O hat er den unbrauchbar gewordenen Bogen dorthin gebracht und sich Schild und Lanze geholt (478 ff.). Vom Wall herab verwundet er in M mit dem Pfeile den Glaukos, trifft auch den Sarpedon (387 ff. 400 f.), die beide da emporklettern, wo Aias und Teukros stehen; er ist also im Nahkampf als Schütze tätig, während das O die fernwirkende Waffe in ihrer natürlichen Verwendung zeigt (444 ff.). Beide Beobachtungen deuten darauf hin, daß eine in O aus gegebenen Anlässen und Umständen erwachsene Vorstellung von der Phantasie festgehalten und in M, ohne entsprechende Motivierung, wieder nutzbar gemacht worden sei. Danach wären die Kampfszenen des O älter als M. Einzelheiten, die dagegen zu sprechen scheinen (Rhein. Mus. 1913 S. 66 Anm.), erledigen sich dadurch, daß sie im Bereiche der Patroklos-Interpolation (390—414) stehen. Ernste Schwierigkeit macht noch immer die Erwägung, daß O künstlerisch gegenüber M auf einer fortgeschrittenen Stufe steht. Vgl. Rhein. Mus. 1913 S. 78 f.

des Bruders Rat bringt er sein Schießzeug ins Zelt, holt sich Schild, Helm und Lanze und tritt eilends wieder neben Aias in die vorderste Reihe (483).

Nun folgt das erste Paar von Reden. Hektor frohlockt über Teukros' Mißerfolg: offenbar sei es, daß Zeus die Kraft der Argeier schwächen wolle und den Troern helfen. Den Seinen ruft er zu, daraus neuen Mut zu schöpfen und geschlossen zu kämpfen (ἀολλέες 494). Wer fällt, mag fallen; das ist keine Schande. Dafür bleiben Weib und Kinder, Haus und Hof bewahrt, wenn einmal die Achäer mit ihren Schiffen davongefahren sind. — Aias, und die in der Nähe sind, hören die Rede. In eindringlichen Worten erinnert er sie, was auf dem Spiele steht. »Meint ihr denn noch einsteigen und heimfahren zu können (ἐμβαδὸν ἵξεσθαι 505), wenn Hektor die Schiffe verbrannt hat? Nicht zum Tanze ladet er, sondern zur Schlacht. Für uns gibt es keinen bessern Plan, als zum Handgemenge vorzugehen (αὐτοσχεδίῃ μεῖξαι χεῖράς τε μένος τε 510). Lieber doch schneller Entscheid, den Tod oder Rettung, als lange sich hinzuquälen im Kampf gegen Unwürdige (ὑπ᾽ ἀνδράσι χειροτέροισιν 513).

Trotz dieses starken Appells an das Ehrgefühl hält sich die Menge zurück; es bleibt bei Einzelkämpfen (515ff.) — in dem freien Raum zwischen den Fronten. Polydamas tötet den Kyllenier Otos, einen Gefährten des Meges; da springt dieser hervor, und Polydamas weicht zurück (520). Der von Meges geworfene Speer fliegt an Polydamas vorbei und trifft den Kroismos in die Brust. Wie diesen Meges der Waffen berauben will, ist schon von drüben Dolops herangeeilt, ein Enkel des Laomedon, und stößt ihm (οὔτασε 528) die Lanze durch den Schild; den Leib schützt der feste Panzer, den Meges trägt, ein Erbstück vom Vater (529ff.). Nun ist die Reihe wieder an ihm: er sticht nach Dolops und bricht ihm den Helmbusch ab (536f.). Der Mann selber hält stand und hofft noch auf einen Sieg (539); aber Menelaos kommt dem Meges zu Hilfe. Seitwärts stellt er sich hin, ohne daß Dolops es merkt (στῆ δ᾽ εὐρὰξ σὺν δουρὶ λαθών 541), und schleudert ihm von hinten den Speer in die Schulter, daß er zur Brust wieder hinausfährt. Jetzt kommen Menelaos und Meges gemeinsam heran, um den Gefallenen der Waffen zu berauben (544f.). Das kann Hektor nicht geschehen lassen; Melanippos, ein andrer Enkel des Laomedon, soll ihm helfen, den Körper des Verwandten zu bergen (546ff.). Ob das gelingt, wird nicht ausgesprochen; wir sollen uns die Situation vorstellen (559) und bis auf weiteres festhalten.

Mit den Augen dem Dichter folgen müssen wir auch bei den Worten, mit denen Hektor seine Aufforderung begleitet: »Jetzt ist es nicht mehr möglich, von ferne gegen die Argeier zu kämpfen; jetzt heißt es: entweder

schlagen — oder Ilios nehmen, und die Bürger fallen.« Mit heftiger Bewegung des bewaffneten Armes deutet er erst voraus auf die Feinde, die man schlagen muß, dann rückwärts auf den Burghügel, den jene zu nehmen hoffen[27]. — Aias von der andern Seite redet noch dringlicher als vorher auf die Argeer ein, mit wenigen Worten. Drei Verse enthalten dreimal den Begriff αἰδώς oder αἰδεῖσθαι; jeder für sich soll Ehrgefühl haben, und vor einander sollen sie sich scheuen. Je tapferer ein Heer standhält, um so geringer der Verlust; φευγόντων δ᾽ οὔτ᾽ ἄρ κλέος ὄρνυται οὔτε τις ἀλκή.

Diesmal bleibt eine Wirkung der Ansprachen nicht aus. Die Bedrängten rücken so weit vor, daß sie die Schiffe nun ganz hinter sich haben, und verzäunen sie mit ehernem Gehege (566f., vgl. M 263. P 268); auch die Troer streben vorwärts: doch geraten die Massen noch nicht aneinander. Menelaos, der sich seiner Beute (der Rüstung des Dolops 544f. 555) nicht hat bemächtigen können, ist rasch bei Antilochos (nachher 572 ἀπέσσυτο) und fordert den Schnellfüßigen, Gewandten auf, zu kühner Tat aus der Reihe zu springen (ἐξάλμενος 571). Von der andern Seite nähert sich, wie schon 559 angedeutet war, Melanippos, den Hektors Mahnung gestachelt hat[28]. Von Antilochos' Lanze getroffen, sinkt er zu Boden. Als jener in einem zweiten Sprunge (579) dem Toten die Waffen abnehmen will, jagt ihn Hektor zurück. Wie ein von Jägern gescheuchtes Raubtier läuft er (586), um in die schützende Phalanx der Seinen zurückzutauchen; dort angelangt macht er wieder Front: στῆ δὲ μεταστρεφθείς, ἐπεὶ ἵκετο ἔθνος ἑταίρων (591).

Immer noch stehen sich die Massen in scheuer Zurückhaltung gegenüber. Was wir gesehen haben, waren einzelne Taten der πρόμαχοι in dem freien Streifen zwischen beiden Heeren; und dabei schien die Initiative auf die Griechen überzugehen (568ff.). Aber Löwen gleich drängten die Troer den Schiffen zu (592f.). Zeus wollte es: ehe er zugunsten der Achäer einen Umschwung eintreten ließe (601), sollte Hektor den Ruhm genießen, ein Schiff in Brand gesteckt zu haben (596. 600). Deshalb erfüllte er den Helden mit rasender Kampflust; Schaum trat ihm vor den Mund, die Augen leuchteten unter den furchtbaren Brauen (607f.). Der Dichter malt das in starken Zügen; man hat den Eindruck, daß er etwas Außerordentliches vorbereitet. Es muß jetzt gelingen, was die Gegner gern für unmöglich halten möchten (299), wonach er selbst, der Priamide, doch immer verlangt hat (Λ 537f.): δῦναι ὅμιλον ἀνδρόμεον

27) Die Verse 556—558 geben keinen richtig gebauten Satz; in der Lage aber, in der sich Hektor befand, stand ihm diese Sorge wohl besonders fern. Vgl. S. 429.

28) Zu 577 νισσόμενον πόλεμόνδε bemerkt schol. Townl.: οὐχ ὡς αὐτοῦ νῦν πρῶτον ἐξιόντος, ἀλλ᾽ ὡς διὰ τὴν προτροπὴν Ἕκτορος ἐπὶ τὸ δρᾶσαί τι ὁρμῶντος.

ῥῆξαί τε μετάλμενος. Doch der Versuch scheitert an der Festigkeit des Widerstandes (615). Wie ein Mann stehen die Verteidiger der Schiffe, Schild an Schild gefügt, wie ein Fels in brandender See (618ff.), gegen den die schweren Wellen heranrollen, ohne ihn zu erschüttern: ὣς Δαναοὶ Τρῶας μένον ἔμπεδον οὐδὲ φέβοντο (622). — Das Bild vom Mauerwerk, von der Felswand füllt noch unsre Phantasie; da heißt es auf einmal, beinahe schlicht (623): αὐτὰρ ὃ — λαμπόμενος πυρὶ πάντοθεν — ἔνθορ᾿ ὁμίλῳ. Also war es doch nicht unmöglich? Wozu dann die großen Worte? Entweder hat der Dichter vorher die Schwierigkeit zu stark geschildert, oder jetzt die Überwindung zu schwach. Und wie sollen wir uns das Einbrechen vorstellen? Das scheinbar malerische λαμπόμενος πυρὶ πάντοθεν hilft nicht zum Verständnis. Denn darauf kam es nicht an, daß man den Hektor in flammender Wehr vor sich sah — das war, soweit man ihn überhaupt sehen konnte, schon bisher so —, sondern daß er plötzlich mit wuchtigem Lanzenstoß einen Schild durchstach und den Träger zu Falle brachte, oder sich in einem Schilde festbohrte und ihn nach vorne zerrte, oder daß er sich zwischen zwei Schilde eindrängte und so die Phalanx sprengte. Oder wie war es sonst? Ein Dichter, der vorher und nachher Führung und Wirkung der tödlichen Waffen aufs genaueste beschreibt, sagt zur Verdeutlichung dieses Vorganges, der dem ganzen Gefecht die entscheidende Wendung gibt, nichts! Weniger als nichts; denn ἔνθορε ist hier geradezu irreführend. Von Iris, die vom Olymp herab zu Thetis eilt, heißt es ἔνθορε πόντῳ (Ω 79), von Achill, der vom hohen Ufer in den Fluß springt: ἔνθορε μέσσῳ κρημνοῦ ἀπαΐξας (Φ 233f., vgl. 18). Wie soll das auf den Einbruch in eine Phalanx zutreffen? Der Dichter hatte doch irgendwie unsrer Einbildungskraft zu Hilfe kommen müssen.

Zweierlei hat er dafür wirklich getan; das eine können wir noch sehen, das andre nur denken. Er malt ein Gleichnis aus, das jedem, der sich nicht vor einem Tertium comparationis fürchtet, sichtbar macht, wie ἐνθορεῖν hier nichts anderes bedeutet als sonst[29]), ein »von oben kommen«:

ἐν δ᾿ ἔπεσ᾿, ὡς ὅτε κῦμα θοῇ ἐν νηὶ πέσῃσιν
λάβρον ὑπὸ νεφέων ἀνεμοτρεφές· ἡ δέ τε πᾶσα
ἄχνῃ ὑπεκρύφθη.

Denn die Welle, die alles in Schaum hüllt, ist nicht durch die Schiffswand hereingebrochen, sondern aus der Höhe, ὑπὸ νεφέων. Und diese Bewegung — das war die zweite Hilfe — zeichnete der Vortragende mit

29) Bei dem Fußtritte des Melanthios ρ 233f. geben die näheren Bestimmungen — λάξ und ἰσχίῳ — dem Sinne von ἔνθορε eine andre Wendung.

der Hand durch die Luft. Jetzt bekommt auch das λαμπόμενος πυρί seinen guten Sinn: das Erschreckende für die Argeier lag wirklich in einem Eindruck aufs Auge, daß plötzlich der furchtbare Feind, wie von Feuer umleuchtet, in ganzer Gestalt über ihnen schwebte. Nur für einen Augenblick. Er war über die Köpfe der vordersten Reihe hinweggesprungen und fiel mitten in die dichte Schar, die dahinter stand, ein[30]).

Die üble Lage, in die mit einem Schlag die Griechen gebracht sind, schildert der Dichter in einem neuen Gleichnis: von der Herde, in die ein Löwe gerade da eingebrochen ist, wo ihn der unerfahrene Hirt am wenigsten erwartet und abgewehrt hatte, weder bei den ersten der Tiere, noch bei den letzten, sondern ἐν μέσσῃσιν ὀρούσας (635). Das paßt genau zu unsrer Erklärung; und durch das, was folgt, wird sie vollends bestätigt. Wie die Rinder auseinanderstieben, der Löwe nur eins gepackt hat und frißt (636), so tötet Hektor (der doch erst Fuß fassen und zur Besinnung kommen muß) nur einen, den Mykenäer Periphetes, alle übrigen retten sich durch die Flucht (637/8. 651/2). War dieser eine nicht doch, so mag man immerhin fragen, der, bei dem der kühne Angreifer die Phalanx durchbrochen hatte? — Nein. Periphetes stolperte bei der Fluchtwendung über seinen Schild und fiel zu Boden (645 ff.); Hektor sah das, mit scharfem Blick (ὀξὺ νόησε 649), lief hinzu (θέων δέ οἱ ἄγχι παρέστη) und stieß ihm den Speer in die Brust. Also — als Periphetes hinfiel, befand sich Hektor schon mitten unter den Griechen; folglich war er dahin ohne Blutvergießen gekommen. Aber wie nur? Hatte er sich mit den Ellenbogen durchgearbeitet, wie unerzogene Menschen in einer Theatergarderobe? Nein, er war über die Köpfe weggesprungen.

Den Fall dieses — einzigen — Mykenäers verwandte Reichel (Hom. Waffen[2] 16) als Beispiel für die unbequeme Handhabung des alten mykenischen Langschildes; gewiß richtig: der Mann stieß beim Kehrtmachen gegen den Schild, der ihm die Füße beengte, und strauchelte. Aber, wenn er doch hintenüber fiel (647), wie kam es, daß der Schild, dessen Tragriemen um seinen Nacken ging, nicht (wie N 543. Ξ 419) auf ihn fiel, sondern die Brust offen lag? Und wie konnte er überhaupt auf den Rücken fallen? Er wollte doch fliehen, und da strebt unwillkürlich der Oberkörper vorwärts. Diese Fragen hat Reichel gar nicht auf-

30) Ob ein solcher Salto mortale in voller Rüstung — ohne Sprungbrett! — möglich ist, darauf kommt es nicht an; dem Helden, der in gleicher Rüstung dreimal um die Stadt gerannt ist, der einen Stein herbeitrug und schleuderte, den — unter den Zeitgenossen des Dichters — zwei tüchtige Männer Mühe haben würden vom Erdboden auf den Wagen zu heben (M 445—462), dem trauen wir auch solchen Sprung zu. Übrigens haben mir mehrfach Kenner unseres militärischen Turnwesens auf Befragen erklärt, daß das zwar eine ins Außerordentliche gesteigerte Leistung, an sich aber auch heute nichts Undenkbares sei.

geworfen, weil ihn der Zusammenhang des Gefechtes nicht interessierte, der für uns diesmal die Hauptsache ist. Homers Angaben scheinen sich zu widersprechen; andrerseits gehen sie so ins einzelne, daß man sieht: er selber hat eine ganz bestimmte Vorstellung gehabt. Nun gibt es eine Annahme, unter der sich die Einzelheiten doch vereinigen lassen; das ist dieselbe, die wir schon auf andern Wegen gewonnen haben: der Hochsprung. Wie der gewaltige Körper durch die Luft fliegt, fahren im Nu alle Köpfe herum; der Kämpfer der vordersten Reihe dreht sich innerhalb des Tragriemens und bringt so den Schild hinter sich: alle wollen fliehen, den Schiffen zu. Aber zwischen diesen und ihnen selbst ist jetzt der furchtbarste der Feinde; das ergibt eine entgegengesetzte Bewegung, des Zurückschreckens, die mitzumachen die Füße keinen Raum haben, weil sie sogleich an den Schild stoßen: so fällt Periphetes auf den Rücken.

Wie Hektor von der Tötung des Unglücklichen aufblickt, ist er allein; die gegnerische Front ist wieder hergestellt, und er ist wieder draußen. Etwas Großes hat er doch erreicht: die Verteidigungslinie ist zurückgenommen; sie geht nicht mehr vor den Schiffen entlang (wie 565f.), sondern innerhalb der vordersten Reihe (ὅσαι πρῶται εἰρύατο 654) von Schiff zu Schiff. Jede Gruppe von kampfbereiten Männern ist von zwei Schiffsenden eingeschlossen, die aus der dichten Menschenmasse herausragen: περὶ δ᾽ ἔσχεθον ἄκραι νῆες. Vorher und nachher heißt es (653f.): εἰσωποὶ δ᾽ ἐγένοντο νεῶν — —· τοὶ δ᾽ ἐπέχυντο, »sie traten in die Lücken zwischen den Schiffen[31]); andre drängten nach« (wie Π 295). Und dies wird sogleich erläutert: »Denn die Argeer waren zwar notgedrungen von den vorderen Enden der Schiffe gewichen« (νεῶν τῶν προτέων, das sind die dem Lande zugekehrten Steuerenden, 704. 716); »aber sie blieben dort bei den Hütten[32]) und zerstreuten sich nicht durch das

31) Hier entscheidet sich das Verständnis des ganzen Zusammenhanges. Das meinige hat seiner Zeit Robert hervorgerufen durch die Bemerkung (StJ. 142): »Daß dies [εἰσωποὶ δ᾽ ἐγένοντο νεῶν] heißt, ‚die Troer wurden der Schiffe ansichtig', sollte keines Beweises bedürfen«, den zu geben er denn auch nicht versucht hat. — Was jemand durch Einschüchterung niederzuhalten der Mühe für wert hält, kann nicht ganz schlecht sein. So suchte ich nach und fand nun erst die andre Erklärung (schol. *B*, größtenteils auch Townl.): ὑπέστειλαν ἑαυτοὺς ὑπὸ [ἐπὶ *B*] τὰς ναῦς, καὶ ἐντὸς αὐτῶν αἱ ἄκραι νῆες ἔλαβον αὐτούς· εἰς γὰρ τὰ μεταξὺ διαστήματα φεύγουσι, βραχύ τι μέρος ὑπολειπόμενοι τῶν νεῶν, ὡς τὰς πρύμνας αὐτοὺς ὑποβεβηκέναι. Diese Erklärung war schon von Christ (praef. Il. [1884] p. 41 sq.) und Leaf (z. St.) angenommen worden. Setzte ich sie versuchsweise ein, so verschwand alle Verwirrung (s. oben Anm. 20. 21) der ganze Vorgang gewann greifbare Gestalt und helle Beleuchtung — fast wie es 668—673 beschrieben wird.

32) Sie hatten die Hütten, um Windschutz zu haben, zwischen den Schiffen, nicht weiter strandabwärts errichtet.

Lager; unablässig ermunterten sie sich durch lauten Zuruf« (655/8). Flehentlich bittet sie der greise Nestor, der Frauen und Kinder daheim zu gedenken und standzuhalten (659 ff.). Als Vorkämpfer zeigt jetzt erst der Telamonier seine ganze Größe. Er tritt nicht zurück, ἔνθα περ ἄλλοι ἀφέστασαν υἷες Ἀχαιῶν (675); er bleibt vorn, von Heck zu Heck springend — die ja frei liegen —, wie ein Kunstreiter auf seinen Pferden, mit langer Stange bewaffnet, um die Angreifer abzuwehren, und sucht mit lauter Stimme die Entmutigten anzufeuern (687). Von drüben stürmt Hektor heran, wie ein Adler auf ein Volk schwächerer Vögel, um ein Schiff zu packen; Zeus selber drängt ihn vorwärts χειρὶ μάλα μεγάλῃ. ὤτρυνε δὲ λαὸν ἅμ᾽ αὐτῷ (695).

Mit erneuter Kraft und Erbitterung wird von beiden Seiten gekämpft. Die einen glauben den endgültigen Sieg schon in Händen zu haben, der Vernichtung der feindlichen Schiffe sicher zu sein; die andern trennt nur noch eine schwache Hoffnung vom völligen Untergang: das steigert beiden die Entschlossenheit aufs äußerste (699—702). Es ist, als ob die blutige Arbeit dieses Tages jetzt erst begönne, 697 f.:

φαίης κ᾽ ἀκμῆτας καὶ ἀτειρέας ἀλλήλοισιν
ἄντεσθ᾽ ἐν πολέμῳ· ὣς ἐσσυμένως ἐμάχοντο.

Wie jetzt Hektor das Schiff des Protesilaos am Heck ergriffen hat, ist die letzte Schranke gebrochen. Jetzt endlich kommt es zum Handgemenge: δῄουν ἀλλήλους αὐτοσχεδόν (708). Nicht mehr von ferne, Pfeilschuß oder Speerwurf abwartend, stehen sie sich gegenüber, sondern Mann an Mann, mit Beilen und Äxten, Schwertern und Lanzen einander zerfleischend, in blutigem Ringen (708—715). Hektor läßt die Heckzier nicht los und ruft nach Feuer: »Heut hat Zeus uns volle Ver»geltung gegeben, daß wir die Schiffe nehmen, die alles Unheil gebracht »haben. Längst hätten wir den Kampf hierher tragen sollen. Die Älte»sten haben es gehindert, denen Zeus die Gedanken lähmte; jetzt ist er »selbst es, der uns vorwärts treibt.« — Dem Ansturm gegenüber, zu dem Hektor die Seinen mit fortreißt, kann auch Aias den Platz nicht unverändert behaupten — βιάζετο γὰρ βελέεσσιν. Aber nur ein wenig weicht er zurück: vom Hinterdeck des Schiffes, wo er dem Feinde zunächst stand, tritt er auf einen mehr nach der Mitte zu liegenden, erhöhten Teil des Schiffsinnern, θρῆνυν ἐφ᾽ ἑπταπόδην, λίπε δ᾽ ἴκρια νηὸς ἐίσης· ἔνθ᾽ ἄρ᾽ ὅ γ᾽ ἑστήκει δεδοκημένος (729 f.). Zugleich ruft er den Danaern zu: »Seid Männer, ihr Freunde, und gedenkt des Angriffs zur »Abwehr. Meint ihr noch irgendwelche Hilfe hinter euch zu haben? oder »eine stärkere Mauer, das Verderben abzuhalten? Nein! kein Bollwerk »ist da, hinter das wir uns zurückziehen könnten. In Feindesland sitzen

»wir fest, ans Meer gedrängt, fern von der Heimat. Drum liegt in den »Händen unsre Hoffnung, nicht in einer Milderung des Kampfes.« Es ist das dritte Mal, daß Aias' Worte denen des troischen Führers entsprechen. Und er selbst gibt wieder das Beispiel ausharrenden Mutes. Zwölf Männer, die mit Feuer herankommen (745 f.), streckt er durch den Stoß seiner langen Lanze in den Sand, einen nach dem andern. — Damit bricht der Erzähler hier ab, um im folgenden Gesange zu Patroklos und Achill sich zu wenden und die Rettung herbeizuführen. —

Die Dichtung des O ist ein Glied in einer rückwärts wie vorwärts weiter reichenden Handlung: einen Sieg der Achäer, der die Feinde über die schon einmal genommene Schanze zurückgetrieben hat, setzt sie voraus — und führt bis zu einem fast vollständigen Siege der Troer, der dann wieder den Umschwung, das lang ersehnte und gefürchtete Eingreifen des Peliden, hervorruft. Und doch ist dieses Stück zugleich ein Ganzes, ἔχον ἀρχὴν καὶ μέσον καὶ τελευτήν; auch darin ein Ganzes, daß durchweg derselbe Geist waltet. Diesen können wir am besten empfinden, indem wir alles, was wir vorher von homerischer Kampfschilderung kennen gelernt haben, dagegen halten.

Die Entwickelung von einer den Griechen günstigen zu einer recht ungünstigen Lage hatten wir auch in Θ, sofern man dort von einer »Entwickelung« sprechen darf. Denn es war ein immerwährendes Auf und Ab, ein Wechsel von Vordringen und Zurückweichen, ohne andre Motivierung als die des *deus ex machina*, der vorzugsweise mit Donner und Blitz die Ereignisse lenkte. Hier heißt es zwar zu Anfang: Als Apollon die Ägis gegen die Danaer schüttelte, da »vergaßen sie der Abwehr« (322); aber alle späteren Wendungen erfolgen aus Ursachen, die selbst vor unseren Augen entstanden sind. Die Bedrängnis der Griechen wird stetig größer; die Handlung bewegt sich im ganzen in gerader Linie vorwärts — und doch in höchst wechselvollen Bildern. Der Anfang ist auch darin schlichter, daß hier, übrigens der Situation angemessen, die Kämpfer auf griechischer Seite, die durch die Haupthelden der Troer fallen, einfach aufgezählt werden, also für eine kurze Strecke (328—342; vgl. oben S. 491) jene Form des Berichtes angewandt ist, die wir aus E kennen. Der Gedanke aber, der dort herrschend war, durch schematische Gruppierung solcher Einzeltatsachen eine künstlerische Wirkung zu erzielen, liegt dem Dichter des O fern. Dagegen ist die Form des »Kettenkampfes«, wie sie in anderen Partien des E auch schon hervortrat (S. 491), im O besonders reich entwickelt, so daß bei flüchtiger Lektüre wohl der Eindruck eines »chaotischen Hin- und Herwogens der Schlacht« entstehen konnte. Im Grunde sind alle Vorgänge in ihrem Zu-

sammenspiel aufs sorgfältigste durchdacht, vielmehr in schöpferischer Einbildungskraft erfaßt; sie auch den Zuhörern sichtbar zu machen, wird bedeutendes Gebärdenspiel des Vortragenden das Seine beigetragen haben. Der freie Geländestreifen zwischen beiden Heeren wird hier unmittelbarer deutlich als irgendwo sonst; dies rührt daher, daß er im Laufe des Kampfes mehrmals verloren geht und dann wieder hergestellt wird. Zuletzt erst durchbricht ihn endgültig das Handgemenge um Hektor, der ein Schiffsende ergriffen hat und festhält.

Das Zusammenwirken und Gegeneinanderwirken von Mann und Masse war in E ein Problem der Dichtung, um das sich der Dichter bemüht hatte, ohne es zu bewältigen (s. S. 489); in O ist es glänzend gelöst. Wieder hebt sich der Anfang etwas ab; die Organisation des Rückzugsgefechtes durch Thoas hält sich im Verstandesmäßigen. Aber Hektor, wie er die Plünderer aufscheucht, dann auf dem Wagen mit hoch erhobener Peitsche der Verfolgung voraneilt, während Apollon Grabenränder und Wall niedertritt und die Bahn ebnet, auf der die Troer scharenweise vorwärtsströmen; später Polydamas, aus dem Gedränge der Front zurücktretend, um seine scheu gewordenen Pferde aufzuhalten; von der anderen Seite wieder eine Wirkung im großen, wie sich auf Aias' erneute Mahnung die Achäer fester zusammenschließen und eine eherne Mauer vor den Schiffen bilden; durch deren Widerstand Hektor, der vergebens gegen sie anrennt, zur äußersten Wut entflammt; sein verwegener Sprung über die vorderste Reihe hinweg, das Auseinanderstieben der Menge, in die er eingefallen ist, ihre erneute Sammlung weiter zurück; zuletzt Aias als Verteidiger von Schiff zu Schiff springend, den Seinen voran, die dicht gedrängt in die Zwischenräume hinein stehen, mit langer Stange die Angreifer abwehrend, die sich immer noch bloß einzeln heranwagen, bis endlich um Hektor, der das Heck eines Schiffes gepackt hält, von hüben und drüben die zum äußersten Entschlossenen zusammenströmen und nun das erreicht ist, wozu die Führer wiederholt vergebens aufgefordert hatten (510. 556), der Kampf Mann gegen Mann in hartem Gedränge: — das alles sind Bilder, die dem Auge sich darstellen und einprägen, weil der schöpferische Blick eines Dichters sie hervorgerufen hat.

Im Schlußteil des Δ sahen wir den Plan durchgeführt, Gesamtbilder mit gruppierten Einzelszenen wechseln zu lassen. Die Teichomachie zeigte den Fortschritt, daß beide Bestandteile in ursächlichen Zusammenhang gebracht waren, so daß die einzelnen Bilder aus dem Gesamtgemälde hervorgewachsen zu sein schienen. Noch weiter verinnerlicht ist die Anlage im O. Hier läßt sich etwas wie Rahmenwerk und Füllung überhaupt nicht mehr scheiden. Das Ganze bildet einen einheitlichen

Verlauf, innerhalb dessen wir immer wieder erleben, wie Wirkung zur Ursache wird, wie Zustände, in denen eine Spannung ungelöst blieb, zu Bewegung drängen, bewegte Handlung eine neue Situation herbeiführt. Für die Kunst, Schlachten zu schildern, hat der architektonische Gedanke seine Schuldigkeit getan und tritt zurück. Wenn wir den Unterschied zwischen der zahlenmäßig wirkenden Verherrlichung des Diomedes in E (38—83, 144—165) und dem gestalten- und farbenreichen Gemälde von Hektors Siegeslauf in O mit dem Abstande von den Ägineten bis zum Pergamenischen Altar vergleichen, so haben wir ihn künstlerisch eher zu klein als zu groß angenommen.

SECHSTES KAPITEL

PSYCHOLOGISCHES

Die Kampfschilderungen boten einen besonders geeigneten Stoff, um das Wollen und Können der Dichter zu beobachten, zu verfolgen, wie etwas darzustellen unternommen wird, wie es mehr oder weniger gelingt, wie daraus die Anregung erwächst zu neuen Aufgaben. Hier ließ es sich beinahe mit Händen greifen; aber stattgefunden hat solches Wachstum auf allen Gebieten. Und fast überall hat es uns schon beschäftigt, auch im Entstehen der allgemeinen Begriffe (S. 436), auch in dem, was neben der Schilderung des Sichtbaren und Hörbaren zu allen Zeiten einen Hauptbereich dichterischen Schaffens gebildet hat, in der Veranschaulichung seelischer Zustände und Vorgänge, worin wieder die Charakteristik der Personen einen wichtigen Teil bildet. Die Kunst psychologischer Auffassung und Darstellung muß nun für sich im Zusammenhang betrachtet werden.

Daß etwas, was in der Seele vorgeht, oder eine Eigenschaft eines Menschen, die sich dabei betätigt, unmittelbar beschrieben wird, ist selten. Wo es doch vorkommt, ist die naturgemäße Form das Gleichnis. Von dieser Art waren: die Stimmung des Heeres nach der Niederlage, das Anschwellen des Zornes im Gemüte, Hektors klarer und entschlossener Sinn, die Unentschiedenheit Nestors; die Freude des Schiffbrüchigen, der schwimmend endlich das Land erreicht hat, und die der treuen Gattin über die langersehnte Heimkehr des Helden (S. 470). Überwiegend werden Gesinnungen und Stimmungen der Menschen durch das deutlich gemacht, was der Dichter sie selber tun oder sagen läßt, wovon wir ebenfalls Beispiele schon berührt haben. So entsteht ein neues — jedoch uraltes — Element des epischen Stiles, die Reden.

I. Die erste größere Szene der Ilias ist ein Redegefecht, in dem wir die Charaktere der Handelnden aus ihren Worten und ihrem begleitenden Verhalten kennen lernen. Ich kann dieses Redegefecht hier nicht ganz besprechen; gerade die Peripetie des kleinen Dramas muß später erörtert werden; aber an einigen dieser Reden möchte ich doch zeigen, wie sich der Charakter der Redenden klar darin ausspricht. Fest steht,

daß Apollon die Pest gesandt hat; fest steht auch, daß Agamemnon nicht nur dem Priester Apollons seine demütige Bitte mit herrischen Worten abgeschlagen, sondern sich dabei auch gegen den Gott schwer vergangen hat (28 μή νύ τοι οὐ χραίσμῃ σκῆπτρον καὶ στέμμα θεοῖο). Also daran, daß Agamemnon die Pest verschuldet hat, kann niemand zweifeln; aber wer will es unternehmen, dessen trotzigen Eigenwillen zu brechen? Dazu entschließt sich Achill; er will durch eine Heeresversammlung einen Druck auf den König ausüben, dem dieser sicher nicht widerstehen wird, und darum beruft er eine solche. (Hätte der Dichter geahnt, daß antike und moderne Philologen sich über die staatsrechtliche Zulässigkeit dieser Berufung den Kopf zerbrechen würden, er hätte sicher herzlich gelacht.) Der Tatbestand soll durch einen Fachmann festgestellt werden; darum spricht er den Zusammenhang der Pest mit dem Verhalten Agamemnons gar nicht aus, so klar er ihm ist. Kalchas ist nicht namentlich aufgerufen, aber es ist selbstverständlich, daß er gemeint ist. Er will die Veranlassung des Götterzornes darlegen, aber er fordert die eidliche Zusicherung des Schutzes gegen die Folgen, die ihn treffen könnten: ἦ γὰρ ὀίομαι ἄνδρα χολωσέμεν, ὃς μέγα πάντων Ἀργείων κρατέει καί οἱ πείθονται Ἀχαιοί. — Der Mann ist eben Agamemnon. Achill beruhigt den Furchtsamen: niemand soll ihm etwas Böses tun, auch nicht, wenn er Agamenon nennt, ὃς νῦν πολλὸν ἄριστος Ἀχαιῶν εὔχεται εἶναι, ein Vers, der soviel besagt, wie eine Höflichkeitsbeifügung zu einem Namen in einer englischen Parlaments- oder einer römischen Senatsverhandlung. Kalchas spricht seinen Spruch, und Agamemnon bricht ebenso unbeherrscht los wie früher gegen Chryses [1]) und erhebt die verhängnisvolle Forderung sofortigen (118) Ersatzes für Chryseis, die er herausgeben soll. Dagegen empört sich das nicht von juristischen, sondern von Billigkeitsgründen geleitete [2]) Empfinden Achills; schon

1) 112 ist hinter δέξασθαι stark zu interpungieren, wie ich es in meiner Ausgabe des Inselverlages (Leipzig 1921) getan habe: Freilich; denn ich will sie viel lieber daheim haben.

2) Eine Auseinandersetzung mit Mülders Analyse (JQ. 294 ff.) würde fruchtlos sein. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß er zweimal in einem wichtigen Punkte den Inhalt dieser Rede Achills irrig angibt: 304 »So hat denn der Gegner des Königs auch nur einen Einwurf: es sei praktisch unmöglich, den vorigen Zustand wieder herzustellen.« 316 »Diese Forderung sucht der Gegner abzuweisen mit der Behauptung, es sei unmöglich, sie zu erfüllen.« Zweimal »unmöglich«; Achill sagt 126 λαοὺς δ᾿ οὐκ ἐπέοικε παλίλλογα ταῦτ᾿ ἐπαγείρειν. Ebenso seltsam ist ein anderes Mißverständnis, das Mülder zu einem Rückschluß auf die von ihm angenommene Vorlage der Μῆνις benutzt. Agamemnon sagt 183 von Chryseis: τὴν μὲν ἐγὼ σὺν νηί τ᾿ ἐμῇ καὶ ἐμοῖς ἑτάροισιν πέμψω. Dazu Mülder S. 316: »Interessant ist noch und »für die alte Vorlage bezeichnend, daß der König von ‚seinem Schiffe‘ und seiner »Schiffsmannschaft redet (v. 183). Den Voraussetzungen der Ilias entsprechend dürfte

fällt das scharfe Wort φιλοκτεανώτατε πάντων (122), immerhin stellt er ihm vielfachen Ersatz nach der Eroberung Trojas in Aussicht — andere Orte auf dem Kriegsschauplatze, durch deren Eroberung Beute zu gewinnen wäre, gibt es offenbar nicht mehr. Agamemnons Antwort ist für seine Kurzsichtigkeit, seinen Hochmut und seine Schwäche gleichermaßen charakteristisch. Er glaubt ernstlich, Achill wolle ihn mit seiner Vertröstung auf künftigen Ersatz betrügen, und meint es seiner Würde schuldig zu sein, die Drohung auszusprechen, er werde sich, wenn man ihm kein gleichwertiges Ehrengeschenk biete und eins, das ihm anstehe, eins von Achill oder Aias oder Odysseus holen — ὃ δέ κεν κεχολώσεται, ὅν κεν ἵκωμαι. Ganz anders klingt der Schluß, den ich ausschreiben muß:

> ἀλλ' ἦ τοι μὲν ταῦτα μεταφρασόμεσθα καὶ αὖτις·
> νῦν δ' ἄγε νῆα μέλαιναν ἐρύσσομεν εἰς ἅλα δῖαν
> . . . εἷς δέ τις ἀρχός, ἀνὴρ βουληφόρος, ἔστω,
> ἢ Αἴας ἢ Ἰδομενεὺς ἢ δῖος Ὀδυσσεὺς
> ἠὲ σύ, Πηλεΐδη, πάντων ἐκπαγλότατ' ἀνδρῶν,
> ὄφρ' ἡμῖν ἑκάεργον ἱλάσσεαι ἱερὰ ῥέξας.

καὶ αὖτις — das klingt anders wie αὐτίκα in Vers 118. Also er will den Ersatz vertagen; warum? Doch wohl weil er die Zornader auf Achills Stirn schwellen sieht und zu fürchten beginnt, daß er sich verrannt hat. Und deshalb fügt er der Nennung seines Namens 146 den scherzhaft begütigenden Zusatz bei πάντων ἐκπαγλότατ' ἀνδρῶν.

Er hat sich wieder verrechnet. Das einzige, was Achill aus der drohenden Ankündigung vor 140 entnommen hat, war τεὸν γέρας ἄξω ἑλών, mehr hat ihn der Zorn nicht hören lassen. Und nun bricht er los. Frechen und schamlosen Undank (149 ἀναιδείην ἐπιειμένε, 158 ὦ μέγ' ἀναιδές, 159 κυνῶπα) wirft er ihm vor; er will nach Phthia heimkehren. Das kann Agamemnon nicht ruhig hinnehmen. Seine höhnische Aufforderung, er möge doch gehen, wenn er Lust habe, kleidet er in die verletzende Form φεῦγε; er wird ihn nicht entbehren: πάρ' ἐμοί γε καὶ ἄλλοι, οἵ κέ με τιμήσουσι, μάλιστα δὲ μητίετα Ζεύς[3]). Achill ist ihm immer zuwider gewesen (177): αἰεὶ γάρ τοι ἔρις τε φίλη πόλεμοί τε μάχαι τε. Für Agamemnon sind Krieg und Schlacht notwendige, aber unerfreuliche Mittel zur Erreichung eines Zweckes, für Achill das Element froher

›der König nur von ‚einem‘ seiner Schiffe reden. Die Vorlage setzt eben nur einen ›Volkshaufen voraus; ‚das‘ Schiff des Königs hat zum Gegensatz die anderen einzelnen, ›von adligen Kapitänen geführten Schiffe.‹ σὺν νηὶ ἐμῇ heißt ›mit einem mir gehörigen Schiff‹, wie Θ 238 τεὸν βωμὸν ›einen Altar von dir‹.

3) Darauf läßt der Dichter des I Agamemnon auf Grund schmerzlich gewonnener Erkenntnis Bezug nehmen (116f.): ἀντί νυ πολλῶν λαῶν ἐστιν ἀνήρ, ὅν τε Ζεὺς κῆρι φιλήσῃ· ὡς νῦν τοῦτον ἔτισε, δάμασσε δὲ λαὸν Ἀχαιῶν.

Lebensbetätigung. ἔρις aber — damit hat er schon recht, daß Achills trotziger Eigenwille ihn streitsüchtig macht. ληγέμεναι ἔριδος κακομηχάνου hat ihn Peleus beim Abschied gemahnt (I 257); ὡς ἔρις ἔκ τε θεῶν ἔκ τ' ἀνθρώπων ἀπόλοιτο wünscht er Σ 107 der Mutter gegenüber in Erinnerung an eben jene Streitszene des A, als sein Groll ihn den liebsten Freund gekostet hat. Doch zurück zu Agamemnon; den treibt endlich der Zorn und das Gefühl, seine Stellung behaupten zu müssen, zu einer Übersteigerung seiner früheren Drohung: er will selber Briseis aus seiner Hütte zum Ersatz für Chryseis holen.

Wir brechen hier ab, um das nun folgende Athene-Zwischenspiel später zu besprechen; die Analyse wird gezeigt haben, wie der Dichter des A zu charakterisieren versteht.

Was wir über die Sinnesart des Diomedes in der Ilias erfahren, daß er schnell entschlossen ist und stolz und dabei doch bescheiden, entnehmen wir fast alles aus seinen Reden; besonders deutlich in der ἐπιπώλησις, wo er dem Sthenelos seinen — sachlich allerdings berechtigten — Widerspruch gegen die Vorwürfe des Oberfeldherrn verweist (Δ 412 bis 418), obwohl er auch selbst die harten und übereilten Worte nicht überhört hat und wenige Tage später bei gegebener Gelegenheit darauf zurückkommt (I 32ff.; vgl. weiter I 697ff., Ξ 110ff.). Von der anderen Seite werden nur Paris, Hektor, Polydamas in ihren Reden lebendig, z. B. auch der unkluge Pandaros mit seinem Geschwätz von den vielen Gespannen, die zu Hause bei seinem Vater stehen und ihm nun doch alle nichts nützen, weil er entgegen der Meinung des Alten keines nach Troja mitgenommen hat; wie er nun aber, wenn er bloß erst heimgekehrt sei, Bogen und Pfeile, auf die er vergebens vertraut habe, zerbrechen und verbrennen wolle (E 192—216). Größere Redefolgen mit durchdachter Anlage des Ganzen und kunstvoller Ausführung der einzelnen erscheinen besonders in der πρεσβεία und der μήνιδος ἀπόρρησις. In der letzteren ist köstlich ein Stück mehr äußerer Charakteristik: die Vorsicht, mit der Agamemnon, als Verwundeter vom Platze aus sprechend, seine Rede beginnt. Er muß jetzt bekennen, daß alles Unglück durch ihn gekommen ist. Da bittet er im voraus, ihm ruhig zuzuhören und ihn nicht zu unterbrechen: das sei schwer auch für einen erfahrenen Redner; im allgemeinen Lärmen vollends könne sich niemand verständlich machen (T 79—82). Fein unterschieden nach Stellung und Persönlichkeit der drei Männer sind in I[4]) die Bittreden von Odysseus (225ff.), Phönix (434ff.),

4) Außer in den größeren, umfassenderen Werken über Homer ist gerade dieser Gesang neuerdings von zwei Seiten eingehender behandelt worden: von Hans Probst, »Studien zur Ilias. Über Homers Erzählkunst«, Nürnberg 1914, und von Adolph Roemer, »Ein ernstes und zeitgemäßes Wort über den Kunstcharakter der homerischen

Aias (624ff.), im Umfang wie im Inhalt und Stil, entsprechend verschieden die Antworten des Peliden (308ff. 607ff. 644ff.), die auch sachlich einen bemerkenswerten Wandel darstellen. Beim erstenmal, in der Erwiderung an Odysseus, kündigt er an, morgen werde er dem Zeus und allen Göttern opfern, seine Habe auf die Schiffe verpacken, und dann werde man sehen, wie er in den Hellespont hinausfahre, um, wenn Poseidon gute Fahrt gewähre, am dritten Tage nach Phthia zu gelangen (356—367); Phönix möge sogleich bei ihm übernachten, um, falls er wolle, mitzufahren (427/9). Zu diesem selbst, dessen väterlich mahnende Worte doch Eindruck auf ihn gemacht haben, sagt er nachher: »Lege dich hier zur Ruhe; morgen können wir überlegen, ob wir in die Heimat fahren oder hier bleiben wollen (618f.). Und gegenüber Aias, der als letzter eigentlich bloß das negative Resultat der Verhandlung hatte feststellen wollen, doch unwillkürlich (639ff.) in einen Appell an die Waffenbrüderschaft abgeglitten ist, gibt auch Achill den Gedanken Raum, die unwillkürlich in ihm sich regen und im Grunde stärker sind als die gewaltsam aufrecht erhaltene Absage: »Geht ihr und macht euren Bericht; denn nicht eher werde ich an blutigen Krieg denken, als bis Priamos' Sohn Hektor mit Morden und Brennen bis zu den Hütten und Schiffen der Myrmidonen gelangt« (649ff.). Damit ist das angedrohte Verlassen des Lagers, die Heimkehr nach Thessalien schon aufgegeben [5]).

Dem I an äußerer Gestalt ähnlich ist in der Odyssee das β, Ἰθακησίων ἀγορά, eine bewegte Volksversammlung mit Reden und Gegenreden, wo die Junker gegenüber den Bürgern — zwischen ihnen Telemach — in Denkart und Redeweise sich darstellen. Allerdings tritt der Unterschied zwischen den beiden Führern der Freier hier weniger als sonst hervor, wo wir Antinoos als den plump zufahrenden, rohen kennen, Eurymachos als den gleißnerischen, der hinter höflicher Form seine schändlichen Absichten zu verbergen sucht; nur Stellen wie 190. 203f. 206 deuten leise auf den Eurymachos des α und der späteren Gesänge hin. Der dritte Freier, der genauer charakterisiert ist, tritt im ersten Teile des Epos überhaupt noch nicht auf: Amphinomos, der, wie schon sein Name andeutet, beide Seiten (verständig) Abwägende. So betätigt er sich überall, wo er eingreift, und so erscheint er mittelbar, im Spiegelbilde, in der warnenden Rede über die Vergänglichkeit materiellen Glückes, die der Bettler, vergebens allerdings, an ihn richtet (σ 124ff.). — Welche Lust

Poesie« (Homerische Aufsätze I), ebenfalls 1914. Beide Schriften von mir angezeigt BphW. 1916 Sp. 1073ff. und 1917 Sp. 571ff.

5) Mit feiner Kunst hat hier der Dichter aus der Not eine Tugend gemacht: Achill mußte ja bleiben, wenn die Handlung weitergehen oder als weitergehend gedacht werden sollte. Vgl. S. 265.

es dem Dichter ist, während er erzählt, auch von den Menschen, die er auftreten läßt, eine deutliche Vorstellung im Hintergrunde zu haben und daraus bei Gelegenheit einzelne Züge hervorblicken zu lassen, die im Zuhörer, wenn er willig folgt, nach und nach ein entsprechendes Bild erwecken, das zeigt sich besonders deutlich an manchen Nebenpersonen, z. B. dem jüngsten Sohne Nestors in der Odyssee. Als er bei Menelaos zum ersten Male das Wort nimmt (δ 156ff.), hat ihn dazu ein Gespräch zwischen dem Hausherrn und seiner Gemahlin veranlaßt, ob der andre Gast wohl der Sohn des Odysseus sei, was beide nach verschiedenen Merkmalen vermutet haben; indem er das bestätigt und an die Scheu des Jünglings, mit seiner Persönlichkeit hervorzutreten, erinnert, übt er selber die gleiche Zurückhaltung (auch 161). Erst in seiner zweiten Rede (190ff.) stellt er sich genauer vor und nennt schließlich Antilochos als seinen Bruder (199ff.). Dessen Verlust, meint er wohl, gebe auch ihm das Recht, bei der Trauer um das, was der Krieg zerstört und geraubt hat, mitzusprechen. Und gerade nach dieser Seite geht seine Absicht: er will vorschlagen, daß man für heute die schmerzlichen Erinnerungen ruhen lasse; καὶ ἠὼς ἔσσεται ἠριγένεια (194f.). So hat er die Situation verstanden und weiß ihr zu dienen, indem er — am Tische des Menelaos — als Jüngster, freilich auch als der am wenigsten nahe Beteiligte, dem Gespräch eine neue Wendung gibt. Auch die Stimmung umzuschaffen, dabei kommt ihm dann Helena zu Hilfe. Daß in einer Zeit, da diese Dichtung jung war — äußerlich, denn die innere Jugend atmet aus ihr noch heute —, in einer athenischen Adelsfamilie der Gedanke auftauchen und Beifall finden konnte, einen Neugeborenen nach solchem Vorbild edler Sitte und guter Erziehung (δ 207—211) zu benennen, verstehen wir wohl; und so könnte sich die Namensgleichheit der beiden Πεισίστρατος aufs natürlichste erklären, so daß hier mehr als eine zufällige Übereinstimmung (Toepffer, Attische Genealogie 4) vorläge.

II. Mit höchstem Zartgefühl die Situation erfaßt und in dem, was gesprochen wird, zum Ausdrucke gebracht hat der Odysseedichter, da wo der Held Abschied nimmt, erst von Kalypso, dann von Nausikaa, endlich von Arete. Den letzten Versuch des liebenden Weibes, den geliebten Mann festzuhalten, hat Wilamowitz psychologisch wie künstlerisch gewürdigt (ε 201ff.; HU. 120). Daß auch Nausikaa eine Neigung zu Odysseus im Herzen trägt, dem ersten und einzigen wirklichen Mann, den sie sah, hat der Dichter leise, aber vernehmlich angedeutet. Ihr Gefühl und das Verständnis des Odysseus dafür tritt in der Abschiedsszene (θ 457ff.) deutlich zutage. »Lebe wohl, sage ich dir, Gastfreund, damit du auch »einst in deinem Vaterlande meiner gedenkest; ich bin ja die erste, der »du Lösegeld schuldest, weil ich dich lebend gefangen nahm.« So lautet

in unbehülflicher, aber treuer Übersetzung ihr letzter Gruß; unter einem leichten Scherzwort birgt sich das bittre Weh der Scheidestunde. Der lebenserfahrene Mann liest in ihrem Herzen; er kann ihr nicht geben, was sie ersehnt; um so stärker drückt er das Gefühl des Dankes aus: wie zu einer Göttin will er daheim alle Tage zu ihr beten; denn sie hat ihm das Leben gegeben. Greifbarer und jedem zugänglich sind die freundlichen Gedanken, die Odysseus am Phäakenhofe, da die Stunde der Abfahrt naht, an den Herrn und die Frau des Hauses richtet (ν 38ff. 59ff.); man meint, auch wer kein König wäre und kein Glänzender unter den Rednern, hätte bei ähnlichem Anlaß Ähnliches empfinden und sagen können. Gewiß. Aber gerade die Schlichtheit in Gedanken und Form erhöht den Eindruck des Echten und Wirklichen, das nun doch durch Beobachtung und Wiedergabe des Dichters in die Sphäre der Poesie erhoben ist.

An feineren und wohl auch gröberen Zügen dieser Art ist besonders die zweite Hälfte der Odyssee reich; Adolph Roemer hat das Verdienst, diese Seite der Dichtung in helleres Licht gestellt zu haben[6]). Der Verfasser dieser Partie hat seine Freude an objektiver Ironie[7]), die ja auch anderwärts nicht ganz fehlt, nirgends aber so reichlich und mit solcher Virtuosität angewandt erscheint wie hier. Es ist, als wolle er mit den Personen der eignen Erzählung Versteckens spielen und dazu die Zuhörer mit hereinziehen; denn er läßt jene manches sagen, von dessen Verhältnis zur Wirklichkeit sie keine Ahnung haben, und scheint dabei diesen einen schnellen Blick des Einverständnisses zuzuwerfen. Subjektive, freilich dem Angeredeten nicht verständliche Ironie liegt vor, wenn Odysseus ξ 440f. wünscht

αἴθ᾿ οὕτως, Εὔμαιε, φίλος Διὶ πατρὶ γένοιο
ὡς ἐμοί, ὅττι με τοῖον ἐόντ᾿ ἀγαθοῖσι γεραίρεις.

Er greift zurück auf des Eumaios Worte 364f.; τί σε χρὴ τοῖον ἐόντα μαψιδίως ψεύδεσθαι. Aber während Eumaios meinte »ein armer Gesell wie du«, meint Odysseus »einen Helden wie mich«. Objektiv ist die Ironie, wenn Eumaios, um seine Verehrung für den verlorenen Herrn aus-

6) Roemer, Homerische Studien (1902) S. 399—416. Vgl. dazu oben S. 216, ferner meine Bemerkungen NJb. XV (1905) S. 4f., und dagegen Roemer Ath. (1912) S. 30 Anm.

7) Über das Wesen solcher objektiven Ironie vgl. Bruhn in seiner Einleitung zum König Oedipus[11] (1910) S. 17ff. Sie mußte auf einen antiken Menschen viel stärker wirken als auf uns. Heute lebt beim Gebildeten höchstens im Unterbewußtsein der Glaube an absichtslos gesprochene und eben darum schicksalsschwangere Worte; für den Hellenen war eine solche Äußerung eine κληδών, wie es der Dichter der Odyssee im Anschluß an die Äußerung der Freier σ 112f. gleich darauf ausspricht: ὣς ἄρ᾿ ἔφαν· χαῖρεν δὲ κλεηδόνι δῖος Ὀδυσσεύς.

zudrücken, zu dem, der vor ihm sitzt, sagt: καὶ οὐ παρεόντ' ὀνομάζειν αἰδέομαι (ξ 145f., Roemer S. 400), oder wenn die Freier dem Fremden, der den frechen Iros so wirksam zum Schweigen gebracht hat, etwas wünschen, was für sie selber verhängnisvoll werden soll: Ζεύς τοι δοίη, ξεῖνε, καὶ ἀθάνατοι θεοὶ ἄλλοι, ὅττι μάλιστ' ἐθέλεις καί τοι φίλον ἔπλετο θυμῷ (σ 112f., Roemer S. 401). — Manchmal treibt der Autor solches Spiel mit dem Feuer so weit, daß man meint, nun müsse die Flamme herausschlagen, jetzt habe der Verkleidete, der im stillen beobachten und nach Gelegenheit spähen will, sich selber verraten, — und mit plötzlicher Wendung wird es dann doch noch vermieden. Der Reisende fragt in der ersten Unterhaltung den Königsohn (π 95ff.): »Wie »kommt es nur, daß du dich den Freiern fügst? Wenn ich so jung wäre »wie du und hätte den Mut, der in mir noch lebt, oder ich wäre der »Sohn des Odysseus oder er selber — [Halt! da hätte er sich beinahe »verschnappt; er ist ja Odysseus. Darum gibt er, schnell besonnen, dem »Gedanken eine andre Richtung: oder er selber] — käme zurück, denn »noch ist ein Rest von Hoffnung: dann sollte mir sogleich einer das »Haupt vom Rumpfe trennen, wenn ich nicht hinginge und den Frechen »Verderben brächte.« In fast allen neueren Ausgaben steht Vers 101 (ἔλθοι ἀλητεύων, ἔτι γὰρ καὶ ἐλπίδος αἶσα) nach Aristarchs Urteil in Klammern; er ist so echt wie nur einer[8]).

Aufs äußerste gespannt wird die Situation auch in σ durch eine Rede, mit der der Bettler den — diesmal durch nichts provozierten — Hohn des Freiers Eurymachos abwehrt. Zuletzt, wenn auch in bedingter Form (εἰ δ' Ὀδυσεὺς ἔλθοι κτἑ.), doch buchstäblich, weist er ihm die Tür: αἶψά κέ τοι τὰ θύρετρα κτἑ. (385). Der Herr, dem das Hausrecht zusteht, will aus dem Landstreicher hervorbrechen. Doch der Dichter lenkt die Handlung nach einer andern Seite. Eurymachos, aufs höchste gereizt, ergreift einen Schemel und wirft, trifft aber nicht den kühnen Redner, der geschickt ausweicht, sondern den Schenken, daß dieser die Weinkanne

8) Die Erklärung hatte Eustathios gegeben, Joh. Heinr. Voß verstanden und in seiner Interpunktion zur Geltung gebracht; sie war aber vergessen und ist erst neuerdings von mir (s. Anm. 4) wieder hervorgezogen worden. Adolph Roemer verwirft sie und bemerkt dazu: »Ist es nicht hocherfreulich, daß man sich in der neuesten Zeit zu der Höhe der Philo- »logie eines — Eustathius aufgeschwungen und wirklich in dem Verse ein wahres »κειμήλιον entdeckt hat? Er macht Schule, der Atheteseneind Eustathius.« — Solcher Spott durfte von niemandem weniger kommen als von Roemer, zu dessen Verdiensten gerade auch dies gehört, »einer anderen [d. h. günstigeren] Wertung des Townl. besonders aber des Eustathius Bahn gebrochen zu haben«. So sagt er ja selber HA. (1914) S. 46 (vgl. ebenda S. 84. 161, Ath. 284. 344 Anm. 1. 388). Danach braucht eine Erklärung allerdings nicht deswegen richtig zu sein, weil Eustathios sie vertritt, aber noch weniger wird sie dadurch unglaubwürdig.

fallen läßt und mit lautem Aufschrei hintenüberfällt. Die Freier werden unwillig und schelten laut auf den Hergelaufenen, der das Behagen des Mahles störe (σ 401 ff.); von einem Tadel gegen den allein Schuldigen ist (anders als ρ 483 ff.) nicht die Rede. All solcher Unbill gegenüber kann der jugendliche Hausherr nicht länger an sich halten; mit scharfer Rede fährt er sie alle an (σ 406 ff.):

δαιμόνιοι, μαίνεσθε καὶ οὐκέτι κεύθετε θυμῷ
βρωτὺν οὐδὲ ποτῆτα· θεῶν νύ τις ὔμμ' ὀροθύνει;
ἀλλ' εὖ δαισάμενοι κατακείετε οἶκαδ' ἰόντες —

Da erschrickt er über sich selbst; vielleicht hat er dem Vater ins ruhig klare Auge gesehen: es ist noch nicht Zeit, offen zu sprechen. So lenkt er ein und fügt, mit begütigender Handbewegung, hinzu:

ὁππότε θυμὸς ἄνωγε· διώκω δ' οὔ τιν' ἔγωγε.

Man hat hiergegen eingewendet: »Wenn Telemach im letzten Verse »seine Aufforderung zurücknehmen wollte, tat er besser zu schweigen« (v. Wilamowitz HU. 37 Anm. 6). Ohne Zweifel. Aber das sah er selbst erst ein, als ihm das allzu heftige Wort entfahren war; πάλιν δ' ὅ γε λάζετο μῦθον — ähnlich, nur in umgekehrtem Sinne wie Aias H 196. Homer zeigt uns die Gedanken seiner Menschen im Werden, in den auftauchenden und zurücktretenden Gedanken den Wandel der Stimmung: ein Dramatiker, auch im Einzelvortrag.

Das lebendig Charakteristische lag hier im plötzlichen Abbrechen des Gedankens; es kann auch darin liegen, daß dieser von vornherein nur zu ganz kurzem Ausdruck kommt, oder zu gar keinem. Die Rührung des Heimkehrenden beim Anblick seines alten Hundes wird uns um so fühlbarer durch die Art, wie er sie bemeistert: schnell (ἄφαρ ρ 305) richtet er ein paar Fragen an seinen Begleiter, und über Dinge, die er selber längst weiß. Beim ersten Bericht über das Treiben der Freier hat er gierig und schweigend (ἁρπαλέως ἀκέων ξ 110) gegessen und getrunken, um seine Empörung mit hinunter zu schlucken. — Später, nach Vollendung der Rache, als Penelope von Eurykleia mit frohester Kunde aus dem Schlafe geweckt ist, meint sie, jene wolle sich mit ihr einen Spaß machen, den sie dann ernstlich zurückweist; die Alte aber rechtfertigt sich, ψ 26 ff.:

οὔ τί σε λωβεύω, τέκνον φίλον, ἀλλ' ἔτυμόν τοι
ἦλθ' Ὀδυσεὺς καὶ οἶκον ἱκάνεται, ὡς ἀγορεύω·
ὁ ξεῖνος, τὸν πάντες ἀτίμων ἐν μεγάροισιν.

Den Vers 28 (ὁ ξεῖνος κτλ.) wollte Wilamowitz (HU. 82 f.) dem Verfasser der umgebenden Partie absprechen und einem Bearbeiter zuweisen (und

Joh. Renner in der 7. Auflage von Faesis Ausgabe 1887, ist ihm darin gefolgt), teils aus Gründen der Kompositionskritik, teils doch auch, weil »der Vers stümperhaft angeflickt sei«. Denn: »᾿Οδυσεὺς οἶκον ἱκάνεται, »ὁ ξεῖνος, τὸν πάντες ἀτίμων, wer redet so?« Die Frage, so gestellt, führt ein wenig irre; wir müssen hinter ἱκάνεται, ὡς ἀγορεύω den Gedanken abschließen. Dann bleibt für sich stehen: »Der Fremde, den alle verunehrten im Saale.« Dabei fehlt allerdings, genau genommen, ein »ist es«; aber zu der Aufregung der alten Dienerin stimmt gerade diese kleine Unvollständigkeit ihrer Rede sehr gut. — Umgekehrt, in einer Trauerbotschaft ist die Kürze, wo nicht anderen doch Adolph Roemer störend aufgefallen, Σ 18—21: hier würde ein genauerer Bericht, meint er, am Platze gewesen sein, der Dichter habe ihn nur deshalb unterdrückt und daraufhin die ganze Szene gestaltet, damit eine Wiederholung des den Zuhörern schon Bekannten vermieden würde[9]. Fälle, in denen es sich um diese Sorge handeln könnte, werden uns bald noch beschäftigen. Im vorliegenden, wo Antilochos nach eiligem Lauf atemlos ankommt und (17) vor Tränen kaum sprechen kann, sind die hastigen, abgerissenen Sätze gerade das, was der Situation gemäß ist.

Daß homerische Kunst auch über die Mittel verfügte, um Trauer und Schmerz in ungehemmter Äußerung darzustellen, zeigt gleich darauf der Ausbruch bei Achill Σ 22 ff., dann im Gespräch mit der Mutter 79 ff. und 98 ff. mit den kunstvoll-natürlich eingeschobenen Klammergedanken: 101 νῦν δέ (ἐπεί — 106 ἐν πολέμῳ· [ἀγορῇ — 113 ἀνάγκῃ]), 114 νῦν δέ, weiter die Klage, die er unter den Myrmidonen anstimmt Σ 316—355; stärker noch wirken die Worte der Erinnerung, die er nach der Versöhnung mit Agamemnon, ehe es zur Schlacht geht, im Kreise der vornehmsten Führer dem Verstorbenen widmet T 315—337. Aber nicht nur, was ein Mann unter den Schlägen des Schicksals leidet, fühlt der Dichter und spricht es aus; er weiß sich auch in die Lage der Frauen und der Dienenden zu versetzen und zu deuten, was in ihrem Innern vorgeht, wenn sie zur Wehklage um einen Gefallenen bestellt werden, der ihnen doch im Grunde fremd war. Für Briseis bedeutet der Tod des Patroklos einen persönlichen Verlust; das verstehen wir aus ihrer Rede. Dann aber heißt es von den übrigen, T 301 f.:

ὣς ἔφατο κλαίουσ᾿· ἐπὶ δὲ στενάχοντο γυναῖκες,
Πάτροκλον πρόφασιν, σφῶν δ᾿ αὐτῶν κήδε᾿ ἑκάστη. —

III. Wohl die sicherste Probe auf das psychologische Verständnis und Gestaltungsvermögen der Dichter war zu allen Zeiten ihre Behandlung

9) Ad. Roemer, Zur Technik der homer. Gesänge. Sitzgsber. philos.-philol. und histor. Bayer. Akad. 1907, S. 497 f.

der Träume. Auch Homer hat die eigentümliche Art, wie sich im Traume die Dinge verschieben, beobachtet und setzt sie bei seinen Zuhörern als bekannt voraus, so daß er gelegentlich aus diesem Vorstellungskreise schöpft, um einen Vorgang der Wirklichkeit anschaulich zu machen. In der aufregenden Szene, wie Hektor, von Achilleus gejagt, dreimal um die Stadt läuft, zeichnet ein Gleichnis, von Hund und Hirschkalb, die Überlegenheit des Verfolgers, der dem Fliehenden immer wieder den Weg zum Tore abschneidet (X 189—198). Aber auch sein Vorhaben gelingt nicht; das malt ein zweites Gleichnis:

ὡς δ' ἐν ὀνείρῳ οὐ δύναται φεύγοντα διώκειν·
οὔτ' ἄρ' ὁ τὸν δύναται ὑποφεύγειν οὔθ' ὁ διώκειν·
ὣς ὁ τὸν οὐ δύνατο μάρψαι ποσὶν οὐδ' ὃς ἀλύξαι.

Gegen eine dem Aristarch zugeschriebene Athetese hat Roemer die drei Verse wirksam verteidigt (Ath. 56f.); aber auch Wilamowitz meint, dieses Gleichnis passe nicht in seine Umgebung (IlH. 102 Anm.). Mir scheint, der Vergeblichkeit des Fliehens, von der vorher allein die Rede war, wird hier die Ergebnislosigkeit des Verfolgens passend gegenübergestellt; für den Verlauf der Haupthandlung ist doch auch sie wichtig. Allerdings, indem der Dichter sie mit Hilfe der Erfahrung aus dem Traumleben beschreiben will (ὡς ἐν ὀνείρῳ οὐ δύναται φεύγοντα διώκειν), fühlt er sich nochmals auch an jene Seite erinnert und bildet nun den Ausdruck des Gedankens doppelseitig, sogar zweimal, erst *a*, *b*, dann *b*, *a*: οὔτε ὑποφεύγειν οὔτε διώκειν, danach οὐ μάρψαι οὐδὲ ἀλύξαι. Das ist freilich nicht ganz logisch; denn nur auf das οὐ διώκειν, οὐ μάρψαι kam es diesmal an, als Ergänzung zu dem vorhergehenden ἀποστρέψασκε παραφθάς (197). Aber über dergleichen Ausschweifungen dürfen wir mit einem Dichter nicht rechten; und dies war es auch wohl nicht, weswegen Wilamowitz an der Einordnung des Gleichnisses Anstoß nahm. Wir halten es fest als Beispiel frühzeitiger Beobachtung eines Traumvorganges.

In einem Falle, Ψ 65—107, könnte man zweifelhaft sein, ob der Dichter, der für unser Gefühl einen Traum beschreibt, es auch selber so gemeint hat. Zu dem schlafenden Peliden kommt (ἦλθε δ' ἔπι) die Seele des verstorbenen Freundes und mahnt ihn, ihr durch schleunige Bestattung den Zutritt ins Innere des Reiches der Abgeschiedenen zu verschaffen, von wo sie bisher ferngehalten werde. Auch möge er ihr zum Abschiede die Hand reichen; denn im Leben würden sie nicht wieder zusammenkommen. Daß sie im Tode wieder vereinigt, ihre Gebeine in gemeinsamer Urne geborgen würden, dafür bittet er den zur Zeit noch Lebenden, der ihm doch bald folgen werde, im voraus Sorge zu tragen. Achill

verspricht, alles zu tun. Wie er aber die Hände ausstreckt, entzieht sich die Seele des Patroklos der Umarmung und fährt schwirrend unter die Erde. Da springt Achill auf, schlägt erstaunt die Hände zusammen und spricht klagend: »Ihr Götter, so bleibt denn zwar auch noch in des »Hades Behausung eine Psyche und ein Schattenbild (des Menschen), »doch es fehlt ihm das Zwerchfell (und damit alle Kräfte, die den sicht- »baren Menschen am Leben erhalten).« So hat Rohde übersetzt und erklärt [10]). Nach seiner Ansicht wiederholt hier der Erwachte den uralten Schluß, den man aus der Traumerscheinung Verstorbener gezogen hat, daß es solche Doppelgänger der Menschen wirklich gebe. Aber daß sie ohne Bewußtsein und Verstand seien, das könnte aus diesem Falle, wo ἐμφρόνως καὶ συνετῶς διείλεκται πάντα ὁ Πάτροκλος, wahrlich nicht gefolgert werden. Jenes paßt auf die Toten der Odyssee, außer Teiresias, ehe sie Blut getrunken haben; deshalb hat sich Rohde denen angeschlossen, die an unsrer Stelle φρένες körperlich verstehen [11]). In geistigem Sinne nimmt es Wilamowitz (IlH. 110f.), konstatiert ebenfalls den damit gegebenen Widerspruch, stellt ihm aber andres Unklare aus dieser Partie zur Seite und schließt, wir »müßten es dem Dichter nachsehen«. Mir scheint: ein Dichter, der die ganze Szene mit soviel psychologischer Wahrheit ausgeführt hat, darf es ablehnen, an unsre Nachsicht verwiesen zu werden. Und die müßte in dem einen Falle doch recht weit gehen, während die anderen scheinbaren Unstimmigkeiten sich sehr gut begreifen lassen. Es mischen sich in der Tat zwei Vorstellungen: die eines Besuches, den die wirkliche Seele des Verstorbenen dem schlafenden Freunde macht, um ihre eignen Sorgen und Wünsche ihm mitzuteilen, und die eines Traumes, der im Unterbewußtsein des Schlafenden emporsteigt und aus solchen Gedanken sich gestaltet, wie sie den Wachenden vorher bewegt und erfüllt haben. Welche der beiden Vorstellungen bildete für den Dichter die Grundlage, welche ist für accessorisch zu halten? Wilamowitz meint, der Dichter habe gewußt, »daß es die Sehnsucht der Überlebenden ist, welche im Traume das Bild des Toten aufsteigen läßt«; dies habe er wiedergeben wollen, und dabei seien ihm alte Volksvorstellungen dazwischengekommen wie die, »daß der Geist ‚fledermaus-

10) Psyche I S. 7f. Nur im Anfang habe ich »zwar« eingesetzt statt »wirklich« (»so bleibt denn ... auch noch«), eine Änderung, mit der wohl Rohde selbst sich einverstanden erklärt haben würde; denn erst so kommt zum Ausdruck, wie auf dem zweiten Gliede des Gedankens (»aber es ist keine Kraft darin«) der Ton ruht.

11) Im Schol. *A* zu Ψ 104 ist die Streitfrage knapp und klar dargelegt; auch die oben benutzten Worte stehen dort, und es folgt darauf: ἐνσέσεισται οὖν ἐκ τῆς Ὀδυσσείας ὁ στίχος. Seltsam im Ausdruck, wenn es »eingeschoben« heißen soll (vgl. Lehrs, Ar.² 335), und sachlich nicht zutreffend; denn der Vers kommt in der Odyssee gar nicht vor. Man verlangt den Begriff »beeinflußt«.

artig piepsend', τετριγυῖα verschwindet«. Stünde es so, dann könnte der Autor allerdings dankbar sein, wenn wir ihm seine Unklarheit »nachsähen«; denn er wäre von der poetischen Höhe, auf der die Rede des Patroklos (69—91) und andres in dieser Szene steht, stellenweise peinlich herabgesunken. Er hätte für ein Geistiges nach Bildern gesucht und dabei aus Versehen doch wieder die Bilder als wirklich genommen. Sehen wir es einmal umgekehrt an. Er kam nicht vom klaren Denken her, dessen Ergebnisse er bildlich ausdrücken wollte, sondern vom reinen Glauben, der sich unwillkürlich und allmählich in denkenden Männern einen geistig vertieften Inhalt schuf. Da war auch die alte Form noch lebendig, als der neue Inhalt schon anfing zu leben. So entspricht es der geschichtlichen Entwicklung, so können wir psychologisch den Zusammenhang verstehen, und der Dichter bleibt in Ehren.

Daß Apollon, um den gekränkten Priester zu rächen, mit seinen Pfeilen im Heere der Achäer die schlimme Krankheit hervorruft, wirkt im Gedankenkreise des A als lebendiger Glaube. Trotzdem ist die Schilderung des Verlaufes mit einem so realistischen Zuge ausgestattet wie dem, daß anfangs nur Maultiere und Hunde fallen, dann erst Menschen ergriffen werden[12]). Es war doch keine gewöhnliche Pest, sondern ein göttliches Strafgericht! — Der Dichter und seine Zuhörer würden unsre Verwunderung nicht verstanden haben; jedes Natürliche war für sie ein von den Göttern Gesandtes, und umgekehrt, nur daß sie sich des Umgekehrten nicht wie der Schriftsteller περὶ ἱερῆς νούσου bewußt waren. Wenn es alter Glaube war, daß der Traum kurzen Ausblick in ein sonst verschlossenes jenseitiges Dasein eröffne, und zugleich vielfache Erfahrung, daß in ihm Gestalten, Geschehnisse und Gedanken hervortreten, die den Wachenden beschäftigt haben, so ergab es sich für den Dichter von selbst, daß er das eine wie das andre in seine Erfindungen hereinzog. — Auf ein im Epos viel umfassenderes Beispiel der Entsprechung zwischen religiös-poetischer Darstellung und natürlichem Verlauf habe ich früher schon hingewiesen; das ist unsere Theorie von dem »psychologischen Korrelat« bei göttlichen Eingriffen in die Handlung[13]). Homer glaubte an Dasein und Macht der Götter, andrerseits kannte er das menschliche Herz und besaß psychologischen Takt: so konnte ihm von selbst ein Gebilde entstehen, in dem aufrichtig religiös gedachte Erzählung mit den unmittelbaren Erfahrungen vom Innenleben der Menschen

12) Das scheint allgemeiner Beobachtung zu entsprechen. Hagenbeck, »Von Menschen und Tieren« erzählt zum Jahre 1892: »Während des ganzen Frühjahrs und »Sommers starben meine Tiere hin, und im August brach in Hamburg die Cholera aus.«

13) Oben S. 402. 403f. Dazu, mit besondrer Bezugnahme schon auf die Träume, Gött. gel. Anz. 1917 S. 552.

übereinstimmte. Dasselbe finden wir jetzt in seiner Behandlung der Träume.

Dabei kann das Verhältnis, in dem sich die Elemente mischen, immer noch von Fall zu Fall verschieden sein[14]. In dem Traume des Achilleus in Ψ hielten sich beide, das der lebendigen Erfahrung und das der überlieferten theologischen Doktrin, so ziemlich das Gleichgewicht; sonst wäre wohl ein Streit darüber, von welcher Seite der gestaltende Dichter ausgegangen sei, gar nicht möglich gewesen. Aber nehmen wir die folgenschwere Sendung des Ὄνειρος zu Anfang des B. Daß der Oberfeldherr, in der Nacht nach der Auflehnung und Absage seines machtvollsten Mitkämpfers, durch natürliches Träumen zu dem Entschluß gekommen sei, gerade jetzt einen allgemeinen Angriff zu unternehmen, ist an sich gewiß denkbar; aber nichts deutet darauf hin, daß auch der Dichter an solchen Zusammenhang gedacht habe. Dagegen ist die Veranstaltung des Zeus ausführlich dargelegt. Und noch etwas anderes läßt sich beobachten, wodurch, wenn die Beobachtung nicht irreführt, das Moment des Zauberhaften in dieser Traumerzählung verstärkt werden würde: Nestor, in dessen Gestalt die nächtliche Erscheinung gekommen war, wird von Agamemnon so angesehen (B 53 f.), als ob er für das, was sein schattenhafter Doppelgänger getan hat, mitverantwortlich sei; und er selbst scheint sich dieser Auffassung zu fügen (80—84). Liegt hier etwas von uraltem Geisterglauben zugrunde? Oder sind die Beziehungen, die wir zu erkennen meinen, zufällig hereingekommen? Die Frage würde sich nur auf Grund eines Materiales entscheiden lassen, das, falls es sich irgendwo findet, beizubringen und zu prüfen die Kundigen hiermit eingeladen seien.

Nach dem entgegengesetzten Ende der Entwickelung, welche die Erfahrungen und Ansichten der Griechen vom Traumwesen durchgemacht haben, weist uns das Paar von Träumen, von denen Penelope und Odysseus in der Nacht vor der blutigen Entscheidung heimgesucht werden. Offensichtlich — um nicht zu sagen »handgreiflich« — beruhen sie auf Nachwirkung des Gespräches, das am Abend vorher zwischen den beiden Gatten stattgefunden hat[15]. Vergegenwärtigen wir uns kurz seinen Verlauf (τ 104 ff.). Was der Bettler über Odysseus' Auszug nach Troja, über die Kleider, die er damals trug, über die späteren

14) Beispiele, die wir zur Prüfung in dieser Hinsicht empfehlen, sind noch: das Abbild von Penelopes Schwester Ipthime, durch Athene gesandt δ 795—841; die Göttin selbst als Besuch bei Nausikaa ζ 20—47; der Traum der Königin von ihren Gänsen, die ein Adler tötet, τ 535—569.

15) Was hier unmittelbar folgt, ist entnommen aus dem Aufsatz »Homer als Charakteristiker«, NJb. V 1900) S. 597—610; der Abschnitt über die Träume in υ S. 605.

Schicksale des Herrschers von Ithaka berichtet, verrät eine so intime Kenntnis, das Versprechen, jener werde noch in diesem Monat zurückkehren (307), wird so zuversichtlich gegeben, daß man meint, Penelope müsse mit Blindheit geschlagen sein, weil ihr gar nicht die Möglichkeit auftaucht, er sei es vielleicht selber, der vor ihr sitzt, während doch der alten Eurykleia sogar die Ähnlichkeit auffällt. Doch die Fürstin kommt über die äußere Erscheinung von Armut und Alter nicht hinweg; der Eindruck dessen, was sie sieht, beherrscht sie und läßt eine Empfindung wie die, welche wir hier vermissen, gar nicht aufkommen. Vermißt sie auch der Fremde, der Gemahl? Fast möchte man es vermuten, obwohl er ja mit Willen sich zurückhält (τ 209—212), nur im Geiste den nicht mehr fernen Augenblick voraus genießend, wo jede Schranke gefallen sein, die geliebte Frau in seinen Armen liegen wird. — Nun kommt die Nacht, und jeder von ihnen sucht seine einsame Ruhestätte auf. Im Schlafe treten die störenden Einwirkungen der äußeren Welt zurück, das bewußte Gedankenleben schweigt, und was unbewußt in den Tiefen der Seele gärt und arbeitet, drängt empor. Schon manchem ist es so ergangen, daß ihm ein Wandel der eignen Gesinnung, der sich vollzog oder vorbereitete, zuerst durch einen Traum zur Erkenntnis kam. So ist es hier. Penelope träumt, ihr Gemahl ruhe wieder neben ihr, so jung und stattlich, wie er einst mit dem Heere auszog (υ 88f.). Und wie sie gegen Morgen erwacht und laut weint, daß das keine Wirklichkeit ist, hört unten auf der Diele der Bettler ihre Stimme; deren Klang gesellt sich zu den wogenden Bildern des Halbschlafes, und jetzt glaubt er zu sehen, daß die Frau, die ihm so fremd geworden war, zu Häupten an seinem Lager steht und ihn erkannt hat (93f.).

Auch aus moderner Literatur möchten sich nicht viele Beispiele finden lassen, in denen psychologische Wahrheit und künstlerische Ausmalung eines Traumes so vollkommen verschmolzen wären wie in den beiden des υ. Worin liegt eigentlich ihr besonderer Reiz? Nüchterne Erklärung aus unbewußten Vorgängen der Seele würde uns — innerhalb der Poesie — ebensowenig erfreuen wie umständliche Ableitung aus mythologischer Gelehrsamkeit. Homer erzählt ganz schlicht, und eben damit anschaulich. Unausgesprochen, und doch spürbar für unsre Wahrnehmung, läßt er die Träume entstehen aus den Gesprächen, die vorhergegangen sind; und diese sind allerdings von seiten des Mannes seltsamer Art.

IV. Niese und ihm beistimmend Wilamowitz, beiden folgend ich, sahen in manchen Erinnerungen und Andeutungen des Bettlers in τ geradezu den Wunsch sich äußern, von Penelope erkannt zu werden; erst nachdem ihm dies, zu seinem Leidwesen, nicht gelungen sei, habe er zu dem gröberen Mittel gegriffen, beim Fußbade sich der alten Dienerin zu

offenbaren, die dann das weitere zu vermitteln und den Schlußverlauf der ganzen Handlung unter starker Mithilfe der Königin, wie er ursprünglich gewesen sei, herbeizuführen hatte. Gründe gegen diese Konstruktion, die auch uns einmal gewonnen hatte, sollen später zur Geltung kommen; jetzt wollen wir etwas hervorheben, was für sie zu sprechen scheint. Die Genauigkeit, womit der Fremde die Ausstattung beschreibt, in der einst Odysseus über Kreta nach Troja gesegelt sei (τ 221—248), die Zuversicht, womit er schwört, daß heute noch — oder meint er »morgen«? — der seit zwanzig Jahren Abwesende heimkehren werde, das alles läßt erkennen, daß er über den verlorenen Gemahl aufs beste Bescheid weiß. Er darf sich nicht wundern, wenn andre den Schluß ziehen, er sei es selber; ja, dieser Schluß liegt so nahe, daß sich uns heute noch der Gedanke aufdrängt, diese Folgerung sei von ihm beabsichtigt gewesen. Wenigstens müßte man sagen, der Gast — der kluge Odysseus — handle recht unbedacht und widerspruchsvoll, wenn er einerseits seinen Plan darauf gründe, daß er nicht entdeckt werde, andrerseits immer wieder sich in Anspielungen und halben Enthüllungen gehen lasse. In der Tat aber, so sind die Menschen. Und wenn wir zu der Erkenntnis kommen, daß auch der Held der Odyssee so war, kein abstrakter Inbegriff von Schlauheit und Selbstbeherrschung, sondern auch er »ein Mensch mit seinem Widerspruch«, so kann unsre Freude an ihm und an dem Dichter, der ihn geschaffen hat, nur erhöht werden. Darin soll uns die Beobachtung nicht stören, die wir wohl auch schon gemacht haben, daß dieses »Spielen mit dem Feuer« stellenweise etwas weit getrieben wird. Es ist doch nicht um seiner selbst willen da, sondern damit es den Personen, die der Dichter damit beschäftigt zeigt, eben jenen belebenden Zug des Irrationalen verleihe; und in so etwas das rechte Maß zu treffen, hat die Kunst überall erst allmählich lernen können. —

Wenn Odysseus die Absicht hat, unerkannt zu bleiben, und ihm dies bei der eignen Frau, trotz mancher Ansätze zum Selbstverrat, vollständig gelingt, so mag er es schmerzlich empfinden, daß er gerade ihr so fremd hat werden können[16]; aber mit dem Erfolge seiner Veranstaltung darf er zufrieden sein. Dagegen haben wir in der Ilias das Beispiel eines Redners, der ebenfalls das Gegenteil der Wahrheit seinen Zuhörern zur Überzeugung, damit aber, so viel an ihm liegt, den eignen Plan zum Scheitern bringt. Dieser Redner ist Agamemnon, den der Dichter freilich auch sonst durch einen auffallenden Mangel an Augenmaß charakterisiert hat. Um das — trügerische — Siegesversprechen des Zeus im Anfange von B, an das er selber ja glaubt, der Verwirklichung zuzu-

16) Ein fein mitempfundener Zug bei Wilamowitz HH. 54, von dem er freilich einen ganz anderen Gebrauch gemacht hat, als hier geschieht.

führen, gedenkt sich der Oberfeldherr einer List zu bedienen, die jener ähnlich ist, durch die Friedrich der Große in der Schlacht bei Leuthen die Stimmung seiner Offiziere zur höchsten Entschlossenheit gesteigert hat. Auch der Atride hält eine Rede mit doppelter Tendenz: einer ausgesprochenen, daß man den Krieg, der nun doch aussichtslos sei, aufgeben und nach Hause fahren wolle, und einer versteckten, die von selbst in den Herzen der Zuhörer erwachen soll aus der Empörung über das Schicksal, das bereits wie ein entschiedenes und unvermeidliches ihnen zugemutet wird. Φεύγωμεν σὺν νηυσί, heißt es zum Schluß (140), nicht etwa στείχωμεν, was ebenso in den Vers gepaßt hätte: τῷ αἰσχρῷ ὀνόματι ἀποτρέπει τοῦ ἀπόπλου (schol. *B*). Auch das alte Versprechen des Zeus (ὅς πρὶν μέν μοι ὑπέσχετο καὶ κατένευσεν 112) und seine Allmacht (ὃς δὴ πολλάων πολίων κατέλυσε κάρηνα 117) werden hervorgehoben: unmittelbar freilich, um Unwillen und Verzweiflung zu nähren; aber solche Tatsachen könnte ein Gegenredner doch auch benutzen, um die Hoffnung zu wecken, daß Zeus sich auch diesmal treu und mächtig bewähren werde. Und in diesem Sinne Einspruch zu erheben sind die Fürsten, die Teilnehmer der Ratsversammlung, ja ausdrücklich beauftragt (73—75). In der Eile aber findet keiner das Wort, um so Naheliegendes auszusprechen; alle werden von der pessimistischen Stimmung mit fortgerissen. Auch die numerische Überlegenheit der Achäer, in der an sich doch ein günstiges Moment liegt, sieht Agamemnon nur als Grund des Unwillens an über die Schande, die ihnen vom höchsten der Götter auferlegt werde (119ff.); und keiner kommt auf den Gedanken, etwas dagegen zu sagen. Erst Athene, von Here gesendet, muß eingreifen, damit ein berufener Redner das wieder gutmache, was alles der unberufene verdorben hat.

Wer ein wenig boshaft sein wollte, könnte sich hier an die Stelle der Odyssee erinnert fühlen, wo der unglückliche Polyphem einen späten Versuch macht, den bösen Gast, der ihm das Auge ausgebrannt hat, nun seinerseits zu überlisten. Schon die Wendung, mit der er zu freundlichen Worten übergeht, ist viel zu plötzlich; und wo er zu schmeicheln versuchen sollte, treibt seine Natur ihn doch wieder zu prahlen (ι 517—521). Um durch Reden zu wirken, die von einem Hintergedanken geleitet werden, bedarf es einer anderen Begabung, als der Kyklop, auch als der Gemahl der Klytämnestra sie besitzt. Geschickter dazu ist Menelaos; und der Dichter hat uns die Freude machen wollen, ihn in dieser Kunst wetteifernd mit seiner Hausehre, der wiedergewonnenen Helena, sich betätigen zu lassen. Bei Telemachs Besuch dreht sich am ersten Abend die Unterhaltung um Odysseus, auch nachdem Peisistratos gebeten hat, die Trauer für heute ruhen zu lassen. Die Königin erzählt (δ 242ff.) eine besonders kühne Tat von ihm, an die sich auch für sie eine freudige Er-

innerung knüpft. Er habe sich selber durch Schläge entstellt und sei dann, als Bettler verkleidet, in die Stadt gekommen, um für die Belagernden Kundschaft zu holen. Sie allein, Helena, habe ihn erkannt, aber auch ihren Fragen sei er ausgewichen, bis sie ihn durch freundliche Bewirtung und durch das eidliche Versprechen beruhigte, daß sie ihn nicht verraten wolle. Da hätten sie denn Mitteilungen ausgetauscht, und der Verwegene habe reichen Ertrag seines Späherganges ins Lager zurückgebracht (δ 256. 258). Mein Herz, so fügt sie hinzu, freute sich; denn schon war es der alten Heimat wieder zugewandt, und ich bereute die Verblendung, die mich einst weggeführt hatte, παῖδά τ᾽ ἐμὴν νοσφισσαμένην θάλαμόν τε πόσιν τε οὔ τευ δευόμενον, οὔτ᾽ ἄρ φρένας οὔτε τι εἶδος (263 f.). Man glaubt zu sehen, wie sie mit koketter Kopfbewegung dem Danke winkt, den das Kompliment, das dem Gemahl gemacht wird, doch wohl verdiene. Und mit Zustimmung beginnt der Atride: ναὶ δὴ ταῦτά γε πάντα, γύναι, κατὰ μοῖραν ἔειπες (266). Schon vieler Männer Willen und Gedanken hat er kennen gelernt, aber noch keinen gesehen, οἷον Ὀδυσσῆος ταλασίφρονος ἔσκε φίλον κῆρ (270). Klugheit und Willensstärke sind dann die Eigenschaften, die an einem Beispiel aus seinem Leben gezeigt werden. Als unter seiner Führung die ersten der Danaer im hölzernen Pferde saßen, kam draußen Helena mit Deïphobos heran und versuchte durch Inhalt und Ton einer Ansprache die Verborgenen zu locken, daß sie sich verrieten. Zu ihrer eignen Behauptung, daß sie damals schon längst reumütig und zur Heimkehr gestimmt gewesen sei, paßt das freilich nicht. Κελευσέμεναι δέ σ᾽ ἔμελλε δαίμων, ὃς Τρώεσσιν ἐβούλετο κῦδος ὀρέξαι, schiebt der Erzähler entschuldigend ein (274 f.), höflich, aber unwirksam. Das Schlimmste wäre geschehen, wenn nicht Odysseus mit kräftiger Hand zugegriffen und jede laute Äußerung der Aufgeregten verhindert hätte (vgl. 284. 287/9).

In dem halbversteckten Wortstreite der beiden Gatten ist Menelaos Sieger geblieben; und das mag auch von den Gästen peinlich empfunden werden. So kommt hier zu rechter Zeit Telemachs Bitte, man möge ihm und seinen Gefährten jetzt die Ruhestatt anweisen (294). Die Situation, die gespannt zu werden drohte, findet ihr Ende: ob der verständige Sohn des Odysseus das bezweckt hatte, oder ob wir ihn uns so taktvoll vorstellen sollen, daß es ihm ungewollt glückte, darüber zu streiten wäre müßig. Eine Alternative dieser Art ins Auge zu fassen, kann sonst auch da, wo es unmöglich ist, sie zu entscheiden, doch unserm Verständnis förderlich sein.

Der Bericht, den Achill weit ausholend seiner Mutter über Ursprung und Verlauf des Streites mit Agamemnon gibt, A 366—392, hat lange Zeit, seit Aristarch, als Interpolation gegolten. Ὅτι παλιλλογεῖν παρῄτηται·

ἀλλότριοι ἄρα οἱ ἐπιφερόμενοι στίχοι εἴκοσι ἑπτά: es gibt noch heute Gelehrte, die dieses Hauptargument (des Aristonikos, zu 365) gelten lassen; zu ihnen gehört Bethe (Hom. I S. 194). Aber versuchen wir es nur, 393 ohne Zwischenraum an 365 anzuschließen: Achill stünde als Grobian der Mutter gegenüber. Und dazu hätten wir mit kritischem Eingriff ihn gemacht; denn, was überliefert ist, Achills anfängliche, schnell aufgegebene Zurückhaltung — οἶσθα· τί ἤ τοι ταῦτα ἰδυίῃ πάντ᾽ ἀγορεύω; — paßt vortrefflich in die Situation. Genau so spricht jemand, der in der Erregung des Schmerzes und in dem wohltuenden Gefühle, daß ein Teilnehmender ihm zuhört, ausführlich etwas zu erzählen beginnt, was mitzuteilen eigentlich nicht notwendig wäre. Und wie erzählt er? Finsler hat diese Rede »ein kleines Meisterwerk« genannt (Homer [1908] S. 40): »In Anlehnung an den Gang des Buches bringt sie rasch »und ungenau, aber höchst charakteristisch die Hauptsachen vor.« Für Ad. Roemer gab die Ungenauigkeit, verbunden mit der Entbehrlichkeit des Berichtes, so schweren Anstoß, daß auch er einen Interpolator glaubte verantwortlich machen zu müssen (Ath. [1912] S. 286—289). Gehen wir aber seiner Kritik aufmerksam nach, mit dem Wunsche, das einzelne nachher zusammenzufassen, so gelingt das in überraschender Weise: der Dichter hat wieder seine Kunst geübt, die Stimmung eines Menschen in dem, was er ihn sagen läßt, zu malen[17]). So wie Achill damals würde noch heut ein großer Junge weinend seiner Mutter die Entstehung eines Konfliktes erzählen, in den er geraten ist. Mit keinem Worte spricht er davon, daß er es war, der die Versammlung berufen, die Befragung des Sehers veranlaßt hatte, daß er den Zaudernden zu freimütiger Aussage, auch für den Fall, daß Agamemnon davon be-

17) Wilamowitz IlH. 253 sieht das Bewundernswerte bei Achills Erzählung darin, daß überhaupt die Vorgeschichte erst weggelassen und hinterher gebracht wird: der Dichter sei sich dabei »der Kühnheit bewußt, den Hörer sofort in eine bewegte Szene »gerissen zu haben. Er hat es gemacht wie Menander gegenüber Euripides: bei dem »ist der Prolog auch an die zweite Stelle gerückt. Was wir aus dieser Disposition »entnehmen, ist die Bestätigung dafür, daß der Dichter des A im Gefühle seines »Könnens an den überlieferten Formen rüttelt«. — Das ist doch wohl nicht haltbar. Was wir aus Achills Munde noch über die Vorgeschichte erfahren, ist in weniger als vier Versen abgetan. Es beschränkt sich auf die Notiz, Chryseis sei in Theben erbeutet worden, was in Schol. *BL* zu A 366 hervorgehoben wird (οἱ ἀθετοῦντες τοὺς στίχους οὐκ ἐῶσι μαθεῖν ἡμᾶς ὅθεν ἥλω Χρυσηΐς) und in der Tat wichtig ist, wie van Leeuwen Mnemos. 39 (1911) p. 344 gesehen hat; denn andernfalls müßten wir annehmen, daß durch Einbruch in die Wohnstätte des Priesters noch viel schwereres Unrecht begangen worden war als durch Verweigerung der Rückgabe des Mädchens. Alles übrige aber (370ff.) in Achills Bericht ist nur Wiederholung dessen, was wir schon wissen. Es kann also, wenn es hier einen Sinn haben soll, nicht für die Hörer, sondern muß für Thetis gegeben sein. Und so ist es wirklich.

troffen werden sollte, gedrängt hat (90). Dagegen nimmt er für sich das Verdienst in Anspruch, nach dem Gutachten des Kalchas als erster zur Herausgabe der Chryseis, oder vielmehr — auf seiner Seite soll in den Augen der Mutter nichts, auch kein unumwundener, harter Ausdruck bleiben, woran Agamemnon hätte Anstoß nehmen können — zur »Versöhnung des Gottes« geraten zu haben (386). Er verschweigt also die Tatsache, daß der Atride sich sofort zu dem persönlichen Opfer bereit erklärt und nur allgemein, ohne irgend jemand zu nennen, Ersatz dafür gefordert hatte (116ff.); verschweigt weiter, daß er es dann gewesen ist, der dieser Forderung in wenig respektvollen Worten (φιλοκτεανώτατε πάντων) entgegentrat und ihre Vertagung verlangte. Nach dieser ganzen Darstellung muß Thetis glauben, daß ihr Sohn, ohne ein Wässerchen getrübt zu haben, das Opfer eines überfallartigen Angriffs geworden sei (387f.). Und das sollte sie glauben; so sah er selbst es an. Freilich, ob der Dichter gemeint hat, daß Achill mit Bewußtsein oder daß er in der Erregung unwillkürlich die Wahrheit entstellte, wird sich mit Gründen wohl niemals ausmachen lassen. Wer aber dem Gefühl nach, wozu ich mich bekenne, das zweite vorzieht, wird sich über die eigne Auffassung erst dadurch recht klar werden, daß er ihr gegenüber auch die andre ruhig in Erwägung zieht.

Mit dem Bericht Achills an seine Mutter hat schon Aristarch in der Athetese den zusammengefaßt, den sie über den Sohn an Hephaistos erstattet, Σ 444—456. Dort bemerkt Aristonikos: ἀθετοῦνται στίχοι ιγ', ὅτι συνήγαγέ τις τὰ διὰ πολλῶν εἰρημένα εἰς ἕνα τόπον ὡς ἐκεῖνα· »ᾠχόμεθ' ἐς Θήβας, ἱερὴν πόλιν (A 366ff.). Die dreizehn Verse wurden verworfen, weil sie nicht nur überflüssig seien, sondern geradezu Falsches enthielten: οὐ γὰρ ταῖς λιταῖς πεισθεὶς Ὀδυσσέως καὶ Αἴαντος [wie man nach 448. 450f. annehmen müßte] ἐξέπεμψε τὸν Πάτροκλον, ἀλλ' ὕστερον ἑκουσίως ὁ Πάτροκλος κατελεήσας τὴν φθορὰν τῶν Ἑλλήνων ἱκέτευσε δοθῆναι αὐτῷ τοῦ Ἀχιλλέως τὰ ὅπλα. Düntzer und Faesi bemerkten, 457 könne sich doch nicht unmittelbar an 443 angeschlossen haben; und ersterer nahm an, daß hier ursprünglich ein paar durch den Einschub verdrängte Verse gestanden hätten, in denen das Tatsächliche über Patroklos' Fall gegeben war. Daß ein Bericht dieser Art nicht entbehrt werden könne, meinte auch Erhardt, und kam, da er andrerseits die Unvereinbarkeit des vorliegenden mit πρεσβεία und Πατρόκλεια stark empfand, auf die Vermutung[18]), daß wir hier nicht eine Interpolation vor uns hätten, »sondern die unverändert bewahrte Darstellung aus einer »früheren Epoche des epischen Gesanges«, aus einer Zeit, da »die ein-

18) Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte (1894) S. 370f.

»zelnen Phasen der Handlung noch nicht in die spätere systematische »Verbindung zueinander gebracht« waren. Ähnlich urteilte Wilamowitz, als er die Vermutung ausdrückte, es müsse früher einmal ein Einzelgedicht gegeben haben, in dem die Gesandtschaft so dargestellt war, wie sie Σ 448ff. erzählt ist; doch hat er diesen Gedanken nicht weiter verfolgt[19]). An der einfachen Athetese hält Adolph Roemer fest, der unsere Stelle, zusammen mit anderen Beispielen einer ἀνακεφαλαίωσις, die dem homerischen Stil nicht gemäß sei, eingehend behandelt hat[20]). Ihm scheinen 443/457 einen glatten Anschluß zu geben, während er mit dem, was dazwischen steht, scharf ins Gericht geht. Vor allem, sagt er, »müssen wir mit aller Entschiedenheit die Rolle ablehnen, welche mit »τῆς ἀχέων 446 dem Achilleus gegeben wird; denn die Liebe ist durch»aus kein Motiv oder gar das Hauptmotiv, zu dem sie mit diesen Worten »gemacht wird, so warm er sich auch I 342f. natürlich der Kontrast»wirkung wegen ausspricht. Das Ein und Alles ist und bleibt und tritt »durchweg in der sonstigen Darstellung des Dichters hervor: die uner»hörte Ehrenkränkung.« Allerdings, so empfindet es Achill, und läßt über seine Auffassung keinen Zweifel. Aber hier spricht eine Frau. Sollte die nicht das Recht haben, mit etwas anderen Augen zu sehen? Ist es nicht höchst natürlich, daß sie den innersten Grund zu dem tiefen Schmerz ihres Sohnes in dem Verluste des geliebten Mädchens zu erkennen glaubt? Und weiter: 448f. müssen wir freilich so verstehen, als hätten die Geronten »sich in der Aufzählung von Geschenken gegenseitig überboten«; die Verse geben also ein etwas — nicht »durchaus« — falsches Bild. Aber ist wirklich diese Ungenauigkeit »geradezu unverzeihlich«? Soll man es der Mutter nicht verzeihen, daß sie, um ihren Helden zu verherrlichen, die Ehre, die ihm erwiesen wurde, noch ein wenig ausschmückt? Ihr Wunsch ist, auf den befreundeten Hephaistos, der helfen soll, Eindruck zu machen. Darum verschweigt sie mit weiblicher Klugheit Achills Härte und Patroklos' Ungehorsam und stellt es so dar, als habe der eine den Bitten der Fürsten sogleich nachgegeben, der andere nicht erst durch Übertretung eines ausdrücklichen Verbotes (Π 89—96) sich bis ans Skäische Tor vorgewagt, sondern von vornherein und den ganzen Tag dort gekämpft.

19) Die Vermutung ist ausgesprochen Berliner Sitzgsber. 1910 S. 401, gegen Ende des Aufsatzes »Über das Θ der Ilias«, nicht wiederholt in seinem Buche »Die Ilias und Homer«. — In sich widerspruchsvoll erscheint mir Rothes Ansicht über Thetis' Rede (Hom. I 88f.), eine Folge seiner Gesamtansicht über die Hoplopöie; vgl. Göttinger gel. Anz. 1917 S. 210f. 213.

20) Roemer, Zur Technik der homerischen Gesänge (1908) S. 505ff. — In gleichem Sinne wieder Ath. (1912) S. 290ff.

Also, was fehlerhaft schien, erweist sich als ein Stück lebendiger Charakteristik, in der eine der handelnden Personen unbewußt sich darstellt. Ob dem Dichter mehr διὰ φύσιν oder διὰ τέχνην solche Darstellung gelungen sei, darüber wäre ein Streit wohl denkbar. Man könnte ihn nicht führen, ohne die Grundansichten vom Wesen der epischen Poesie in Bewegung zu bringen. Nach allem aber, was wir bei Gleichnissen, Kampfschilderungen, Göttererscheinungen schon gesehen haben, können wir uns nicht wundern, auch hier ein starkes Element bewußter Kunst zu finden. Davon noch ein Beispiel, in dem der Hintergedanke, der den Sprechenden bewußt oder unbewußt begleitet, durchaus freundlicher Art ist, übrigens nur in einem Verschweigen sich äußert.

In der Erzählung des Bettlers im Gespräche mit Penelope von dem Schicksal ihres Gemahls, das er bei den Thesprotern erfahren habe (τ 275 ff.), wird der Verlauf so dargestellt, als sei Odysseus von Thrinakia aus gleich zu den Phäaken, nicht erst nach Ogygia gekommen. Da nun dieser Bericht sonst inmitten aller Erdichtung doch der Hauptsache nach richtige Angaben enthält, so hat man sich gewundert, wie es denn komme, daß hier der erste Schiffbruch, der nach der Abfahrt von Thrinakia, mit dem zweiten, den der Held auf der Reise von Ogygia aus erlitt, verwechselt sei. Kammer meinte (Einheit der Odyssee S. 646), die falsche Angabe sei eine »Gedankenlosigkeit«, die er »nicht dem Odysseus selbst, wohl »aber einem späteren Rhapsoden zutraue, dem bei der kunstreichen »Anordnung des Stoffes im ersten Teil eine solche Flüchtigkeit wohl »passieren konnte«; er hält deshalb 279—286 für eine »den Zusammen»hang störende Interpolation«. Auch Kirchhoff (Od.[2] 523) glaubt hier einen Zusatz seines Redaktors zu erkennen, führt ihn aber dem Inhalte nach auf eine ältere Vorlage zurück, in welcher es Kalypso und Ogygia nicht gab, Odysseus vielmehr von der Insel des Helios aus direkt nach Scheria gelangte. Dieser Auffassung haben sich Niese (EHP. 185), Wilamowitz (HU. 128), sehr überraschend zunächst auch Rothe[21]) angeschlossen; und die Existenz einer ursprünglichen Odysseus-Dichtung, von deren Zusammenhang sich hier in τ eine Spur erhalten hätte, hat

21) Rothe, Die Bedeutung der Widersprüche usw. (1894) S. 33. Später hat er seine Ansicht geändert, beeinflußt durch Heinrich Schiller, Beiträge zur Wiederherstellung der Odyssee I (Progr. Fürth 1907) S. 17, der hier anmerkt: »Man hat es auffallend »gefunden, daß der Bettler τ 275 nichts von Kalypso erzählt. Täte er das, so würde ihn »Penelope erkennen.« Das Zwingende dieser bedingten Folgerung leuchtet von selbst nicht ein, wird auch durch Schillers Bezugnahme auf das, was Penelope ρ 143 erfahren habe, nicht erwiesen. An diese Kombination von Schiller knüpft nun Rothe, Die Odyssee als Dichtung (1914) S. 148 Anm., eine neue und »wohl die einfachste Erklärung der auffallenden Tatsache«, daß Odysseus in τ seinen Aufenthalt bei Kalypso übergeht. Der Sinn ist mir nicht ganz klar geworden.

bereits angefangen zu den anerkannten Tatsachen gezählt zu werden[22]). Indem wir uns das eigene Urteil noch vorbehalten, wollen wir für jetzt nur ins reine bringen, ob die in τ beobachtete Sachlücke einen Beweis für diese Hypothese beisteuert. Die Frage muß verneint werden. Hermann Laakmann, ein früh verstorbener Schüler von mir, der auf meine Veranlassung die erfundenen Erzählungen des Odysseus vergleichend behandelte, schrieb im Jahre 1892[23]): »Dasselbe Erlebnis, das der Bettler »in ξ als das seinige dem Eumaios darstellt, schreibt er der Penelope »gegenüber dem Odysseus zu und greift, ohne von der Wahrheit ab»zuweichen, noch einige Zeit zurück und erzählt von dem Frevel seiner »Genossen an den Rindern des Sonnengottes. Jedoch läßt er den Aufent»halt bei der Nymphe Kalypso fortfallen, um Penelope zu schonen.« Die Erklärung ist von frappierender Einfachheit und, was mich am meisten dabei ergötzt hat: alle gelehrten Freunde, denen ich sie mitteilen wollte, fanden sie, während ihnen der Fall vorgelegt wurde, wie etwas Selbstverständliches und lächelten nur, daß man so etwas nicht längst erkannt habe[24]).

22) Auch Rud. Dahms, Odyssee und Telemachie (1919) S. 32, deutet eine entsprechende Ansicht an.

23) Tatsächlich war schon ein Früherer auf den Gedanken gekommen, hatte ihn aber wieder aufgegeben, Aug. Jacob, Über die Entstehung der Ilias und der Odyssee (1856) S. 495: »Allerdings hätte Odysseus vielleicht Bedenken tragen können, seiner »Gattin von seinem siebenjährigen Aufenthalt bei der Nymphe zu erzählen; allein wäre »hier etwas der Art gemeint, so wäre es wohl auch gesagt.« — Deutlicher würde das ja sein, aber feiner gewiß nicht; und daß wir dem Verfasser des zweiten Teiles der Odyssee an Feinheit nicht leicht zuviel zutrauen können, ist durch das vorige Kapitel doch wohl bewiesen.

24) In anderem Sinne hat sich Wilamowitz daran erfreut, schon vor Jahrzehnten, wie er nun ausführlich mitteilt (IlH. 18 f. Anm.). So weit seine Ausführungen sich mit Argumentation befassen, sind es diese Sätze: »Leider, leider hat Odysseus in ψ die »Diskretion vergessen; oder vielleicht ist das eine noch feinere Weisheit; in der Situation, »in der er sich im ψ befindet, war Mutter vielleicht nachsichtiger. Vielleicht auch »sehen wir hieran, daß die Stelle des ψ interpoliert ist. Man kann bei einem solchen »Gedankenblitze nie wissen, wie weit er plötzlich auch das Entfernte erleuchtet.« — Der Unterschied der Situationen ist wirklich groß; und Odysseus brauchte nicht Odysseus zu sein, bloß ein Mensch mit einigermaßen gesunden Sinnen, um das Verständnis dafür auch die Auswahl seiner Unterhaltung bestimmen zu lassen: die edle Frau das eine Mal im Gespräch mit einem fremden Bettler, des Gemahls als eines verlorenen gedenkend, trostlos; das andre Mal in traulichem Geplauder mit dem Wiedergeschenkten, dem Besieger der Freier, am Morgen der Nacht, die ihr zu einer neuen Hochzeitsnacht geworden ist. War es nötig, das auszumalen? Und war es nötig, es ins Vulgäre herunterzuziehen? Doch das ist Sache des Geschmacks. Aber Wilamowitz' Hohn ruht auf der Voraussetzung, daß die Stelle im ψ echt ist; ist diese Vorraussetzung unbestritten? Die ganze Rekapitulation der Irrfahrten in indirekter Rede, ψ 310—343, ist so unepisch, daß die Mehrzahl der Kritiker den Abschnitt entweder für sich als

V. Die Reihe von Beispielen, die wir zuletzt besprochen haben, stimmt darin überein, daß ein Sprechender während seiner Rede von einem Hintergedanken, einer Nebenabsicht, irgendeiner Bewußtseinstatsache beeinflußt wird, und daß dabei die Frage, ob auch diese Beeinflussung, innerhalb seines Bewußtseins liege, entweder bejaht werden mußte oder doch sehr wohl bejaht werden konnte. Es gibt aber auch Fälle, in denen ein solcher Vorgang in der Seele zweifellos dem Träger unbewußt sich vollzieht. Wo etwas der Art in der Dichtung uns lebendig wird, da werden wir vollends die Kunst erkennen, die in ein inneres Geschehen hineinblicken läßt.

Die Verse ζ 244. 245 wurden, wie Didymos berichtet, von Aristarch athetiert; der erste zweifelnd, der andre mit Bestimmtheit, und in bezug auf diesen sind ihm auch mehrere neuere Kritiker gefolgt: Düntzer, Kirchhoff, Bekker[2], Nauck. Anerkennung verdient Roemer, daß er widersprochen hat (Ath. 330f.): ἀνακτέον ταῦτα εἰς τὰ παλαιὰ ἔθη. Damit weist er die zurück, die an der Unbefangenheit des mädchenhaften Wunsches Anstoß genommen hätten:

αἲ γὰρ ἐμοὶ τοιόσδε πόσις κεκλημένος εἴη
ἐνθάδε ναιετάων, καί οἱ ἅδοι αὐτόθι μίμνειν!

Die Verwerfung der Athetese bedeutet für Roemer: sie kann nicht von Aristarch stammen; und über die Besonderheit der Sitten des homerischen Zeitalters, über ἡρωικὴ ἀφέλεια καὶ εὐτέλεια war dieser wirklich vollkommen im klaren. Aber diese Rechtfertigung gilt nur für den ersten Vers. Man kann ihn beibehalten und doch den folgenden auswerfen; und so meinten es, außer Roemer, die eben genannten Neueren, doch wohl alle auf Grund der Erwägung, die Düntzer und Kirchhoff andeuten: daß er »ganz ungeschickt eingefügt« ist und »lediglich durch die irrige »Vorstellung ins Leben gerufen zu sein scheint, als habe sich Nausikaas »Wunsch notwendig direkt auf die Person des Odysseus zu beziehen«. In der Tat, grammatisch und logisch inkorrekt; ob das nicht aber zu der Art eines jungen Mädchens ganz gut paßt? und nun gar in dem Augen-

interpoliert oder als Teil einer umfassenden Interpolation ansahen. Von den Alten Aristarch, von den Neueren Vertreter der verschiedensten Richtungen: Düntzer, Kammer, Kirchhoff, van Leeuwen, Ludwich, Roemer, und endlich — Wilamowitz selbst (HU. 68): »Die Rekapitulation der Apologe (d. h. unserer Bücher ι κ λ μ), die Aristoteles gut»hieß [Rhetor. III 16 p. 1417 a 4] wird mit Recht verworfen, weil sie sklavisch von »diesen Büchern abhängig ist, also dem Dichter von ι—μ nicht zugetraut werden kann.« Offenbar hat Wilamowitz seine Meinung geändert; was er damals verwarf, hält er jetzt für so sicher echt, daß es ihn absurd dünkt, die Echtheit zu bestreiten. Das ist sein Recht; aber seine Pflicht war es doch wohl, dem Leser zu sagen, daß er die jetzt als absurd verworfene Ansicht einst selber gehegt habe. Das übersah er. Nicht nur die Liebe macht blind.

blick, wo die Neigung zu einem Mann in ihr aufwacht! — Durch eine liebenswürdige Schwäche im folgerichtigen Denken charakterisiert sich Nausikaa auch weiter. Die lange Rede ζ 255—315, in der sie dem Fremden sein Verhalten auf dem Wege in die Stadt vorschreibt, enthält keinen klaren Gedankengang und auch sachliche Anstöße. Aristarch erklärte 275—288 für eingeschoben, und einige unsrer Herausgeber sind ihm gefolgt. Der psychologische Hintergrund des scheinbaren Irrganges der Gedanken ist in der neuen Bearbeitung des Kommentars von Ameis und Hentze klargelegt worden (1920).

VI. Eine bei Homer bereits ausgebildete Form ist der Monolog, gerade dazu geschaffen, festzuhalten und auszusprechen, was in der Seele des Menschen vor sich geht. Den Anlaß dazu gibt meistens eine zweifelhafte und gefährliche Lage: nicht immer so, daß der Sprechende selbst einen Ausweg sucht (ε 299ff.), anderseits auch wohl so, daß nur gerade der letzte Entschluß als Selbstgespräch mitgeteilt, das vorhergehende Schwanken vom Dichter beschrieben wird (υ 18ff.); Zweifel ohne Entscheidung haben wir bei Odysseus ε 408ff., die Entscheidung nicht mehr ausgesprochen, sondern nachher praktisch betätigt und vom Dichter berichtet ε 465—475. Am vollständigsten stellt der Gedankengang sich dar, wenn er in einen Entschluß mündet, zu dem der Überlegende etwa mit ἀλλ' ἄγε sich aufrafft: ζ 119—126. ν 200—215. In der Ilias wird der Übergang von Erwägung zu Entschließung viermal[25]) durch denselben Vers (ἀλλὰ τί ἦ μοι ταῦτα φίλος διελέξατο θυμός;) vermittelt: Λ 407. Ρ 97. Φ 562. Χ 122.

Das letzte Beispiel ist in Hektors großem Monolog am letzten Abend, wo er, alle Bitten von Vater und Mutter nicht achtend, vor der Stadt geblieben ist, um sich dem furchtbaren Gegner zu stellen. Während er, den Schild an die Mauer gelehnt, wartet, taucht in seinem Geiste alles noch einmal auf, was ihn anders bestimmen könnte (Χ 99). Wenn er jetzt doch noch das tut, was Polydamas riet, sich mit in Sicherheit bringt, was wird jener sagen, auf dessen Rat er nicht gehört hat? Wie werden Troer und Troerinnen ihm fluchen, daß er ihre Söhne ins Verderben gebracht hat! Vielleicht ließe sich, wenn er die Waffen niederlegte und dem Feinde schlicht und ruhig entgegenginge, doch noch ein friedlicher Ausgleich gewinnen? Aber nein! Was sind das für Gedanken? Der würde das Vertrauen nicht achten, sondern den Wehrlosen niedermachen wie ein schwaches Weib. Hier ist kein Platz mehr zu harmlosem Ge-

25) Ein fünftes Mal (Χ 385) steht der Vers zwar dem Sinne nach in ähnlicher Umgebung, doch in einer Ansprache (Achills an die Achäer). Die vier gleichwertigen Fälle hat Wecklein zusammengestellt (Studien zur Ilias, 1905, S. 22f.); er vermutet, daß die Anwendung in Λ das Vorbild der übrigen gewesen sei.

plauder; es gilt zu kämpfen, und zu sehen, wem von beiden der Olympier Ruhm verleiht. So entschlossen hält er stand. — Wie dann aber Achill in seiner schreckenden Größe herannaht, vom Glanze der Rüstung umstrahlt wie von loderndem Feuer (134 f.), da erfaßt den Unglücklichen doch mit einem Male die Angst des Todes, und er wendet sich zur Flucht. Erst die trügerische Hoffnung, die Athene, in Gestalt eines seiner Brüder herantretend, in ihm erweckt, bringt ihn zum Stehen und zur Aufnahme des Kampfes, in den auch nachher die Göttin eingreift, die Übermacht des Thetis-Sohnes, dem Hephästos die Waffen geschmiedet hat, durch ihre Hilfe noch steigernd. — Man hat, wie an Hektors Flucht, so an den Gedanken des Monologes Anstoß genommen, und doch zeigt gerade dieser den Dichter des X als tiefen Kenner des Menschenherzens und seiner wunderbaren, oft auch wunderlichen Regungen. Wieder einmal muß ich Tolstoi zu Hilfe rufen. Hätte der es unternommen, zu schildern, wie in der Seele vor dem letzten schweren Entschlusse noch rettende Möglichkeiten sich melden, um sogleich verworfen zu werden, Hoffnungen auftauchen, die in dem Augenblick, wo man sie sich klarmachen will, in nichts zerfließen, er hätte es gekonnt. Das Hindurchhuschen sich jagender Gedanken durch ein fieberhaft erregtes Bewußtsein andeutend zu malen, darin ist er Meister. Homer mußte hier, was er verständlich machen wollte, in bestimmte Worte fassen — und dadurch freilich vergröbern; unsere Sache ist es, die allzu wohlgeordnete Einkleidung wegzudenken und zu dem, was gemeint war, hindurchzudringen. Und wenn der Alte Zarteres empfand, als selbst seine herrliche Sprache völlig auszudrücken vermochte, wenn er sich als Dichter einmal eine Aufgabe gestellt hat, deren vollkommene Lösung noch nicht gelingen konnte, so verdient er damit fast mehr Bewunderung als mit der oft geübten unübertrefflichen Ausnutzung derjenigen Mittel, die er beherrschte.

Um einen Monolog wie den Hektors im X recht zu würdigen, muß man das mit heranziehen, was nachher geschieht. Die Gründe, die abgewogen werden, sollen nicht nur einen Entschluß rechtfertigen oder psychologisch erklären, der gefaßt wird, sondern auch den manchmal ganz anderen, der dann plötzlich ausgeführt wird. Hektors Ruhm wird durch diese Wendung etwas beeinträchtigt, das menschlich Wahre seines Wesens und unsere Teilnahme für ihn wird sogar erhöht, und damit die Verehrung für den Verstand und die Kunst des Dichters, der das alles zu sehen und darzustellen vermochte. Das dieser Empfindung zugrunde liegende Urteil würde unverändert bleiben, wenn sich künftig aus Untersuchungen über den Aufbau des ganzen Epos die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit ergeben sollte, daß es ein äußerer Anlaß gewesen sei, der die Erfindungskraft des Dichters in diese Richtung gedrängt hat.

Auch mit einer Ablenkung, und zwar der Gedanken des Sprechenden selbst, haben wir zu tun in der Rede des Priamos, die der Selbstbetrachtung Hektors voransteht (X 38—76). Scheinbar ist sie eine an den Sohn gerichtete flehende Bitte, ebenso wie gleich darauf die der Mutter (82—89); aber er knüpft nachher an keine von beiden an, nimmt auf nichts Bezug, was die Eltern gesagt haben. Es heißt einfach: οὐ δ᾽ Ἕκτορι θυμὸν ἔπειθον (91, vgl. 78); und als er dann alle inneren Kräfte zur Entschlossenheit zusammenfassend, das Wort nimmt, da spricht er nicht zu Vater oder Mutter, sondern πρὸς ὃν μεγαλήτορα θυμόν (98). Es war also wirklich ein Monolog, der damit eingeleitet wird, und unter demselben Gesichtspunkte müssen wir die beiden vorhergehenden Reden betrachten, etwas eingehender die umfangreiche des Vaters (X 38—76).

Bis etwa zur Hälfte ist der Gedankengang vollkommen klar, wirksam vorbereitet die Aufforderung: ἀλλ᾽ εἰσέρχεο τεῖχος (56). Dann folgen erst die Gründe: um Troer und Troerinnen zu retten, Achills Hochmut nicht neue Nahrung zu geben, selber des lieben Lebens nicht beraubt zu werden;

πρὸς δ᾽ ἐμὲ τὸν δύστηνον ἔτι φρονέοντ᾽ ἐλέησον,
δύσμορον, ὅν ῥα πατὴρ Κρονίδης κτἑ.

In steigender Erregung schildert er, welche Leiden Zeus ihm, dem Alten, der doch noch alles empfindet, auferlegen wird, sobald — nach Hektors Tode — die Stadt gefallen ist. Nachdem er das Schrecklichste mit angesehen hat, werden zuletzt den greisen Herrscher selbst die Hunde zerfleischen. Mit grausiger Phantasie malt er das Bild aus (X 71 ff.):

— — — νέῳ δέ τε πάντ᾽ ἐπέοικεν
ἀρηικταμένῳ, δεδαϊγμένῳ ὀξέι χαλκῷ
κεῖσθαι· πάντα δὲ καλὰ θανόντι περ, ὅττι φανήῃ·
ἀλλ᾽ ὅτε δὴ πολιόν τε κάρη πολιόν τε γένειον
αἰδῶ τ᾽ αἰσχύνωσι κύνες κταμένοιο γέροντος,
τοῦτο δὴ οἴκτιστον πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσιν.

Damit schließt die ganze Rede. Ihre letzte Betrachtung ist zu dem zurückgekehrt, womit sie einsetzte (59), dem überaus traurigen Lose, das beim Fall einer Stadt den greisen Herrscher erwartet. Nachdem er entsetzliche Leiden der Seinigen mit angesehen hat, fällt er selbst noch schlimmerer Mißhandlung zum Opfer und bleibt, ein jämmerlicher Anblick, in diesem Zustande liegen. »Es ist ganz offenbar«, sagt Mülder (Homer und die altionische Elegie, Progr. Hildesheim 1906, S. 42), »daß »das ausgeschriebene letzte Enthymema nach einer Richtung geht, »die dem Zweck der Rede, den Hektor von seinem todbringenden Vor- »satz abzubringen, diametral zuwiderläuft. Der Schol. *B* hat ganz

»recht: νέῳ δέ τε πάντ᾽ ἐπέοικεν: δοκεῖ τοῦτο προτρεπτικὸν εἶναι μᾶλλον »ἐπὶ θάνατον ἢ ἀποτρεπτικόν· καίτοι φαίνεται βουλόμενος πείθειν τὸν »Ἕκτορα εἰσιέναι εἰς τὸ τεῖχος καὶ μὴ ὑπομένειν τὸν Ἀχιλλέα.« Gewiß haben der Scholiast und Mülder recht, wenn sie von den Worten νέῳ δέ τε — φανήῃ, isoliert betrachtet, sagen, daß sie eher geeignet seien, Hektor das Sterben zu erleichtern. Sie stehen ja aber nicht isoliert, sondern sollen nur das jämmerliche Bild des getöteten Greises durch ein Gegenbild eindrucksvoller machen. Liegt darin ein psychologischer Fehler, wenn der Dichter den greisen Priamos das von ihm vorgebrachte Argument verstärken läßt durch einen Gedanken, den er bei ruhiger Erwägung als zweckwidrig erkannt haben würde? Ich denke, nein; verwahre mich aber dagegen, mit meiner Auffassung dieser Stelle denen beipflichten zu wollen, die den Priamos als schwachsinnigen Greis verspotten. Er ist freilich kein Nestor, aber ein durchaus wirklicher, menschlicher Charakter; und alles, was Mensch heißt, lockt den Dichter zum Abbilden. Daß dabei gerade solche Züge, die unsrer Achtung für den, der dargestellt wird, Abbruch tun, zugleich unsre Schätzung für den Darsteller steigern, oft bis zur Bewunderung, ist doch in allen Künsten eine nicht seltene Erfahrung. Wenn der Dichter gewünscht hat, daß die Greisenschwäche des Priamos, die sich regende menschliche Schwäche Hektors in dem, was sie tun und sagen, zum Ausdrucke käme, so ist ihm das aufs vortrefflichste gelungen.

Anders steht es mit einem dritten großen Monolog in dieser Gegend des Epos, Andromaches Klage um Hektor und ihren Sohn X 477—514. Die Farben, in denen die Mutter das künftige Los ihres Kleinen ausmalt, passen gar nicht zu den Umständen, unter denen, solange Troja noch stand, der Enkel des Priamos heranwachsen mußte: das hat man in alter wie neuer Zeit erkannt. Aristarch hielt die Verse 487—499 für interpoliert, Lehrs auch die bis 505; ihnen sind Düntzer und Christ gefolgt, auch Erhardt glaubt, daß »hier eine umfängliche Erweiterung Platz gegriffen« habe. Roemer bekennt (Ath. [1912] S. 312f.), es gebe »ihm »förmlich einen Stich in das Herz, wenn er diese wundervollen Verse aus »unbarmherzigen Gründen [die dann aufgeführt werden] athetiert sehe«; ἀλλὰ πειστέον Ἀριστάρχῳ, das bleibt praktisch sein Grundsatz, und er tut sich sichtbare Gewalt an, um ihn auch diesmal durchzuführen. Aber es liegt hier kein Mangel an Pietät darin, wenn wir aus dem von Aristarch und Lehrs beobachteten Tatbestand etwas andere Schlüsse ziehen als sie. Auch wenn Lehrs (Arist.[2] 436) recht hat, daß »die Schilderung »eines verlassenen und verstoßenen Waisenkaben als allgemein vortreff»lich, als Andichtung hier für den Astyanax« unvollkommen [Lehrs sagt: »ohne alle Überlegung«] ist, so braucht darum doch keine Inter-

polation vorzuliegen. Konnte denn nicht der Dichter dieses Liedes selber die Klage einer Frau um den gefallenen Gatten, die sicher oft gesungen worden war, aus überkommenem Bestande aufnehmen? Eben dies ist Mülders Ansicht, nur der Tadel, den er damit verbindet[26]), unberechtigt. Wenn der Sänger seinen Zuhörern das Herz rühren wollte, so mußte er sich ihren Vorstellungen, ihrem Erfahrungskreis anpassen; und das waren zuletzt nicht mehr die einer bevorzugten Gesellschaftsklasse. Ja, mit wachsender Stärke hat sich mir der Glaube an die Möglichkeit befestigt, daß die Verse doch erst für diesen Zusammenhang geschaffen wären.

Daß der Verfasser des X aus tiefer Empfindung dem, was in der Seele des Bedrängten vorgeht, Worte zu leihen weiß, haben wir schon gesehen. Und wenn er hier in Ausmalung des Schmerzes von den besonderen Verhältnissen des gegebenen Falles abgeschweift ist, so ist es ihm nicht anders ergangen als Shakespeare, der in einem berühmten Monolog die Qualen schildert, die zum Selbstmord treiben könnten (Hamlet III 1, 70ff.):

— — — *the whips and scorns of time,*
The oppressors wrong, the proud mans contumely,
The pangs of despised love, the laws delay,
The insolence of office, and the spurns
That patient merit of the unworthy takes.

Die Pein verschmähter Liebe glaubte Hamlet erfahren zu haben; alles andre, was er anführt, lag dem Königsohne fern. Um so vertrauter mochte es dem Dichter sein, von dessen heißem Ringen nach gesellschaftlicher Stellung wir wissen, von dem wir Stimmungsäußerungen besitzen wie das 16. Sonett: *Tir'd with all these, for restful death I cry.* Unter den Sängern der Ilias ist keiner für uns wirklich greifbar. Um so mehr sollten wir dankbar sein, wenn hier und dort einmal in persönliches Innenleben ein Blick sich auftut und uns ahnen läßt, daß es doch auch Menschen von Fleisch und Blut waren, die an dem großen Werke geschaffen haben.

26) In seiner Studie »Homer und die altionische Elegie« (Progr. Hildesheim 1906) S. 51 erklärt Mülder, sich nicht genug wundern zu können über einen Dichter, der die von einem Geiste der Kargheit und Ärmlichkeit durchwehte Schilderung des hungernden Waisenknaben »mit einigen Umbildungen auf den Enkel eines reichen und mächtigen Königs zu übertragen« gewagt habe.

VIERTES BUCH

DIE BEIDEN EPEN ALS GEGENSTAND DER KRITIK

ERSTES KAPITEL

CHARAKTER DER BEIDEN EPEN

I. DIE ODYSSEE

Wenn die Gleichnispoesie der Ilias zum guten Teil doch aus dem Streben eines jüngeren Geschlechtes entstanden ist, zwischen dem überlieferten heroischen Daseinsbilde und der Wirklichkeit, die vor Augen stand, eine Verbindung herzustellen und das eigne Leben mit in den Bereich des Gesanges zu ziehen, so ist der stoffliche Zuwachs, den sie dem Epos gebracht hat, der gewaltigen Bereicherung eng verwandt, von der die Odyssee Zeugnis ablegt. Heute erscheint es, weil man es nicht anders kennt, wie selbstverständlich, aber es muß einmal etwas Neues und Kühnes gewesen sein, daß der Stil des Heldenepos auf die Verhältnisse des täglichen, kleinbürgerlichen Lebens angewendet wurde. Die Menschen müssen dabei etwas Ähnliches empfunden haben, wie wir, wenn wir gelegentlich von den Aufgaben, Bemühungen, Erfolgen, die uns beschäftigen, in Zitaten aus der Tragödie sprechen. Das eigne Tun wird dadurch in ein verschönerndes Licht gehoben, etwas wie leise Befriedigung zittert im Grunde, daß, was man erlebt, den Schicksalen eines Marquis Posa oder Wallenstein verglichen werden könnte. Wollte danach jemand sagen, die ganze Odyssee sei ein großer Vergleich, so wäre das freilich zur Verkehrtheit übertrieben, aber doch soviel darin richtig, daß wir von hier aus verstehen, warum sie an eigentlichen Gleichnissen so viel ärmer ist als die Ilias. In der Sphäre, die der Dichter sonst mit dem Gleichnis aufsuchte, bewegt er sich ja hier durchaus, im Kreise der Bürger und Bauern, mag auch der Sohn des Laertes immer wieder ein König genannt werden. Die wirkliche Herrenwelt, wie sie an dem Hofe eines Menelaos, eines Alkinoos ihr Wesen hat, bleibt im Hintergrunde, ebenso wie die Ereignisse des Herrenlebens, der troische Krieg mit seinen Erinnerungen. Der Faustkampf des Bettlers ist wie eine Parodie auf die Schlachtszenen der Ilias.

Schiller hat bitter darüber gespottet, daß Pfarrer, Kommerzienräte, Sekretärs an Stelle der Träger eines großen, gigantischen Schicksals auf der Bühne erschienen und das Publikum zu rühren suchten. Die Produktionen, auf die er zielte, hatten den Spott verdient; und doch war

das »bürgerliche Trauerspiel«, als es zuerst hervortrat, — Schiller selbst hatte geholfen — ein Fortschritt zur Wahrheit und Echtheit gewesen. Eine neue Welt wurde damit der Poesie erobert, und so mit der Odyssee für das Epos. Grundlage der äußeren Handlung bildet ein Problem des Familienlebens, das uns in einem früheren Kapitel (II 4) klar wurde: was soll werden, wenn der Mann verschollen ist? wer verfügt über die Hand der Witwe? welches ist die Stellung des erwachsenen Sohnes? wie kann der Bestand des Vermögens gesichert werden? Die Entwickelung dieser Motive bringt es mit sich, daß in den Gedanken, die der Dichter seinen Personen leiht, Sorge um den Besitz und Freude am Erwerb einen breiten Raum einnehmen.

Telemachs Reden im β betonen stark den materiellen Schaden, den ihm das Treiben der Freier bringt: dieses Unglück sei »viel größer« (48) als der Verlust eines edlen Vaters. Vorteilhafter für ihn würde es immer noch sein, wenn die Bürger sein Hab und Gut verzehrten; denn denen könnte man nachher Ersatz abfordern und abnötigen, für die Streiche der jungen Herren aber, die noch kein eignes Vermögen haben, wird niemand haften (74—79). Unter seinen Gründen gegen den Vorschlag, den Antinoos gemacht hat, er möge Penelope wieder ins Haus ihrer Eltern schicken, steht nicht an letzter Stelle die Voraussicht, daß er dann dem Ikarios viel werde bezahlen müssen (132f.). Daß Penelope selber die Vermögensschädigung, die aus ihrem Verweilen dem Sohne erwächst, drückend empfindet, hören wir aus ihrem Munde (τ 533f.) und verstehen es. Schwerer können wir uns darein finden, daß sie den erfolgreichen Versuch macht, durch Geschenke, die sie von den Freiern herauslockt, etwas von dem Verlorenen für sich selbst wieder einzubringen (σ 274 bis 283). Wilamowitz, der diese Partie scharf charakterisiert hat, sah in ihr ein selbständiges Gedicht, das durch die parodische Tonart sich abhebe (HU. 33f.). Aber ist das wirklich der Fall? Vielmehr durchzieht derselbe gewinnfrohe Sinn die ganze Odyssee. Als dem Helden in λ, wo er einen Teil seiner Erzählung beendet hat, eine vermehrte Gabe in Aussicht gestellt wird, wenn er bis zum folgenden Tage bleibe, ist er sogleich bereit, wenn es sein muß, ein Jahr noch zu bleiben; viel vorteilhafter sei es, mit vollerer Hand in die Heimat zu kommen, und so werde er bei den Leuten dort geehrter und willkommener sein (λ 356ff.). Daß das nicht eben vornehm gedacht ist, gibt Alkinoos fein, aber deutlich zu verstehen. Die Art, wie Achill Geschenke würdigt (I 378ff. T 147f.) zum Vergleich heranzuziehen, klingt beinahe wie Lästerung; und doch war vor Ilios der Ithakesier sein gleichberechtigter Kriegsgefährte. Als dieser am heimischen Strande erwacht, ist seine erste Sorge die um die mitgebrachten Güter, sein erstes Geschäft, daß er sie zählt

(ν 203. 215 ff.). In dem Berichte des Verkleideten an den Hirten wie an die Königin wird ausführlich der Schätze gedacht, die Odysseus gesammelt habe und die beim Thesproter-Könige zur Verladung für ihn bereit lägen (ξ 323 ff. = τ 293 ff.). An der zweiten dieser Stellen fügt der Erzählende hinzu, jener sei noch jetzt darauf aus, sie zu vermehren, αἰτίζων ἀνὰ δῆμον (τ 273); er würde schon zu Hause sein, wenn es ihm nicht vorteilhafter — immer dieses κέρδιον — erschienen wäre χρήματ᾽ ἀγυρτάζειν πολλὴν ἐπὶ γαῖαν ἰόντι (284).

Dietrich Mülder hat in einem Aufsatz über die Phäakendichtung in der Odyssee diese Züge im Zusammenhange betrachtet (NJb. 17 [1906] S. 39 ff.). Er meint, in ihnen verrate sich der »Bearbeiter«, der die echte alte Phäakendichtung zu modernisieren unternommen und dabei auf das Niveau seiner eignen Gesinnung herabgezogen habe. »Ist der Held doch«, so schreibt Mülder, »seiner Ausbündigkeit zum Trotz geradezu als »Heros des Vagantentums gezeichnet, der vagierende Held zum Ideal- »typus des Fahrenden umgestaltet. Er trägt nicht bloß im zweiten Teile »die Maske des Bettlers, in der ganzen Dichtung vermag der Purpur- »mantel des Heroentums die Blöße der Bettlergesinnung nicht zu decken.« Das ist etwas kraß ausgedrückt, doch im Grunde richtig beobachtet. Nur trägt die Odyssee diesen Charakter so fest mit sich verbunden, daß es nicht angeht, ihn als Überarbeitung abzustreifen. Der Dichter selbst ist für das alles verantwortlich. Konnte er andres als sein eignes Blut in die Adern seiner Menschen gießen? Und er freilich war nicht mehr blutsverwandt jenen achäischen Skalden, die einst an Fürstenhöfen gesungen hatten. Auch der Zuhörerkreis war ein andrer: kein Heldengeschlecht, sondern ein in erwerbender Arbeit fleißiges Völkchen, dem es wohltat, sich und seinesgleichen im Liede verherrlicht zu sehen. Macht und Reichtum waren für diese Leute etwas, wozu sie aufblickten. Mit Ehrerbietung spricht der Bettler zu Amphinomos über dessen Vater, von dem er gehört habe, daß er ein wackerer und wohlhabender Mann sei (σ 127). Und wo der Sänger die Göttin in menschlicher Gestalt dem Landfremden hilfreich erscheinen läßt, muß es ein Herrensohn sein, dem sie gleicht (ν 223). Unwillkürlich tritt die bescheidene Lebensstellung des Dichters zutage, und daß er an erborgtem Glanze sich freut, wenn er von dem »Herrn Sauhirten« spricht: συβώτης ὄρχαμος ἀνδρῶν. Wollte man alles damit Verwandte aus der Odyssee wegstreichen, es würde nicht zuviel übrig bleiben.

Was die Hauptsache ist, gerade das würde wegfallen, was den großen Reiz dieser Dichtung ausmacht: die Kraft und Lust des Sehens und Schilderns, die hier eben deshalb so frisch sich betätigt, weil sie von einem neuen Stoffgebiet Besitz ergreift. Die Adligen zwar spielen eine

schlimme Rolle, und in die Seele eines Fürsten sich hineinzudenken, ist dem Dichter nicht gelungen; πατὴρ ὣς ἤπιος ἦεν, das ist, was er zu rühmen weiß (β 47. 234). Aber mit liebevollem Verständnis ist er dem Leben der kleinen Leute nachgegangen und hat es in sprechender Deutlichkeit noch für uns festgehalten: den Haushalt des Hirten, der aus einem Holznapf trinkt, dessen Knechte keine Kleider zum Wechseln haben wie die Phäaken (ξ 513 f. θ 249); den greisen Laertes — wahrlich keinen König —, der im Arbeitsanzug im Garten geschäftig ist; die Stellung der alten Amme im Hause, die den erwachsenen Sohn der Herrschaft noch schelten darf (τ 22 f.); den harten Dienst der Magd, die mit elf anderen mahlen muß, damit die Junker schmausen können, und, weil sie schwächer ist als die anderen, bis an den Morgen zu arbeiten hat (υ 105 ff.). Der dies und so vieles in ähnlicher Art beschreibt, mag selbst manches Schwere durchgemacht haben; er wußte, wie man in der Schmiede an fremdem Feuer sich wärmt (σ 328), wußte, wie dankbar einer ist, der so bewirtet und geehrt wird wie der Bettler beim Sauhirten, oder dem die Frau des reichen Besitzers zu essen und zu trinken gibt und etwas Besseres anzuziehen, von dem sie gar noch mit teilnehmender Frage sich erzählen läßt, was er alles erlebt habe (vgl. o 377). Es klingt wie aus eigner Erfahrung des Dichters, wenn er den Bettler, der einen durch die anderen verführten Jüngling warnen will, von der Vergänglichkeit menschlichen Glückes erzählen läßt (σ 132 ff.):

οὐ μὲν γάρ ποτε φησὶ κακὸν πείσεσθαι ὀπίσσω,
ὄφρ’ ἀρετὴν παρέχωσι θεοὶ καὶ γούνατ’ ὀρώρῃ·
ἀλλ’ ὅτε δὴ καὶ λυγρὰ θεοὶ μάκαρες τελέσωσιν,
καὶ τὰ φέρει ἀεκαζόμενος τετληότι θυμῷ.

Bei dem allem aber steht er frei über seinem Stoff und bildet ihn mit bewußtem Können. Szenen der Wiedererkennung, eingelegte Erzählungen gestaltet er meisterhaft abwechslungsreich; nicht nur überhaupt verschieden, sondern jedesmal der Situation und den Personen angepaßt. Die einzige, die ihres Herren Züge auch in der Erscheinung des Bettlers wiederfindet, ist die Alte, die ihn einst an ihrer Brust genährt hat (τ 380. 483), am ungläubigsten zeigt sich Penelope; und wie rührend weiß sie nachher (ψ 215 ff.) ihr Zweifeln zu rechtfertigen! Bei den Erzählungen von Odysseus und seiner bevorstehenden Heimkehr, die dem Bettler in den Mund gelegt sind (ξ 158 ff. 321 ff. τ 270 ff.), besteht für das Publikum des Rhapsoden der besondere Reiz, klüger zu sein als die Personen in der Dichtung, denen so Freudiges vergebens angekündigt wird. Man lächelt über das Mißtrauen des Hirten, man ereifert sich wohl gar über die Blindheit der Königin, die nicht sieht, nicht sehen will, daß der ersehnte Mann vor ihr sitzt. Dieses heitere Einvernehmen zwischen sich

und seinen Zuhörern weiß der Dichter durch versteckte Hindeutungen noch zu nähren. Die gemessene Antwort an den wirklichen Bettler, der ihn von der Schwelle verdrängen will, schließt der vermeintliche Standesgenosse mit einer Warnung: »Daß ich dir nicht das Gesicht blutig schlage! »Dann hätt' ich morgen Ruhe. Denn ich denke, du würdest nicht zurück- »kehren δεύτερον ἐς μέγαρον Λαερτιάδεω Ὀδυσῆος« (σ 24). »In mein Haus«, so vernehmen es die Lauschenden im Kreise, und jubeln dazu. Durch Eumaios aufgefordert, der Königin von ihrem Gemahl zu berichten, sagt der Fremde, dazu sei er wohl imstande: οἶδα γὰρ εὖ περὶ κείνου, ὁμὴν δ᾽ ἀνεδέγμεθ᾽ ὀιζύν (ρ 563). »Das soll wohl sein«, denkt mancher, »er ist es ja selbst.« Als am folgenden Tage die Freier nicht zulassen wollen, daß auch der Fremde sich mit dem Bogen versuche, sagt Penelope zu dem Wortführer Antinoos (φ 314ff.):

ἔλπεαι, αἴ χ᾽ ὁ ξεῖνος Ὀδυσσῆος μέγα τόξον
ἐντανύσῃ χερσίν τε βίηφί τε ἧφι πιθήσας,
οἴκαδέ μ᾽ ἄξεσθαι καὶ ἑὴν θήσεσθαι ἄκοιτιν;
οὐδ᾽ αὐτός που τοῦτό γ᾽ ἐνὶ στήθεσσιν ἔολπεν.

»Die Ahnungslose! was wird sie für Augen machen!« so lächelt wohl einer im stillen, und tauscht schnell einen verständnisvollen Blick mit dem Sänger. Auch der übermütige Freier Eurymachos muß, ohne es zu wollen, eine Wahrheit aussprechen, die für ihn und alle, die jetzt mitlachen, Ernstes bedeutet: οὐκ ἀθεεὶ ὅδ᾽ ἀνὴρ Ὀδυσήιον ἐς δόμον ἵκει (σ 353). Das ist eben jene ojektive Ironie, von der wir schon im vorigen Kapitel sprachen (S. 524), in diesem letzten Falle auch in demselben Sinne wie in der Tragödie verwendet[1]).

Daß bei einer Erkennungsszene die Spannung nicht so groß ist, wenn die Zuhörer mit überrascht werden, als wenn sie wissen, was bevorsteht und was auf dem Spiele steht, hat Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie (St. 48. 49), in Anknüpfung an Euripides' Prologe, dargetan. Von dieser Einsicht ist im zweiten Teile der Odyssee reichlicher Gebrauch gemacht. Adolf Roemer hat das Verdienst, die psychologisch fein berechnete Kunst des Verfassers in das rechte Licht gesetzt zu haben[2]). Es sind großenteils von ihm hervorgezogene Beispiele, an denen auch wir uns Ziel und Mittel dieser Kunst klar machen wollen.

Daß im Bettler der Herr verborgen ist, wird von Anfang an und immer wieder nachdrücklich betont. Statt irgendeiner der geläufigen Formeln heißt es gleich bei der ersten Anrede des Sauhirten: ὃ δὲ προσέειπεν

1) Sätze aus dem König Ödipus wie 264f. ἐγὼ τάδ᾽ ὡσπερεὶ τοὐμοῦ πατρὸς ὑπερμαχοῦμαι, oder 743 μορφῆς δὲ τῆς σῆς οὐκ ἀπεστάτει πολύ, stehen, soweit nur die Form des Gedankenspieles in Betracht kommt, den oben angeführten ganz gleich.

2) Roemer, Homerische Aufsätze (1914) S. 65ff.

ἄνακτα (ξ 36). Entsprechend später, als sie sich auf den Weg machen, um zur Stadt zu gehen (ρ 201 ff.):

— — — ὃ δ' ἐς πόλιν ἦγεν ἄνακτα
πτωχῷ λευγαλέῳ ἐναλίγκιον ἠδὲ γέροντι,
σκηπτόμενον· τὰ δὲ λυγρὰ περὶ χροῒ εἵματα ἕστο.

Die Königin weint um ihren Gemahl, der vor ihr sitzt (ἐὸν ἄνδρα, παρήμενον τ 209), ohne daß sie es ahnt. Und doch muß sie selbst uns daran erinnern. Wie sie der Alten den Auftrag gibt, dem Fremden die Füße zu waschen, sagt sie (τ 358): νίψον σοῖο ἄνακτος — der Vortragende hält inne, die Hörer lauschen gespannt: nein! es kommt nichts von Füßen, sondern ὁμήλικα. Aber sie verweilt bei dem Vergleiche: Auch Odysseus sieht jetzt wohl so aus an Händen und Füßen; denn schnell altern die Menschen im Leiden. Im Zuhörer regt sich stärkere Teilnahme für die beiden, die sich wieder zusammenfinden sollen; ähnlich, und kaum weniger ergreifend, früher beim Sauhirten. Der hat es anfangs vermieden, seinen Herrn so schlechtweg beim Namen zu nennen, obwohl er fortwährend von ihm spricht; er umschreibt ihn mit κεῖνος oder ἄναξ oder ὅ. Endlich — der Gast hat ja ausdrücklich danach gefragt (ξ 118) — ringt er sich den Namen ab (144 ff.):

ἀλλά μ' Ὀδυσσῆος πόθος αἴνυται οἰχομένοιο.
τὸν μὲν ἐγών, ὦ ξεῖνε, καὶ οὐ παρεόντ' ὀνομάζειν
αἰδέομαι· πέρι γάρ μ' ἐφίλει καὶ κήδετο θυμῷ·
ἀλλά μιν ἠθεῖον καλέω καὶ νόσφιν ἐόντα.

Dreimal sagt er das; »der Abwesende«; und der, zu dem er es sagt, ist eben der Herr. Wie wird dieser angesichts solcher Liebe und Treue die Verstellung aufrecht halten? wie wird er die Kränkungen der Feinde hinnehmen, ohne loszubrechen?

Eine der ersten Proben bringt ihm der Anblick seines alten Hundes, der ihn noch wedelnd begrüßt, aber sich nicht mehr erheben kann, um näher zu kommen. Odysseus blickt beiseite und wischt sich eine Träne ab, ῥεῖα λαθὼν Εὔμαιον; dann sagt er schnell etwas, um die Rührung niederzuzwingen (ἄφαρ δ' ἐρεείνετο μύθῳ ρ 305). Drinnen im Saal müssen er und Telemach sich hüten, daß sie ihr Einverständnis nicht merken lassen. Der junge Hausherr schickt dem Bettler ein ganzes Brot und ein Stück Fleisch, zugleich aber die Aufforderung, auch bei den Gästen herumzugehen. Jener dankt mit einem Segenswunsche für den Geber — καί οἱ πάντα γένοιτο, ὅσα φρεσὶν ᾗσι μενοινᾷ, so fügt er, scheinbar harmlos, hinzu (ρ 355). Von Antinoos, den er allerdings belästigt hat, mit einem Schemelwurf getroffen, steht er ἠύτε πέτρη ἔμπεδον (463 f.) Fast noch schwerer hat es Telemach, der sehen muß, was dem Vater wider-

fährt; aber er bezwingt sich, vergießt keine Träne und bewegt nur schweigend das Haupt, κακὰ βυσσοδομεύων (491). Auf andre Art bringt der Kampf mit Iros die Gefahr der Entdeckung; der Held trifft den Frechen nur leise — was er so nennt —, ἵνα μή μιν ἐπιφρασσαίατ᾿ Ἀχαιοί (σ 94). Den Wunsch, den die Freier lachend dem Sieger aussprechen, Zeus möge ihm geben, was er am meisten begehre, begrüßt er mit stiller Freude als gutes Omen (113. 117). Dann aber in dem Zuspruch an Amphinomos, den er gern retten möchte, geht er fast zu weit mit Andeutungen über die bevorstehende Rückkehr des Herrschers; der Verblendete hört trotzdem nicht auf ihn (σ 155). Und doch hatte schon die Szene mit Antinoos in den Freiern den Verdacht geweckt, daß in dem Bettler etwas Besonderes stecke (ρ 484). Nun folgt zu ihr ein Gegenstück, in engstem Rahmen ein vollendetes Kunstwerk.

Ohne irgendwie gereizt zu sein, höhnt Eurymachos den Fremden — Ὀδυσσῆα πτολίπορθον ruft uns der Dichter ins Bewußtsein, σ 356 — mit der Aufforderung, bei ihm als Landarbeiter in Dienste zu treten, wobei er doch sogleich hinzufügt, das werde jener nicht wollen, da es ihm wohl besser gefalle, mit Betteln seinen unersättlichen Bauch zu füllen. Odysseus antwortet, es komme auf eine Probe an, wer von ihnen beiden Größeres leisten könne. In drei Stufen entwickelt er diesen Gedanken, jede folgende ernster gemeint, breiter ausgemalt und zu stärkerem Ergebnis geführt, die letzte dann so gewendet, daß der Beleidigte zum Angriff übergeht[3]). »Hätten wir doch zu wetteifern in der Ernte, beide die Sichel in der Hand, »und Arbeit bis zum Abend! Oder gäbe es zu pflügen mit zwei wohlgenähr»ten, kräftigen Stieren, die schwer zu bändigen wären! da solltest du sehen, »ob ich die Furche ununterbrochen hindurchzöge. Oder wenn der Kronide »irgendwie einen Krieg entstehen ließe, gleich heut, und ich hätte einen »Schild und zwei Lanzen und einen Helm auf dem Haupte [Mächtig regt »sich in dem alten Helden die Erinnerung; καὶ δὲ σὺ τοῖον ἔχοις fügt er »hier nicht hinzu.] — dann solltest du sehen [nicht mehr ‚ob‘, sondern] »wie ich mich unter den ersten in den Kampf mische, und würdest nicht »schmähend von meinem Bauche reden. Aber du bist übermütig und »harten Sinnes und dünkst dich wunder wie groß, weil die wenigen, die »um dich sind, selber nichts taugen. [So spricht der Landstreicher, der »Hilflose zu dem Stolzesten unter der großen Schar der Junker.] Doch »wenn Odysseus wieder käme in sein Vaterland, dann würde dir bald die »Tür dort, so breit sie ist, zu eng werden für die Flucht zum Tore hinaus »ins Freie.« Buchstäblich weist er ihm die Tür; das Bewußtsein des

3) Durch die im folgenden gegebene Interpretation sind wohl die Bedenken erledigt, die einst Wilamowitz (HU. 36) gegen die Verse 376—379 erhoben hatte. Auch 409 hat sich uns (gegen HU. 37) als gut erwiesen.

Königs und Hausherrn will gewaltsam durchbrechen; aber die stärkere Gewalt des Entschlusses, nicht der Selbstbeherrschung untreu zu werden, die er dem Sohne so dringend empfohlen hat (π 274—280), behält die Oberhand.

Diese Rede ist das Glanzstück der auch in ihrem tätlichen Verlaufe wirksam aufgebauten Szene (σ 346—428), in der dann Eurymachos nach dem Bettler mit dem Schemel wirft und, da dieser ausweicht, den Schenken trifft, so daß unter allgemeiner Unzufriedenheit das Mahl aufgehoben wird. Voran gehen und nachfolgen im Zusammenhange des Epos je ein ähnliches Stück — der Wurf des Antinoos (ρ 405—491) und der des Ktesippos (υ 284—349). Dürfen wir in dieser dreimaligen Verwendung und Ausgestaltung desselben Motivs die von einem Dichter bewiesene Kunst der Komposition in größerem Zusammenhange erkennen? Wilamowitz (HU. 35 ff.) hält die Antinoos-Szene im ρ und erst recht die Ktesippos-Szene im υ für vergröbernde Nachahmung oder gar Flickpoesie[4]), Belzner (Die Komposition der Odyssee [1912] S. 78 f.) alle drei Szenen für das Werk eines, und zwar eines begabten Dichters.

Die von Wilamowitz angeführten Gründe, auf deren Widerlegung Belzner sich nicht einläßt, sind in der Tat kaum stichhaltig. So greift er die Melanthios-Episode, welche die Antinoos-Szene vorbereitet (ρ 247 ff.), an, weil doch Melanthios von dem Bettler, den er zum ersten Male sehe, nicht wissen könne, daß er nicht arbeiten mag, daß er schlechte Künste gelernt hat, daß er einen unersättlichen Bauch besitzt (HU. 46). Er kann es wirklich nicht wissen; aber ist es schwierig, solche Vorwürfe wider den Bettelmann, den der ihm verhaßte Eumaios begleitet, aus der Luft zu greifen? Er findet einen Widerspruch darin, daß χ 291 Philoitios von Ktesippos sagt, dieser habe Odysseus den Kuhfuß zum Geschenk gegeben δόμον κατ᾽ ἀλητεύοντι, während doch Odysseus bei jenem Wurf ruhig dagesessen habe. Das ist Staatsanwaltsdialektik, die dem Angeklagten alles übel auslegt: das ἀλητεύειν war der Dauerzustand, in dem sich Odysseus während seines Aufenthalts im Hause befand, aber damit wird doch nicht ausgesagt, daß er sich in steter Bewegung befunden habe. Er vermißt auch den Eindruck, den des Ktesippos freche Kränkung auf Odysseus machen müsse: »Odysseus lächelt nur sardonisch.« Nur? Kann ein solches Lächeln nicht gerade den tiefsten Ingrimm des Beleidigten anzeigen, der im Augenblick zur Rache unfähig ist?

Was Belzner positiv beibringt, läuft darauf hinaus, daß sich in den drei Szenen ein »wohlüberlegter innerer Fortschritt« zeige. In ρ gibt der Bettler

4) Rudolf Dahms (Odyssee und Telemachie, Berlin 1919, S. 17) hält die Wurfszene in ρ für das Vorbild der Wurfszenen im σ und im υ. Ich versuche, sie als die älteste der drei Behandlungen desselben Motivs zu verstehen. Dahms' Ausscheidungen innerhalb der Antinoosszene leuchten mir nicht ein, bis auf die Verwerfung der Verse 489—491.

den Anlaß zum Wurfe, im σ wird der Anlaß durch Eurymachos herbeigeführt, im υ fehlt jeder äußere Anlaß; im ρ schweigt Telemach nach dem Wurfe, im σ und im υ äußert er seinen Unwillen, aber in der Ktesippos-Szene mit gesteigerter Leidenschaft; im ρ nehmen die Freier offen für den Bettler Partei, im σ verwünschen sie ihn als den Anlaß des Streites, im υ schieben sie die Schuld auf Telemach und seine Mutter. Von diesen drei Steigerungsreihen hat die dritte etwas Gezwungenes; eher wird man es als Absicht auffassen dürfen, daß der erste Wurf den Helden selbst trifft, aber ohne ihn zu erschüttern, der zweite den Schenken, der dritte nur die Wand, mithin die Erfolglosigkeit der Würfe sich steigert.

Die von Wilamowitz als geringhaltige Flickpoesie verworfene Szene des υ dürfte doch vielleicht höher zu werten sein. Richtig ist, daß der Dichter sich's bequem gemacht hat, indem er die Einleitung der ganzen Szene und die der Rede des Agelaos aus σ entlehnt (υ 284—286=σ 346—348, υ 322—325=σ 414—417). Aber der eigentliche Vorgang ist keineswegs Kopie. Während die Freier sonst durchaus als Adlige geschildert werden — ὅσσοι γὰρ νήσοισιν ἔπι κρατέουσιν ἄριστοι α 245, τῶν ἀνδρῶν φίλοι υἷες, οἳ ἐνθάδε γ' εἰσὶν ἄριστοι β 51 —, heißt es über Ktesippos von Same, daß er »im Vertrauen auf den Reichtum seines Vaters« um die Königin freite (υ 289). Indem der Erzähler diesen Grund erwähnt, läßt er erkennen, daß die Geburt diesem Burschen kein Recht gegeben hätte, sich unter die Junker zu mischen. Er ist ein reicher Bauernsohn; durch den Namen Ktesippos wird das angedeutet, und sein ganzes Auftreten ist das eines Protzen. Er hat gesehen, wie erst Antinoos, dann Eurymachos nach dem fremden Bettler warf, und macht es ihnen nun mit plumper Übertreibung nach. Jene beiden waren durch die selbstbewußten Worte des verkappten Königs immerhin gereizt (ρ 462, σ 394); Ktesippos greift ohne jede Veranlassung an (υ 299): er meint nur, das gehöre hier so zum guten Tone, und will hinter der vornehmen Art nicht zurückbleiben. Vielleicht hat er sich auch bei den andern Freiern beliebt machen wollen, denen Telemach kurz vorher, gerade indem er dem Bettler das förmliche Gastrecht gewährte (261 ff.), scharfe Worte gesagt hat. Die Vergröberung war hier also vom Dichter beabsichtigt, als etwas für diesen antiken Meier Helmbrecht Charakteristisches. Wer darauf einmal geachtet hat, wird in dem Bestande unserer Odyssee auch diese Szene nicht vermissen wollen. Und was war Befremdliches dabei, wenn ein und derselbe Dichter, bei wiederholtem Vortrag vor einem Publikum, das an so derben Späßen Gefallen fand, selber das Thema variierte?

Ich möchte versuchen, ein anderes Stück aus dem zweiten Teile der Odyssee durch ähnliche Betrachtungsweise zu schützen. Rudolf Dahms (Odyssee und Telemachie 24 f.) hat in seiner kurzen und entschiedenen

Art die Szene zwischen Odysseus und Amphinomos σ 119—157 als spätere Einlage verworfen: »In dem folgenden Dialoge des Odysseus und »Amphinomos ist der Glückwunsch 122—123 Dublette zu 112—113. »127 kennt der Bettler Amphinomos' Vater, den Dulichier Nisos, mit »Namen. Nicht zufällig ist 129 = Z 334: die Auseinandersetzung 130—137 »erinnert an Z 146—149 [den berühmten Vergleich zwischen den Gene- »rationen der Menschen und denen der Blätter]. Der Bettler kündigt dem »Freier Amphinomos die baldige Rückkehr des Odysseus und den Freier- »mord an: ohne jede Wirkung. Nach ξ 375 müßten die Freier jetzt ein »Verhör mit dem Bettler wegen seiner angeblichen Kunde von Odysseus »anstellen«. Das sind vier Gründe; mir scheint keiner von ihnen Gewicht zu haben. Warum soll der weitgewanderte Bettler nicht von Nisos aus Dulichion gehört haben? Wenn das eine Unwahrscheinlichkeit ist, so hat der Autor der Szene sie sich gestattet um der damit erzielten Wirkung willen, daß der Fremde den Sohn an den Vater erinnern und dadurch stärkeren Eindruck auf ihn machen kann. Daß 122 f. Dublette sei zu 112 f., kann ich nicht anerkennen. Die Ansprache ist herzlicher, der Gedanke merkbar anders gewendet, ganz individuell, mit freundlichem Eingehen auf die jetzige Lage des Bettlers. In 130 ff. klingt ein ähnlicher Ton an unser Ohr wie in dem berühmten Vergleich des Z, aber wie selbständig und sinnvoll ist der Gedanke hier entwickelt!

οὐδὲν ἀκιδνότερον γαῖα τρέφει ἀνθρώποιο
πάντων, ὅσσα τε γαῖαν ἔπι πνείει τε καὶ ἕρπει.
οὐ μὲν γάρ ποτε φησὶ κακὸν πείσεσθαι ὀπίσσω,
ὄφρ' ἀρετὴν παρέχωσι θεοὶ καὶ γούνατ' ὀρώρῃ·
ἀλλ' ὅτε δὴ καὶ λυγρὰ θεοὶ μάκαρες τελέσωσιν —

dann bricht er hilflos zusammen; so müßte der Gedanke weitergehen. Aber der πολύτλας im echten Sinne des Wortes denkt an sein eigenes Verhalten unter den Schlägen des Geschicks und biegt ab:

καὶ τὰ φέρει ἀεκαζόμενος τετληότι θυμῷ.

Ich möchte mehr von dem Nachdichter haben, der das gemacht hat. Endlich das Verhalten des Amphinomos scheint mir gerade für ihn charakteristisch. Er ist nachdenklich geworden; man sieht ihn kopfschüttelnd auf seinen Platz gehen. Gewiß, er müßte jetzt zu den Führern sagen: »Der Mensch scheint etwas zu wissen; verhören wir ihn!« Aber er denkt weniger nüchtern und klar; auch fühlt er sich mit den übrigen Freiern nicht in dem Grade solidarisch, um hier sofort an gemeinsame Verfolgung der Sache zu denken. Anderseits ist er auch nicht so selbständig, daß er für seine Person die Warnung befolgte. So tut er genau das, was gutartige und dabei nicht ganz entschlossene Menschen in

solcher Lage immer tun, nämlich vorläufig nichts, und besiegelt damit sein Schicksal. Das konnte gar nicht richtiger, vielmehr wahrer, empfunden und lebendiger dargestellt werden, als es hier geschehen ist. Also ich kann nicht zugeben, daß Dahms hier den Beweis für das Vorliegen späterer Eindichtung gelungen ist.

Soviel ist gewiß: an Bewußtheit der Arbeit, an Raffiniertheit der beabsichtigten Wirkungen kann dem Verfasser der zweiten Hälfte der Odyssee nicht leicht zuviel zugetraut werden. Es ist derselbe, der von seiner reflektierenden Art ein deutliches und sicher ein schönes Zeugnis ablegt durch die teilnehmenden Worte, mit denen er gleich zuerst den von langer Irrfahrt endlich Heimkehrenden begleitet (ν 88 ff.):

ὣς ἣ ῥίμφα θέουσα θαλάσσης κύματ' ἔταμνεν
ἄνδρα φέρουσα θεοῖς ἐναλίγκια μήδε' ἔχοντα·
ὃς πρὶν μὲν μάλα πολλὰ πάθ' ἄλγεα ὃν κατὰ θυμόν,
ἀνδρῶν τε πτολέμους ἀλεγεινά τε κύματα πείρων —
δὴ τότε γ' ἀτρέμας εὗδε, λελασμένος ὅσσ' ἐπεπόνθει.

Wenn wir den mit ν beginnenden Teil des Epos stofflich und stilistisch als ein Ganzes betrachten, so soll damit der Frage nicht vorgegriffen sein, ob und wieviel etwa sonst noch demselben Dichter gehört. Auch in früheren Partien findet sich, in den Motiven wie in der künstlerischen Gestaltung, manches Verwandte. Die Rede (ν 237 ff.), in der Athene dem eben aus dem Schlaf Erwachten das Land beschreibt, in das er gekommen sei, wie sie weit ausholt, allmählich deutlicher wird, um zuletzt nur ganz gelegentlich den Namen Ithaka zu nennen — im Genitiv, wie Eumaios ξ 144 den seines Herren —: das ist so recht ein Stück von dem Charakter, den wir aus all diesen Gesängen kennen gelernt haben. Und nun halte man daneben den Bericht über die Blendung des Kyklopen (ι 382 ff.). Erst sachliche Angaben von grausamer Genauigkeit, dann ein Gleichnis über die Art des Bohrens, nun die körperliche Wirkung der glühenden Spitze im Auge. Wir fühlen, wo nicht den Schmerz mit, doch das Verlangen, daß er sich Luft schaffe. Aber der Dichter läßt uns noch nicht los; erst müssen wir, wieder in ausgeführtem Vergleich, uns vorstellen, daß die Wurzeln des Auges prasseln wie glühendes Eisen in kaltem Wasser. Und jetzt endlich: σμερδαλέον δὲ μέγ' ᾤμωξεν. Dieser Dichter hat es jedenfalls auch verstanden, zu steigern und zu spannen. Ein glänzendes Beispiel vollends von dieser Kunst gibt die Art, wie das überwältigende Εἴμ' Ὀδυσεὺς Λαερτιάδης vorbereitet wird.

Bei nüchterner Betrachtung erscheint das Verhalten des Odysseus und seiner Wirte in η und θ höchst auffallend. Die Frage der Königin, wer er sei (η 238), läßt er unbeantwortet; Heimsendung wird ihm ver-

sprochen (η 317f.) und vorbereitet (θ 34ff.); der Gast erwähnt bei den Wettspielen, daß er vor Troja mitgekämpft hat (θ 220): trotzdem weiß und ahnt Alkinoos noch am zweiten Abend nichts von seiner Herkunft (θ 550. 577). Odysseus scheint zu meinen, die Phäaken könnten ihn in seine Heimat bringen, auch ohne zu wissen, wo sie sei. Daß er von einem Gesange, zu dessen Helden er selbst gehört, ergriffen wird, daß der Hausherr als einziger dies bemerkt und feinfühlend, ohne von seiner Beobachtung etwas zu sagen, einen Wechsel der Unterhaltung, eben den Übergang zu den Spielen, vorschlägt (θ 94ff.): das alles ist natürlich und anmutig. Aber warum bittet der Held nachher seinerseits den Demodokos, noch einmal von Ilios zu singen? und gar von seiner eignen größten Ruhmestat, der listigen Einnahme der Stadt! Er weiß doch, daß er sich nicht wird beherrschen können; warum bringt er sich und seinen freundlichen Wirt ohne Not in Verlegenheit? — Ich denke, weil er auch hier eine Lust empfindet, mit dem Feuer zu spielen. Unwiderstehlich lockt ihn das, wovor ihm doch bangt; die Erinnerung wird wehtun, aber er möchte schwelgen in Wehmut und Schmerz. Und wie dieser sich beim zweiten Male stärker äußert — ein rührendes Gleichnis malt ihn —, geht Alkinoos nicht mehr mit Stillschweigen darüber weg. Zwar übt er auch diesmal zarte Rücksicht und gebietet dem Sänger Einhalt, weil gerade der, dem zu Ehren das alles veranstaltet sei, an dem Lied keine Freude habe. Aber nun legt er auch ihm die Pflicht edler Rücksichtnahme ans Herz; er möge sein Schweigen brechen, das wie Mißtrauen aussieht (548). Wer ist er? wo sein Vaterland und seine Stadt? Ein Schiff der Phäaken wird ohne Steuermanns Hilfe ihn heimbringen; denn diese Schiffe wissen von selbst die Gedanken der Menschen und kennen alle Städte und die Wege dahin (557ff.). So zwingt ihn niemand zu sprechen; nur Freundschaft ist es, die auf ein offenes Wort hofft. Auch davon soll er erzählen, wie und wohin auf der See er verschlagen worden ist; und warum er weint beim Gesange von Ilios und den Kämpfen dort. Haben sie ihm einen Verwandten geraubt, oder einen lieben Gefährten? ἐπεὶ οὐ μέν τι κασιγνήτοιο χερείων γίγνεται ὅστις ἑταῖρος ἐὼν πεπνυμένα εἰδῇ.

Damit schließt die Rede. Und Odysseus spricht. Daß er es tut, ist ein freies Geschenk. Nicht zudringliche Neugier soll er befriedigen, sondern die herzliche Teilnahme von Menschen, die ihm wohlgetan haben und wohltun wollen. Und ganz fern steht jetzt die triviale Erwägung, daß er über kurz oder lang seinen Namen doch hätte nennen müssen, um richtig heimbefördert zu werden. Wie kommt es doch, daß wir daran gar nicht denken? Erst befremdete uns seine Zurückhaltung; dann wunderten wir uns über die Selbstverständlichkeit, womit auf beiden

Seiten von Geleit und Heimat die Rede war, ohne daß diese bezeichnet wurde. Aber unmerklich wurden wir von dieser Zuversicht ergriffen; Alkinoos fragte nicht, so fragten wir auch nicht. Zuletzt, gleichsam im Vorbeigehen, erfahren wir das Entscheidende, und sind kaum noch überrascht: die Schiffe der Phäaken waren beseelt und konnten selbst ihren Weg finden. Hätte der Dichter wirklich besser getan, wie Gelehrte ihm vorschreiben, diese wunderbare Eigenschaft gleich bei der ersten Ankündigung des sicheren Geleites (η 317 ff.) hervorheben zu lassen? Dann wäre freilich von vornherein alles klar gewesen. Er zog es vor, erst auf unsre Stimmung zu wirken und eine etwa verbleibende Frage des Verstandes hinterher zu beantworten. *Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem*: das war auch hier sein Ziel. Hat er es erreicht?

II. DIE ILIAS.

Gegen philologische Behandlung des griechischen Epos ist wohl der Einwand erhoben worden, es liege in ihr die Gefahr, daß man es verlerne, ja den Versuch aufgebe, der Persönlichkeit, die doch hinter jedem großen Werke der Dichtung stehe, irgendwie näherzukommen. Das Umgekehrte scheint mir zuzutreffen. Zum Begriff einer Persönlichkeit gehören Linien, die sie begrenzen; wenn aber alles, was innerhalb der zweimal 24 Gesänge der Name Homer umspannt, als Schöpfung einer einzigen Persönlichkeit gedacht werden soll, so zerfließt sie ins Unbestimmte, nicht anders als Lykurg oder Servius Tullius. Anstatt sich bei solchen Erzeugnissen eines naiven Rationalismus zu beruhigen, soll die Wissenschaft, unterscheidend und dann wieder zusammenfassend, denjenigen Zügen nachgehen, in denen sich individuell bestimmte Weisen des Denkens und Sprechens verraten. Denn bei aller Gegenständlichkeit des Inhaltes, und so sehr im ganzen der Autor hinter sein Werk zurücktritt, zeigen die homerischen Gedichte doch deutliche Spuren von der Subjektivität ihrer Dichter. Die hieraus erwachsende Aufgabe hat ein italienischer Gelehrter, Placido Cesareo, in einem besonderen Buche anregend beschrieben[5]). Die Anschauung von der Geistesart des Odysseedichters, zu der wir in den vorhergehenden Abschnitten gelangt sind, gibt wohl einen Beitrag zur Lösung der großen Aufgabe. Sie ist für die Ilias noch größer, aber auch noch lockender, weil »in ihr viele bedeutende Dichter zu uns reden« (Wilamowitz, HI. 327). Wie schwer sie ist, geht am besten aus dem hervor, was Wilamowitz von sich selber bekennt: »Am aller- »spätesten habe ich das sehen gelernt, worauf ich nun den höchsten Wert

5) Placido Cesareo, Il Subbiettivismo nei Poemi d'Omero. Ricerche critiche. Palermo 1898.

»lege, den Unterschied des Stiles, des künstlerischen Wollens und Könnens, »also die verschiedenen dichterischen Individuen« (a. a. O. 25). In dieser Richtung bewegten sich unsere Untersuchungen im dritten Buche, besonders die über die Kampfszenen; wir wollen versuchen, hier einige der in der Ilias enthaltenen Einzeldichtungen von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Die Doloneia ist von Hedwig Jordan vorzüglich analysiert worden. Die Einleitung, wie Agamemnon geht, um Teilnehmer seiner Sorgen zu finden, vergleicht sie mit einer dem äußeren Gegenstande nach ähnlichen Szene, der ἐπιπώλησις, und weist auf den gewaltigen Unterschied in der inneren Durcharbeitung hin. Dort tritt der König an einen der Helden nach dem andern heran, spricht zu ihm und erhält Antwort. Hier macht er sich auf, um zunächst Nestor zu wecken, unterwegs begegnet ihm sein Bruder Menelaos, und beide teilen sich in das Geschäft, mehr Fürsten zu versammeln; dabei wird Agamemnon durch den Alten (136), dieser wieder durch Diomedes (175 ff.) abgelöst; und daß gleichzeitig auch Menelaos tätig ist, wird noch einmal ausdrücklich erwähnt (124 f.). Dann die Beratung ist aufs geschickteste gegliedert. Nach Nestors allgemeinem Vorschlage spricht Diomedes und erbietet sich zu gehen, wünscht aber (222 f.) einen Gefährten: so ergibt sich aus seiner Rede ein Anstoß zum Fortgang der Handlung. Dieselbe Wendung hatten wir schon vorher (175 f.), wo Nestor den Tydiden bat, ihm den weiteren Gang abzunehmen, und wir begegnen ihr sogleich wieder: Odysseus erklärt sich bereit mitzukommen, und mahnt seinerseits zur Eile (251). Von da, wo wir die beiden Männer durch Blut und Leichen dahinschreiten sehen (298), versetzt uns der Dichter ins troische Lager; er erzählt Hektors Frage, Dolons Meldung. Das Zusammentreffen im Dunkel der Nacht, Ergreifung und Verhör sind dadurch reicher ausgebildet, daß jener zuerst an den beiden Gegnern vorbeiläuft, worauf sie ihm sozusagen mit verkehrter Front nachsetzen (s. 365 f.). Und »wieder entwickelt sich die neue Handlung für uns aus der Schlußwendung einer Rede«: der Plan zum Einbruch in das Lager der Thraker wird auf Grund dessen gefaßt, was Dolon darüber verraten hat (433 ff. 444. 464). Wohl disponiert, um die Aufmerksamkeit des Hörers von einem zum andern zu führen, ist auch der Schluß des Gesanges. Auf den erbeuteten Pferden sprengen Diomedes und Odysseus den Schiffen zu; Nestor hört den Hufschlag, er äußert Hoffnung und Furcht: und wie gleich darauf die beiden glücklich anlangen und freudig begrüßt werden, stehen wir mit unter den Empfangenden. Sehr fein zeigt Bethe (Homer I 128), wie kunstvoll von dem Dichter Achaier und Troer gegensätzlich charakterisiert sind: »Nestor stellt 214 eine reell bürgerliche Belohnung »aus dem vorhandenen Besitz der Achaierfürsten in Aussicht, Hektor ver-

»spricht 305 ein großartiges Luxusgeschenk, das erst erobert werden soll. »Diomed 220 will den Versuch wagen, erbittet sich aber einen Gefährten, »das sei sicherer, Dolon verspricht wie etwas Selbstverständliches, daß er »bis an Agamemnons Zelt vordringen und die geheimsten Beschlüsse er»kunden werde, an Vorsicht und Begleitung denkt er nicht.«

Einige Sorg- und Gedankenlosigkeiten des Dichters hält ihm Wilamowitz (HI. 62) vor, wohl nicht alle ganz mit Recht. Wenn schon Menelaos 37 f. mit der Möglichkeit rechnet, daß Agamemnon einen Späher gegen die Troer aussenden will, so läßt uns das den endgültigen Vorschlag dieser Rekognoszierung in Nestors Munde (204 ff.) doch nur um so natürlicher erscheinen. In dieser Rede Nestors scheint es Wilamowitz befremdlich, daß »mit der Möglichkeit an erster Stelle gerechnet wird, »einen Feind abzufangen, was zwar gelingt, aber nicht der Zweck einer »Rekognoszierung ist«. Aber gerade Gefangene zum Zweck der Befragung zu machen, war im letzten Kriege ein besonders erwünschter Erfolg manches Patrouillenganges. Unsere Leute brachten ihre Gefangenen zwar lebendig ein; aber Odysseus hat ja von Dolon alles erfahren, was er zu wissen wünschte. Nicht ganz klar wird es, wie Wilamowitz über den Beitrag zur Charakteristik des Agamemnon urteilt, den die Dolonie liefert. Mir scheint es fein und in Übereinstimmung mit seiner sonstigen Art, wenn er K 239 seinen Bruder wie I 160 sich für βασιλεύτερος gegenüber den anderen Fürsten hält und trotzdem Menelaos 67 einschärft, jeden mit der größten Höflichkeit in der Anredeform zu wecken: » . . und dünke dich nicht zu groß in deinem Herzen, sondern »wir wollen uns auch persönlich bemühen, so schwer ist das Leid, das »Zeus wohl bei der Geburt über uns verhängte.« Um so entschiedener können wir Wilamowitz zustimmen, wenn er zeigt, wie der Dichter »mit un»erhörter Ungeniertheit die heroische Geschichte zu seiner Gegenwart »herunterzieht«. Das zeigt sich in Tracht und Bewaffnung, in der Kampfesart wie in den Lebensgewohnheiten der Menschen; der Dichter »bildet« eben »die heroische Epik so um, daß er dabei die Kämpfe »der Kolonisten seiner Zeit an irgendeiner thrakischen Küste vor »Augen hat«.

Von der Δολώνεια spricht man leicht etwas geringschätzig, weil sie von allen Teilen der Ilias mit am spätesten entstanden ist, in der Sprache am wenigsten rein, in ihren Anschauungen dem ursprünglichen Bilde der Heroenzeit schon ferngerückt. Aber »jung« und »schlecht« sind nicht dasselbe, auch nicht in der Entwicklung der homerischen Poesie. Ein so kunstvoller Plan, wie wir ihn hier gefunden haben, konnte erst in einer Generation erdacht werden, die mit Schaffung der epischen Redeweise nichts mehr zu tun hatte, sondern sich in der Handhabung eines

überlieferten Schatzes von Ausdrücken und Wendungen flott und frei bewegte.

Eine der jüngsten Einheiten der Ilias ist auch ΓΔ; freilich müssen wir deren Abgrenzung nach unten gegenüber Wilamowitz noch erörtern. Wilamowitz statuiert »ein kleines Epos ΓΔΕ«. Als dessen Kern bezeichnet er das E (HI. 293), gesteht also diesem Gesange, den er anderwärts richtig »eins der allerältesten und vorbildlichsten Stücke« nennt (S. 141 f. 322 f.), immer noch eine Sonderstellung zu. Auch ich halte es für wahrscheinlich, daß ΓΔΕ schon zu einem Ganzen verbunden waren, ehe sie in dem größeren Ganzen der Ilias Platz fanden, möchte aber die ursprüngliche Sonderstellung des E doch viel stärker betont sehen.

Δ 539 ἔνθα κεν οὐκέτι ἔργον ἀνὴρ ὀνόσαιτο μετελθών,
ὅστις ἔτ' ἄβλητος καὶ ἀνούτατος ὀξέι χαλκῷ
δινεύοι κατὰ μέσσον, ἄγοι δέ ἑ Παλλὰς Ἀθήνη
χειρὸς ἑλοῦσ', αὐτὰρ βελέων ἀπερύκοι ἐρωήν·
πολλοὶ γὰρ Τρώων καὶ Ἀχαιῶν ἤματι κείνῳ
πρηνέες ἐν κονίῃσι παρ' ἀλλήλοισι τέταντο.
E 1 ἔνθ' αὖ Τυδεΐδῃ Διομήδεϊ Παλλὰς Ἀθήνη
δῶκε μένος καὶ θάρσος, ἵν' ἔκδηλος μετὰ πᾶσιν
Ἀργείοισι γένοιτο ἰδὲ κλέος ἐσθλὸν ἄροιτο.

Nimmermehr konnte ursprünglich Pallas Athene als tatsächlich eingreifende so unmittelbar auf Pallas Athene als nur vorgestellte Geleiterin folgen. Wilamowitz hat das natürlich auch empfunden; er glaubt, die Schlußverse des Δ seien zur Abrundung von einem Rhapsoden zugefügt. Warum ich das nicht glauben kann, warum sich mir Δ 422—544 als eine kunstvoll aufgebaute Einheit darstellt, ist früher von mir dargelegt worden (S. 493 f.). Also hier ist eine Grenzscheide; wir müßten erst durch irgendeine Nötigung veranlaßt werden, sie zu beseitigen. Ist diese durch sachliche Zusammenhänge gegeben? Zwar empfinden wir unwillkürlich die Troerniederlage und Pandaros' Fall in E als Götterstrafen für den Eidbruch, sind auch geneigt, die Vertreibung der troerfreundlichen Götter Aphrodite und Ares in diesen Zusammenhang einzuordnen; aber mit keinem Worte weist der Dichter darauf hin, was doch bei Pandaros mehr als nahe gelegen hätte, und den verwundeten Menelaos läßt er 55. 561 ff. schon wieder kämpfen, als wäre nichts geschehen. Einen anderen sachlichen Zusammenhang könnte man mit der Epipolesis suchen (Δ 223—421). Sie schließt ja mit dem ungerechten Vorwurf gegen Diomedes (370 ff.); diesen Vorwurf widerlegt dann dessen Aristie. Eine Beziehung besteht auch; nicht nur widerlegt Diomedes die törichte Scheltrede Agamemnons, sondern der in der Epipolesis so vorwitzig und

prahlerisch auftretende Sohn des Kapaneus (Δ 404 ff.) zeigt E 243 ff. einen entschiedenen Mangel an Mut. Nur kann diese Beziehung nicht daher rühren, daß derselbe Dichter die Aristie des Diomedes und als Einleitung dazu die Epipolesis verfaßt hätte; wie hätte er durch Agamemnon im Ernst und durch Athene im Scherz Diomedes unter wörtlichem Anklang an dasselbe Abenteuer des Tydeus erinnern lassen sollen (Bethe, Homer I 269)? Also die ἐπιπώλησις ist im Hinblick auf die Aristie des Diomedes verfaßt worden, hat aber nicht ursprünglich zu dieser gehört; davon wird jeder ausgehen müssen, der diese seltsame[6]) Konzeption in ihrer Entstehung erklären will. Wilamowitz hat es unternommen, das Gedicht ΓΔE als künstlerische Einheit nach seinem Stil und besonders in seiner Behandlung der Götter zu würdigen. Dies letzte jedenfalls ist nicht gelungen und wohl undurchführbar; Athene in Δ und Aphrodite in Γ sind wesentlich anders gedacht als dieselben beiden Göttinnen in E.

Betrachten wir den von Wilamowitz als Einheit statuierten Komplex vom Γ aus, so ist seine Formulierung des Verhältnisses der Mauerschau zur Epipolesis (S. 283 »keine Dublette, aber wohl ein Komplement zu der Epipolesis«) sehr hübsch, hält aber doch näherer Prüfung nicht stand: Teichoskopie neben Epipolesis als Teil eines und desselben, noch keine 1900 Verse umfassenden Gedichtes bleibt eine für sich unerträgliche Härte. Dagegen erhält die von Anfang des Γ bis Δ 219 ununterbrochen fortlaufende Handlung den geforderten Abschluß, wenn wir den Rest des Buches unter Ausscheidung des Berichts über die Besichtigung der einzelnen Kontingente (251—421) hinzunehmen.

Dieses Gedicht zeigt in seinem ersten Teile gewisse Schwächen, bei denen Hedwig Jordan vielleicht etwas zu sehr geweilt hat; das sind jene situationslose Zeichnung der Hauptpersonen beim Anbieten des Zweikampfes und die einseitige Schilderung des Kampfes selbst. Der Dichter spricht nach dem ersten Speerwechsel nur noch vom Standpunkte des Menelaos aus (Γ 349. 355. 361. 364. 369. 376), wie wenn der Verfasser eines modernen Romans zwar in dritter Person erzählt, im Grunde aber seine Betrachtung innerhalb der Schranken hält, die von Natur bloß für den Ich-Roman gezogen sind. Diesen kleinen Unvollkommenheiten stehen jedoch große Vorzüge gegenüber. Bewußte Technik äußert sich schon in der künstlichen Variation des Verses, mit dem die Antworten der Helena auf Priamos' Fragen eingeführt werden (171. 199. 228), woran einst Lach-

6) Seltsam bleibt immer das Verhalten Agamemnons, der ohne jede Veranlassung zweimal seine Abteilungsführer mit groben Worten anfährt und sich zweimal die verdiente Abfuhr holt. Auch die höflichen Worte des Diomedes stellen im Grunde eine solche dar; denn eigentlich besagen sie doch nur, daß es begreiflich ist, wenn er seine Nerven verliert.

mann (Betrachtungen[3] S. 15) so schweres Ärgernis nahm. Vor allem aber, die zwanglose Weise, wie der Schauplatz zwischen Troja und dem Felde draußen, Himmel und Erde wechselt, um die Stücke einer doppelten Handlung ineinandergreifen zu lassen, zeigt ein hohes poetisches Können. Nachdem der Vorschlag des Paris durch Hektor mitgeteilt und von den Griechen angenommen ist, werden von beiden Seiten Herolde abgeschickt, um Opfertiere zu holen und den König Priamos herbeizurufen. So entsteht in dem, was draußen geschieht, eine Pause (hinter 120), und diese benutzt der Erzähler, um die unbeschäftigte Phantasie seiner Zuhörer anderswohin zu führen, ins Gemach der Helena, die von Iris aufgefordert wird, die Stadtmauer zu besteigen und dem Kampfe zuzusehen. Daran schließt sich die Begegnung mit den Greisen und das Gespräch über die achäischen Helden, das wieder mannigfaltig sich entwickelt. An die Nennung Agamemnons knüpft Priamos eine Betrachtung (182 ff.), Odysseus' Name regt Antenor zu einer Erinnerung an (204 ff.); von Aias geht Helena selbst zu Idomeneus über (230)[7]), sie äußert dann ihr Erstaunen, daß Kastor und Polydeukes fehlen, und gibt damit dem Dichter Anlaß zu einer erklärenden Bemerkung, durch die er selber das Gespräch ausleitet (243 f.). So wird er gewissermaßen wieder Herr der Situation, in deren Mittelpunkte zuletzt Helena gestanden hat, und führt das Wort weiter. Denn inzwischen haben die Herolde ihren Auftrag ausgeführt, und Idaios kommt, den König herabzuholen (249). Beide begleitet der leicht folgende Sinn des Zuhörers und gelangt so unmerklich und ohne Sprung auf das Schlachtfeld zurück (264), wo der Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern beginnen soll. Schneller und scheinbar gewaltsam vollzieht sich der Wechsel nachher, wenn Aphrodite den hart bedrängten Schützling plötzlich entführt (380) und die Phantasie des Dichters wie des Hörers mit fortreißt, nach Ilios hinein, in sein duftendes Gemach, in das dann Helena gerufen wird. Aber auch hier folgen wir willig; ja wir würden es als eine Zumutung empfinden, wenn wir, ungewiß über den Ausgang wie Menelaos, draußen verweilen müßten. Erst als Alexandros und Helena vereint sind, lenkt der Gegensatz zu diesem Bilde eines doppelt unberechtigten Genusses die Aufmerksamkeit auf den Kampfplatz zurück (448 f.), wo man vergebens den Flüchtling sucht, bis Agamemnon

6) Dieser Übergang und die Nennung der Brüder ist von Wilamowitz schön erklärt (S. 213): »ihr Auge gleitet hinüber zu dem Gastfreunde ihres Hauses, Idomeneus: wir »werden berechtigt sein, im Bewußtsein Helenas und des Dichters und seiner Hörer »die Geschichte der Kyprien vorauszusetzen, daß Menelaos zu Idomeneus nach Kreta »gefahren war und so seine Gattin unbewacht den Nachstellungen des Paris aussetzte. »Dabei vermißt Helena ihre Brüder, die, wieder nach den Kyprien, bei jener verhängnis»vollen Gelegenheit in Sparta anwesend waren; ebenda war ihr Ende erzählt.«

ein Ende macht und in entschiedenen Worten den Sieg und den Preis des Sieges für die Achäer in Anspruch nimmt. Dann setzt das himmlische Gegenspiel zu der Zweikampfhandlung auf Erden ein (Δ 1—74); durch Athenes Eingreifen[8]) wird der Vertrag endgültig zunichte gemacht. Der nun unvermeidliche Zusammenstoß der Heere gibt der Dichtung den Abschluß.

Aber wir müssen das Recht, diese Dichtung als Einheit zu werten, erst gegen Bethe (Homer I St. 15) verteidigen. Zunächst wird allerdings die Einheit stark betont: »Das Eidbruchmotiv gibt der Erzählung festen Zu- »sammenhang. Nur deshalb läßt der Dichter so feierliche Eide schwören, »damit sie gebrochen werden. — — Die Troer sollen alle des Todes »schuldig werden, wie Paris schon durch den Raub der Rache des Zeus »Xenios verfallen ist. Ganz Ilion soll dem Untergang geweiht werden. »Die Monomachie des Paris und Menelaos ist durch die Eide und ihren Bruch »zu monumentaler Bedeutung erhoben, sie ist durch diese Verbindung »zum Bilde des großen troischen Krieges erweitert« (255 f.). Das klingt so, als sei nur der Grundgedanke herausgelesen; aber man spürt auch, wie er gesteigert wird. An der so gewonnenen Idee wird dann das Gedicht gemessen. Da ergibt sich, daß »die breite Einführung der Helena« über den Rahmen hinausgeht. Zwar wirkt diese Szene nicht nur durch ihre feine und anmutige Poesie, sie ist auch »gut angebracht, weil sie hier, »wo die Kämpfe beginnen, die um der Helena willen gekämpft werden, »uns sie selbst in ihrer sieghaften Schönheit zeigt«. Aber trotzdem: »Die »ganz andere Orientierung der Teichoskopie, die vom Zweikampf des »Menelaos und Paris geradezu ablenkt, entscheidet für ihre Absonderung« (S. 257). Sie ist also nachträglich hier eingefügt; »kein andrer als der »Verfasser unserer Ilias kann für die Aufnahme der Teichoskopie ver- »antwortlich gemacht werden« (S. 258). Derselbe ist daran schuld, daß das Eidbruchmotiv nicht mehr zu voller Auswirkung kommt. Diese müßte darin bestehen, daß der feige Brecher des Gastrechts und alle seine Stammesgenossen dem Götterzorn verfallen. Und so war es einst: »Nicht »Athene in Laodokos' Gestalt, sondern Laodokos selbst war es ursprüng- »lich, der den Pandaros aufgehetzt hat.« Was dieser tat, war »nicht bloß

8) Einigermaßen unbedacht ist es, daß der Dichter Pallas als Sternschnuppe zur Erde fahren und diesen Vorgang bei hellem Tage von beiden Heeren bemerken läßt Der Fortsetzer des Apollonhymnus bildet das nach und hebt gar die Tageszeit besonders hervor: 440 ἔνθ' ἐκ νηὸς ὄρουσεν ἄναξ ἑκάεργος Ἀπόλλων, ἀστέρι εἰδόμενος μέσῳ ἤματι· τοῦ δ' ἀπὸ πολλαὶ σπινθαρίδες πωτῶντο, σέλας δ' εἰς οὐρανὸν ἶκεν. — Das »Gemälde des Pandaros« (Δ 105—126) ist von Lessing (Laok. XV) mit Recht bewundert, nur schwerlich aus dem rechten Grunde. Der Dichter bezweckte wohl weniger die Veranschaulichung eines Sinnlichen, als daß er den Hörer in geradezu raffinierter Weise — durch 22 Verse hindurch — auf den verhängnisvollen Schuß spannen wollte.

»ein Übermut, wie es in unserem Zusammenhang erscheint, sondern Hilfe »in höchster Not; er rettet den Alexandros vor sicherem Tode. Der Ver»fasser unserer Ilias hat den echten Schluß des Zweikampfes gestrichen« (S. 261f.). Die Fuge ist hinter V. 378 noch zu erkennen (S. 260f.). Daß Menelaos, nachdem er schon mit dem Schwert auf den Gegner losgegangen war, ihn dann am Sturmriemen gepackt hat, zum zweitenmal eine Lanze nach ihm schleudert (379f.), ist undenkbar: wo soll er sie her haben? In diesem Augenblicke muß Pandaros mit wohlgezieltem Schusse dazwischengekommen sein. Daß Alexandros zugegen war, als Menelaos getroffen wurde, sieht man noch an dem αἴ κεν ἴδῃ in den Worten des Verführers (S. 262). Der Iliasdichter hat, so müssen wir wohl annehmen, den ganzen Vorgang ins Harmlose gezogen, den entstandenen Riß dann mit Hilfe des Götterapparates verdeckt.

Es ist die Hypothese eines seiner Schüler, die Bethe hier darlegt. Sie ist scharfsinnig erdacht; aber die Anstöße, die hier das Denken in Bewegung setzten, spüre ich nicht. Menelaos ist, den leeren Helm in der Hand, zurückgetaumelt, hat sich aufgerichtet und ihn mitten unter die Achäer geschleudert; denen stand er dabei zugewandt und sah sie an: was war natürlicher, als daß ihm schnell ein Speer gereicht wurde? Denn das Handgemenge war vorbei; der Priamide mit dem ungeschützten Lockenhaupt war davongesprungen. Trotzdem hätte er es wohl sehen können, wenn Menelaos fiel; aber davon spricht Athene-Laodokos gar nicht. Αἴ κεν ἴδῃ Μενέλαον ἀρήιον Ἀτρέος υἱὸν σῷ βέλεϊ δμηθέντα πυρῆς ἐπιβάντ' ἀλεγεινῆς (98f.): das ist etwas anderes, kein wirkliches körperliches Sehen. Die ganze Rede klingt nicht so, als handle es sich darum, den Alexandros aus unmittelbarer Gefahr zu befreien. Und warum soll es nicht Athene sein, die spricht? »Um den Götterzorn auf Ilios zu leiten, »ist doch der Eidbruch erdacht. Ist es denkbar,« so fragt Bethe, »daß »sein Dichter die Götter selbst aufbietet, um einen Troer zum Eidbruch »zu verführen?« Gewiß ist es denkbar; daß die Götter den Menschen schuldig werden lassen, um ihn dann der Rache zu überliefern, haben auch nach Homer Dichter gewußt und gesungen. Außerdem ist Pandaros kein Troer, sondern ein Lykier[9]). Dieser Zug, den die alten Erklärer

9) E 105. 173. Dagegen spricht nicht, was sein Vater ihm auftrug E 199f.: ἵπποισίν μ' ἐκέλευε καὶ ἅρμασιν ἐμβεβαῶτα ἀρχεύειν Τρώεσσι κατὰ κρατερὰς ὑσμίνας: Lykaons Vaterstolz sah eben den Sohn an der Spitze der troischen Scharen. Wohl aber 209ff.: τῷ ῥα κακῇ αἴσῃ ἀπὸ πασσάλου ἀγκύλα τόξα ἤματι τῷ ἑλόμην, ὅτε Ἴλιον εἰς ἐρατεινὴν ἡγεόμην Τρώεσσι φέρων χάριν Ἕκτορι δίῳ. Hier handelt es sich um sein Kontingent; dessen Mannschaften konnte er nicht als Troer bezeichnen. Antike Erklärer, die daran Anstoß nahmen, haben durch Erklärung (Τρώεσσι φέρων χάριν δι' Ἕκτορα) oder durch Konjektur (Τρώεσσι φέρων χάριν ἱπποδάμοισι) zu helfen gesucht; der Troerkatalog (B 824ff.) betont die troische Herkunft des Kontingents: οἳ

beachtet haben, dürfte der Absicht entsprungen sein, die Verantwortung des Priamos und der Seinen ein wenig zu verringern. Dann könnte allerdings die Belastung des ganzen Troervolks mit tödlicher Schuld nicht der eigentliche Zweck gewesen sein, für den der Eidbruch erfunden wurde. Man müßte einen anderen suchen; vielmehr man braucht ihn nicht zu suchen. Wenn ein Dichter auf den Gedanken gekommen war, den Sinn des ganzen Krieges in einem Entscheidungskampf der beiden Hauptbeteiligten zum Ausdruck zu bringen und damit die Schlachtszenen der Ilias zu eröffnen, so ergab sich der feierliche Vertrag mit seinen Bedingungen von selbst; andrerseits mußte dafür gesorgt werden, daß der Kampf nicht zur Entscheidung führte. Dies hebt Bethe selbst hervor (S. 256). Einzelkämpfe zwischen Hauptpersonen, die einem in der Sage feststehenden Verlauf eingefügt werden, müssen immer ohne Ergebnis bleiben. Das Natürliche ist, daß den, der nahe daran ist, zu unterliegen, ein Gott wunderbar errettet. So auch den Paris. Nun war noch der beschworene Vertrag da und mußte unwirksam gemacht werden. Einfache Weigerung von troischer Seite, zu tun, was Agamemnon fordert (Γ 456 ff.), hätte — für den Geschäftsgang, möchte man sagen — genügt. Der Dichter hat es anders gemacht, und wir danken es ihm. Aber damit war denn für ihn dieses Motiv erledigt; er konnte in die Reihe der allgemeinen Kämpfe einlenken. Das geschieht von Δ 220 an. Bethe will mit 189 sein Eidbruchgedicht schließen; da habe es sein τέλος. Ich meine, es gibt wenige Stellen in der Ilias, wo der überlieferte Text einen so verständlichen Verlauf darstellt, wie hier, wenn man über 220 hinaus weitergeht, während das Eidbruchgedicht, für sich genommen, einen wirksamen Schluß erst noch fordern würde.

In ΓΔ lag die Einheit in der Handlung; sie kann auch, bei loser gefügten Ereignissen, durch die Stimmung gegeben werden. Der Inhalt von Z erscheint auf den ersten Blick wie zusammengewürfelt; deshalb hat von jeher die Kritik hier scharfe Einschnitte gemacht: ἡ διπλῆ ὅτι μετατιθέασί τινες ἀλλαχόσε ταύτην τὴν σύστασιν, bemerkt schon Aristonikos zum Beginn der Glaukosepisode (119). Tritt man aber, durch Erfahrungen aus der Odyssee ermutigt, mit der Frage heran, ob der Bearbeiter nicht doch vielleicht etwas Vernünftiges sich gedacht habe, und mit dem Vorsatze, zunächst einmal zu verstehen, so findet man die klare Absicht und statt des bearbeitenden Autors einen schaffenden, einen rechten ποιητής. Auf dunklem Hintergrunde soll uns eine Reihe fried-

δὲ Ζέλειαν ἔναιον ὑπαὶ πόδα νείατον Ἴδης ἀφνειοί, πίνοντες ὕδωρ μέλαν Αἰσήποιο, Τρῶες, τῶν αὖτ' ἦρχε Λυκάονος ἀγλαὸς υἱός, Πάνδαρος, ᾧ καὶ τόξον Ἀπόλλων αὐτὸς ἔδωκεν. Ist es erlaubt, trotzdem zu vermuten, daß der Dichter ἡγεόμην ἑτάροισι schrieb oder dachte und vortrug?

licher Bilder vorgeführt werden. Deshalb wird zuerst mit ein paar Strichen die Fortdauer blutiger Kämpfe angedeutet. Auf Helenos' Rat geht Hektor in die Stadt, um einen Bittgang der Frauen zu veranlassen. Die Zeit, während deren er unterwegs ist, füllt in anmutiger Weise die Begegnung zwischen Glaukos und Diomedes aus, die sich mitten im kriegerischen Getümmel als Gastfreunde erkennen. Jetzt (237) tritt Hektor durchs Tor. Frauen und Töchter der Kämpfenden bestürmen ihn mit Fragen; er heißt sie zu den Göttern beten (240). Ihn selbst begleiten wir zu seiner Mutter, die ihn liebevoll, doch vergebens zum Verweilen auffordert. Er richtet kurz den Auftrag des Sehers aus, und sogleich veranstaltet Hekabe den Zug der Frauen zum Tempel der Athene. Unterdessen ist Hektor ins Haus seines Bruders gegangen (313), den er zu erneuter Teilnahme am Kampfe antreiben will. Es bedarf keines Zuredens; jener war schon entschlossen zu kommen (338). Helena selbst hat ihn dazu gebracht (337); sie empfindet seine Pflicht und ihr Unrecht. Das spricht sie dem Schwager aus: er antwortet freundlich, lehnt aber auch ihre Einladung zu längerem Bleiben ab. Seine Anwesenheit in der Stadt will er nur noch benutzen, um Frau und Kind für einen Augenblick wiederzusehen. Nicht im Hause trifft er sie, sondern nachher auf dem Wege zum Tore; sie kommt von dort zurück, wo sie dem Kampfe zusehen wollte. Das Gespräch zwischen beiden Gatten beginnt (407) ernst, mit Klagen und Bitten von der einen Seite, Rechtfertigung und milder Abwehr von der andern. Hektor muß kämpfen, für seines Vaters Ehre und seine eigne (446), nicht mehr für den Erfolg; denn er weiß es genau: der Tag wird kommen, wo die heilige Ilios und Priamos mit seinem Volke dahin ist. Doch unter allen trüben Bildern, die ihm die Zukunft zeigt, ist das traurigste das der unglücklichen Frau, die in fremdem Lande Sklavendienste tun muß, den Webstuhl besorgen und Wasser vom Brunnen holen. So etwas wird er freilich nicht mehr mit ansehen, vorher wird ihn die Erde bedecken; aber das ist ein harter Trost. Und noch härter müßte von solcher Selbstberuhigung die berührt werden, zu der er spricht; es ist, als würde damit ihr Schicksal preisgegeben. So wendet er, in unbewußtem Zartgefühl, den Gedanken zum Wunsche (464f.): ἀλλά με τεθνηῶτα χυτὴ κατὰ γαῖα καλύπτοι, πρίν γ' ἔτι σῆς τε βοῆς σοῦ θ' ἑλκηθμοῖο πυθέσθαι. — Aber ist hier überhaupt noch Raum, zu wünschen und also zu hoffen? Da fällt sein Blick auf den Kleinen, den die Wärterin darreicht; er greift nach ihm und will ihn liebkosen, der aber fürchtet sich vor dem flatternden Helmbusch und wendet sich schreiend ab. Das bringt den ernsten Mann zum Lachen. Er setzt den Helm ab, daß das Kind beruhigt wird. Und wie er dann das junge hoffnungsvolle Leben auf seinen Händen wiegt, schwindet alle prophetische Er-

kenntnis des kommenden Unheils: voll Vertrauen betet er zu den Göttern, daß einst aus diesem seinem Sohne ein tüchtiger Mann werde, viel besser als der Vater, der über Ilios mit Kraft herrsche und seiner Mutter Freude mache. Sie selbst, als das Kind ihr auf den Arm gegeben wird, lächelt unter Tränen; die beruhigenden Worte, mit denen der Gemahl von ihr scheidet, der Hinweis auf die Macht des Schicksals, der keiner entgehen könne, geben ihr doch keinen neuen Mut. Weinend kehrt sie nach Hause zurück. Den Helden zieht strenger Beruf sogleich wieder in seinen Bann. — Doch noch einen erfreuenden Eindruck soll er mitnehmen. Strahlend in Waffen und voll Kampfeslust, in herrlichem Gleichnis (506 ff.) vom Dichter beschrieben, kommt Paris gelaufen, um sich ihm anzuschließen. Er hat sich verspätet und entschuldigt die Verzögerung (518 f.), wohl wissend, daß es viel Schlimmeres gibt, weswegen Hektor ihm zürnt. Doch der ist nun überhaupt milde gestimmt, weil die Hoffnung in ihm neu belebt wurde. Auch Paris kann doch seinen Mann stellen, wenn er sich nur aufrafft; so ist die geringschätzige Meinung der Troer, der auch der Bruder zugestimmt hat (523/5), doch im Grunde nicht berechtigt. »Das alles wollen wir künftig ausgleichen, wenn Zeus uns die Befreiung gewährt«: mit dieser freundlichen Aussicht schließt das Lied.

Auch hier muß ich die Einheit und die Ganzheit des Gesanges gegen Bethe verteidigen. Seine Analyse des Z ist vielleicht die schönste Partie seines Buches, mit feinstem Nachempfinden zeigt er die Kunst des Dichters auf. Aber er nimmt und leiht ihm auch, was der Dichter, glaube ich, festgehalten oder abgelehnt haben würde. Von der Glaukosszene (119—236), die lose eingelegt sei, wahrscheinlich vom Verfasser unserer Ilias (S. 317), sieht er ganz ab. In der Helenosepisode (73—118) erkennt er ein von eben jenem gedichtetes Verbindungsstück (S. 227), durch das die echte Einleitung zu dem Bittgang der Troerinnen ersetzt und dieser mit der Diomedie verknüpft worden sei. Aber auch zwischen dem Bittgang selber und den übrigen Teilen des Gesanges bestehen Unstimmigkeiten, vor allem in bezug auf die Wohnungsverhältnisse der Priamossöhne (S. 229); so muß auch dieses Stück abgetrennt werden. Vermutlich haben wir darin ein Fragment kyklischer Epik, aus einer größeren Schilderung höchster Troernot, worin nicht Hektor, sondern einer seiner bis zur Zerstörung überlebenden Brüder als Veranlasser des Gebetes genannt war (S. 231). Nur Hektors Besuch bei Paris und Begegnung mit Andromache gehörten von jeher zusammen. Um Paris auf den Kampfplatz zu holen, geht Hektor in die Stadt. Paris ist hier »als unverächtlicher Held gedacht; »das zeigt die Art, wie Hektor 326 und 521 zu ihm spricht, das bestätigt »der gute Mut, der die Troer erfüllt, als sie ihn mit Hektor das Schlacht»feld betreten sehen« (S. 246. 250). Man erwartet eine große Tat von

ihm; das kann keine andere sein als die Rache für Hektor. Dieser fiel von Achill, Achill von Paris (S. 253). So schließt sich alles — zu einem »Gedicht von Hektor und Paris« (S. 248) — aufs schönste zusammen: Hektor, dem nahen Tode verfallen, hat sich selbst seinen Rächer geholt. Ob in der ursprünglichen Dichtung die Ereignisse erzählt oder nur angedeutet waren, muß unentschieden bleiben. Denn »wir können gar »nicht wissen, ob der Dichter von Hektors Abschied ein größeres Epos »geschaffen hat. — Nur das ist gewiß, daß dem uns erhaltenen Stücke »einiges vorausgegangen war, die Verhältnisse und Voraussetzungen »darzustellen, auf denen der Dichter die Szene aufbaute, die ganz sein »Werk ist, Hektors Abschied« (S. 254).

Gegen diese Hypothese, deren ich schon I 261 f. gedachte, muß ich einen oft geäußerten grundsätzlichen Einwand erneuern: eine Kritik kann nicht die rechte sein, durch die ein überlieferter guter und poetisch wirksamer Zusammenhang zerstört wird. Zwar geht auch Bethe von dem Inhalte des gegebenen Textes, wie er ihn auffaßt, aus; doch bei seiner Auffassung hält er von vornherein das Auge nur auf gewisse Züge eingestellt, während er andere, nicht minder wesentliche, verkennt oder verwirft oder verwischt. Er spricht von »den düsteren Bildern des Z« (S. 220), wo »auf Hektor schon der Schatten des Todes liegt« (S. 246). Nun bietet die Ilias überhaupt ein ernstes Gemälde des Lebens, und zu diesem Gesamteindruck trägt jeder Teil etwas bei; doch nicht jeder dasselbe — sonst gäbe es ein ungegliedertes Grau. Der sechste Gesang ist wie ein Lichtblick, der das Dunkel durchbricht; das hoffe ich durch meine Analyse gezeigt zu haben.

Man hat daran Anstoß genommen, daß der Führer die Schlacht verläßt, während die Seinen in bedrängter Lage sind (73 f.). Dieses Bedenken trifft den von Bethe konstruierten Zusammenhang in erhöhtem Grade; denn da kämpft den Achäern voran Achill selber. Damit wir uns dies vorstellen können, bedarf es allerdings einiger Gewalttätigkeiten. Daß der Schluß von Andromaches Rede fallen muß (433—439), wo die beiden Aias, Idomeneus, die Atriden und Diomedes als Hauptkämpfer genannt werden, ist noch das Geringste. Doch nun soll das, was bleibt, den Sinn haben: »Achill hat ihr alles genommen, Vater, Mutter, sieben »Brüder; Hektor ist allein ihr noch geblieben, auch er wird jetzt fallen . . . »Von wem? — Er, der ihr alles nahm, er wird ihr auch das Letzte nehmen, »Achill« (S. 244). Bethe ist sich dieser Erklärung ganz sicher; vergebens habe ich versucht, mich hineinzudenken. Achills Erwähnung fehlt doch nicht bloß in den ausgeworfenen Versen, wo die Helden genannt werden, vor denen Andromache Sorge hat, sondern auch vorher; ausdrücklich fürchtet sie das Schlimmste von der Masse der Achäer: τάχα γάρ σε

κατακτανέουσιν ᾿Αχαιοὶ πάντες ἐφορμηθέντες (409f.). Freilich erinnert sie dann an das, was sie durch Achill verloren hat, erwähnt dabei auch, wie jener sich als ritterlicher Sieger bewies (417—420); aber mit keiner Silbe deutet sie an, daß gerade von ihm für Hektor Gefahr drohe. Und das wäre doch — wie bei Schiller — natürlich, um nicht zu sagen: unvermeidlich gewesen, wenn sie es gedacht hätte. Nein, Achill mit seiner Teilnahme am Kriege gehört der Vergangenheit an; vielleicht wieder der Zukunft, aber dann einer fernen Zukunft. Hektor selber, wo er zu Helena die Absicht ausspricht, Frau und Kind aufzusuchen, weil er nicht wisse, was ihm bevorstehe, sagt nichts von Achill (367f.): οὐ γὰρ οἶδ᾿, ἢ ἔτι σφιν ὑπότροπος ἵξομαι αὖτις ἦ ἤδη μ᾿ ὑπὸ χερσὶ θεοὶ δαμάουσιν ᾿Αχαιῶν. Die Voraussetzung der Μῆνις, daß Achill den Kämpfen fern bleibt, ist streng durchgeführt. Wir dürfen doch nicht, in einer so vollendeten und gerundeten Dichtung, all solche — wie ich meine, unwillkürlichen — Zeugnisse auf nachträgliche Überarbeitung zurückführen. Ebensowenig werden wir, wozu Bethe folgerichtig geführt wird, mit ihm annehmen, die Geschichte von Eetion und Thebe am Plakos sei eine Gelegenheitserfindung des Dichters, »um Andromache ganz zu vereinsamen und um zugleich Achill als ihr böses Schicksal hinstellen zu können« (S. 245). Eher umgekehrt: da der Gedanke an Achill für den Dichter des Z an sich fern liegt, so wird er das, was er doch über ihn erzählen läßt, aus überlieferter Sage genommen haben.

Auf ältere Überlieferung greift Bethe auch für Paris-Alexandros zurück, an und für sich mit Recht; er muß wirklich einst ein unverächtlicher Held gewesen und als solcher besungen worden sein; das lehrt schon sein griechischer Name. Aber davon weiß die Ilias nichts mehr, und ganz gewiß nichts das Z. Er ist auch hier schon ganz der Weiberheld, als den wir ihn sonst kennen (321ff. 337f. 350ff.); auf diese Eigenschaft weist doch Bethe selbst hin (S. 236f.). Treffend hebt er hervor, wie gegensätzlich die beiden Brüder, auch im Verhältnis zu ihren Frauen, charakterisiert sind (S. 247): »Der ernste, pflichtbewußte Mann verläßt »schwer bedrückten Herzens seine reine, heilige Ehe, um für den Frevel »eines anderen in den Tod zu gehen; und dieser andere, der die von ihm »heraufbeschworene Not der Seinen leichtfertig noch durch Groll und »Kampfenthaltung vermehrt hat, der springt von der Seite des entführten »Weibes fröhlich hinaus zum Sieg.« So mag Paris hoffen. Hektor gibt weder jetzt, wo er mit ihm zufrieden ist, noch vorher, wo er ihn gescholten hat, zu erkennen, daß er etwas Besonderes von ihm erwartet; nur soll er, wie jeder andere, seine Pflicht tun und seine Kräfte gebrauchen (522f.). Ebensowenig hat der Dichter angedeutet, daß Hektor, wenn er jetzt auf das Schlachtfeld zurückkehrt, etwas Besonderes zu erleiden, daß er

heute noch fallen werde. Zu der Klage, die Andromache zu Hause mit den Mägden anstimmt, wird ausdrücklich bemerkt, daß sie verfrüht gewesen sei (500f.)[10]. Und Hektors Worte im Gespräch mit Andromache sind zwar voll trüber Ahnung; aber dabei denkt er an die Zukunft — ἔσσεται ἦμαρ — und nicht so sehr an den eigenen Fall wie an das Schicksal der Seinen, das er nicht lebend mit ansehen möchte (464f.). Es ist, als habe der Dichter absichtlich alles ferngehalten, wodurch die von ihm dargestellte Szene innerhalb des bekannten Verlaufs der troischen Ereignisse an einem bestimmten Platze befestigt werden könnte. Daß sie einst als Teil einem größeren Epos angehört habe, bezweifelt ja auch Bethe; von da ist nur noch ein, freilich entscheidender Schritt zu der Erkenntnis, daß die Ὁμιλία, mit dem, wodurch sie vorbereitet und wodurch nachher aus ihr wieder in die Haupthandlung hinübergeleitet wird, also im wesentlichen unser Z, ursprünglich als wirkliches, sich selber genügendes Einzellied gedacht war, für dessen Situation wie für die der Λιταί, der Δολώνεια die Ilias nur in allgemeinen Umrissen den Hintergrund abgab. Zu der Situation gehört es, daß Achill zur Zeit nicht mit kämpft.

Wer immer es war, der dem Zusammentreffen der beiden Gatten den gegenwärtigen Platz anwies, besonderen Dank hat er dadurch verdient, daß er es von unserer Ἕκτορος ἀναίρεσις entfernt hielt. Denn für deren dramatische Entwicklung ist es wesentlich, daß Andromache von einer unmittelbaren Gefahr nichts weiß; sie ist friedlich bei ihrer Arbeit und läßt dem Hausherrn für die Stunde der Rückkehr vom Schlachtfeld ein Bad bereiten (X 437ff.). Solche Gemütsruhe wäre unverständlich, wenn am selben Tage das Gespräch vorhergegangen wäre, in dem sie so ganz von Angst und Sorge um den geliebten Mann beherrscht wird. Für Bethe freilich könnte hier keine Schwierigkeit entstehen, da er ohnehin, wie schon erwähnt, in X den Anteil der Gattin, neben Vater und Mutter, für späteren Zusatz hält. Damit hat er zwar sicher unrecht, insofern er auch diesmal einem Kunstwerk etwas abbricht; doch gerät er nicht in Widerspruch mit sich selber. In empfindlichem Grade tun das alle — und ihre Zahl ist wohl nicht klein —, die in Gedanken, ohne an X etwas zu ändern, eine ältere Ilias konstruieren, in der die Ὁμιλία an demselben Tage

10) αἱ μὲν ἔτι ζωὸν γόον Ἕκτορα ᾧ ἐνὶ οἴκῳ· οὐ γάρ μιν ἔτ' ἔφαντο ὑπότροπον ἐκ πολέμοιο ἵξεσθαι. »Sie dachten, er werde nicht zurückkehren« — aber sie irrten sich. Muß das durch Stellen bewiesen werden? Sie bieten sich leicht. Noemon fragt die Freier, wann Telemachos aus Pylos heimkehren werde; die staunen: οὐ γὰρ ἔφαντο ἐς Πύλον οἴχεσθαι Νηλήιον, ἀλλά που αὐτοῦ ἀγρῶν ἢ μήλοισι παρέμμεναι ἠὲ συβώτῃ (δ 638). Halitherses spricht von dem ruchlosen Treiben der Freier im Hause des Odysseus: τὸν δ' οὐκέτι φάντο νέεσθαι (ω 460). Asios und die Seinen wollen den Übergang über den Graben erzwingen: ἔφαντο γὰρ οὐκέτ' Ἀχαιοὺς σχήσεσθ', ἀλλ' ἐν νηυσὶ μελαίνῃσιν πεσέεσθαι, νήπιοι (M 125).

stattgefunden hätte, an dem nachher Hektor fiel. Es sei unmöglich, heißt es — auch Bethe berührt diesen Punkt (S. 233) —, daß der Dichter von »Hektors Abschied das Ehepaar je wieder zusammengeführt haben könne«. Für unser Gefühl unbedingt, und ich glaube allerdings, auch für den Dichter des Z; er hätte sich ja um die ganze Wirkung jenes wundervollen Zuges gebracht, daß Hektor gegen alle Mahnungen des klar blickenden Verstandes doch auf die Hoffnungsstimme hört, die beim Anblick seines Sohnes zu ihm spricht. Aber wenn wir uns entschließen, unser Z als Einzellied aufzufassen, so brauchen wir es dem Dichter ja gar nicht zuzumuten, daß er mit einem Wiedersehen der Gatten gerechnet hätte. Dann würde 501 freilich anerkannt werden müssen als eine Klammer, die der Redaktor anbrachte, der unserm Z den Platz vor dem H anwies.

Noch eine Einzeldichtung der Ilias soll zum Schluß kurz besprochen werden, das Ω. Kein Gesang der Ilias zeigt so sicher die Merkmale später Entstehung, so reichlich die Unselbständigkeit im Ausdrucke[11]); und nirgends fühlen wir stärker die Gewalt eines echten Dichters, der die grausige Wirklichkeit zu ernster Schönheit mildert. Ungeheures führt er uns vor, mit erschütternder Wahrheit: das Bild des Vaters, der vor dem Todfeinde flehend kniet und die Hände küßt, die ihm den besten Sohn erschlagen haben. Vor solcher Größe des Leides schmelzen Zorn und Haß. Achill weint. Er denkt an seinen eigenen Vater, an das Schmerzliche, das auch diesem noch beschieden ist. Mit leiser Hand schiebt er den Knieenden zurück, heißt ihn aufstehen und sich setzen und spricht ihm freundlich zu. Aber als jener die Bitte um Auslieferung des Toten dringender wiederholt (554f.), fährt er ihn an: μηκέτι νῦν μ' ἐρέθιζε, γέρον· νοέω δὲ καὶ αὐτὸς Ἕκτορά τοι λῦσαι (560f.). Woher der plötzliche Umschlag? Den Grund können wir wohl ahnen. Es fällt ihm ein, daß er den Leichnam so, wie er jetzt ist, unmöglich geben kann[12]); unter dem

11) Mit Recht sagt Wilamowitz (Hl. 70): »Es ist ja ausgemacht, daß es (das Gedicht) »sich stark mit der Odyssee berührt; es wird also in dieselbe Zeit und denselben Dichter»kreis gehören.« Aber ich kann ihm nicht mehr zustimmen, wenn er fortfährt: »Die Niobe vom Sipylos weist nach Smyrna-Kolophon«. An der Berechtigung der antiken Athetese von 614—617 kann ich doch nicht zweifeln. Die Niobe, die nach dem Begräbnis ihrer Kinder, als sie sich müde geweint hatte, wieder »der Speise gedachte«, kann nicht mehr nachher zu Stein verwandelt worden sein.

12) Gewiß liegt darin ein Widerspruch zu dem, was Hermes 411ff. über den Zustand der Leiche sagt (ἑερσήεις κεῖται, περὶ δ' αἷμα νένιπται, οὐδέ ποθι μιαρός· σὺν δ' ἕλκεα πάντα μέμυκεν, ὅσσ' ἐτύπη); den traue ich dem Dichter zu, der jenem wundervollen Gespräch zwischen Hermes und Priamos seinen sanften und beruhigenden Charakter erhalten wollte. Ein Zug aus diesem Gespräch darf wohl hier noch hervorgehoben werden. Als Priamos sagt (377): μακάρων δ' ἔξεσσι τοκήων, muß doch Hermes denken: »Du ahnst gar nicht, wie sehr du recht hast« und lächelnd erwidern: ναὶ δὴ ταῦτά γε πάντα, γέρον, κατὰ μοῖραν ἔειπες.

Eindruck der ehrwürdigen Persönlichkeit des Priamos empfindet er Scham über sein früheres Wüten, und diese Scham versteckt sich hinter einem Zornausbruch gegen den, der sie geweckt hat. Vielleicht war dies die Meinung des Dichters; aber der Ausdruck ist etwas zu scharf geraten. Wenn Achills innere Verwirrung sich in einem heftigen Worte geäußert hatte, so mochte es damit gut sein; er konnte wieder einlenken und etwas zur Begütigung hinzufügen. Das scheint er zu wollen. Denn er gedenkt des göttlichen Befehles, den er empfangen habe, der göttlichen Hilfe, die dem Gaste vermutlich zuteil geworden sei. Und doch schließt er (568 ff.):

τῷ νῦν μή μοι μᾶλλον ἐν ἄλγεσι θυμὸν ὀρίνῃς,
μή σε, γέρον, οὐδ' αὐτὸν ἐνὶ κλισίῃσιν ἐάσω
καὶ ἱκέτην περ ἐόντα, Διὸς δ' ἀλίτωμαι ἐρετμάς.

Noch nachher, als er den Mägden befiehlt, unbemerkt, die Leiche zu waschen, kommt ihm die gleiche Sorge (583): Priamos könnte sie sehen, beim Anblick Schmerz und Unwillen äußern und er dann, erzürnt, den Schützling der Götter töten. Auch der Scherz, mit dem er ihm in der Halle das Lager anweist, hat doch etwas Gewaltsames (649, vgl. oben S. 324 f.). Und in der Tat, Gewalt muß Achill sich antun. Der Starke, Leidenschaftliche, durch dessen Groll Tausende, ohne daß er es achtete, dem Tode verfallen sind, dem es nichts Unnatürliches war, am Grabe des Freundes zwölf gefangene Troer als Opfer zu schlachten (Ψ 175 f.), er soll milde Rücksicht üben gegen den Vater dessen, der doch auch ihm schweres Leid angetan hat. Selbstüberwindung bringt inneren Kampf: den wollte der Dichter fühlbar machen. Dabei ist es geschehen, daß er die Linien doch wieder zu kräftig gezogen, die Farben zu stark aufgetragen hat.

Gegen die drei Klagereden an Hektors Bahre, der Andromache (725 ff.), der Hekabe (748 ff.) und der Helena (762 ff.), hat man mancherlei Bedenken erhoben; ich möchte keine von ihnen missen. Die erste wilde Schmerzensäußerung der Gattin und der Mutter war erfolgt, als der Wagen mit der Leiche sich der Stadt näherte; es ist verständlich, wenn sie jetzt, wo die rituelle Totenklage begonnen hat, ihren Schmerz gefaßter äußern. Und so wundervoll Andromaches Klage im X ist, auch diese hat ihr Recht, die ganz aus der tatsächlichen Lage Andromaches und ihres Kindes erwachsen ist. Was soll daran Befremdliches sein, daß sie von dem geliebten Mann, dessen Haupt sie in den Händen hält, sich an das Kind, das die Wärterin auf dem Arm trägt, und dann wieder zu Hektor zurückwendet? Und wie wunderbar fein ist die letzte Klage, daß der Sterbende nicht habe die Arme nach ihr ausstrecken, ihr kein Wort als letzte Bewußtseinsäußerung habe sagen können, an das sie Tag und Nacht denken könnte in ihren Tränen! Für die Mutter, die X 88 f. zu wissen geglaubt

hatte, daß der Leib ihres Sohnes eine Beute der Hunde sein werde, überwiegt das Gefühl der Erleichterung, daß die Leiche ohne Entstellung vor ihr liegt; das ist eine Gnade der Götter. Ihre anderen Söhne, die Achill fing, hat sie nicht wiedergesehen; er liegt vor ihr. Wohl hat Achill seine Leiche an das Grab des Freundes geschleift; aber nun liegt er da, als hätte ihn ein friedlicher Tod in seinem Bette ereilt. Helena endlich beginnt im Anklang an die ersten Worte Hekabes, die ihr noch in den Ohren klingen. Auf das Zwar (ἦ κέν μοι πόσις ἐστὶν Ἀλέξανδρος θεοειδής) folgt kein Aber wie bei Hekabe; sie wollte sagen, daß er ihr innerlich näher gestanden hatte als Paris. Statt dessen schildert sie die Freundlichkeit, die er ihr stets erwies — er allein, außer Priamos: es ist verständlich, daß Hekabe für sie die böse Schwieger war, der alte Schwäher ihr mit liebenswürdiger Güte gegenübertrat. Wenn der Verfasser der Ἕκτορος λύτρα ihr unter allen Personen der Ilias das letzte Wort gibt, so bestätigt er noch einmal, wie er die Menschen versteht: die, von denen er berichtet, und die, auf die er wirken will.

Ungeheuer ist der Abstand auch des Stiles, der das jüngere Epos von dem älteren getrennt hält. Der Autor περὶ ὕψους, der beide wohl zu würdigen wußte, vergleicht den Homer der Odyssee mit einer untergehenden Sonne. Ja, sie versinkt, aber nur, um einem neuen Teile der Welt das Licht zu bringen. Das Ende des Heldenepos ist der Anfang einer neuen, tiefer ins Innere der menschlichen Natur eindringenden Dichtweise. Doch auch die Ilias gehört schon einer Periode des Übergangs an und zeigt in deutlicher Mischung Spuren des Verfalls und Spuren des Aufblühens. Das Wachstum des epischen Stiles hat seinen Höhepunkt erreicht, lange bevor die größere Dichtung entstand, die der Plan des Streites der Fürsten zusammenhält. Auch sie wurde erst von einer Generation geschaffen, die einen fertigen Schatz von Formen und Formeln übernahm und weiter benutzte, obwohl sie für viele einzelne dieser Formen kein lebendiges Verständnis mehr hatte.

Innerhalb des Zeitraumes, den unsere Analyse umspannen kann, sehen wir die schöpferische Kraft der Sprache mehr und mehr erlahmen. Dafür aber beginnt ein neuer Trieb sich zu regen und erstarkt, je mehr er sich betätigt: die Fähigkeit, einen weiteren Zusammenhang der Handlung mit der Phantasie zu umfassen und nach größerem Überblick ein Gedicht anzulegen. Dieser Gedanke war es, wie sich immer deutlicher gezeigt hat, mit dem die Sänger ionischer Zunge in die Geschichte der epischen Poesie eingriffen; durch die in ihm liegende gestaltende Kraft gelang es ihnen, den Sprach- und Sagenstoff eines fremden Stammes nicht bloß äußerlich in ihren Besitz zu bringen, sondern mit ihrem Geiste

zu verschmelzen. Beide Bewegungen, jene absteigende und diese aufsteigende, gehen lange nebeneinander her, vielfach sich berührend und verschlingend. Die Originalität des Ausdruckes ist nicht mit einem Schlage verloren, und die Kunst der Komposition nicht mit einem Schlage gewonnen. Es gibt Stücke, welche beide Tugenden in hohem Grade vereinigt zeigen; aber wir dürfen uns auch nicht wundern, Lieder zu finden, in denen Verstöße gegen die innere Folgerichtigkeit der Erfindung, welche noch von der Naivetät des Dichters zeugen, mit solchen sich mischen, die daraus entstanden sind, daß es schon eine konventionelle Kunst war, mit deren Mitteln er operierte.

Leben und Vergehen durchdringen sich überall in der Welt. Jeder blühende und fruchttragende Baum, jeder lebendige Mensch sind davon Beispiele. Die Natur kennt im Wachstum der Wesen, die sie geschaffen hat, nirgends einen einzigen Höhepunkt; sondern wenn ein Organ ihn erreicht hat, ist ein anderes schon darüber hinaus, ein drittes vielleicht im Heranreifen. Homer hat ein Bild solches Zustandes in dem Weingarten des Alkinoos, wo neben Trauben, die der Kelter harren, andre erscheinen, die eben angesetzt haben, wieder andre sich schon dunkel färben. Und ein großer Garten voll von Früchten und Blüten und Knospen ist sein Epos. An allem, was da wächst, wollen wir uns freuen; um das aber recht zu können, ist es nötig, daß wir jedes in seiner Art würdigen, daß wir lernen, Reifes vom Unreifen, Blüten von Knospen zu unterscheiden.

ZWEITES KAPITEL

GRENZEN DER KRITIK

I. ÜBERLIEFERTE GRUPPIERUNG.

Zur Charakteristik der beiden Epen sind bisher nur solche Züge verwertet worden, deren Bestand entweder nicht angefochten war, oder eben durch die neue Beleuchtung, in die sie hier gerückt wurden, gesichert erscheinen konnte. Wenn wir nunmehr dazu übergehen, durch Prüfung der eigentlichen Streitfragen Älteres und Jüngeres zu sondern, um die Grundlage von aufgetragenen Schichten zu befreien, überall darauf ausgehend, daß die ursprüngliche Absicht des Dichters, der zu uns spricht, wieder erkannt werde, so wollen wir uns im voraus des ärztlichen Grundsatzes erinnern: Πρῶτον τὸ μὴ βλάπτειν. Das heißt, wir wollen uns hüten, Zerlegungen und Kombinationen vorzunehmen, durch die ein überlieferter guter und poetisch wirksamer Zusammenhang zerstört wird.

Hat derjenige gegen diese Regel gehandelt, von dem die Abgrenzung der 48 Rhapsodien herrührt? Wilamowitz hat gezeigt, daß es Zenodot war (HU. 369, HI. 32). Aber er hatte schon ein irgendwie Gegliedertes vor sich, dessen Abschnitte er vielfach benutzen konnte. Was für ein Gewährsmann hinter Älian stand, wissen wir nicht, wenn er (var. hist. XIII 14) Titel wie ὁρκίων ἀφάνισις, ἐπὶ ναυσὶ μάχη, Πατρόκλεια, λύτρα, Καλυψοῦς ἄντρον, νέκυια, μνηστήρων φόνος aus dem Zustande herleitet, in dem sich die Epen vor der Sammlung durch Peisistratos befunden hätten. Irgendeine Möglichkeit, innerlich Zusammengehöriges zu bezeichnen, muß es doch gegeben haben. Aristoteles nennt Ἀλκίνου ἀπόλογος mehrmals, auch νεῶν κατάλογος (bei Plutarch Thes. 25), νίπτρα (poet. 16); Herodot sagt (II 116), Homer erwähne die Fahrt des Alexandros nach Sidon ἐν Διομήδεος ἀριστείῃ. Er meint Z 289 ff., scheint also einen Text benutzt zu haben, in dem Z mit unter jene Überschrift gestellt war[1]).

1) Diese und andere voralexandrinische Buchüberschriften könnten sehr wohl aus der ersten Niederschrift der homerischen Gedichte stammen; wenigstens wäre es ein praktischer Mann gewesen, der den Anfang besonders beliebter Einzelvorträge so bezeichnet hätte. Er brauchte darum noch gar nicht so weit zu gehen, daß er jede der beiden Dichtungen in Abschnitte teilte, deren Überschrift den Inhalt voll angab. Und

Wenn dies zutrifft, so verdient derjenige, der zuerst hinter E 909 eingeschnitten und die folgenden Szenen als ein Ganzes herausgehoben hat, alle Anerkennung; heutige Leser, denen es durch ihn leicht gemacht war, sind ihm nicht viele gefolgt. Von der Einheit des K, des Ω brauchen wir nicht zu reden; aber auch πρεσβεία πρὸς Ἀχιλλέα, τειχομαχία, μήνιδος ἀπόρρησις, Ἕκτορος ἀναίρεσις, die παλίωξις ἐπὶ τὰς ναῦς, wie es heißen müßte, zeigen, wenn man sich einmal entschließt, sie darauf anzusehen, eine bemerkenswerte, von ihren Verfassern gewollte Geschlossenheit der Handlung. In der Odyssee sind der zweite Gesang (Telemachs Abreise mit allen Vorbereitungen), der dritte, sechste, siebente Beispiele von gleicher Abrundung. Die Ankunft und der erste Abend beim Sauhirten könnten als Kapitel eines modernen Romans nicht besser zur Einheit gestaltet sein als in unserm ξ. Man möchte versucht sein, Δ und υ ebenso zu beurteilen; aber in beiden sind doch zu mannigfaltige Stücke verbunden, nur allerdings Einleitung und Schluß deutlich als solche gedacht. Wir erleben es wohl auch heute, sogar bei einem wissenschaftlichen Vortrage, daß der Redner kunstvoll beginnt, nachher sich gehen läßt, zuletzt aber noch einmal die Gedanken straffer anzieht und zu wohl berechnetem Ende führt. Sollen wir dieselbe Mischung von Lässigkeit und Strenge nicht vollends einem alten Dichter zutrauen? Das υ hebt sich nach beiden Seiten durch einen Gegensatz ab: von dem Bettler, der von Sorgen gequält auf der Diele liegt, weist es zurück zu der Fürstin, die droben einsam in ihrem Gemache sich in den Schlaf weint, voll Sehnsucht nach ihm, den sie nicht erkannt hat; von der Hauptmahlzeit, die unter Lärm und Lachen verlaufen ist, deutet am Schluß der Dichter voraus auf das blutige Nachtmahl, das die Göttin und der gewaltige Mann den Gästen bereiten werden[2]). Anfang und Ende des Δ sind einander selbst und dem Inhalte, der dazwischen liegt, zugekehrt, zwei Stimmungsbilder: dort der schmausenden Götter, die bald mutwillig eingreifen werden,

---

es konnte sehr wohl der Fall sein, daß er nach dem Beginn der Aristie des Diomedes erst den Beginn des Zweikampfs zwischen Hektor und Aias wieder anmerkte. Überschriften wie Ἀλκίνου ἀπόλογος oder Κόλος μάχη sind von Grammatikern gewiß nicht erfunden.

2) Bekker (Hom. Bl. I 131 f.) und andere haben 387—394 athetiert, Kirchhoff (Od.[2] 275) hält die vorhergehende Theoklymenos-Szene für einen Zusatz des Bearbeiters und schließt 396 passend an 346 an. Beide Annahmen drängen dazu, den Einschnitt zwischen υ und φ über die Zeit der Alexandriner zurückzudatieren. Wenn Kirchhoff recht hat, so hatte der Bearbeiter bereits einen Text vor sich, in dem die Pause zwischen υ 394 und φ 1 ebenso deutlich gegeben war wie in dem unsrigen; hat Bekker recht, so fand der Interpolator eine äußerlich bezeichnete Grenze vor und besaß Kunstverständnis und Geschick genug, sie durch Zudichtung von ein paar Versen innerlich zu rechtfertigen. Oder sollen wir glauben, der wirksame Abschluß und das neue Anheben seien aus Versehen so geraten?

hier des tobenden Kampfes, wie ein Mann ihn sehen würde, den Athene, ohne daß ein Wurf ihn träfe, durch das Getümmel hindurchführte — ein Schlachtpanorama[3]).

Wenn »antike und moderne Liederjäger«, wie Wilamowitz meinte, »unwillkürlich die Schnittpunkte an den Buchenden« gesucht haben, so ist dies zunächst allerdings ein Zeichen für das kanonische Ansehen, das die spät eingeführte Bucheinteilung erworben hatte. Schwerlich aber würde sie so fest eingedrungen sein, wenn sie nicht den in der Dichtung selbst gegebenen Fugen angepaßt gewesen wäre; und so haben sich die zerlegenden Kritiker doch wohl nicht alle bloß unwillkürlich durch die Tradition leiten lassen. Mehr als zehnmal schließt ein Gesang mit dem Eintritt der Nacht oder mit Rückkehr zur Nachtruhe (Α Η Θ Ι α β ε η ξ π τ). Wer an die Unterbrechung des Vortrages denkt, die an solchen Stellen vom Dichter beabsichtigt war, wird nicht erst Anstoß daran nehmen, daß Zeus zunächst schläft, nachher schlaflos liegt (Α 611. Β 2). Besonders deutlich ist die Zeitgrenze zwischen π und ρ; den Verlauf einer ganzen Nacht sollen hier die Zuhörer sich vorstellen, während der Pause, die der Sänger macht, nach der er mit ihnen zum selben Orte und zu denselben Personen zurückkehrt. Sehr viel weniger geschickt, nach dem guten Schluß von ξ, und chronologisch unklar ist der Neuanfang in ο, wo deshalb die Kritik mit Recht eingesetzt hat. Gegen den von ω ist stilistisch nichts einzuwenden. In den Kampfschilderungen der Ilias zeigen, außer den schon erwähnten Beispielen von Gesängen, die in sich geschlossen sind, auch die Anfänge von Λ, Ν, Π ein bewußtes Anheben von etwas Neuem: einmal geht die Nacht vorher, einmal ein großes Ergebnis des Kampfes, an der dritten Stelle eine Situation höchster Spannung die nicht mehr lange aufrecht erhalten werden kann. In allen drei Gesängen erkennt man auch am Schluß die Absicht des Dichters, mit der Erzählung einen Punkt zu erreichen, auf dem die Phantasie der Zuhörer einige Zeit verweilen kann. Inhaltlich für sich stehen die ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ, und danach ist die Einleitung gebildet, die zwar mit ihren Worten an das in Χ zuletzt Erzählte, die Totenklage um Hektor, unmittelbar anknüpft, doch so — wenn wir uns das Ganze vorgetragen denken —, daß den Zuhörern eine kleine Ruhe gegönnt war, um das Erschütternde, was sie vernommen hatten, ausklingen zu lassen. Ihren formellen Abschluß finden die Kampfspiele erst in Ω (λῦτο δ᾽ ἀγών), wo die Erzählung zunächst ganz natürlich weitergeht — Achill, nun allein mit seiner Trauer —, dann aber auf eine

3) Hier kann ich also dem Urteil von Wilamowitz (Hl. 282) nicht beistimmen, daß zur Abrundung des Δ die Schlußverse von den Rhapsoden hinzugefügt seien. Dagegen hat er S. 87 die Verse Υ 495—504 als eine solchem Zwecke dienende Rhapsodeninterpolation evident erwiesen.

fremde Bahn gelenkt wird. Daß aus der Nacht mit ihrem Morgen, die auf die Totenfeier folgen, unversehens eine ganze Reihe von Nächten und Tagen wird, ist wirklich nichts Schönes; und wenn der Dichter hier mit Bewußtsein gearbeitet hat, worauf die Iterativa, in denen die Vorstellung hinübergleitet, doch wohl schließen lassen, so hat er mehr ein Kunststück vollbracht als ein Werk der Kunst. Darüber aber ist gerade hier am wenigsten ein Zweifel, daß der Absatz zwischen Ψ und Ω ein ursprünglicher, nicht von einem Herausgeber willkürlich hereingetragen ist.

Wenn die Ereignisse am Ende eines Kapitels mit denen zu Anfang des folgenden eng zusammenhängen, so folgt daraus noch nicht, daß der Verfasser des Romanes schlecht eingeteilt hat. Er kann mit gutem Bedachte den Einschnitt gemacht haben, um zu veranlassen, daß der Leser ein Weilchen innehält, zurückschaut und vorwärts denkt. Daß die Rhapsoden eben diese Kunst im Vortrage geübt haben, dürfen wir vermuten und können erwarten, Spuren davon in unserm Texte zu finden. Von κ zu λ und von λ zu μ ist der Fortschritt glatt, und doch die Unterbrechung angenehm; sie gibt Raum, um den Gang oder die Fahrt, wovon vorher berichtet worden ist, nun ausgeführt zu denken. Dagegen zwischen γ und δ stört der Absatz wirklich, und hier möchte man wohl ein Versehen desjenigen annehmen, der die Buchgrenze eingezeichnet hat. Wir brauchen sie nur um eine Zeile zurückzuschieben und γ 497 zum Folgenden zu ziehen, so haben wir dasselbe Verhältnis wie in den beiden zuvor besprochenen Fällen. Kunstvoller gegliedert ist die Darstellung auf der Scheide von ν und ξ, und wieder von ο und π: auch hier ein Weg, der zurückgelegt wird, während der Erzähler schweigt; wie er dann aber neu anhebt, versetzt er uns auf die andre Seite, in die Häuslichkeit dessen, bei dem der Gast eintreten wird. Untereinander ähnlich — von der Masse zur Hauptperson, auf deren Anteilnahme, auf deren Überraschung wir uns freuen — sind auch die Übergänge aus σ und χ nach τ und ψ. Von anderer Art, nur noch wirksamer ist der Abschnitt, der das Vorspiel des Freiermordes von dem Kampfe selber trennt Der Bettler hat den Bogen in der Hand, hat schon den glücklichen Schuß durch die Beile getan. Frohlockend spricht er zu Telemach: er mache ihm keine Schande, noch sei seine Kraft ungeschwächt —

> νῦν δ᾽ ὥρη καὶ δεῖπνον ᾽Αχαιοῖσιν τετυκέσθαι
> ἐν φάει, αὐτὰρ ἔπειτα καὶ ἄλλως ἑψιάεσθαι
> μολπῇ καὶ φόρμιγγι· τὰ γάρ τ᾽ ἀναθήματα δαιτός.

Der Sohn versteht ihn: er ergreift Schwert und Lanze, tritt neben den Vater hin. Sprachlos sehen's die Freier: was will das werden? Erwartungsvoll blicken die Zuhörer auf den Sänger. Und der sollte so sehr

sein eigner Feind sein, daß er sich nicht für ein paar Augenblicke an der Spannung in allen Gesichtern weidete? daß er, wie mit einem alltäglichen τὸν δ' ἀπαμειβόμενος, sogleich fortführe:

αὐτὰρ ὁ γυμνώθη ῥακέων πολύμητις Ὀδυσσεύς,
ἆλτο δ' ἐπὶ μέγαν οὐδὸν ἔχων βιὸν ἠδὲ φαρέτρην.

Für uns, die wir uns mit Lesen zu behelfen suchen, gibt der freigelassene Raum und die neue Überschrift einen wohltuenden Anhalt. Um das recht zu empfinden, braucht man nur diese Partie in einer Ausgabe wie den beiden Bekkerschen zu lesen, wo die Verse in ununterbrochener Reihe fortgehen. Auch ι 1 der Anfang der Selbsterzählung mit seiner allmählich steigernden Vorbereitung bietet gute Gelegenheit zu solcher Probe.

In der Ilias zeigt einen bei unmittelbarem Fortgang der Handlung doch wohltuenden Einschnitt der Schluß von Z. Hektor und Paris, brüderlich verbunden, kehren aus der Stadt auf das Schlachtfeld zurück: wie wird ihr Eintreffen dort wirken? Das erfahren wir erst im folgenden Buche. Mit stärkerer Spannung entläßt uns der dritte Gesang: Fast aus den Händen des Siegers ist Paris verschwunden; eine Weile wird nach ihm gesucht, dann erklärt Agamemnon, der Kampf sei für seinen Bruder entschieden, der Preis müsse gezahlt werden. Wie wird Hektor, wie werden die Troer diese Forderung aufnehmen? Davon zu berichten, ist nicht des Dichters Absicht. Zielinski und Hedwig Jordan haben richtig erkannt, wie der Verfasser dieser Partie auf Totalität der Darstellung verzichtet, um das herauszuheben, was er in bewegten Gruppen einzelner Gestalten wirksam vorführen kann. Bei der Unklarheit des Ergebnisses, das der Zweikampf gehabt hat, könnte zunächst eine Verhandlung versucht werden; die würde scheitern, und aus der Unmöglichkeit sich zu verständigen müßte der Entschluß hervorgehen, die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen. Solche verstandesmäßige Überleitung hat dem Dichter nicht gefallen: zum Neubeginn der Kämpfe, die sich vor unsern Augen abspielen sollen, wünschte er einen sinnlich greifbaren Anstoß zu geben. So erfand er den Schuß des Pandaros und, um diesen vorzubereiten, die Szene im Olymp. Dies alles greift aufs beste ineinander, wir haben keinen Grund, eine ὁρκίων σύγχυσις als selbständiges Gedicht abzutrennen. Nur verstehe ich nicht, warum Adolf Roemer, der dies mit Recht betont[4]), bei dem Anlaß auf die »Buchstabeneinteilung Zenodots« schilt, die das unbedingt Zusammengehörige zerrissen habe. Wenn irgendwo, so war hier eine Pause im Vortrage geboten, um für das Anheben von einer neuen Seite her Raum zu schaffen. Lesen wir aus Γ nach Δ hinüber κατὰ συνάφειαν, so stört uns der Sprung; halten

4) Zur Technik der homerischen Gesänge (Sitz.-Ber. Münch. Ak. 1907) S. 498f.

wir inne, so wird unsere Aufmerksamkeit frei, und der Dichter mag sie, wenn er wieder beginnt, für etwas anderes in Anspruch nehmen.

Überblicken wir jetzt die 46 Buchgrenzen, die es bei Homer gibt, so zeigt sich: fast alle sind der inneren Gliederung gut angepaßt und helfen sie zum Bewußtsein bringen. Bei einigen ist diese Hilfe so stark, daß — unseren Text vorausgesetzt — durch Wegfall des Einschnittes die poetische Wirkung Schaden leiden würde.

II. PSYCHOLOGISCHE ERKLÄRUNG.

Wie da, wo er Teile der Erzählung erkennbar getrennt hat, so kann der Dichter auch für Glieder, die der Verbindung dienen, zunächst verlangen, daß man sich bemühe, ihn zu verstehen. Dagegen ist freilich eingewendet worden, es sei ein Fehler, »sich von den Dichtern zu sehr herein»reden zu lassen und ihnen einen Teil der kritischen Verpflichtung der »Erklärung zuzuschieben«; mancher sei in bezug auf innere Folgerichtigkeit »zu starken Konzessionen geneigt, indem er von dem Gesichtswinkel »der Dichter aus die Probleme betrachte, statt einen eigenen Standpunkt »einzunehmen[5])«. Gerade dies aber, den Intentionen des Dichters nachzugehen, ist die erste Aufgabe der Kritik. Er darf doch wohl für sich dasselbe als Recht in Anspruch nehmen, was für den Interpolator grundsätzlich anerkannt ist. Wie wir an dessen Eingreifen nur glauben, wo wir einen Anlaß erkennen, der ihn dazu bestimmt haben kann — vielleicht manchmal bloß die Laune, einen künftigen Leser irre zu führen? —, so sollen wir, wo uns etwas wie ein Anstoß begegnet, doch immer dann glauben, daß er vom Dichter selbst herrühre, wenn wir imstande sind, aus technischen Rücksichten oder aus einer psychologisch verständlichen Ablenkung das Auffallende zu erklären. Dafür seien hier einige Beispiele angeführt, denen verwandt, an denen im letzten Kapitel des vorigen Buches die psychologische Kunst des Dichters gezeigt wurde.

Die Verbindung zwischen A und B ist vielfach getadelt worden. Neu war der Vorwurf, den Gercke erhob (NJb. 7, 186f.): der Traum, den Zeus dem Agamemnon sendet, passe deshalb nicht hierher, weil darin die Hoffnung auf Sieg erregt werde; die Bemerkung (38 ff.) νήπιος, οὐδὲ τὰ ᾔδει ἅ ῥα Ζεὺς μήδετο ἔργα κτλ. sei das »Auskunftsmittel eines kurzsichtigen Redaktors«. Aber, wenn der Plan der μῆνις einmal gegeben war, wie sollte denn der Traum den König zum Angriffe verleiten, wenn er ihm nicht frohe Hoffnung machte? Noch gewaltsamer wird von demselben

5) Gercke in dem früher erwähnten Aufsatz »Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik«; NJb. 7 (1901) S. 197.

Gelehrten[6]) eine Stelle in T gepreßt, um etwas Neues über die Pläne der Götter zu ergeben. Beim Versöhnungsopfer sagt Achill betend (270ff.): »Vater Zeus, du schickst den Menschen Unheil; denn niemals wäre es »zum Streite zwischen mir und dem Atriden gekommen, wenn es nicht »dein Wille gewesen wäre, daß viele Achäer den Tod fänden.« Kann etwas natürlicher sein? Wie vorher Agamemnon (T 86f.), so macht jetzt sein Gegner den höchsten Gott für das Geschehene verantwortlich, um die eigene Schuld zu verringern, die Aussöhnung zu erleichtern. Gercke aber meinte, hier werde tatsächlich eine Διὸς βουλή vorausgesetzt, die dem A, ja der ganzen Ilias widerspreche, und in der »das Rudiment einer »älteren und roheren Sagengestaltung erhalten sei, die dem erhaltenen »Anfange der Kyprien verwandt war«. Den Menschen sind die Gedanken der Götter verborgen; Vermutungen darüber, die der Dichter seinen Personen in den Mund legt, können mit Bewußtsein von ihm so gestaltet sein, daß sie der Wirklichkeit nicht oder nicht völlig entsprechen, in die er seine Zuhörer einweiht. Als Odysseus aus der Höhle des Kyklopen glücklich entronnen war, opferte er dem Zeus; ὃ δ᾿ οὐκ ἐμπάζετο ἱρῶν, ἀλλ᾿ ἄρα μερμήριζεν, ὅπως ἀπολοίατο πᾶσαι νῆες ἐύσσελμοι καὶ ἐμοὶ ἐρίηρες ἑταῖροι (ι 553ff.). So erzählt er den Phäaken; und doch waren die Leiden, deren er sich dabei erinnert, nicht von Zeus ihm zugedacht, sondern, wie er selbst kurz vorher anzudeuten schien (536), von Poseidon geschickt. Steckt hier etwa eine Spur davon, daß Poseidons Zorn erst nachträglich eingefügt ist? Sicher nicht. Mag man dieses Motiv für ursprünglich oder für zugesetzt halten[7]), die Bemerkung über den Mißerfolg des dem höchsten Gotte gebrachten Opfers verträgt sich mit beiden Ansichten[8]), sie ist nicht anders gemeint als die Nestors bei ähnlichem Anlaß γ 160. Trotz des Opfers ist es dem Helden schlecht ergangen; da muß er annehmen, Zeus habe es so geplant. Daß er nicht Tatsachen gibt, sondern Deutung von Tatsachen, ist 554 in dem ἄρα der besseren Überlieferung leise, doch vernehmbar ausgedrückt. — Auch wo es sich darum handelt, menschliche Taten in erklärenden Zusammenhang zu bringen, können die, welche davon betroffen worden sind, leicht irren.

6) Gercke S. 109. Ähnlich schon früher Friedrich Hanssen: Sobre la interpretacion de un passaje de la Iliada (de Iovis consilio). Publicado en los Annales de la Universitat Santiago de Chile (Imprenta Cervantes), 1893. Der Abhandlung ist ein Summarium in lateinischer Sprache hinzugefügt.

7) Die Vermutung, daß Zorn und Rache Poseidons der ursprünglichen Darstellung gefehlt haben, begründet Niese EHP. 173f. Ebenso urteilt unter anderen Mülder, »Das Kyklopengedicht«, Herm. XXXVIII 435. 439. 441.

8) Mit Recht hat deshalb Ove Jörgensen (Herm. XXXIX) doch zuletzt darauf verzichtet, aus der Bemerkung ὃ δ᾿ οὐκ ἐμπάζετο κτλ. etwas für die Frage nach dem ursprünglichen Zusammenhang der Kyklopie zu folgern (S. 367 gegen 359).

Für die Seelen der gemordeten Freier lag nichts näher, als in der Veranstaltung des Bogenwettkampfes ein zwischen Odysseus und Penelope abgekartetes Spiel zu sehen. Wenn Amphimedon es in der zweiten Nekyia (167f.) so erzählt, so zeigt sich darin nur der verständige Sinn des Dichters dieser Partie. Als Zeugnis für eine ältere Gestalt der Sage, nach der das Gespräch in τ zur Erkennung der beiden Gatten führte, darf dieser aus der augenblicklichen Situation heraus geschickt erfundene Zug nicht angesprochen werden[9]).

Das Gemeinsame der zuletzt besprochenen Fälle war, daß eine Äußerung über Ereignisse, die selber zum Inhalt des Epos gehören, nicht genau das Richtige gibt, ohne Absicht des Redenden. Es kommt auch vor, daß jemand — wie der Traumgott in seiner Voraussage, so ein Mensch in bezug auf Gegenwärtiges oder Vergangenes — mit vollem Bewußtsein von der Wahrheit abweicht, wenn auch nicht gleich bis zur völligen Verkehrung ins Gegenteil. Hierhin gehört das im letzten Kapitel des vorigen Buches besprochene Verhalten des Odysseus, wenn er Penelope gegenüber seinen Aufenthalt auf Ogygia verschweigt (S. 540). Den Wunsch, die beunruhigende Wirkung eines gar zu genauen Berichtes zu verhüten, könnte man auch in der Schilderung erkennen wollen, die in der Unterwelt Antikleia dem Sohne von den Zuständen auf Ithaka gibt (λ 181 ff.). In der Tat würde die innere Qual des der Heimat Ferngehaltenen aufs äußerste verschärft werden, wenn ihn bei allen weiteren Fahrten und während der Jahre auf Ogygia ein volles Wissen von der Bedrängnis seines geliebten Weibes begleitete. Doch solche Rücksichtnahme wäre eher aus dem Sinne des Dichters verständlich, weniger aus dem der Mutter, die ja zu schleuniger Heimkehr treibt und aus der Notwendigkeit der Hilfe einen stärkeren Beweggrund zur Eile nehmen könnte, als den sie 223 f. andeutet. So bleibt an dieser Stelle, deren Schwierigkeit schon hervorgehoben wurde, immer noch ein Anstoß. Auch in Athenens Mahnung an Telemach, eilends von Sparta aufzubrechen, damit nicht inzwischen seine Mutter den Eurymachos heirate (ο 14 ff.), ist nicht alles in Ordnung. Zwar daß überhaupt Penelope sich wieder vermählen wird, steht fest; ihr Gemahl selbst hat es beim Abschied so vorgeschrieben (σ 269 f.), diese Pflicht ist für die treue Frau der bitterste Teil ihrer Not (σ 272. τ 571). Und daß die Göttin etwas übertreibt und durch Nennung des Eurymachos dem Gedanken eine bestimmtere Wendung gibt, wäre ganz homerisch erfunden. Aber wie kann sie dem Telemach das als Gefahr hinstellen, was ihm Vorteil bringen wird, ja die Lösung aus unleidlichem Verhältnis? Odysseus' Auftrag, daß Penelope, wenn er nicht zurück-

9) So verwertete ihn Wilamowitz HU. 80; nach seinem Vorgang dann andere.

kehre, schließlich eine neue Ehe eingehen und das Haus räumen solle, war ja gerade durch die Rücksicht auf den erwachsenen Sohn begründet; und dieser selbst ist sich seiner Ansprüche wohl bewußt und macht sie geltend (τ 533f.). Also hier steckt wirklich der Dichter den Kopf durch die Tapete; für sich empfand er die Notwendigkeit, den Abwesenden wieder zur Stelle zu schaffen, und leiht zu diesem Zwecke seinen Personen einen Beweggrund, der für sie nicht paßt. Hier behält deshalb Kirchhoff, der daraus auf eine Zwangslage des Bearbeiters geschlossen hat, ebenso recht wie in seiner Beurteilung der unanschaulichen Form des Erscheinens der Göttin (Od.[2] 504). Dies könnte klingen wie eine Zustimmung zu dem, was Belzner (Homerische Probleme II 98f.) ausführt: er meint ja, der Dichter habe, um die von ihm geplante σύστασις τῶν πραγμάτων durchzusetzen, sich ein solches Gewaltmittel gestattet. Nur, ich meine den Dichter dieser Verse, er den Dichter der Odyssee. Und den Dichter, dem der Grundstock des zweiten Teiles der Odyssee gehört, kann ich nicht für einen solchen Pfuscher halten, daß er Athene ihren Schützling mit der Befürchtung schrecken ließ, die Mutter möchte etwas von dem Besitz des Hauses unberechtigterweise ihrem neuen Gemahl zuwenden — dem sie doch nur gegen ihren Willen und zwangsweise in sein Haus gefolgt sein konnte.

Ist es denkbar, daß wir durch pychologische Erklärung die Widersprüche beseitigen können, die zwischen I und der Rede des Achill Π 49ff. bestehen? Es sind zwei Stellen dieser Rede, die den Λιταί widersprechen. Einmal 83ff.:

πείθεο δ', ὥς τοι ἐγὼ μύθου τέλος ἐν φρεσὶ θείω,
ὡς ἄν μοι τιμὴν μεγάλην καὶ κῦδος ἄρηαι
πρὸς πάντων Δαναῶν, ἀτὰρ οἱ περικαλλέα κούρην
ἂψ ἀπονάσσωσιν, ποτὶ δ' ἀγλαὰ δῶρα πόρωσιν.

Dazu von Neueren Bethe (Homer I 72): »Π 85, als er ihn beauftragt, die »Troer vom brennenden Schiffe wegzutreiben, hat er sein Ziel fest im »Auge, ‚daß mir die Danaer das schöne Mädchen zurücksenden und »herrliche Geschenke gewähren'. Und das, nachdem in der Nacht zuvor »die Gesandten Agamemnons ihm die Briseis und ungeheuren Reichtum »zur Sühne geboten und ihn auf Beschluß der Achaierfürsten angefleht »haben, ihrer großen Not (I 230) zu wehren (300). Hier liegt der »schärfste Widerspruch der Ilias. Es ist ein Widerspruch der »Art, daß ihn unmöglich ein und derselbe frei schaffende Dich»ter begangen haben kann.« Kürzer, aber nicht minder entschieden Wilamowitz (HI. 120): »Π kann ja das I gar nicht kennen. Achill will »ja hier 84 das erreichen, was er im I haben konnte und abgeschlagen hat«.

Auf die harmonistischen Künste, mit denen die Unitarier diesen Widerspruch wegzudeuten suchen, gehe ich nicht ein: *adversus principia negantem non est disputandum.* Aber eine wenige Verse früher sich findende Stelle, auf deren Bedeutung zuerst Grote hingewiesen hat, versucht man heute psychologisch umzudeuten:

> Τρώων δὲ πόλις ἐπὶ πᾶσα βέβηκεν
> θάρσυνος· οὐ γὰρ ἐμῆς κόρυθος λεύσσουσι μέτωπον
> ἐγγύθι λαμπομένης. τάχα κεν φεύγοντες ἐναύλους
> πλήσειαν νεκύων, εἴ μοι κρείων Ἀγαμέμνων
> ἤπια εἰδείη· νῦν δὲ στρατὸν ἀμφιμάχονται.

Kann Achill wirklich noch mehr von Agamemnon verlangen als das, was er ihm durch die Bittgesandtschaft des I bot?

Mülder möchte dem Satze jede Beziehung auf das I nehmen. Er gibt (IQ. 171) den Gedankengang der Verse 46—100 so wieder: »Natürlich »zürne ich — wie du richtig gesagt — dem Agamemnon über alle Maßen »und mit gutem Grunde. Deshalb wollte ich es ihm eigentlich noch »etwas schlechter gehen lassen, als es ihm jetzt schon geht, dann wollte ich »— selbstverständlich! — helfen. Aber wenn es dein Wunsch ist, deinerseits schon jetzt zu intervenieren — tu's! (Π 46 bis etwa 70). *Zwar* »*verdient es Agamemnon nicht, der Widerwärtige, aber* — »trotzdem! — mag geschehen, was du begehrst (bis Π 82). Ich habe hiermit auch den Vers in seinen rechten Zusammenhang gestellt, der so»viel Unheil angerichtet (Π 72^{b}, 73^{a}).« Dazu Anmerkung 1: »εἴ μοι κρείων »Ἀγαμέμνων ἤπια εἰδείη, d. h. wäre Agamemnon nur kein solcher Nei»ding. Neid soll nach des Dichters Absicht das Auftreten Agamemnons »gegen Achilleus erklären. Das soll die Thersites-Szene nahebringen, cf. »B 225: ‚Was gönnest du andern schon wieder nicht und möchtest es »selbst haben?!'« Mir scheint die Konstruktion dieses Gedankenganges völlig willkürlich; es fehlt jede Andeutung, daß »der Vers, der soviel Unheil angerichtet«, in konzessivem Verhältnis zum Folgenden steht. Und nicht minder willkürlich ist es, wenn Mülder in das dem Sinne nach vorliegende μὴ ἤπιον εἶναι den Begriff des Neides hineinträgt. Da das seinem Ursprung nach dunkle ἤπιος einerseits von der Wirkung heilender Kräuter (Λ 515), anderseits von der Gesinnung des liebevollen Vaters (β 47), des treuen Knechtes (ο 39) gebraucht wird, so muß es ähnliche Bedeutungen in sich vereinigen wie unser »lind«, und übersetzen läßt sich die Stelle kaum anders, als Bethe es getan hat: »wenn Agamemnon mir freundlich gesinnt wäre«. Darauf läuft denn auch die Deutung hinaus, die Mülder später (Pauli-Wissowa s. v. Ilias 1014) gegeben hat: »wenn Agamemnon mich nur leiden möchte« — nur daß diese Ausdrucksweise

Achill etwa auf das Niveau der κούρη νηπίη am Anfang des Π herabzieht. Der Gedankengang aber scheint mir von 64—82 folgender zu sein[10]: Nimm du meine Waffen und führe die Myrmidonen zum Kampf, wenn's denn so ist, daß die schwarze Wolke der Troer machtvoll die Schiffe umgibt und die Argeier ans Meer gedrängt sind; der Troer ganze Gemeinde aber ist mutig herangerückt[11]. Freilich, sie sehen ja meinen Helm nicht funkeln. Sie sollten bald auf der Flucht die Bachbetten mit Leichen füllen, wenn Agamemnon mir freundlich gesinnt wäre, während sie jetzt das Lager (στρατόν O 657) umkämpfen. [Zwar, der Tydide kämpft ja nicht mit, auch den Atriden höre ich nicht rufen, wohl aber Hektor die Troer anspornen, und die erfüllen mit ihrem Geschrei die ganze Ebene als Sieger über die Achäer.][12] Aber trotzdem (= so schlimm es auch steht) wehre das Verderben von den Schiffen ab und wirf dich machtvoll auf sie, damit sie die Schiffe nicht anzünden und die Rückkehr unmöglich machen.

Anders geht Roemer (Homerische Aufsätze 51 f.) vor, um der Stelle ihre Beweiskraft zu nehmen: er übersteigert erst die Gefühlswärme, die in ἤπια εἰδέναι liegt, und konstatiert dann, daß diese im I bei Agamemnon nicht hervortritt. Aber was verlangt er denn? Wie sollten nach der Streitszene des A und dem, was wir aus ihr über das frühere Verhältnis zwischen Achill und Agamemnon erschließen, zwischen den beiden je andere Beziehungen als »korrekte« bestehen können? Zu deren Herstellung aber das Seine beizutragen, ist Agamemnon im I wahrlich bereit. Er demütigt sich tief vor den Fürsten: ἀασάμην φρεσὶ λευγαλέῃσι πιθήσας, er zählt die Leistungen auf, zu denen er bereit ist — den Schluß der Rede muß ich ausschreiben, weil er mißverstanden worden ist:

δμηθήτω — Ἀίδης τοι ἀμείλιχος ἠδ' ἀδάμαστος·
τοὔνεκα καί τε βροτοῖσι θεῶν ἔχθιστος ἁπάντων —

10) Ich entwickle ihn, weil ich versuchen möchte, dadurch zugleich die Bedenken Bethes (a. a. O. 159) zu entkräften. Wenn Achill immer von neuem die für die Troer günstige Kampflage, die Not der Achäer hervorhebt, so entspricht das Schwelgen in diesen Vorstellungen seiner Stimmung; er kostet die Lust befriedigten Racheverlangens aus.

11) Andere Beispiele dafür, daß das erste Glied einer Antithese nach dem zweiten in anderer Form wiederholt wird, bei Bruhn, Anhang zum Sophokles von Schneidewin-Nauck § 215.

12) Die eckigen Klammern sollen andeuten, daß diese Verse (74—79) vielleicht dem ursprünglichen Zusammenhang fremd sind. Warum nennt Achill gerade Diomedes und Agamemnon? Unter den Lösungsversuchen für diese Aporie scheint mir der richtig zu sein, den Schol. T 74 und zu 76 anführt: . . ἐπειδὴ πρῶτος ἠρίστευσε Διομήδης, εἶτα Ἀγαμέμνων und . . καὶ ὅτι πρὸ τῆς ἀριστείας ἐβόησεν (ὁ Ἀγαμέμνων) ‚ἰδὲ ζώννυσθαι ἄνωγεν Ἀργείους'. Also diese Verse setzen nicht nur Λ1, sondern auch voraus.

160 καί μοι ὑποστήτω, ὅσσον βασιλεύτερός εἰμι
ἠδ᾽ ὅσσον γενεῇ προγενέστερος εὔχομαι εἶναι.

Für Roemer ist das »ein Schluß im Kommandoton«; dafür beruft er sich auf das δμηθήτω und das ὑποστήτω. Ich fürchte, daß er die Nuancierung des Tones verkennt. In δμηθήτω kann nichts, aber auch nichts von Überheblichkeit hineinklingen; das beweist doch die Berufung auf den Gott, der allein ἀδάμαστος ist. ὑποστήτω wird freilich nichts andres heißen können als »er soll sich mir unterordnen«, und darauf fußt auch Mülder (Pauly-Wissowa s. v. Ilias 1013): »Aber dabei bleibt Agamemnon: »seinem Oberkommando fügen muß sich Achilleus« — mit der Anmerkung: »Das steht ausdrücklich da (I 160) und ist der Angelpunkt des »Ganzen. Es lehrt die Abweisung der Bittgesandtschaft durchaus ver»stehen.« Es lohnt sich um Mülders willen, zu sehen, wie er das ausführt. »Trotz der diplomatischen Rede des Odysseus weist Achill das »Versöhnungsangebot ab.« Dazu wieder eine Anmerkung: »Natürlich »platzt Odysseus mit der Forderung der Unterordnung nicht gleich »heraus.« Er platzt mit dieser Forderung nicht gleich heraus — gut; aber er stellt sie doch? Nirgends und mit keinem Worte[13]). Um diesen Angelpunkt dreht sich wirklich nichts. Wohl aber dürfen wir uns der reifen Kunst des Dichters der Πρεσβεία freuen, der den innerlich so schwächlichen Atriden ganz zuletzt — keineswegs bei dem biedermännisch um Zustimmung werbenden δμηθήτω, sondern erst bei καί μοι ὑποστήτω — nach der tiefen Selbsterniedrigung des Anfangs doch noch einen guten Abgang suchen läßt[14]).

13) Wenn ein anderer so gefehlt hätte — ich möchte wohl hören, in welchem Tone Mülder ihn zurechtwiese. Noch ein zweites Beispiel dafür, wie sein Glaube ihn Dinge im Text lesen läßt, die nicht darin stehen: »Wenn wir nun in der Teichoskopie »Helena nach ihren göttlichen Zwillingsbrüdern umschauen sehen und hören, wie sie »konstatiert, daß diese ihr in diesem Falle nicht Befreier sein könnten »(Γ 236ff.), muß man nicht schließen, daß diese — wie es ja fast selbstverständlich ist — »ihre Befreier in der ursprünglichen Sagenform waren?« (Ebd. 1046.) Nun suche einer einmal den Inhalt der von mir gesperrten Worte in der Ilias.

14) Einen guten Abgang sucht auch Achill A 300ff. Er hat sich bereit erklärt, Chryseis herauszugeben, keineswegs, weil Agamemnon es fordert, sondern weil die Achäer, als Geber, ihm ihre Gabe wieder genommen haben; so legt er das Schweigen der Versammelten außer Nestor aus. Aber mit diesem Zugeständnis will er nicht schließen:

300 τῶν δ᾽ ἄλλων, ἅ μοι ἔστι θοῇ παρὰ νηὶ μελαίνῃ,
τῶν οὐκ ἄν τι φέροις ἀνελὼν ἀέκοντος ἐμεῖο.
εἰ δ᾽ ἄγε μὴν πείρησαι, ἵνα γνώωσι καὶ οἵδε·
αἶψά τοι αἷμα κελαινὸν ἐρωήσει περὶ δουρί.

Roemer (Homerische Gestalten und Gestaltungen 7) meint hierzu: »Und so scheidet er »von uns groß und ungebrochen — als Held!« Ich denke mir den Dichter eher lächelnd, als er die Verse schuf. Das Heldentum wäre billig, blutige Rache anzu-

III. DER REDAKTOR ALS SÜNDENBOCK.

An der zuletzt besprochenen Stelle konnten wir den zutage tretenden Widerspruch nur daraus erklären, daß ein Redaktor weit vor der Patroklie ein anderes Gedicht, die Presbeia, eingeschoben hatte. Aber nicht leichtherzig wollen wir solche Hypothesen aufstellen, nicht einen Redaktor zum Sündenbock machen, wo in Wahrheit die Schuld an unserm mangelhaften Verständnis des Textes oder der Technik des Dichters liegt. Dafür sei es gestattet, einige Beispiele beizubringen.

Es ist vor allem Nieses Verdienst, die Anschauung genährt zu haben, wie die einzelnen Sänger fröhlich ihre Erfindung spielen ließen und oft, der Eingebung des Augenblickes folgend, einen Zusammenhang oder einen Hintergrund schufen, der sie vorher nicht beschäftigt hatte und nachher nicht zu stören brauchte (s. S. 453ff.). Wenn es sich hier und da so fügt, daß auch bedächtig schreitende Überlegung den leicht hingeworfenen Zug nachträglich zu rechtfertigen vermag, so ist das Zufall. Den Dichtern hat die Frage keine Sorge gemacht, ob Dolon den beiden Achäerfürsten hätte fremd sein müssen, auf welchem Wege Idomeneus erfahren hatte, wer um Kassandra warb. Wo die Handlung selbst sich darum dreht, daß ein Unbekannter sich zu erkennen gibt, da wissen auch Homer und die Seinen von solchem Kunstmittel Gebrauch zu machen; die Szene zwischen Glaukos und Diomedes beruht darauf, und später die ganze Odyssee, die überhaupt auch in dieser Beziehung ein reflektiertes Denken verrät. Für die Ilias aber dürfen wir als Regel gelten lassen: der Sänger scheidet nicht ängstlich zwischen seinem Bewußtsein und dem der handelnden Personen, sondern leiht diesen unbefangen sein eigenes Wissen; so der Verfasser von Ψ dem Antilochos die Kenntnis von Athenens Eingreifen. Denken wir uns an jener Stelle einen Interpolator, so wäre von ihm die gleiche Sorglosigkeit viel weniger zu verstehen; denn wenn er die Absicht hatte, in den fertigen Text etwas einzufügen, so mußte er den gegebenen Zusammenhang beachten und mit Überlegung arbeiten. Und mochte er noch so ungeschickt sein, irgend etwas müßte doch dagewesen sein, was ihn reizte, die Hand anzulegen. Aber das anschaulich in die Ferne weisende κείνοισιν (Ψ 404) war vollkommen verständlich und enthielt keine Aufforderung, keine Versuchung, es näher zu erläutern. Die Athetese von 405f., die wir früher abgelehnt haben, korrigiert den Dichter, wie N 423 die »Emendation« στενάχοντε für στενάχοντα (oben S. 67).

drohen für ein Unrecht, das niemand beabsichtigt. Nein, Achill ist jung, blutjung, und als jungen Menschen kennzeichnet ihn eben das hier nicht ganz am rechten Platze angebrachte Pathos. — Ähnlich hilft sich Poseidon Iris gegenüber O 212ff.

Das Bestreben, dem Dichter zu helfen, verleitet dazu, daß er bevormundet und gemeistert wird: eben dies haben wir oft auch im großen. Um ein neueres Beispiel anzuführen: Finsler hat auf Grund des Gespräches zwischen Achill und Patroklos (Π 36f. 50f.) und des von Thetis Σ 96 dem Sohne verkündeten Schicksalspruches, daß gleich nach Hektor er selbst fallen müsse, einen von der jetzigen Darstellung völlig abweichenden Zusammenhang der Ereignisse konstruiert[15]. Achill weiß im voraus von seiner Mutter, daß, sobald er in den Kampf gegen Hektor eintritt, sein Geschick sich erfüllen wird; der nahe Tod läßt selbst ihn erbeben, aus Liebe zum Leben hält er sich eine Weile untätig: »das war »die alte prachtvolle Motivierung der Aussendung des Patroklos«. Damit ist der poetische Wert der vermuteten älteren Fassung sehr zuversichtlich beurteilt; darüber aber erfahren wir nichts, wie es gekommen sein soll, daß sie zerstört und durch eine, wie Finsler meint, weniger gute ersetzt wurde. Übrigens haben wir keinen Grund, danach zu forschen. Das ganze Gebäude stürzt zusammen, sobald nur Π 50f. richtig übersetzt wird.

οὔτε θεοπροπίης ἐμπάζομαι, ἥν τινα οἶδα,
οὔτε τί μοι πὰρ Ζηνὸς ἐπέφραδε πότνια μήτηρ —

damit soll Achill sagen, daß er allerdings einen Götterspruch kenne, um den er sich jedoch nicht kümmere, und daß ihm die Mutter »nichts weiteres« von Zeus mitgeteilt habe. Aber ἥν τινα οἶδα (»den ich etwa wüßte«) ist nicht dasselbe wie ἣν οἶδα; und wenn man selbst, was schon Thiersch aus gutem Grund ablehnte, ἐπέφραδε von ἐπιφράζω ableiten wollte, so wird doch durch die entsprechenden Worte in Patroklos' Rede (37) bewiesen, daß bei dem, was die Mutter von Zeus mitgeteilt haben könnte, eben an die θεοπροπίη, nicht an etwas weiteres gedacht ist. — So einfach zwischen Falsch und Richtig steht die Entscheidung nun freilich nicht immer. Auf eine ernsthafte, wertvolle Beobachtung gründet sich der Gedanke von Wilamowitz, daß in τ der Rest einer in ihren weiteren Teilen verlorenen Erzählung erhalten sei. Im Anschluß an ihn hat Otto Seeck aus den letzten Büchern der Odyssee zwei ursprünglich selbständige Versionen, eine des Bogenkampfes, eine des Speerkampfes, herauszuschälen unternommen, mit Fleiß und Scharfsinn, und doch mit keinem andern Erfolg, als daß die staunende Frage geweckt wird, was in aller Welt einen Bearbeiter dazu gebracht haben kann, zwei voneinander unabhängige, jede in sich verständliche Dichtungen so planlos und doch

15) In der früher (S. 378) erwähnten Schrift »Die olympischen Szenen der Ilias«, S. 9. In sein populäres Buch über Homer (1908) hat er dann diese Hypothese wie ein gesichertes Ergebnis der Wissenschaft aufgenommen (S. 84).

wieder künstlich durcheinander zu werfen, wie wir es nach der aufgestellten Hypothese annehmen müßten. Da ist es wohl besser, man versucht erst noch einmal, ob sich die Unebenheiten, die vorkommen, nicht doch psychologisch aus der Denk- und Arbeitsweise eines lebendigen Dichters begreifen lassen, eine Frage, die uns bald noch beschäftigen wird.

Die sichere Spur einer Überarbeitung von zweiter Hand glaubte Kirchhoff in dem Kunstgriffe zu erkennen, durch den in ν die beiden Hälften der Odyssee verbunden sind, in der Verzauberung des Helden. Er hielt es für unmöglich, daß sie von dem erfunden sei, der die Erzählung im ρστ usw. geschaffen habe, weil in diesen späteren Büchern das Motiv der Verwandlung nicht festgehalten sei. »Mit seiner eignen Vorstellung«, meinte er (Od.² 540), »gerät bei so einfach liegenden Verhältnissen nicht »leicht jemand in Widerspruch; wohl aber ist es möglich, daß eine »fremde Vorstellung so mangelhaft oder oberflächlich verstanden wird, »daß der Widerspruch, in dem sie zu der eigenen oder einer anderen »fremden steht, nicht empfunden wird, so daß dann als äußerlich ver»einbar erscheint, was richtig aufgefaßt und verstanden nebeneinander »nicht würde bestehen können.« Mit Recht hat hiergegen Wilamowitz Einspruch erhoben (HU. 109): gerade wenn die Phäakengeschichten und die Szenen auf Ithaka von einem und demselben Dichter stammten, so konnte dieser einer Vermittlung — zwischen dem Bilde des jugendschönen Helden und dem des alten Bettlers — nicht entraten, während ein Redaktor, der etwa fremde Werkstücke zusammenschweißte, über das Widersprechende ihrer Voraussetzungen viel eher hinweggehen mochte. Und im ν, das muß man zugeben, liegt an sich »kein Anlaß, »einen Schnittpunkt anzunehmen. Von der Abreise des Odysseus aus »Scheria bis zu seinem Schlafe, zu der Heimkehr der Phäaken, die seinen »Schlaf passend ausfüllt, und weiter zu seinem Erwachen und Athenas »Auftreten geht ein durchaus untadelhafter Zusammenhang« (HU. 108).

Wir können hinzufügen — dies freilich im Gegensatze zu Wilamowitz (S. 111) —: auch der weitere Verlauf in ξ und so fort schließt hier fast lückenlos an, τ und ψ mit einbegriffen. Allerdings wird die Verwandlung vergessen; aber von wem? vom Dichter oder von den Zuhörern? Auch von den Zuhörern, wird man sagen, deren doch viele und empfängliche vor Kirchhoff gelebt haben, die sich durch das unmerkliche Zurücktreten der Erinnerung an den übernatürlichen Eingriff der Göttin täuschen ließen. Einmal, noch in der Hütte des Sauhirten, wird der Zauber unterbrochen und ausdrücklich erneuert, vor und nach dem Gespräche mit Telemach; dann wird es still davon. Andere Eindrücke stellen sich ein. Dem Fußtritte des Ziegenhirten hält der Bettler stand und überlegt, ob

er den Elenden mit dem Knittel erschlagen oder ihn an den Füßen ergreifen und seinen Kopf am Felsen zerschmettern soll: das würde er können, eigner Wille und Selbstbeherrschung halten ihn zurück (ρ 238). Von Argos, dem alten Jagdhunde, wird der heimgekehrte Herr erkannt (ρ 301). Als Odysseus sich zu dem unwürdigen Faustkampfe mit Iros anschickt und seine Lumpen um die Lenden gürtet, staunen die Freier, was für kräftige Glieder zum Vorschein kommen. Allerdings hat Athene ein wenig nachgeholfen — ἄγχι παρισταμένη μέλε᾽ ἤλδανε ποιμένι λαῶν, σ 70 —; aber einer Umwandlung hat es nicht bedurft, und die wäre gar nicht am Platze gewesen: die Maske des Bettlers mußte festgehalten werden. Daran denkt er selber, indem er den jämmerlichen Gegner viel weniger schwer trifft, als die eigne Kraft ihm gestatten würde. Am selben Abend bemerkt Eurykleia, daß der Fremde, dem sie die Füße waschen soll, ihrem Herrn ähnlich ist, δέμας φωνήν τε πόδας τε (τ 381). Tags darauf sieht ihn Philoitios, als er zum Apollonfest in die Stadt und in den Palast kommt, und erkundigt sich beim Sauhirten, wer das sei, υ 194 ff.:

δύσμορος· ἦ τε ἔοικε δέμας βασιλῆι ἄνακτι·
ἀλλὰ θεοὶ δυόοὺσι πολυπλάγκτους ἀνθρώπους,
ὁππότε καὶ βασιλεῦσιν ἐπικλώσωνται ὀιζύν.

So erscheint er nun auch uns als ein König, und so bewährt er sich in übermenschlicher Leistung des Kampfes. Staub und Blut nimmt ein Bad hinweg; danach gießt Athene Schönheit über ihn aus, daß er hervorgeht δέμας ἀθανάτοισιν ὁμοῖος (ψ 156. 163). Anschauliche Gegenwart ist immer stärker als gewissenhafte Erinnerung: niemand wundert sich mehr über den Helden, der in ursprünglicher Gestalt seiner Jugendgemahlin gegenübertritt. Hätte der Dichter die Absicht gehabt, durch leise angebrachte, allmählich sich befestigende Züge nach und nach den Bettler aus unserm Bewußtsein zu verdrängen, er hätte es kaum geschickter anfangen können.

Aber danach dürfen wir bei einem Dichter dieses Ranges fragen, warum er sich die leichte Mühe sparte, den Zauber formell wieder aufzuheben, warum er ihn lieber allmählich im Bewußtsein des Hörers verblassen ließ. Ich denke, es wirkte bei ihm im Unterbewußtsein seine Anschauung vom Seelenleben des liebenden Weibes. Eumaios, Philoitios, Eurykleia, die sonstige Dienerschaft — vor ihnen allen bedurfte Odysseus keiner Beglaubigung, als er sich einmal zu erkennen gegeben hatte. In Penelopes Seele lebte unverblaßt das Bild des Gatten, wie er nach kurzer Ehegemeinschaft vor zwanzig Jahren von ihr geschieden war. Sie geht, auch durch Eurykleias Berufung auf die Narbe noch nicht völlig überzeugt (ψ 83 ὄφρα ἴδωμαι ἄνδρας μνηστῆρας τεθνηότας ἠδ᾽ ὃς

ἔπεφνεν), schwankenden Sinnes und klopfenden Herzens vom Söller in den Saal und setzt sich, Odysseus gegenüber, an die andere Wand. Er bleibt stumm, κάτω ὁράων, er will sie nicht durch seinen Blick beeinflussen. Langes, von Telemach peinlich empfundenes Schweigen. Der Sohn wird zornig über den vermeintlichen Starrsinn der Mutter: μῆτερ ἐμὴ δύσμητερ, ἀπηνέα θυμὸν ἔχουσα, und ungerecht: σοὶ δ' αἰεὶ κραδίη στερεωτέρη ἐστὶ λίθοιο. Die Mutter redet in der Erwiderung nur von ihrem Staunen — das sie wirklich erfüllt: wer könnte der Freier Herr geworden sein, wenn nicht Odysseus? Und doch, kann dieser gealterte Mann Odysseus sein? Was verstünde der junge Mensch denn von der wirklichen Hemmung, die sie abhält, in dem ihr Gegenübersitzenden Odysseus zu erkennen? Sie vertröstet ihn auf die untrügliche Probe, die sie anstellen will. Odysseus lächelt; nur über die Probe, die er so leicht bestehen wird? Ich denke, doch auch über die Blindheit seines Weibes, die er aus ihrem Verhalten erschließen muß. Er hatte χ 491 Eurykleias Vorschlag, anständige Kleider anzuziehen, schweigend abgelehnt[16]); er war überzeugt, daß Penelope ihn auch so erkennen werde. Er begütigt jetzt den Sohn; die Mutter erweist ihm nur deshalb noch nicht die gebührende Ehre der Bewillkommnung und denkt, er sei's nicht, weil er schmutzig ist und schlechte Kleider trägt. So nimmt er das Bad und zieht sich um; Athene verschönt ihn — was aber keine Entzauberung bedeutet[17]). Er kehrt zurück; aber nun hat er die Geduld verloren, nun macht er ihr ernstliche Vorwürfe und macht sich die Worte seines Sohnes (100—102) zu eigen; Eurykleia soll ihm das Bett machen, damit er, wenn auch allein (καὶ αὐτός 171), schlafen kann; Penelope hat ja ein Herz von Eisen. »Wunderliche Frau« hatte er sie 166 angeredet; »Wunderlicher Mann« gibt sie ihm 174 zurück, und nun spricht sie aus, was ihr, gerade ihr die Wiedererkennung schwer macht: μάλα δ' εὖ οἶδ', οἷος ἔησθα ἐξ Ἰθάκης ἐπὶ νηὸς ἰὼν δολιχηρέτμοιο. Die πεῖρα erfolgt: Eurykleia soll ihm das Bett aus dem Thalamos heraustragen. Und zum erstenmal in

16) Die von Blut befleckten Hände und Füße (χ 406) hatte er sich wohl gewaschen, so gut wie Telemach und die Hirten (χ 478). Das werden wir κατὰ τὸ σιωπώμενον annehmen dürfen, schon wegen des Schwefelns, das doch wohl ein religiöser Akt war; auch hätte ihn dazu Eurykleia auffordern müssen — ein Bad zu nehmen schlug sie ihm nicht vor, weil sie den ἀναγνωρισμός nicht aufhalten wollte. Immerhin, er hatte sich nicht gebadet und konnte sehr wohl ῥυπάω von sich sagen.

17) Warum ich die von Kirchhoff statuierte Interpolation nach seinem zweiten Vorschlag (Od.² 558) erst 117 beginnen lasse, zeigt wohl meine Analyse. Ich glaube nicht, daß sie sich rein aussondern läßt. Das Bad, und was dazu gehört, natürlich außer 157—162, darf nicht fehlen; aber 153 kann sich an 116 nicht anschließen. Auch Telemach und die Mägde bis auf Eurykleia wird der Dichter irgendwie entfernt haben. Wenn Odysseus Penelope allein mit ihren Gedanken läßt, so kann ich das nicht mit Kirchhoff tadeln; Odysseus wird wohl gedacht haben: Das geschieht ihr schon recht.

der ganzen Odyssee ist Odysseus nicht der Klügere; er fürchtet wirklich, es habe einer das festgewurzelte Bett vom Boden gelöst. Da endlich weiß sie, daß der geliebte Mann ihr gegenübersitzt, läuft weinend auf ihn zu und umarmt und küßt ihn: Er darf's ihr nicht verübeln, daß sie ihn nicht gleich so »lieb gehabt« hat (ἠγάπησα); sie fürchtete eben Betrug. Und sie schließt, indem sie, unter Tränen lächelnd, jenen Vorwurf ihres Sohnes wiederholt: πείθεις δή μοι θυμὸν ἀπηνέα περ μάλ᾽ ἐόντα.

Diese seelischen Vorgänge wollte der Dichter darstellen, und darum verschmähte er den Zauberstab Athenens. Nur freilich, ein Vers widerspricht dieser Auffassung:

94 ὄψει δ᾽ ἄλλοτε μέν μιν ἐνωπαδίως ἤισκεν,
ἄλλοτε δ᾽ ἀγνώσασκε κακὰ χροῒ εἵματ᾽ ἔχοντα.

Danach hätten wirklich, wie Odysseus es vermutete, die schlechten Kleider die Erkennung verhindert. Dürfen wir mit Düntzer (Kirchhoff, Köchly und die Odyssee, Köln 1872, S. 64) die »wunderlichen« Verse streichen? Oder hieße das, den Redaktor, der ihren Inhalt aus 115 entnommen haben müßte, zum Sündenbock machen?

IV. NEBENSACHE UND HAUPTSACHE.

Vielleicht befremdet es doch, daß ein Dichter, der kunstvoll zu schaffen und seiner Darstellung die vollste innere Wahrheit zu geben vermochte, sich der Gefahr ausgesetzt haben soll, daß ihm ein Verstoß gegen die äußere Richtigkeit nachgewiesen wurde. Aber darüber dachten eben Homer und seine Zuhörer anders.

Diese Geringschätzung des Äußerlichen und Unwichtigen bei aller Sorgfalt, die dem Wesentlichen gewidmet wird, macht sich besonders da bemerkbar, wo es gilt, eine Situation herbeizuführen, die der Dichter haben will, um sie wirksam zu gestalten. »Das schwächste Motiv«, so schreibt Hedwig Jordan (Erzählungsstil S. 62), »genügt, wenn es nur im »Augenblick die Handlung vorschiebt. Man muß das immer wieder ins »Auge fassen. Alle die Konstruktionen, die nicht mit dieser Grundtat»sache rechnen, sind verfehlt. Aber daneben muß man immer scharf »auf eins aufmerken, wie richtig und fein das eigentlich Psychologische »— im Gegensatz zur äußeren Kausalität — behandelt wird.« Das ist scharf und fein beobachtet, es wird hoffentlich immer mehr erkannt. Von dieser Grundansicht aus ergibt sich für manche viel umstrittene Stücke eine wesentlich andere Beurteilung, als sie sonst gefunden haben und vielfach noch finden.

Für die Teichoskopie aus der gewonnenen Einsicht selber die Konsequenz zu ziehen hat Hedwig Jordan unterlassen, weil sie diese Szene

nicht mit behandelt; und doch wäre hier ein gutes Wort recht am Platze gewesen. Der alte Einwand, daß die Erzählung im zehnten Kriegsjahre nicht passe, wird immer noch erhoben. Aber was — bei Lachmann — ein Verdienst war zuerst zu sehen und auszusprechen, ist nicht ebenso ein Verdienst, wenn es heute nachgesprochen wird. Den ganzen dritten Gesang haben wir als einen kunstvoll komponierten verstehen gelernt. Mag denn also der Dichter, wie jeder von denen, die in der Ilias zu uns sprechen, überliefertes Gut sich zunutze gemacht haben, er hat es als Dichter umgeschaffen, nicht als Redaktor zurechtgeschoben[18]). Und im Rahmen des großen Gemäldes, das den gesamten Krieg darstellen sollte, ist er zwar kühn, aber nicht ungeschickt verfahren, wenn er die Herausforderung des Paris erfand und sich durch die Vorbereitungen zum Zweikampf die Gelegenheit verschaffte, die Hauptpersonen des griechischen Heeres dem Könige der Troer und damit den Zuhörern vorzuführen. Im Gudrunliede findet sich etwas Ähnliches: wie Hartmut die Wappenzeichen der heranrückenden Feinde seinem Vater erklärt (Str. 1366 ff.), obwohl sie diesem von dem früheren gemeinsamen Zuge her ebensogut bekannt sein könnten wie ihm selbst[19]).

Ein französischer Gelehrter, Bougot, hat in der eben angedeuteten Weise den Grundgedanken des Dichters gerechtfertigt[20]). Nicht minder willkommen ist sein Beitrag zur Würdigung des Hauptstückes im sechsten Gesange. Daß das eine Begegnung ist und kein Abschied, daß man in den Text der Erzählung selbst einschneiden müßte, um sie so herzustellen, wie sie nach äußerer Folgerichtigkeit unmittelbar vor Hektors Auszug zum letzten Kampfe passen würde, daß dadurch und überhaupt

18) Diese Möglichkeit glaubt Wilamowitz (HI. 300) als tatsächliche Wirklichkeit erweisen zu können: »Nach dem Willen des Dichters dauert der Krieg so lange und ist »schon so viel passiert, daß Helene die Kämpfe der Troer und Achäer in ihrem Gewebe »darstellen kann, Γ126. Es wird schon lange gekämpft, Γ157. So ist vielmehr zu schließen, »daß der Dichter ältere Gedichte verarbeitet, die in der Tat im Anfange des Kriegs spielten... »Wenn er Hera von der Mühe reden läßt, die sie sich bei der Aufbietung des Achäerheeres »gegeben hat, Δ 24, und von Versprechungen an Menelaos redet, E 715 {bei Wilamowitz »verdruckt in Δ 15], so deutet das auch auf Benutzung von Gedichten über den Auszug »der Achäer.« Heras Worte über diese Mühe scheinen mir doch eher eine Augenblickserfindung des Dichters zu sein; in einem epischen Liede kann ich mir solche Tätigkeit der Göttin nicht ausgeführt denken. Die Stelle des E steht eben im E, das nach meiner Ansicht von ΓΔ zu sondern ist.

19) Doch ist hier eine Einschränkung zu machen, auf die Schmedes (Zeitschr. f. deutsche Philol. 29 [1896] S. 428) hingewiesen hat: im Kampfgewühl auf dem Wülpensand hat Ludwig nicht ebensoviel Muße gehabt, auf dergleichen zu achten, wie Hartmut bei seinem früheren Aufenthalt im Hegelingenlande (Str. 620 ff.).

20) A. Bougot, Étude sur l'Iliade d'Homère. Invention, composition, exécution. 1888. Über Γ S. 456, über Z S. 485. Eine kurze Charakteristik des ganzen Buches, das in Deutschland zu wenig bekannt ist, habe ich JbA. 112 (1902) S. 56 ff. gegeben.

durch die Herauslösung aus dem jetzigen Zusammenhang die sinnvolle Einheit eines Kunstwerkes zerstört wird: alles dies meine ich früher schon (S. 571 ff.) gezeigt zu haben. Aber nun scheint es dadurch hinfällig zu werden, daß in unserm Z Hektors Anwesenheit in der Stadt auf eine gar zu wenig natürliche Art motiviert ist. Draußen im Felde war sein Platz. Wenn Helenos der Mutter einen Auftrag zu geben hat, warum übernimmt er den Gang zu ihr nicht selber? *Question des plus sensées*, das erkennt Bougot an, aber *en même temps des plus indiscrètes au point de vue poétique; question à laquelle on ne peut répondre que par l'aveu d'un défaut, d'un défaut heureux, puisqu'il est racheté avec éclat, puisqu'il amène des scènes d'une beauté incomparable.* Heißt das den Dichter entschuldigen? Nein! Entschuldigung wäre Anklage. Mit ihm zu empfinden ist die Aufgabe. Und wenn wir das in einem Falle, wie dem hier vorliegenden, einmal ernstlich, alle kritischen Hintergedanken für einen Augenblick unterdrückend, versuchen, so müssen wir wohl zugeben: der Maßstab, nach dem er Wesentliches und Unwesentliches unterschied, hatte doch einen guten Sinn. Damit ist noch nicht gesagt, daß dieser Maßstab unverändert heute zu gelten habe; die poetische Technik wird ja in drei Jahrtausenden auch Fortschritte gemacht haben. Nur besteht immer die Gefahr, daß solche Fortschritte zu einer Überschätzung des Äußerlichen führen. Vor dieser Gefahr mag ein Wort Goethes warnen, das Hedwig Jordan an den Schluß ihrer Studie über die Kampfschilderungen gestellt hat, ein Vergleich, zu dem ihn der Anblick des in Pompeji ausgegrabenen Hausrates angeregt hatte (aus Neapel 1. 6. 1787): »Da sieht man recht, was die alte Welt an freudigem Kunstsinn voraus »war, wenn sie gleich in strenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns »zurückblieb.«

Ein Dichter, der durch die Art seines Schaffens uns zur Besinnung auf das Eigentliche in der Poesie helfen kann, ist auch Shakespeare, unerreicht in der psychologischen Motivierung, sorglos und schnell fertig im Erfinden von Voraussetzungen, die eine Handlung in Gang bringen oder Gelegenheit bieten, das Seelenleben seiner Menschen vor uns zu entfalten. Zwei Beispiele nur aus einem seiner kunstvollsten Dramen, dem Macbeth. Die Prophezeiung der Hexen wirkt nicht nur auf Macbeth, sondern auch auf Banquo, schwächer, aber in durchaus kenntlicher Weise. So sagt er II 1, 20 zu Macbeth: *I dreamt last night of the three weird sisters;* das wirkt an dieser Stelle, aber wenn wir nachrechnen, ergibt sich, daß seit der Begegnung mit den Hexen noch gar keine Nacht vergangen ist. Macbeth fühlt sich V 3, 22 als gealterter Mann: *My way of life is fall'n into the sear, the yellow leaf; and that which should accompany old age . . . I must not look to have.* Diese Lebensmüdigkeit

ist die Grundstimmung des Helden im fünften Akte, aus dem nur seine kranken Nerven oder ein plötzlicher Augenblicksentschluß ihn aufpeitschen; sie wird durch die Vorstellung des gealterten Manns verstärkt — aber in Wahrheit sind seit dem Beginn des Stückes Wochen, höchstens Monate vergangen. Doch bleiben wir beim Epos und bei dem sogenannten Volksepos! Kriemhild bittet Hagen, ihrem Gemahl im Kriege beizustehen; er verspricht es und schlägt ihr vor, die einzige Stelle im Rücken, an der Siegfried verwundbar ist, außen an seinem Gewande zu bezeichnen, damit er im entscheidenden Augenblick ihren Gatten schützen könne. Kriemhild befolgt den Rat. Hagen findet das seidene Kreuz auf dem Waffenrock des verhaßten Nebenbuhlers und stößt selber dem Arglosen, wie er sich am Brunnen niedergebeugt hat, die Lanze in den Leib. Wir haben diese Geschichte so oft gehört und gelesen, daß uns ihr Verlauf zu einem gewohnten geworden ist und deshalb natürlich erscheint; er ist aber das Gegenteil. Kriemhild konnte zu Hagen sagen: »Halte »dich so neben meinem Manne, daß du ihm im Notfall den Rücken »decken kannst.« Aber wie sollte er einen einzelnen Punkt des Rückens decken? Wenn wirklich ein feindlicher Speer so deutlich auf das seidene Kreuzchen zuflog, daß Hagen es ja bemerken konnte, so war es längst zu spät. Kriemhild muß im Wahnsinn gehandelt haben, als sie den Rat des Feindes befolgte. Aber wir würden unrecht tun, ihr das vorzuwerfen, was auf Rechnung des Dichters kommt. Dieser wollte den Sieg teuflischer Hinterlist über Unschuld und Vertrauen darstellen, und das ist ihm in mächtiger Charakteristik der Personen gelungen; aber die Handlung auch äußerlich lückenlos zu motivieren, ist ihm nicht gelungen; dabei zeigt er eine geradezu kindliche Unbeholfenheit der Erfindung. Seine Personen tun etwas, was sie verständlicherweise gar nicht tun konnten, nur damit nachher die Situation da ist, die der Erzähler braucht.

Treten wir mit der gewonnenen Einsicht an das Buch τ heran, an jenes Gespräch zwischen Odysseus und Penelope, aus dem Niese und Wilamowitz den Stoff zu einer glänzenden Hypothese genommen haben. Die Königin hat den fremden Bettler am Abend zu sich rufen lassen, durch kluge Erzählung hat er ihr Herz gerührt; nun will sie ihm etwas Gutes erweisen und heißt die Dienerinnen ihm ein Bett und ein Fußbad rüsten. Aber der Bettler lehnt das ab (τ 336 ff.); er spielt sich auf als den alten Landstreicher (ὥς τις πάμπαν ὀιζυρὸς καὶ ἄποτμος υ 140), dem solche Kulturgenüsse längst fremd und gleichgültig geworden sind;

οὐδὲ γυνὴ ποδὸς ἅψεται ἡμετέροιο
τάων, αἵ τοι δῶμα κάτα δρήστειραι ἔασιν,
εἰ μή τις γρηῦς ἔστι παλαιή, κεδνὰ ἰδυῖα,

ἥ τις δὴ τέτληκε τόσα φρεσὶν ὅσσα τ᾽ ἐγώ περ·
τῇ δ᾽ οὐκ ἂν φθονέοιμι ποδῶν ἅψασθαι ἐμεῖο.

Eurykleia, die Amme des Odysseus, ist zur Stelle; ihr befiehlt Penelope, den Fremden zu bedienen. Erst jetzt erinnert sich dieser der Narbe an einem Schienbein, die von der Verwundung durch einen Eber vor langer Zeit zurückgeblieben und gerade der Eurykleia bekannt ist. Er setzt sich mit dem Rücken gegen das Feuer, um sie zu verbergen; aber es hilft nichts, die Alte fühlt die Narbe, wie sie mit der flachen Hand darüber hinstreicht. Laut schreit sie auf, läßt den Fuß, den sie gehalten, fahren, daß klirrend das Waschbecken umfällt. Odysseus packt sie bei der Kehle und läßt sie schwören, daß sie ihn nicht verraten wolle. Nur durch ein Wunder, das die hilfreiche Athene veranstaltet, hat Penelope, die zugegen ist, nichts von der Sache gemerkt; neues Waschwasser wird geholt, und so ist der Zwischenfall erledigt. — So anschaulich im einzelnen und wirksam dieze Szene geschildert ist, so unglaublich erscheint ihr Zusammenhang. Der kluge Odysseus zeigt sich hier im höchsten Grade unbesonnen. Wenn ihm daran gelegen ist, unerkannt zu bleiben, warum veranlaßt er erst die Königin, ihm die alte Amme zur Bedienung zu geben? Dieser Widerspruch ist so schroff, daß der Gedanke naheliegt, ihn nicht dem echten Dichter, sondern einem Überarbeiter zuzuschreiben[21]). Dies hat zuerst Niese (EHP. 162. 164) und im Anschluß an ihn mit noch größerer Kühnheit Wilamowitz (HU. 55) getan; diesem wieder ist Seeck (Die Quellen der Odyssee S. 2 ff.) gefolgt, der auf die an dieser Stelle gemachte Entdeckung seine ganze Konstruktion einer

21) Oder einem Interpolator; und athetiert worden sind die Verse schon im Altertum. Die Athetese ist besonders nachdrücklich begründet von Roemer (Ath. 26 ff.), der die in den Scholien sozusagen in verdorrten Resten erhaltene antike Philologie neu belebt. Neben dem sachlichen wirken zwei sprachliche Gründe. ἥ τις δὴ τέτληκε τόσα φρεσὶν ὅσσα τ᾽ ἐγώ περ gebe den wirklichen Grund nicht an, der biete sich erst durch eine sprachlich unerlaubte Ergänzung: die das Wehe des Lebens in solchem Maße erlitten hat wie ich, daher an meinem Schicksal Anteil nimmt. Ich würde es für pedantisch halten, wenn das in zwei Sätzen ausgesprochen würde; auch der Niederdeutsche würde sich hier mit einem Satze begnügen: ein, dei weit, wo't en armen Minschen to Mod ist. Sodann: τίς δὲ (so Roemer mit Recht für γὰρ) φθονεῖ τῶν μὴ σπουδαίων; aber φθονεῖν und μεγαίρειν sind doch bei Homer schon so verbraucht, daß der Begriff des Neides gar nicht mehr darin zu liegen braucht: ζ 68 οὔτε τοι ἡμιόνων φθονέω, τέκος, οὔτε τευ ἄλλου. Und wenn die ἡμίονοι immerhin noch ein σπουδαῖον sind, so ist eine Niederlage im Wettkampf es nicht mehr, und doch sagt Odysseus θ 204 ff. τῶν δ᾽ ἄλλων ὅτινα κραδίη θυμός τε κελεύει, δεῦρ᾽ ἄγε, πειρηθήτω· ἐπεί μ᾽ ἐχολώσατε λίην· ἢ πὺξ ἠὲ πάλῃ ἢ καὶ ποσίν — οὔ τι μεγαίρω. Das ist mit leichtem Scherz gesagt, und so redet der Bettler hier, der vorher gesagt hatte, daß er Fußbäder nicht sehr schätze: Der will ich's gönnen, daß sie meine Füße anrührt.

Entstehungsgeschichte der Odyssee aufgebaut hat. Die Schlußfolgerung, in der alle drei Forscher übereinstimmen und die mir selbst früher als völlig zwingend erschien, ist diese: wenn Odysseus die jüngeren Mägde ablehnt und sich die Alte erbittet, so muß es sein Wille sein, erkannt zu werden; der erste Teil unserer Szene ist also ein Stück einer älteren Dichtung, in der die Erkennung zwischen den beiden Gatten unmittelbar auf das Gespräch am Abend folgte. Wilamowitz und Seeck schließen weiter, daß, da auch diese ältere Dichtung einen Freiermord enthalten haben müsse, dieser nun nicht anders als auf Grund einer Verabredung zwischen Odysseus und Penelope erfolgt sein könne, also von dem uns überlieferten Freiermorde, der ohne Wissen der Penelope stattfindet, verschieden gewesen sei. Seeck endlich sieht in dem durch die Königin veranstalteten Wettschießen und in dem Umstande, daß Odysseus zu Anfang des Kampfes den Bogen als Waffe gebraucht, einen Rest der älteren Form der Sage, die in unserer Odyssee mit einer jüngeren Darstellung kontaminiert sei, nach welcher Odysseus, von Penelope noch nicht erkannt, das blutige Werk unternimmt und sich dabei der Lanze bedient. Die ganze Schlußreihe fällt, sobald der grundlegende Unterschied recht beachtet wird, daß wir es hier nicht mit wirklichen Menschen zu tun haben, die nur nach selbsterkannten Beweggründen handeln, sondern mit Personen in einer Dichtung, bei denen sich die eigene Zweckbestimmung mit der des Dichters vermischt. Dieser läßt den Bettler nach Eurykleia verlangen, weil er selbst ihrer bedarf, nicht nur später, wo sie während des Gemetzels im Männersaale die Mägde zurückhält (φ 381 ff.), sondern gleich jetzt, um die wirkungsvolle Szene auszuführen, bei der die Zuhörer atemlos lauschen, ob es dem Helden gelingen wird, unerkannt zu bleiben: zum letzten Male und in stärkster Ausbildung das Motiv, das, wie wir gesehen haben, die ganze Dichtung von dem als Bettler verkleideten Herrn durchzieht, des Spielens mit dem Feuer (S. 560). Aber auch nur des Spielens. Der Gedanke, von jenen alten, treuen Händen nach soviel Jahren wieder einmal einen Liebesdienst zu empfangen, ohne daß das Mütterchen selber es weiß, wem sie dient, hat Odysseus gereizt, seiner anfänglichen Ablehnung diese bedingte Zusage anzuhängen; an die Narbe hat er dabei nicht gedacht — das sagt uns der Dichter selbst 390: αὐτίκα γὰρ κατὰ θυμὸν ὀίσατο, μή ἑ λαβοῦσα οὐλὴν ἀμφράσσαιτο καὶ ἀμφαδὰ ἔργα γένοιτο.

Wenn demnach darauf verzichtet werden muß, von τ aus die Odyssee in ihre Bestandteile zu zerlegen, so sind doch die Forschungen, die man dieser Partie des Epos zugewandt hat, nicht vergeblich gewesen. Spuren altertümlicher Dichtung und Sage in τ können, seit Wilamowitz (HU. 53 f.) sie nachgewiesen hat, nicht mehr verkannt werden. Zur Zeit der An-

kunft des Odysseus ist Winter, und die bestimmte Vorstellung dieser Jahreszeit wird während seines Aufenthaltes beim Eumaios, außer in π, und nachher im eigenen Palaste streng festgehalten (ξ 457. 529f. ρ 24f. 191. σ 328. τ 64. 319). Am Tage des Freiermordes ist ein Fest des Apollon (υ 276. φ 258), also vermutlich Neumond; der vorhergehende Tag ist dann der letzte eines Monats, die ἕνη καὶ νέα. An diesem Tage findet das Gespräch zwischen den beiden Gatten statt. Wenn nun der Fremde mit heiligem Eidschwur versichert (τ 306f.):

τοῦδ' αὐτοῦ λυκάβαντος ἐλεύσεται ἐνθάδ' Ὀδυσσεύς,
τοῦ μὲν φθίνοντος μηνός, τοῦ δ' ἱσταμένοιο

(»noch in diesem Jahre, an einem Neumond, wird Odysseus heimkommen«), so kann das nur heißen: er kommt heute oder morgen, er ist schon da. Dies alles hat Wilamowitz trefflich erkannt, und aus der »orakelhaften« Form des Versprechens, dem Gebrauche des seltenen, schon im Altertum nicht mehr verstandenen Wortes λυκάβας bewiesen, daß hier ein Rest uralter Poesie vorliegt. Dazu kommt nun eine andere Beobachtung. Wiederholt im letzten Teile der Odyssee (π 206. ρ 327. φ 208. ψ 102. 170. ω 322) und auch gerade in τ (484) wird hervorgehoben, daß Odysseus im zwanzigsten Jahre heimkehrt. Der Dichter des β hatte die Bedeutung dieses Zuges verstanden und bildete danach die Prophezeiung, die er dem Halitherses in den Mund legte (174f.). Zwanzig Jahre entsprechen aber dem Termin, den Odysseus bei der Abreise seiner Gemahlin gesetzt hat: bis der Sohn erwachsen wäre, solle sie warten, dann, wenn er immer noch ausbliebe, sich wieder vermählen. Im Zusammenhang einer kulturgeschichtlichen Betrachtung hat sich uns ergeben (S. 338), daß die Stelle, an der dieses Gebot erwähnt wird (σ 269f.), sehr mit Unrecht von Wilamowitz für interpoliert erklärt worden ist; sie gehört zusammen mit Penelopes Klage darüber, daß die Freier keine Geschenke bringen (σ 274ff.). Beide Motive sind in unserer Odyssee nicht mehr recht verstanden; sie fallen auf inmitten einer Darstellung, die als Ganzes den Gedanken fast auszuschließen scheint, daß Penelope, die treue Gattin, jemals zu einer zweiten Ehe schreiten werde. Aber die Stellen, die doch auch sonst nicht ganz fehlen, wo die neue Vermählung mit Bestimmtheit erwartet wird (τ 157f. 571), verraten gerade durch den Anstoß, den sie geben, daß sie die ursprünglich richtige Auffassung vertreten.

Damit ist in der Odyssee ein Motiv wiedergefunden, das anderwärts, besonders in mittelalterlichen Sagen, bekannt und beliebt ist: der Herr des Hauses kommt nach langjähriger Abwesenheit gerade an dem Tage zurück, an dem seine Gemahlin eine andere Ehe eingehen will. So geht es Heinrich dem Löwen, der sieben Jahre als Frist gesetzt hat:

durch ein Wunder wird er im entscheidenden Augenblick zurückgeführt; nun findet die Hochzeit natürlich nicht statt, aber dem jungen Bräutigam wird zur Entschädigung »ein schönes Fräulein aus Franken angetraut«, wie es bei Grimm heißt, und alles »löst sich in eitel Zufriedenheit auf«. In anderen Formen der Sage ist es doch Untreue, was die einsame Frau zur neuen Heirat treibt; der Totgeglaubte kehrt zurück und gewährt großmütig Verzeihung; so in dem Liede vom edlen Moringer [22]). Ob hier irgendein geschichtlicher Zusammenhang besteht oder ob mehrmals dasselbe Motiv aus kriegerisch bewegten Zeitläuften erwachsen ist und an verschiedenen Stellen ähnliche Sagen erzeugt hat, darüber wage ich keine Vermutung. So viel ist klar: der Odysseedichter hat es nicht erfunden; denn er mußte, wie wir sahen (S. 593f.), um die Erzählung von dem nach langer Abwesenheit in Bettlergestalt heimkehrenden Herrn auf Odysseus anzuwenden, zu dem Hilfsmittel der Verwandlung greifen. Jene Erzählung war ihm überliefert; sie mochte früher durch Gespräch und Fußbad oder auf ähnliche Art zu einer Erkennung von Mann und Frau geführt haben: aber da war es nicht Odysseus, der erkannt wurde, und kein Freiermord schloß sich an. Was wir jetzt in τ lesen, ist nicht die Arbeit eines Redaktors, der Stücke vorhandener Odysseen zusammensetzte, sondern das Werk eines Dichters, der Elemente älterer Poesie zu einer Odyssee umschuf. Bei dieser Schöpfung sind dann die kleinen Unebenheiten stehen geblieben, an denen die moderne Kritik eingesetzt hat, mit gutem Recht und mit rühmlichem Erfolge; nur den Gedanken wird sie aufgeben müssen, daß es ein greifbares Ziel sei, mit Hilfe dieser Anstöße eine ältere Gestalt eines Odysseus-Epos herzustellen. Wer das versucht, tut im Grunde nichts anderes, als wenn jemand im Nibelungenliede den Rest einer verlorenen Dichtung aufspüren wollte, in der Kriemhild mit Hagen in verbrecherischem Einvernehmen stand und den Tod ihres Gatten mit Absicht herbeiführte.

V. DICHTER ODER BEARBEITER?

Ein einzelner Zug in einer poetischen Erzählung, der im Vergleich zu ihren sonstigen Voraussetzungen auffällt und auf einen davon abweichenden Hintergrund oder Zusammenhang der Ereignisse hinzudeuten scheint, darf nicht ohne weiteres dazu verwertet werden, durch streng logische Interpretation solchen Zusammenhang zu erschließen und als den ursprünglichen anzusetzen. Vielmehr muß in jedem einzelnen Fall erst geprüft werden, ob sich der Anstoß nicht aus den Gedanken und

22) Böhme, Altdeutsches Liederbuch (Leipzig 1877) Nr. 6 u. 5, wo auch reichliche Literaturnachweisungen gegeben sind.

der Arbeitsweise des Dichters psychologisch erklären läßt. Daß Γ 124 und Ζ 252 Laodike die schönste von Priamos' Töchtern genannt wird, Ν 365 aber Kassandra, hatte schon Aristarch beobachtet und den Chorizonten gegenüber erklärt: οὐ μάχεται; denn, wie er in einem ähnlichen Fall (Υ 233) anmerkte, ὡς ἂν ἁρμόζῃ πρὸς τὸ ἐγκώμιον τίθησι τὸ κάλλιστος. So einfach liegt die Sache nun ja nicht immer. Aber auch manches, was stärker hervortritt und sich breiter geltend macht, kann für augenblickliche Wirkung frei erdacht sein; davon haben wir früher Beispiele kennen gelernt. Andererseits war der Sänger auch gebunden. Einen überlieferten, vielfach schon geformten Stoff, der Sage wie der Sprache, hatte er vorgefunden. Gewiß schaltete er damit selbständig, als Dichter, aber doch nicht in dem Grade voraussetzungslos, daß er jeden Ausdruck, jedes Motiv, jeden Übergang selber geschaffen hätte; deshalb konnte es nicht anders geschehen, als daß manche Spur von früheren Beziehungen einzelner Teile oder Teilchen in seinem Werke zurückblieb.

Es gibt eine ältere Untersuchung von Welcker [23]), deren Grundgedanke heute noch — oder heute erst — seine volle Bedeutung hat. Φαίαξ ist eine Weiterbildung von φαιός, Phäaken sind die »Dunkelmänner«, die grauen Fährleute, die den Entschlafenen geleiten; »in irgendeiner aus»ländischen entfernten Religion und Sage« waren sie »die Fährmänner »des Todes, die, in die Hellenische Heldenpoesie gezogen, eine schöner »erfundene Bestimmung nie erhalten konnten als die, den geprüften »Dulder Odysseus nach allen Irrfahrten in seine oberirdische Heimat »zurückzubringen«. So sah Welcker es an. In Homers Erzählung fand er den Doppelsinn »anmutig und bescheiden angedeutet«, eine Anspielung auf die ursprüngliche Bedeutung der Phäaken nur »stellenweise in »Zügen und Ausdrücken und überall aus dem Namen durchblickend« (S. 235). Neuere haben derber zugegriffen. Zwischen Athenens anfänglicher Mahnung an Odysseus μηδέ τι θυμῷ τάρβει (η 50f.) und der Tatsache, daß er nachher gar keine Gefahren zu bestehen hat, zwischen der Art, wie die Göttin sowohl als Nausikaa den Einfluß der Königin schildern, und dem doch nur geringen Anteil, den sie später an der Fürsorge für den Gast nimmt, schien ein Widerspruch zu bestehen. Daraus folgerte Gercke (NJb. 7 [1901] S. 19), daß in einer früheren Gestalt der Sage Arete »ein furchtbares übermenschliches Wesen«, der Aufenthalt bei den Phäaken voll von Schrecknissen gewesen sei, die man in der vorliegenden Bearbeitung nur noch aus ganz geringen Spuren ahnen könne; so hätten die Kämpfe in θ, bei denen Athene dem Odysseus Mut

23) Welcker, Die Homerischen Phäaken und die Inseln der Seligen. Rhein. Mus. I (1832) S. 219ff.; wieder in den Kleinen Schriften II 1—79.

zuspricht (197), früher eine wirkliche Gefahr bedeutet, an Stelle der Taktlosigkeit des Euryalos habe eine ernsthafte Drohung gestanden. Mit solcher Interpretation wird der Dichtung Gewalt angetan. Der Rat einer jugendlichen Wegweiserin (η 20), ohne Ängstlichkeit in den Kreis der Fürsten zu treten, ist der Situation des landfremden Mannes durchaus angemessen[24]); und die Hervorhebung des Ansehens, das die Frau im Königshause der Phäaken genießt, hat im Plane des Dichters den verständlichen Zweck, auf das Bild hoher gesellschaftlicher Kultur vorzubereiten, das gezeichnet werden soll, und in dem doch auch wirklich Arete von Anfang an bis zuletzt einen wichtigen Platz einnimmt (η 233 ff. λ 335 ff. ν 57 ff.). Von den Kampfspielen wird noch mit Bezug auf Mülder die Rede sein.

Denn dieser, wenn er auch die Mythologie unberührt läßt, geht doch in entschlossener Verwertung scheinbarer Widersprüche denselben Weg wie Gercke. Unmittelbar knüpft er an Friedrich Marx an, der beobachtet hatte, daß in der Erzählung von Nausikaa eine dem Homer sonst fremde Prüderie herrsche, und von hier zu der Vermutung gelangt war, daß die Äußerungen dieser Sinnesart erst nachträglich durch Interpolation in den Text gekommen seien; ein Zeugnis für die ursprüngliche Auffassung der Szene glaubte er noch in einem alten Vasenbilde zu erkennen[25]). Der Zweig, mit dem Odysseus seine Blöße deckt, wäre danach in der echten Dichtung nur ein ἱκετήριος κλάδος gewesen, die Verse ζ 129. 135 f. 221 f. wären interpoliert. Für 129 (φύλλων, ὡς ῥύσαιτο περὶ χροῒ μήδεα φωτός) hat das einige Wahrscheinlichkeit, weil die Worte auch sprachlich Anstoß geben und fast so aussehen, als wären sie zum Zwecke der Erklärung mit ungeschicktem Eifer eingefügt. Im ganzen aber ist das, was Marx zu beseitigen wünschte, mit dem Kern der Erzählung zu fest verbunden, als daß es ihm hätte gelingen können, durch Ausscheidung einzelner Stellen einen in seinem Sinne befriedigenderen Verlauf herzustellen. Das meint auch Mülder, der deshalb seinerseits viel schärfer vorgeht: nicht nur das Betragen des nackten Odysseus sei teilweise interpoliert, sondern das ganze Motiv der Nacktheit. Das erkenne man noch ε 370 ff.: die Rettung auf dem Schiffsbalken sei der in ξ (310 ff.) nachgebildet; Odysseus müsse ε 371 auf dem Balken reiten, damit er seine Kleider ausziehen könne, und der Kleider müsse er sich entledigen, weil der Bearbeiter ihn nackt der Königstochter gegenüberstellen wollte.

24) Diese Situation wird auch sonst hier zu Anfang (η 16 f. 32 f.) stärker betont, als nachher der Wirklichkeit entspricht. Eine Erklärung dafür bietet Groeger Rhein. Mus. 59 (1904) S. 25, der hier das Motiv des göttlichen Geleites aus Ω wiederfindet.

25) Marx, Über die Nausikaa-Episode. Rhein. Mus. 42 (1887) S. 251 ff. — Mülder, Die Phäakendichtung der Odyssee. NJb. 17 (1906) S. 10—45.

Ob zum Zwecke dieser »pikanten Erfindung« (S. 30) überhaupt erst von dem Bearbeiter Nausikaa in die Handlung eingeführt sein soll, wird aus Mülders Worten nicht ganz klar. Einmal scheint es so: »Der ursprüng»liche Zusammenhang der ἄφιξις εἰς Φαίακας war der, daß der schiff»brüchige (bekleidete) Held auf eigene Hand den zur Stadt führenden »Weg einschlug, an der Quelle vor dem Stadttore Halt machte, bis er »ein wasserholendes Mädchen traf, das sich seiner annahm« (S. 34). Der Bearbeiter hätte »diesen Zusammenhang zerbrochen«, hätte die Nausikaa-Episode eingeschoben und die Wasserträgerin zwar nicht ganz beseitigt, doch dadurch aus dem Wege geschafft, daß er aus ihr eine Göttin, Athene, machte[26]). Aber dann wieder wird aus 27 (σοὶ δὲ γάμος σχεδόν ἐστιν) und 33 (οὔ τοι ἔτι δὴν παρθένος ἔσσῃ) gefolgert, daß in der Vorlage, die der Bearbeiter benutzte und erst durch Zufügung von 34f. umdeutete, »Nausikaa bereits versagt und verlobt, der Tag ihrer Vermäh»lung festgesetzt und nahe« gewesen sei; danach hätte sie doch schon in der älteren Dichtung einen Platz gehabt. Ihr Anteil an der Handlung könnte freilich nur ganz gering gewesen sein; um so größer der ihres Bruders Laodamas. Odysseus nimmt ihn allein aus, wo er sich sonst mit jedwedem zu kämpfen bereit erklärt, er nennt ihn seinen Beherberger (ξεινοδόκος, θ 207. 210): also war in der alten Vorlage wirklich Laodamas und nicht Alkinoos König der Phäaken und Schutzherr der Fremden (S. 19. 23). Und eine Spur der Umarbeitung haben wir noch η 170f., wo der König seinen Sohn auffordert, dem unbekannten Gast seinen Sitz einzuräumen: der eigentliche Zweck dieser Verse war, den König der Vorlage, Laodamas, dem neu gedichteten, Alkinoos, unterzuordnen, aber so, daß er doch geeignet blieb, bei den Kampfspielen den Herrscher zu vertreten (S. 25). Diese Spiele hatten auch nach Mülders Ansicht eine ernstere Bedeutung als in der uns bekannten Gestalt; schweren Herzens — κουφότερον θ 201 deutet noch darauf hin — trat der Held in den Wettkampf ein »angesichts seines Alters, seiner jahrelangen Ent»wöhnung und seiner körperlichen Abspannung«, und in diesem allem lag auch der Grund, daß er zunächst versucht hatte, sich zu entschul-

26) Mülder S. 33. Man versteht nur nicht, warum dieser Bearbeiter, der doch nicht eben zaghaft gewesen sein kann, sich die Mühe genommen haben soll, eine Person, die nichts mehr zu tun hatte und die er ungehindert weglassen konnte, auf so künstliche Art, seiner eigenen Erzählung zum Hemmnis, zu erhalten. Danach habe ich gegen diese ganze Hypothese von einem besonderen Kunstgriffe des Odyssee-Dichters (»Personen, die in den Vorlagen eigenes Leben und direkte Beziehungen zur Handlung »hatten, die aber in dem neuen Zusammenhange seiner Dichtung anschluß- und wesenlos »geworden waren, in leibhaftige Götter zu verwandeln«) starke Bedenken, will aber mit einem Urteil darüber zurückhalten, bis Mülder andere, vielleicht glaublichere Beispiele vorgelegt hat.

digen (S. 22). Denn alt war er (S. 16f.) — das Mädchen am Brunnen redete er »mein Kind« an, und wird dafür »Vater« genannt, ja ebenso später von Laodamas (η 22. 28. θ 145) — und »reduziert« sah er aus; sonst hätte Euryalos nicht gewagt, ihn zu reizen, hätte nicht höhnend gesagt, er gleiche eher einem Geschäftsmann als einem in ritterlichen Kämpfen Erfahrenen (S. 18; θ 159ff.). In der jetzigen Dichtung ist er jung und stattlich, so sehr, daß Alkinoos »nichts Eiligeres zu tun hat« als ihm seine Tochter zur Frau anzubieten (S. 17): alles das Werk des Bearbeiters, der eben die Absicht hatte, das erotische Element hineinzubringen, das in ζ mitspielt (S. 32).

Mülders Phäakenhypothese mochte hier etwas genauer skizziert werden, weil sie ein lehrreiches Beispiel gerade derjenigen Art von Analyse ist, der ich entgegenzuarbeiten suche; alles, was die vorhergehenden Kapitel über homerischen Stil und homerische Komposition gebracht haben, dient diesem Zwecke. Die Anwendung auf den vorliegenden Fall darf ich dem Leser überlassen[27]). Nur eins sei hervorgehoben. Nachdem Nausikaa in der neuen Redaktion eine so große Bedeutung erhalten hatte, konnte sie nicht kurzerhand von der Bühne verschwinden: daher die Abschiedszene in θ (457ff.). So Mülder (S. 26f. 32). Also auch dieses köstliche Stück Poesie hält er für ein Werk des Bearbeiters! Er selbst nennt ihn an einer Stelle den »Dichterbearbeiter«; und ein paarmal ist ihm unwillkürlich der Ausdruck »Dichter« aus der Feder geflossen. Ich denke, der Mann verdient diesen Namen. Wenn manches in seiner Darstellung uns heute seltsam berührt, so wollen wir nicht vergessen, wie groß doch, bei aller tiefliegenden Gleichheit menschlicher Natur, der Abstand der Zeiten und der Sitten ist. Und wenn einzelne Züge den Eindruck machen, als wären sie nicht von ihm zuerst gebildet, sondern hätten früher schon in anderem Zusammenhange mehr als einen Kreis von Zuhörern erfreut, so ist er es doch gewesen, der sie mit Frischerfundenem verschmolz und ein Ganzes schuf. Von Wettspielen, bei denen ein unscheinbar auftretender Unbekannter zur Teilnahme gereizt wird und sich als der Stärkste offenbart, könnte öfter schon in Liedern erzählt worden sein, in denen weder der unbekannte Fremde Odysseus noch sein Gastfreund Alkinoos hieß. Wie beliebt in orientalischen und griechischen Sagen das Motiv war, daß ein Fremder vor dem Stadttore wassertragenden Mädchen begegnet, hebt Mülder selbst hervor (S. 34), der ja überhaupt, wie zu Anfang erwähnt, im Prinzip von diesen Verhältnissen die richtigste Vorstellung hat. »Der Dichter arbeitet mit Splittern bereits geformten Materials«, so schreibt er anderwärts. »Je weiter

27) Eine ins einzelne gehende Kritik gab Franz Stürmer, »Die Phäakendichtung in der Odyssee«, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1907 S. 481—505.

»eine Szene sich vom Konventionell-Tatsächlichen entfernt, je mehr »Eigenes der Dichter geben möchte, desto schwieriger fügen sich diese »Splitter zusammen« (BphW. 1908 Sp. 869). Darin liegt viel Wahres. Eine Probe solcher Poesie bot Ω. Auch in X glaubten wir zu empfinden, wie ein Dichter, der sich nicht damit begnügte, die Kunst, die man ihm übertrug, weiter zu üben, sondern darüber hinausstrebte, noch nicht gleich in jedem Stücke die Vollendung erreicht hat, sondern in kleinen Mängeln oder Übertreibungen selber verrät, daß es eine neue Aufgabe war, an der er sich versuchte (S. 543 f.).

DRITTES KAPITEL

RECHT DER KRITIK

I. ÜBERTRIEBENE DULDSAMKEIT.

War der Dichter ein Mensch, dem nichts Menschliches fern lag, seine Kunst geschichtlich bedingt durch die Verhältnisse der Zeiten, in denen er lebte, so daß sich in ihr ein primitives Element kindlicher Unbeholfenheit mit einem gewordenen, der konventionellen Gebundenheit, mischte: so müssen sich freilich manche Unebenheiten und Widersprüche, aus denen man scharfe kritische Folgerungen gezogen hatte, auf natürliche Weise erklären. Aber in diesem Gewinn an grundsätzlicher Erkenntnis liegt für die Anwendung eine Gefahr: daß mit zu weit getriebener Duldsamkeit Anstöße hingenommen und mit Berufung auf den etwas unbestimmten Begriff altertümlicher Denk- und Dichtweise ein- für allemal entschuldigt werden. Wenn wir uns bisher bemüht haben, durch sorgfältige Prüfung jedes einzelnen Falles, vor allem durch psychologisch eingehende Erklärung die Gefahr zu vermeiden, so bleibt sie doch bestehen und fordert zu ausdrücklicher Stellungnahme heraus.

Dies um so mehr, weil es nicht an Gelehrten fehlt, von denen die allzu verzichtfreudige Konsequenz wirklich gezogen worden ist. Zu ihnen gehört Giuseppe Fraccaroli mit seinem umfassenden, durch Beobachtungen und literarische Vergleiche anregenden Buche über das Irrationale in der Poesie, von dem sich besonders das 9. Kapitel mit Homer beschäftigt[1]). Der Verfasser ist zwar durchdrungen von der Einsicht, daß die homerischen Gedichte eine lange Entwicklung voraussetzen, die sich aus ihren Wirkungen rückwärts noch erschließen läßt; aber er scheut sich, diesem Gedanken eine Folge zu geben. Wenn es nicht an jeder Stelle, wo man die Verarbeitung überkommener Motive durchfühlt, möglich ist, eine bestimmte Vorlage zu rekonstruieren, die der Dichter benutzt haben könne oder gar müsse — zu dieser Selbstbescheidung haben auch wir uns bekannt —, so heißt das doch nicht, daß alle Versuche des Eindringens in das allmähliche Wachstum des Epos aufgegeben werden sollen. Vielmehr kommt es nun darauf an, Merkmale zu suchen, die Bestand haben,

1) Fraccaroli, L'irrazionale nella letteratura. Torino 1903.

und eine Grenze zu ziehen zwischen willkürlichen, den Dichter meisternden Hypothesen und einer den Spuren der Wirklichkeit nachgehenden wissenschaftlichen Analyse. Fraccaroli hat sich um diese Aufgaben nicht bemüht. Er lehnt eigentlich alle kritische Forschung ab und bedenkt nicht, daß auch mißlungene Versuche der fortschreitenden Erkenntnis dienen, daß in jedem ernsthaften Irrtum etwas von Wahrheit steckt, und daß er nur dann überwunden wird, wenn es gelingt, dieses Element auszulösen. In der Horazkritik sieht heute mancher geringschätzig auf Hofman Peerlkamp zurück; und doch würden wir ohne sein selbstgewisses Einschneiden eine so verständnisvolle Würdigung der Absichten des Dichters wie in Kießling-Heinzes Kommentar schwerlich besitzen. Vollends mit den Theorien eines Lachmann oder Kirchhoff ist derjenige nicht fertig, der gelernt hat, daß die Wissenschaft über sie fortgeschritten ist; wie sie fortgeschritten ist, soll er fragen, und wird finden, daß ihre Beobachtungen, ihre Erklärungsversuche den Antrieb dazu gegeben haben[2]).

Wenn der italienische Gelehrte den Grundsatz befolgt, den er — ich weiß nicht, ob mit Recht — für salomonisch hält: *Noli esse iustus nimis*, so dachte Carl Rothe freilich anders. Ausdrücklich rühmte er sich, Kirchhoff und Haupt, den Freund und Nachfolger Lachmanns, zu Lehrern gehabt zu haben[3]). Und doch wurde auch er, durch an sich begründete Bedenken gegen die Gültigkeit der von der Kritik gewonnenen Resultate, mehr und mehr auf den Weg des Ablehnens aller Kritik geführt.

Mit einer seiner ersten Arbeiten in dieser Richtung regte er den Zweifel an, ob wir berechtigt seien, aus der Wiederkehr gleicher Versteile, Verse und Versgruppen darauf zu schließen, daß diese Stücke an der einen Stelle auf Nachahmung der anderen Stelle beruhen, eine Methode, die vielfach mit großer Zuversicht geübt worden war. Nicht selten zeigt sich ein Gedanke, der in zwiefachem Zusammenhange vorkommt, in einer Beziehung das erstemal passend und das zweitemal unpassend, in einer anderen Beziehung aber umgekehrt. So ist in der Frage πῶς ἂν ἔπειτ' Ὀδυσῆος ἐγὼ θείοιο λαθοίμην, die Κ 243 und α 65 steht, in Κ das ἔπειτα passend, ἐγώ auffallend, in α dagegen ἔπειτα wunderlich, ἐγώ ganz natürlich. Welche Stelle ist nun die ursprüngliche[4])? — Rothe nahm einen anerkanntermaßen jungen Gesang, den letzten der Odyssee, und prüfte,

2) Fraccaroli verkennt dies ganz und gar, am stärksten in einem Aufsatz »L'irrazionale e la critica omerica«, mit dem er sein Buch gegen Einwendungen von Gaetano de Sanctis verteidigt, Rivista di Filologia 33 (1905) p. 273—291.

3) Jahresberichte des philol. Vereins zu Berlin 33 (1907) S. 295.

4) Näheres über die vielverhandelte Frage bei Shewan, The Lay of Dolon (London 1911) p. 117f.

ob die Parallelstellen, die sich in ihm zu anderen (älteren) Büchern finden, wirklich alle in jenen fester sitzen und den Eindruck der Ursprünglichkeit machen. Es stellte sich heraus, daß das nicht der Fall war. Zwar in bezug auf die List, mit welcher Penelope drei Jahre lang die Freier zu täuschen wußte (ω 128—146 = β 93—110), muß ich Pfudel beistimmen, der gegen Rothe geltend macht, daß diese Partie eher in ω als in β auf Nachahmung zu beruhen scheine[5]). Aber für mehrere andere Stücke (z. B. ω 422—438 = β 15—35; ω 315—317 = Σ 22—24) ist es unzweifelhaft richtig, daß, wenn sie an einer von beiden Stellen durch Nachahmung der anderen entstanden sein sollen, in ω das Original vorliegen müßte. Auch erinnert Rothe daran, daß bereits Kirchhoff (Od.[2] 197) zugegeben hat, die Verse ω 479 f. = ε 23 f.:

οὐ γὰρ δὴ τοῦτον μὲν ἐβούλευσας νόον αὐτή,
ὡς ἦ τοι κείνους Ὀδυσεὺς ἀποτίσεται ἐλθών;

seien in ω mit größerem Geschicke verwendet als in ε, und daß Wilamowitz (HU. 71) geradezu den Vers ω 308 für das Vorbild von α 185 erklärt hat. Rothe war der erste, der aus dem geschilderten Tatbestande den richtigen Schluß zog: wo sich wörtliche oder fast wörtliche Übereinstimmung zwischen zwei Stellen findet, da braucht nicht eine der andern nachgeahmt zu sein; sondern die Übereinstimmung kann dadurch entstanden sein, daß die Verfasser beider Stellen aus dem ererbten Sprach- und Gedankenschatze der epischen Poesie ein fertiges Stück sich zunutze machten, wobei es sehr wohl möglich war, daß dann und wann gerade dem jüngeren Sänger die Einfügung des angeeigneten Verses oder Satzes besser glückte.

Ganz unbeachtet war diese Möglichkeit auch früher nicht geblieben. Rothe selbst erinnerte daran, daß Lehrs (Arist.[2] 466) in der Reise der Götter zu den Äthiopen, die in A weniger geschickt als in α und ganz bedeutungslos in Ψ 206 angebracht ist, ein konventionelles Kunstmittel erkannt hat. Im ganzen handelte es sich hier doch um eine neu gewonnene Erkenntnis, die ausgebaut und nutzbar gemacht werden sollte; daß sie alsbald auch übertrieben wurde, war menschlich. Schon Pfudel (S. 7 seines Programmes) sah sich veranlaßt zu warnen: aus dem bisherigen Gange der Untersuchung folge noch nicht, daß die Vergleichung wiederkehrender Verse und Versgruppen aus dem Beweismaterial für eine Analyse des Epos ganz zu streichen sei, sondern nur, daß man dieses Mittel mit größerer Vorsicht gebrauchen müsse. Wenn die unhöfliche Frage, ob die Fremden Seeräuber seien, in der Rede des Kyklopen (ι 254) glaubhafter klingt als in der Nestors (γ 73), so liegt doch

5) Pfudel, Die Wiederholungen bei Homer (Prog. Liegnitz 1891) I 8.

sehr nahe zu folgern, daß γ aus ι borge; oder sollen wir mit Thukydides (I 5, 2) anerkennen, es sei Sitte gewesen τὰς πύστεις τῶν καταπλεόντων πανταχοῦ ὁμοίως ἐρωτᾶν, εἰ λῃσταί εἰσιν? Vollends wo sich bei genauer Prüfung für irgendeinen Abschnitt herausstellen sollte, daß die Zahl der Parallelstellen, die in ihm durch den Zusammenhang besser befestigt sind als da, wo sie sonst vorkommen, besonders groß ist, während umgekehrt in einem anderen Abschnitt die überwiegende Menge der Parallelstellen, die er bietet, den bestimmten Eindruck nachträglicher Verwendung macht, so sind wir nach wie vor berechtigt und verpflichtet, den einen für relativ alt, den anderen für relativ jung zu halten. Rothe meinte (Wdhl. 158) sogar die offenkundig zusammengestoppelte Einleitung von ε als einen Teil der ursprünglichen Dichtung retten zu können.

Seitdem befestigte er sich immer mehr in dem Mißtrauen gegen die analytische Kritik. Er zitierte (Wdspr. 6) mit lebhafter Zustimmung Oskar Jäger, der mit seinen Homerischen Aphorismen[6]) »durchaus« auf dem Standpunkt stehe, den auch er, Rothe, für den richtigen halte. Nun kann man gern sich des liebenswürdigen Humors freuen, mit welchem Jäger manche Ausartungen der Gelehrsamkeit verspottete und für einen unbefangenen Genuß der Dichtung, wie sie einmal ist, eintrat; aber daß man deshalb all die Arbeit, die Wolf, Lachmann, Grote, Kirchhoff, Wilamowitz und viele andere seit Generationen getan haben, für verfehlt halten und die Hoffnung, etwas von der Geschichte des griechischen Epos zu erkennen, aufgeben solle, war wohl selbst Jägers Meinung nicht. Auch Rothe würde sich gescheut haben, solch Urteil auszusprechen; aber viel anders war es doch nicht, wenn er z. B. Hedwig Jordan vorhielt, daß sie, »der gewöhnlichen Auffassung, folgend, stets »von den Dichtern der Ilias (im Plural) spreche«. Und dabei handelte es sich nicht bloß um einen Unterschied der Redeweise. Hedwig Jordan hat Wege gezeigt, um von den Schilderungen des Epos aus zu einer Anschauung von persönlichem dichterischem Wollen und Können durchzudringen; die Fortschritte der epischen Technik, eine Steigerung auch der Aufgaben, welche die Dichter angreifen und bewältigen konnten, sichtbar zu machen, war ihr Hauptaugenmerk[7]). Rothe dagegen meinte, ihre Untersuchung habe »nicht wenig dazu beigetragen, den Glauben

6) Jäger in der Schrift Pro domo (1894) S. 177—233. In ähnlichem Sinne später sein Buch »Homer und Horaz im Gymnasialunterricht« (1905), in dessen Besprechung (Monatsschr. für höhere Schulen 4 [1905] S. 417ff.) ich versucht habe zu zeigen, daß und wie Probleme der homerischen Forschung für die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken fruchtbar gemacht werden können.

7) Über die Arbeit von Hedwig Jordan s. oben S. 482ff. Vgl. Rothe, Jb. d. philol. Vereins 32 (1906) S. 252f.

»an den einen Dichter der Ilias zu stärken und seine Kunst von der »Darstellungsweise von Nachdichtern und Interpolatoren zu unterscheiden«. So verschoben sich ihm die Dinge, weil er seinen Standpunkt ganz auf der einen Seite, fast schon außerhalb der weitergehenden Forschung genommen hatte. Daß unter solchen Umständen die Arbeiten von Dietrich Mülder bei ihm keine Würdigung fanden, versteht sich von selbst. Er ging scharf mit ihnen ins Gericht; das können sie vertragen, und das dient der Sache. Aber er behandelte den Verfasser wie einen Mann, der eigentlich keinen Anspruch habe gehört zu werden[8]); und das war ungerecht. So gärend und überschäumend auch Mülders Gedanken hervortreten, es steckt doch Kraft darin. Keine seiner Ansichten kann man widerlegen, ohne sich durch die Beziehungen, die er gefunden, durch die Schlüsse, die er gewagt hat, nachhaltig gefördert zu sehen. Ἀεί τοι λόγους τινὰς ἀνερευνᾷ. Rothes Haltung gegen Mülder war rein negativ; er sah bei ihm nur Karikatur, ja Entartung, und wandte sich um so entschiedener von der ganzen Richtung ab. Und doch werden die Übertreibungen einer zersetzenden Kritik nicht dadurch überwunden, daß man zur entgegengesetzten Übertreibung, dem grundsätzlichen Verzicht auf Kritik, zurückkehrt[9]).

II. ZUSAMMENTREFFEN MEHRERER GRÜNDE.

»Du sollst nicht glauben, daß zehn schlechte Gründe gleich sind einem »guten«: so lautet das vorletzte der Zehngebote, die Lehrs und Ritschl gemeinsam für klassische Philologen aufgestellt hatten. Gewiß ein wahres und steter Beherzigung wertes Wort. Mit ihm verträgt sich aber recht wohl der Grundsatz, daß es gut ist, einen Punkt von mehreren Seiten zugleich unter Feuer zu nehmen. Es gibt Probleme — und zu ihnen gehören die meisten der sogenannten höheren Kritik —, für deren Lösung absolut entscheidende Gründe der Natur der Sache nach nicht zu finden sind; und es gibt Gelehrte, die sich deshalb von der Beschäftigung mit solchen Problemen fernhalten. Wer ihnen doch beizukommen versuchen will, muß sich mit Wahrscheinlichkeiten begnügen und, um diese zu erlangen, mannigfache Beziehungen gegeneinander abwägen. Je enger diese unter sich verwandt sind, desto größer ist die Gefahr des Irrtums; je mehr sie von getrennten Gesichtspunkten ausgehen, desto eher ist zu hoffen, daß sie sich wechselseitig sei es berichtigen oder unterstützen.

8) Jb. d. philol. Vereins 33 (1907) S. 305, im Anschluß an eine Besprechung von Mülders Programm »Homer und die altionische Elegie«. Vgl. unten Abschnitt V.

9) Weitere Auseinandersetzungen zwischen Rothe und dem Verf. findet man Neue Jahrbücher XXIX (1912) 98ff., 311f.; Monatsschr. f. höhere Schulen 1912, 229ff.; Jahresber. d. philol. Vereins XXXVIII 187ff.

Dem Grundsatz, den wir für die Behandlung des homerischen Textes abgeleitet und befolgt haben, entspricht ein ähnlicher für die Analyse im großen. Schon von der Länge der Zeit, durch die hin das Epos erwachsen ist, weiter von der Art dieses Anwachsens eine richtige Vorstellung zu gewinnen, ist mit den alleinigen Mitteln einer Kritik, die den Kompositionsfugen nachgeht, nicht möglich. Ergänzend muß hinzutreten eine Prüfung des historischen und geographischen Hintergrundes, der von den Dichtern vorausgesetzten Kulturverhältnisse, der religiösen Anschauungen; den festesten Anhalt aber für die Untersuchung bildet, ebenfalls geschichtlich betrachtet, der sprachliche und stilistische Charakter des Epos mit seinen auffallenden Unterschieden und Abstufungen. Wo nicht wenigstens von einer dieser Seiten her der Beweisführung eine Hilfe kommt, da wird die Kompositionskritik in der Regel auf ein entscheidendes Urteil verzichten müssen; wo aber mehrere Schlußfolgerungen zusammentreffen, da ist dann das Ergebnis um so gesicherter.

Die beiden Götterversammlungen in α und ε hat Zielinski versucht beide aus einheitlichem Plane zu verstehen; und das wäre an sich nicht unmöglich, wenn sie nur hinsichtlich des Stiles und der Sprache einigermaßen sich gleich stünden. Aber das ist keineswegs der Fall. Auch die ersten hundert Verse von α sind nicht ursprünglichste Poesie; daraus erklären sich die Anstöße, die Immanuel Bekker in ihnen gefunden hat (Hom. Bl. I 99ff.) [10]). Und doch wie weit ist der Abstand von hier bis zu dem »mechanisch aus schon dagewesenen Versen zusammengesetzten Cento«, als welchen Kirchhoff den Abschnitt ε 1—27 erkannt hat (Od.[2]

10) Die aber doch lange nicht alle berechtigt sind. Von dem πολύτροπος des ersten Verses sagt er: »Was das wunderliche Wort auch bedeuten mag, . . den ge- »wandten oder den gewanderten, immer gibt es nur eine vage Bezeichnung.« Vielleicht könnte es den »Wandlungsreichen« (von τρέπεσθει sich wandeln) bedeuten, was für den so oft sich für einen anderen gebenden Odysseus sehr charakteristisch wäre. Ob hieran allein ein Hörer Odysseus erkannt hätte, weiß ich nicht; aber die Hörer werden sich ja wohl den Sang ausgebeten, also seinen Helden gekannt haben. Das hart getadelte ἔνθα in V. 11 ist im Grunde sehr einfach; streng genommen müßten wir interpungieren » . . . ἔνθ᾽ ἄλλοι μὲν πάντες κτλ. Die Muse hat jetzt das Wort, und das ist das Eigenartige dieser Odyssee, daß sie ἁμόθεν, nicht am Anfang der Handlung beginnt; also die Muse reißt dieses ἔνθεν aus dem Zusammenhang los, in dem es stand, und niemand darf fragen, worauf es sich bezieht. Ich würde auch die Rede 58f. ἱέμενος καὶ καπνὸν ἀποθρώσκοντα νοῆσαι ἧς γαίης θανέειν ἱμείρεται nicht mit Wilamowitz (HU. 19) stümperhaft schelten, sondern das θανέειν ἱμείρεται als absichtliche Übertreibung Athenens fassen, in deren Rede sich mehr als ein Hintergedanke erkennen läßt: sie verschweigt aus Klugheit Poseidons, aus Abneigung Kalypsos Namen; sie braucht in dem Verse αἰεὶ δὲ μαλακοῖσι καὶ αἱμυλίοισι λόγοισι das letzte Wort statt des von Nauck konjizierten ἔπεσσι, um einen keineswegs liebevoll gemeinten Gleichklang zu erzielen. (Die Deutung der Verse 55—59 wird Felix Bölte verdankt.)

197; vgl. oben S. 612)! Hier hat also wirklich eine zweite Hand eingegriffen, um eine Lücke zu füllen; und daraus folgt weiter, daß der Text des Gedichtes Wandlungen durchgemacht haben muß, die zur Unterbrechung des Zusammenhanges führten. Das gleiche haben wir früher (S. 397f.) im Eingang von o gefunden, wo mit der chronologischen Unklarheit, die auch wohl einem einzelnen beim eignen Werke hätte mit unterlaufen können, sprachliche Unselbständigkeit und eine den oberflächlichen Fortsetzer verratende Anwendung des Götterapparates zusammentreffen, beide von Kirchhoff unbestreitbar dargetan (Od.[2] 504f.). Wenn Blaß mit ein paar größeren Athetesen den Zusammenhang im ganzen zu retten meinte (Interpol. der Od. 156ff.), so entsprach das seiner Grundanschauung, die durchweg sich der Tatsache verschloß, daß seit Aristophanes und Aristarch die philologische Kritik neue Gesichtspunkte gewonnen, neue Fragen zu stellen gelernt hat.

In A hat Zielinski, mit etwas verändertem Sinne, die Vermutung von Friedländer wieder aufgenommen, daß die Reise der Götter zu den Äthiopen erfunden worden sei, um für den Bericht über die Rückführung der Chryseis Raum zu schaffen. Dies war eine Weiterbildung der Ansicht Lachmanns, der von den beiden Fortsetzungen seines ersten Liedes (430—492 Erzählung, wie Odysseus die Chryseis zurückbringt; 348—429 und 493—611, Thetis bei Achill und auf dem Olymp) die von der Chryseis handelnde für die ältere gehalten hatte[11]). Friedländer glaubte zu erkennen, daß beide Fortsetzungen ein untrennbares Stück seien, das in diesem Zusammenhange von einem Dichter herrühre. Ein Zeugnis für dessen wohlüberlegtes Arbeiten sah er eben in dem als Hilfsmittel hier erfundenen Motiv der Götterreise. Und aufs glücklichste, so scheint es, eröffnet uns Zielinski einen Blick in die Werkstätte des Dichters: dieser sei zu solcher Erfindung genötigt gewesen, um es erträglich zu machen, daß er Ereignisse, die eigentlich gleichzeitig waren, doch nacheinander erzählte. Das wäre nun alles sehr schön, wenn nicht die Chryseis-Episode durch ihren poetischen Charakter aus dem Rahmen, in den sie gefügt ist, herausfiele. Fast alle Verse dieser Partie kommen ganz oder stückweise auch anderwärts vor, und zwar vielfach dort passender als hier; so z. B. das ὣς εἰπὼν ἐν χερσὶ τίθει (446), das, von der Rückgabe eines erwachsenen Mädchens gesagt, allzu sehr καταχρηστικῶς gesprochen ist. Die Beschreibung der Abfahrt (479ff.) ist nur aus Odyssee-Versen zusammengeschweißt, unter besonders starker Benutzung des Ausgangs von β. Diesen Tatbestand haben Koechly und abschließend Gustav Hinrichs

11) Lachmann, Betrachtungen[3] 4ff.; Friedländer, Die homerische Kritik von Wolf bis Grote (1853) S. 74f.; Zielinski, Die Behandlung gleichzeitiger Ereignisse, S. 438 (vgl. oben S. 447).

erwiesen[12]). Danach ist die Chryseis-Episode von dem ganzen A der jüngste Teil, übrigens auch dieser nicht als »Interpolation« auszuscheiden, sondern immer noch ein Stück Dichtung, bloß das zuletzt hinzugewachsene Stück. So behält Lachmann schließlich wieder recht mit dem Anstoß, den er an der Beziehungslosigkeit des ἐκ τοῖο 493 nahm; denn dieser Mangel ist dadurch entstanden, daß der Bericht über die Fahrt nach Chryse, bei der es Nacht und wieder Morgen wird (475ff.), eingeschoben wurde. Doch nicht minder behält Friedländer recht: »daß »die Heimführung der Chryseis nie eine andere Stelle gehabt hat als »zwischen dem Gespräch der Thetis mit Achill und ihrem Gang auf den »Olymp«. Für diesen Platz ist sie nachträglich gedichtet. Und dabei kann ein enger Bezug auf die zwölftägige Reise der Götter, den Friedländer annahm, in der Tat mitgewirkt haben, nur in umgekehrter Richtung. Dieser Umstand, sei es, daß er aus alten Göttergeschichten mit übernommen war, die ihn erzeugt und sinnvoll verwertet hatten (oben S. 611), sei es, daß er hier dem Zwecke dienen sollte, dem Hörer die Vorstellung zu geben, daß der Zorn bei Achill nicht schnell verraucht, sondern anhält[13]), er hatte immer etwas Auffallendes und mochte in einem Nachkömmling den Gedanken wecken, einen Vorgang zu erfinden, der den leeren Zeitraum ausfüllte. Mag man diese Erklärung billigen oder nicht, jedenfalls bietet das A mit seinen Problemen ein besonders deutliches Beispiel des Grundverhältnisses, an das wir schon wiederholt erinnert wurden: daß Gedanken von selbständiger Kraft und lebendigem Scharfsinn, auch wenn die Theorien, innerhalb deren sie zuerst auftraten, sich als unhaltbar erweisen, doch nicht verloren gehen, sondern in veränderter Umgebung und neuer Verwertung weiter wirken.

Was uns in diesem Kapitel in erster Linie beschäftigen sollte, war jedoch etwas anderes: die Unzulänglichkeit einer bloß von den Kompositionsfugen ausgehenden Kritik. Daß diese der Ergänzung durch andere Gedankenreihen auch da bedarf, wo das Ergebnis klar und sicher erscheint, soll noch an einem Falle gezeigt werden, in dem ich Gelegenheit habe, eine von mir selbst früher vorgelegte Beweisführung zu berichtigen.

Daß der Kampf zwischen Paris und Menelaos in Γ und der zwischen Hektor und Aias in H nicht unabhängig voneinander gedichtet seien, möchte man im voraus vermuten. Welcher der ältere sei, ließ Niese zweifelhaft, Leaf in seiner Ausgabe (1886) entschied sich für den in H,

12) Koechly, De Iliadis carminibus dissertatio tertia. Ind. lect. Zürich 1857. — Hinrichs, Die homerische Chryseis-Episode. Herm. 17 (1882) S. 59—123.

13) So Heimreich, Das erste Buch der Illias und die Liedertheorie (Progr. Ploen 1883) S. 7; Wilamowitz, HI. 255.

ist aber in der neuen Auflage (1900) davon zurückgekommen. Auch Erhardt (Entstehung der homerischen Gedichte S. 94) zog es vor, auf eine organische Beziehung zwischen beiden Gesängen zu verzichten. Ähnlichkeiten in der Darstellung kann man in der Tat nach beiden Richtungen verwerten; es kommt darauf an zu vergleichen, wie jede der beiden Szenen nach vorwärts und nach rückwärts in den Gang der Ereignisse eingefügt ist.

In Γ wird erzählt, wie die Heere gegeneinander anrücken, Menelaos und Paris sich sehen, dieser flieht. Von seinem Bruder gescholten, schlägt er den Zweikampf vor. Hektor spricht zu Troern und Achäern, Menelaos nimmt den Kampf an. Er verläuft in der bekannten Weise, der Ausgang ist unentschieden. Agamemnons Verlangen, daß jetzt Helena samt den Schätzen herausgegeben und obendrein Sühne geleistet werde, findet bei den Griechen lauten Beifall, bei den Troern keine Antwort. Inzwischen steigt Pallas, von Zeus gereizt, zur Erde herab und verführt den Pandaros, daß er auf Menelaos schießt. Jener wird verwundet, der Vertrag ist gebrochen. Im Bewußtsein, daß die Götter den Eidbruch strafen werden, eröffnen die Griechen den Kampf aufs neue. Die Ὁρκίων σύγχυσις ist ohne die Ereignisse in Γ nicht verständlich; von Γ 1 bis tief in Δ hinein ist, wie wir gesehen haben (S. 583), ein tadelloser Verlauf, in dem immer ein Schritt den folgenden bedingt.

Nun in H, zunächst der Eingang! Hektor und Paris kehren auf das Schlachtfeld zurück und greifen sofort erfolgreich in den Kampf ein. Wie Athene sieht, daß sie den Argeiern Schaden tun (18), steigt sie vom Olymp herab, aber nicht etwa, um den Griechen zu helfen. Vielmehr haben sie und Apollon, der ihr begegnet, nur die Absicht, eine Unterbrechung im Kampfe herbeizuführen (29. 34). Athene fragt, wie das geschehen könne, und Apollon schlägt vor, sie wollten Hektor veranlassen, einen der Achäer zum Zweikampf herauszufordern. Dies Gespräch hört der Seher Helenos und teilt den Willen der Himmlischen seinem Bruder mit, der natürlich gehorcht. Seltsam ist hier zunächst der Wunsch, eine Pause im Kampf eintreten zu lassen; keine der beiden Parteien ist so erschöpft, daß sie der Erholung notwendig bedürfte. Weiter entbehrt die Art, wie Hektor von dem Entschluß der Götter unterrichtet wird, jeder Anschaulichkeit. Helenos vernimmt auf wunderbare Weise den göttlichen Willen und sagt ihn dem Bruder. Dabei fügt er die ermutigenden Worte hinzu (52): οὐ γάρ πώ τοι μοῖρα θανεῖν καὶ πότμον ἐπισπεῖν. Sollte wirklich Helenos diese Versicherung für nötig halten, so würde das dem Hektor wenig Ehre machen; und woher kommt dem Seher diese Gewißheit?

Hektor »freut sich sehr« über den Vorschlag (54), was hier viel weniger

verständlich ist als Γ 76, wo ihn die Regung des Ehrgefühls in Paris und der Gedanke, daß der unselige Krieg schnell beendet werden könne, freudig stimmte. Dann heißt es (55 ff.):

καί ῥ᾽ ἐς μέσσον ἰὼν Τρώων ἀνέεργε φάλαγγας
μέσσου δουρὸς ἑλών, οἱ δ᾽ ἱδρύνθησαν ἅπαντες·
κὰδ δ᾽ Ἀγαμέμνων εἷσεν ἐυκνήμιδας Ἀχαιούς.

Hier begreift man nicht recht, daß alle sogleich Bescheid wissen, nicht nur die Troer, sondern auch Agamemnon und die Griechen; in Γ war das anders, da flogen dem Hektor, als er reden wollte, Steine und Pfeile um den Kopf, und Agamemnon hatte alle Mühe, ihm Gehör zu verschaffen. Vielleicht erinnerte man sich jetzt jener ersten Szene; aber dann hatten die Achäer erst recht keine Veranlassung, sogleich auf Hektors Wünsche einzugehen. — Nun begründet er seinen neuen Vorschlag (69 ff.):

ὅρκια μὲν Κρονίδης ὑψίζυγος οὐκ ἐτέλεσσεν,
ἀλλὰ κακὰ φρονέων τεκμαίρεται ἀμφοτέροισιν,
εἰς ὅ κεν ἢ ὑμεῖς Τροίην εὔπυργον ἕλητε,
ἢ αὐτοὶ παρὰ νηυσὶ δαμήετε ποντοπόροισιν.

Die Verse werden von vielen für interpoliert gehalten, und von Hektors Standpunkt aus sind sie wirklich recht unpassend. Aber was hilft ihr Fortfall? Dann fehlt jede Einleitung und Anknüpfung seiner Rede. Ganz anders erscheint die Sache, wenn wir uns auf den Standpunkt des Dichters stellen. Angenommen einmal, für diesen habe der Anlaß zu der folgenden Neudichtung wirklich in Γ gelegen, so erklären sich unsere Verse sehr gut: sie verraten in naiver Weise den Plan, ein Gegenstück zu dem Kampfe des Paris und Menelaos zu schaffen[14]). Jetzt wird nachträglich auch V. 52 verständlich: der Dichter hielt sich selbst im Bewußtsein, daß Hektor nicht fallen dürfe, und ließ diesen Hintergedanken durch Helenos ausplaudern[15]), ähnlich wie vorher die beiden Götter

14) Bethe, Homer I 215: »Zwei Einzelkämpfe flankieren sie (die Bücher Γ—H), »augenfällig als Gegenstücke komponiert: dem Zweikampf des Alexandros und Menelaos »im Γ entspricht der Hektors mit Aias im H.« Aus seinen späteren Ausführungen wird klar, daß er die beiden Einzelkämpfe nicht als Stücke einer einheitlichen Konzeption ansieht, sondern daß nach seiner Meinung der zweite als Gegenstück zum ersten nachträglich hinzugefügt ist.

15) Sehr gut bemerkt Bethe a. a. O. 221: »Des Helenos Weissagung H 52, dem »Hektor sei noch nicht zu sterben bestimmt, hat nur Sinn, wenn man sie als Auf»hebung der Todesahnung Hektors bei seinem Abschiede von Andromache Z 447 ff. »versteht.« Das ist aber ein Hintergedanke, den der Dichter auch seinen Göttern leiht und den Helenos, obwohl er nicht ausgesprochen ist, richtig erschließt: wenn der Zweck des Zweikampfes ein Abbruch des Gesamtkampfes für heute ist, so kann er nicht blutig enden.

seinen Wunsch verraten haben, daß im Kampf eine Pause gemacht werde, in welcher der neue Zweikampf Platz finden könnte.

Sollte diese Vermutung richtig sein, so dürfen wir erwarten, daß auch nachher, wo Hektor durch Aias doch in Lebensgefahr kommt, der Dichter seine Autorenfürsorge für ihn betätigen werde. Um dies zu prüfen, betrachten wir den Ausgang, den der Streit nimmt.

Als beide die Speere verbraucht haben, Hektor gestürzt, aber durch Apollon wieder aufgerichtet ist, wollen sie zum Nahkampf die Schwerter erheben. Da treten die Herolde dazwischen, sowohl Talthybios wie Idäos, doch führt der troische das Wort (279 ff.):

μηκέτι, παῖδε φίλω, πολεμίζετε μηδὲ μάχεσθον·
ἀμφοτέρω γὰρ σφῶι φιλεῖ νεφεληγερέτα Ζεύς,
ἄμφω δ᾽ αἰχμητά· τό γε δὴ καὶ ἴδμεν ἅπαντες.
νὺξ δ᾽ ἤδη τελέθει· ἀγαθὸν καὶ νυκτὶ πιθέσθαι.

Der ernste Charakter des Streites war schon zu Anfang nur halb beachtet worden, wo zwar an den Tod eines der beiden Helden gedacht wurde, aber nicht wie in Γ an einen Siegespreis; hier tritt die Vorstellung, daß erbitterte Feinde miteinander ringen, ganz zurück. Die Herolde unterbrechen den Streit, als ob es ein Turnier wäre. Aias ist nicht abgeneigt, ihnen nachzugeben, überläßt aber, wie billig, die Entscheidung dem Herausforderer, und dieser spricht nun vollends so, als habe es sich bloß um eine ritterliche Waffenprobe gehandelt. Er ist zufrieden, konstatiert zu haben, daß Aias ein tüchtiger Kämpe ist, und schlägt zuletzt den Austausch von Geschenken vor, damit man auf achäischer wie troischer Seite sagen könne (301 f.):

ἠμὲν ἐμαρνάσθην ἔριδος πέρι θυμοβόροιο,
ἠδ᾽ αὖτ᾽ ἐν φιλότητι διέτμαγεν ἀρθμήσαντε.

Die Geschenke werden gegeben und empfangen, und auf beiden Seiten ist man mit dem Erfolg zufrieden. Der ganze Verlauf ist ebenso auffallend wie der umgekehrte in Ψ, wo der Speerkampf zwischen Aias und Diomedes eine tödliche Wendung zu nehmen droht. Dort erkennt man, wie der Dichter, dem ernsthafte Kämpfe so geläufig waren, mit seiner Phantasie von der vorausgesetzten Situation abglitt und vergaß, daß er ein Spiel schildern wollte. Und das ist ein Beispiel unter vielen; zu derselben Art gehörte die Annahme der Teichoskopie, daß die griechischen Helden noch im zehnten Jahre den Troern unbekannt sind. In solchen Fällen kann man verfolgen, wie das Versehen des Dichters entsteht, gewissermaßen beobachten, wie seine Gedanken abgelenkt werden; an jedem Punkte für sich ist die Motivierung einleuchtend, nur die voneinander getrennten Punkte widersprechen sich. Hier aber

ist am Anfang wie am Ende des Zweikampfes der Zusammenhang gestört, und es sieht wirklich so aus, als ob er in seine jetzige Umgebung erst nachträglich hineingedichtet sei.

Nehmen wir dies, wie schon vorher, versuchsweise an, so erklärt sich alles vortrefflich; was wir als Versehen des ursprünglichen Dichters nicht begreifen konnten, verstehen wir nun als die Fehler des erweiternden Nachahmers. Der Kampf in Γ mit seiner klaren Begründung und Wirkung lag vor und regte die Phantasie zu einer ähnlichen Dichtung an. Da es aber einen zwingenden oder nur wahrscheinlichen Anlaß zu einer neuen Herausforderung nicht gab, so wurde das Göttergespräch am Anfang erfunden, das Helenos vernimmt. Der Anlehnung an Γ, die wir im einzelnen, wie sie in vielen Versen hervortritt, nicht verfolgt haben, war sich der Autor selbst bewußt; das erkannten wir aus den scheinbar taktlosen Worten, die er 69ff. dem Hektor in den Mund legt. Den Kampf mußte er ohne ernste Folgen auslaufen lassen, um den vorgefundenen Zusammenhang der Handlung nicht zu stören; das läßt er Helenos ankündigen, und das hat ihn weiter zu dem seltsamen Abbruch durch die Herolde gezwungen. Eine ganz ähnliche Bewandtnis hat es im Nibelungenliede mit den beiden Szenen, in denen Hagen und Volker der streitlustigen, aber feigen Menge der Heunen gegenüberstehen; auch von ihnen ist die eine, nachahmende, mit erkennbarer Willkür, ohne Motivierung am Anfang und ohne Wirkung am Ende, in einen geschlossenen Gang der Ereignisse eingeschoben, während die andere, die als Vorbild gedient hat, nach vorwärts wie nach rückwärts in der Gesamthandlung befestigt ist. Was ich über diese beiden Aventiuren (30 und 29) anderwärts gesagt habe, mag dem hier für Homer Gebotenen zur Bestätigung dienen[16].

Diese Darlegung scheint mir so, wie sie in der ersten Auflage dieses Buches zuerst gegeben wurde, auch heute noch zutreffend. Aber sie betraf nur einen Teil des Problems: die Art und den Anlaß der Entstehung des zweiten Liedes von einem großen Einzelkampf; wer der Dichter gewesen sei, und woher er den Stoff genommen habe, diese Fragen blieben unberührt.

Sehr altertümliche Züge stehen neben unverkennbar jungen. Die »klassischen Worte«, mit denen Hektor 238f. die Handhabung des großen, männerdeckenden — mykenischen — Schildes zeichnet:

οἶδ ἐπὶ δεξιά, οἶδ᾽ ἐπ᾽ ἀριστερὰ νωμῆσαι βῶν
ἀζαλέην, τό μοί ἐστι ταλαύρινον πολεμίζειν,

16) Das ursprüngliche Verhältnis der Nibelungenlieder XVI, XVII, XIX. Zeitschrift für deutsches Altertum 34 (1890) S. 126ff.

sind bereits von Reichel (Hom. Waff.[2] 28) gewürdigt worden. Ihnen entspricht die genaue Beschreibung des Schildes, den Aias trägt (219 ff.); und zu beiden stimmt in der Hauptsache der Verlauf des Kampfes, wie der Speer geworfen und aufgefangen wird, wie er in den Schild eindringt (245 ff.). Nur stört hier Vers 252, der einen Panzer erwähnt, wie vorher 193 f. 207, in denen vom Anlegen der Rüstung in einer Weise gesprochen wird, die sich nur auf den ionischen Brustharnisch deuten läßt. Diese Aporie ist von Robert (Stud. z. Il. 170 ff.) dargelegt, auch im wesentlichen richtig beurteilt: ein jüngerer Dichter hat hier ein altes Kampflied sich zunutze gemacht und in neuen Zusammenhang eingearbeitet. Daß die Begegnungen, in denen Aias und Hektor sich messen, zum ältesten Bestande der Heldensage, die in der Ilias fortlebt, gehören, hat Bethe zuerst gesehen; etwas Ähnliches meint auch Robert. Nur damit hat er nicht recht, daß er in dem Dichter dieser Partie des H einen Interpolator sieht, in seiner Vorlage einen Teil der »Urilias« zu erkennen glaubt. Das eine nötigt dazu, aus einem an sich tadellosen Verlauf einzelne Stellen auszuscheiden und so einen gegebenen guten Zusammenhang zu zerstören, das andere führt zu haltlosen Vermutungen über den Platz, den dieser Zweikampf in der Urilias gehabt haben könnte (vgl. Robert S. 173. 291 f.). Vielmehr werden wir den Verfasser unsrer μονομαχία, dessen künstlerische Absichten und technische Erwägungen wir so genau verfolgen konnten, getrost für einen Dichter halten, wenn auch für keinen schöpferischen, und in dem Aufbau der Szene, den er gegeben hat, zwar gern ältere und jüngere Bausteine unterscheiden, ihn jedoch als Ganzes bestehen lassen.

Inzwischen ist, worauf ich schon S. 264 hinwies, von Mülder (IQ. 35 ff.) ein weiteres Element, das der Dichter mit eingeschmolzen hat, entdeckt worden[17]): die uralte, weit verbreitete Geschichte von dem riesengroßen

---

17) Im einzelnen enthält freilich Mülders Beweisführung viel Anfechtbares. Sehr stark betont er, daß es auffallen müsse, wenn der Dichter die Achäer sitzen lasse. Ihm fällt das so stark auf, daß er 56 ἱδρύνθησαν übersetzen möchte »sie wurden angewurzelt«, womit er »das Schillernde der Phrase zum Ausdruck bringen« will. Ich finde weder in diesem Wort etwas Schillerndes noch in der Sache etwas Auffallendes. Wer selber Soldat gewesen ist, weiß, daß der Soldat jede Pause im Marsch oder im Kampf benutzt, um sich zu setzen oder besser noch hinzulegen. Aias' Aufforderung an die Achäer

194 τόφρ' ὑμεῖς εὔχεσθε Διὶ Κρονίωνι ἄνακτι
σιγῇ ἐφ' ὑμείων, ἵνα μὴ Τρῶές γε πύθωνται —
ἠὲ καὶ ἀμφαδίην· ἐπεὶ οὔτινα δείδιμεν ἔμπης

wird von Mülder bemängelt: es passe nicht in den Zusammenhang, wenn »Aias von einer »Stille, durch die die Troer auf seine Vorbereitungen nicht aufmerksam werden, etwas für »sich erwarte«. Ich glaube die Verse viel natürlicher zu deuten, wenn ich annehme, daß er zunächst fürchtet, die Troer möchten, wenn sie ein solches Gebet hören, gleichfalls zu

und -starken Manne, der zum Einzelkampf herausfordert, wo sich dann erst niemand hervortraut, bis der Kleinste und Jüngste im Heere sich meldet und das Abentener siegreich besteht. Der Verlauf muß freilich geändert werden; aber ein Zug, der sonst unerklärlich wäre, die anfängliche Furcht aller Helden vor einem Kampf mit Hektor, läßt noch erkennen, was für Vorbilder der Dichter des H im Sinne gehabt hat. Auch verrät er sich in dem, was er hier den alten Nestor aus der eigenen Jugend erzählen läßt (132—156).

In der Beantwortung der Frage, wer der Dichter dieser Monomachie gewesen sei, stimmen Bethe und Wilamowitz und ich mit ihnen bis zu einem gewissen Grade überein. Es war der Erbauer unserer Ilias — womit keineswegs gesagt sein soll, daß ich mir diesen Erbauer so wie Bethe oder so wie Wilamowitz denke; aber beide haben darin recht, daß das Stück nicht nur gedichtet worden ist aus dichterischer Freude am Gegenstand, sondern damit es eine Funktion im Ganzen der Ilias erfülle. »Der »Dichter mußte, um endlich zur Ausführung des Zeuswillens und zum »Siege der Troer zu kommen, die Niederlage der verfluchten[18]) Troer »beenden und das ängstlich um Ilion geballte Unheil aufhalten und zer»streuen« (Bethe I 222). »Er mußte den Schlachttag zu Ende führen, »etwas Großes durfte nicht mehr geschehen: ... äußerst glücklich hat »er das unblutige Duell zwischen Hektor und Aias gewählt, das den »hohen Ton von Hektors Abschied herabstimmt, so daß wir die Achäer »gern bei Braten und Wein sich erholen lassen« (Wilamowitz, Hl. 325). Dazu fügt Bethe mit Recht den weiteren Gesichtspunkt, daß Aias, der, zu großen Dingen berufen, bisher unbillig zurückgetreten war, durch den Zweikampf mit Hektor in den Vordergrund gerückt werden soll.

III. JÜNGSTE UND JÜNGERE SCHICHTEN.

Die Hypothese einer »Urilias« wurde schon gelegentlich berührt. Der Versuch, sie wenigstens in Gedanken wiederherzustellen, beruht auf der Voraussetzung, die doch erst geprüft werden muß, daß überhaupt am Anfang derjenigen Entwicklung, deren Ergebnis der Text unserer Ilias ist, ein in sich geschlossenes poetisches Kunstwerk, ἔχον ἀρχὴν καὶ μέσον καὶ τελευτήν, gestanden habe. Ein Urteil darüber werden wir nur so gewinnen können, daß wir uns den früheren Stufen des Heldengesanges allmählich nähern, nicht vom oberen Ende anfangend, indem wir das

Zeus beten, also mit den Achäern in Wettbewerb treten, dann, der echte Aias — trotz der Scholiennotiz in A οὐ κατὰ τὸν Αἴαντα οἱ λόγοι —, diese Befürchtung zurücknimmt.

18) Die in diesem Beiwort liegende Anschauung vom Fortwirken des Eidbruchmotivs kann ich nicht teilen. Wilamowitz hat recht, wenn er sagt (Hl. 52), daß weder Götter noch Menschen in der Ilias weiter von dem Eidbruche Notiz nehmen.

Epos frischweg in seine Urbestandteile zu zerlegen unternehmen, sondern vom unteren Ende her, da die zuletzt hinzugekommenen Schichten sich am besten glatt werden ablösen lassen.

Anerkanntermaßen eins der jüngsten Stücke der Ilias ist der Schiffskatalog, der die Bekanntschaft mit allen übrigen Teilen des Epos verrät und dabei seinerseits politische Zustände voraussetzt, wie sie diesem sonst fremd sind. Das ist mit Scharfsinn und im wesentlichen richtig von Niese dargelegt worden, wenn auch im einzelnen dessen Untersuchung (1873) sehr der Wiederaufnahme bedarf. Weiter gilt mit gutem Grunde als ein recht junger Gesang die Δολώνεια. Auch wenn die Angabe des Eustathios und der Townleyanischen Scholien (oben S. 117), daß erst Peisistratos diese Rhapsodie eingefügt habe, nicht wörtlich richtig sein sollte, so zeigt sie doch, daß sich ein Bewußtsein von der besonderen Stellung des K bis in die Zeit der gelehrten Bearbeitung hinein lebendig erhalten hatte. Vielleicht war es sogar so, daß in dem von Aristarch anerkannten Corpus der Ilias sich Λ an I anschloß, während K als Einzellied nebenher bestand (ebd.). Und dazu stimmt auch der Stil des Buches, der eine gereifte Technik verrät (S. 562 f.), und die Art, wie sein Inhalt in den Gang der Handlung eingeordnet ist: das Abenteuer des Diomedes und seines Gefährten Odysseus soll in derselben Nacht stattgefunden haben, in der bereits die Bittgesandtschaft an Achilleus gegangen und nach längerer Verhandlung zurückgekehrt war. Einen weiteren Beweis für spätern Ursprung der Dolonie, ihre vielfachen Beziehungen zur Odyssee, werden wir später noch zu berühren haben.

Reinlich aussondern läßt sich auch ein anderes, zweifellos junges Gedicht, das N; doch muß ich mich, um dies darzulegen, mit Wilamowitz (HI. 217 ff.) auseinandersetzen. Das N behandelt er als Teil des Komplexes M—O, und seine Gesamtanschauung von diesem Komplex ist folgende. Die Grundlage bilden zwei ältere schöne Gedichte, ein Hektorgedicht und ein Idomeneusgedicht, die sich aber nicht mehr herstellen lassen. — Aus ihnen hat ein »nicht eben bedeutender Dichter«, ein Mann »von sehr mäßigem Talent« (S. 243), der sich bei seiner Überarbeitung vor tieferem Eingreifen nicht scheute (Bearbeiter I), ein »bereits umfäng»liches Gedicht« gemacht, »das von dem Angriff auf den Wall bis zum »Kampf um die Schiffe reichte«. Auf ihn folgte ein jüngster Bearbeiter (II), der »unendlich höher steht«, auch er vor tieferem Eingreifen nicht zurückscheuend, aber ein »genialer Bearbeiter« (S. 232), ein »hervorragender Dichter«. Sein Werk ist nun eigentlich das, was wir lesen. Die Ereignisse der Schlacht mußte er stellenweise »ganz neu formen, aber auf Grund »der Bearbeitung, die ihm vorlag, mittelbar also auch der in ihr enthal»tenen alten Gedichte. Er steht jedoch an poetischer Gestaltungskraft

»viel zu hoch über dem Bearbeiter I — seinem Vorgänger —, als »daß sich wie bei jenem das überkommene Gut noch herausschälen »ließe«.

Nun zu N selbst. Es beginnt unter der Voraussetzung, daß die Troer auf die Schiffe losgehen, nachdem sie den Wall überstiegen haben (41. 50). Doch wird nicht etwa der Kampf fortgesetzt, der bis M 471 erzählt war. Wilamowitz behauptet das allerdings (S. 215); nur der Ausdruck möge in N (von 39 an) etwas geändert worden sein, als der Abschnitt über Poseidons Auftreten eingeschoben wurde. »Die Flucht der Achäer«, heißt es, »geht unter gewaltigem Geschrei vor sich, die Troer schließen »sich nach dem Einbruch in das Lager zusammen und marschieren unter »Hektors Führung, ohne Lärm und Geschrei (ἄβρομοι, αὐίαχοι), voran. »Diesmal haben sie den Vorzug der militärischen Zucht, den Γ 8, Δ 427 »dem Marsche der Achäer nachrühmen.« In dem Augenblick also, für den wir schon auf dem Exerzierplatz uns gewöhnten mit »Marsch marsch, hurrah!« alle Kräfte zusammenzuraffen, läßt Hektor sammeln und in ruhigem Schritt antreten? Unglaublich. Auch die nächste Zustandschilderung, auf die Wilamowitz ausdrücklich verweist (126—136), läßt nicht erkennen, daß sich der Dichter der Situation, wie sie am Ende von M erreicht war, bewußt wäre. Und so bleibt es weiterhin, auch als nach einigen vorbereitenden Szenen Idomeneus und Meriones in den Kampf eingetreten sind, und nun »das figurenreichste Schlachtgemälde, das die »Ilias enthält«, sich darbietet (328 ff.). »Daß der Kampf bei den Schiffen »vor sich geht, wird zwar manchmal erwähnt, aber auf die Art der Kämpfe »hat es keinen Einfluß, so daß wir es oft vergessen. Der Schauplatz der »Handlung ist überhaupt gar nicht ausgemalt«: besser kann man dieses Gedicht nicht charakterisieren (S. 225). Danach scheint mir kein Grund, im weiteren Verlaufe für die zu M nicht stimmende Schilderung der Befestigung (679—684) einen Interpolator verantwortlich zu machen (S. 227 f.). Was die Kampfszenen des N zusammenhält, ist nicht die Anschauung eines wirklichen, örtlich bestimmten Gesamtvorganges, sondern die Geschicklichkeit, Bild an Bild zu reihen. Dazu dienen Augenblickserfindungen, an denen dieser Gesang besonders reich ist: 166 ff. (Meriones ohne Lanze), 211 ff. (Idomeneus' Krankenbesuch), 268 (entfernte Wohnung des Meriones), 460 (Äneas' Groll gegen Priamos), 661 (Paris' Freundschaft für Pylaimenes). Den Mittelpunkt bildet eine Zeitlang die Person des Kreters Idomeneus, der nicht nur als Kämpfer vorgeführt wird, sondern auch in breit ausgesponnenen Gesprächen, erst mit Poseidon-Thoas (215 ff.), dann noch mehr mit seinem Gefährten Meriones. Wilamowitz selbst stellt das Idomeneusgedicht als eins der jüngeren in eine Reihe mit Z, I, K, Ψ², Ω (S. 323). Danach möchte man vermuten, daß es auch

im Aufbau etwas von fortgeschrittenem Können zeigen werde; das trifft aber nicht zu.

Dreimal sind Einzelkämpfe durch motivierende Überleitung zu größeren, vorstellbaren Einheiten verbunden: 169—209, 361—539, 576—672. Nur an der mittleren Gruppe ist der Kreterfürst beteiligt; doch will Wilamowitz das Idomeneus-Gedicht bis zur Rede des Menelaos (620—639) rechnen. In Wahrheit hat es weder hier noch sonstwo einen Abschluß. Dies könnte daher rühren, daß es selber auf dem Untergrunde des alten Hektor-Gedichtes erbaut ward (S. 224), das durch die Bücher M—O hindurch die Grundlage bildet und »in großartiger Gradlinigkeit seinen Helden »durch das Tor zum Kampfe mit Aias führt« (S. 232). Da wäre es zu verstehen, wenn der ursprüngliche Plan dem darüber gelegten jüngeren im Wege stünde. In M hatte dieses »alte Gedicht, aus dem Hektors »Sprengung des Tores stammt, nur eben begonnen« (S. 218); verfolgen wir doch noch seinen Fortgang, d. h. das Auftreten des Helden, zunächst durch N.

Die Troer folgen ihm schweigend (40f.). Über die Gefahr, die von ihm drohe, spricht Poseidon-Kalchas zu den beiden Aias (52ff.; vgl. 80) und zu den anderen Kriegern, 123f.: Ἕκτωρ δὴ παρὰ νηυσὶ βοὴν ἀγαθὸς πολεμίζει καρτερός, ἔρρηξεν δὲ πύλας καὶ μακρὸν ὀχῆα. Das ist eben die Voraussetzung des N. Die Rede des Gottes wirkt: die Achäer schließen sich um die beiden Aias zu dichten Scharen zusammen, ἃς οὔτ᾽ ἄν κεν [so] Ἄρης ὀνόσαιτο μετελθὼν οὔτε κ᾽ Ἀθηναίη λαοσσόος (127f.). »Nun »setzt die Handlung ein. Der Strom der geschlossenen Troerschar bricht »sich endlich an der ehernen Mauer der Achäer. Hektor weicht unwillig »zurück und beruft sich in seinem Mahnruf wieder auf die Hilfe des Zeus, »154« (S. 221). Wie ist das denn? Er hatte doch eben die wirkliche Mauer durchbrochen, während die Achäer flüchteten νῆας ἀνὰ γλαφυράς (M 471). Wo bleibt denn der Spielraum für das, was in N berichtet wird? Und nicht bloß berichtet, sondern in prachtvollem Gleichnis sichtbar gemacht, von dem Felsblock, den der Winterstrom oben im Gebirge losgerissen hat, daß er in gewaltigen Sätzen donnernd hinabfliegt, bis er in die Ebene kommt, die sein Vorwärtsstürmen aufhält (137ff.). Da ist volle Anschauung, nur eine ganz andre, als wir von M aus erwarten. — In den folgenden Kämpfen wird erzählt, wie Hektor den Speer nach Teukros wirft, ihn verfehlt, einen anderen trifft; als er dem den Helm abreißen will, schleudert Aias die Lanze gegen Hektors Schild, so wuchtig, daß er zurückweichen muß (183—194). Dem gefallenen Troer, den Teukros der Waffen hatte berauben wollen, schlägt der Lokrer Aias, der mit beiden Telamoniern hier eng verbunden ist, das Haupt ab und wirft es Hektor vor die Füße (205). Von da an sehen wir lange nichts von ihm.

Als Idomeneus mit Meriones ins Gefecht eintritt, meint er mit wortreicher Begründung, daß in der Mitte die beiden Aias und Teukros ausreichen werden, »ihn« fernzuhalten (312 ff.); die Neugekommenen wenden sich also zur Linken, wo sich dann die folgenden Szenen abspielen. So kommt es, daß Hektor nichts davon sieht und hört (674). Erst Polydamas macht ihn, ebenfalls in längerer Rede, darauf aufmerksam, wie bedenklich es für die Troer steht: οἳ μὲν ἀφεστᾶσιν σὺν τεύχεσιν, οἳ δὲ μάχονται, παυρότεροι πλεόνεσσι, κεδασθέντες κατὰ νῆας (738 f.). Er empfiehlt Konzentrierung rückwärts und erneute Beratung. »Hektor ist »folgsam, überträgt dem Polydamas während seiner Abwesenheit das »Kommando, geht auf den anderen Flügel (765), bemerkt die dortigen »Verluste, schilt den Paris, der sich entschuldigt, und nimmt ihn 790 dahin »mit, wo der stärkste Kampf entbrannt ist, um Polydamas (das ist eben »die Stelle, die er verließ) und Kebriones und eine Reihe anderer. — Nun »geht es zum Angriff, eine glänzende Schilderung der Troer und Hektors »setzt ein« (S. 229) von 795 an; die ganze Partie von 674—794 hält Wilamowitz, nach Aussonderung von Interpolationen, für ein »Füll»stück des Bearbeiters. Er mußte und wollte zu Hektor zurück; ein »Übergang war notwendig: den hat er in durchaus erträglicher Weise »bewerkstelligt.« Darüber wollen wir nicht streiten; es ist ja Bearbeiter I, der unbedeutende. Seltsam nur, daß Bearbeiter II, der geniale Dichter, dies alles mit übernommen hat. Und jedenfalls ist von dem alten Hektor-Gedicht und seinem »gradlinigen Verlauf« (S. 243) hier nichts zu spüren. Im folgenden wird es etwas anders; mit 795 hat man wirklich das Gefühl, »in frisches Wasser zu kommen«. Aber Taten geschehen auch jetzt nicht: zwischen Aias und Hektor werden drohende Reden gewechselt, wie sie einem ersten Zusammentreffen entsprechen würden, und beide Heere gehen mit gewaltigem Geschrei aufeinander los; »weiter kommt »am Ende von N nichts heraus«. Wilamowitz meint, wir läsen das alte Gedicht »überwachsen mit jüngeren Bildungen« (S. 230). Aber wo ist irgend etwas von ihm selber? Was wir in N von Hektor gesehen haben, war das schöne Bild, wie er auf Widerstand stößt, und der Kampf mit Teukros, bei dem er nicht eben glänzend abschneidet. Auch in Ξ — auf das wir in Verfolgung jenes hypothetischen alten Hektor-Gedichtes schon jetzt einen Blick werfen wollen — geht es nicht besser. Er erscheint erst auf der Bühne, als Poseidon gegen ihn vorgeht (364 ff.). Und jetzt »endlich kommt es zum Schlagen zwischen Hektor und Aias, zu »jener Niederlage Hektors, die die beiden Vogelzeichen in dem alten Ge»dichte vorhersagten [M 200 ff. N 821 f.]. Man wird erwarten, daß die »Fortsetzung von N 832 zugrunde liegt. Das wird auch der Fall sein, aber »rein ist sie nicht erhalten, und überall nur so, wie sie in der Bearbeitung

»steckten.« Ein paar Zeilen weiter heißt es: »Von irgendwelcher Zuge- »hörigkeit zu dem alten Hektorgedicht kann also keine Rede sein« — er wird ja so schwer getroffen, daß man ihn wegtragen muß (429) — und zum Schluß: »Jedenfalls ist gerade diese wichtige Partie unbefrie- »digend, und vermutlich war die Verwundung Hektors in dem alten Ge- »dichte nicht so schwer; das konnte auch der Schutz des Zeus nicht zu- »geben« (S. 235). — Endlich glauben wir festen Boden unter den Füßen zu haben: schon wird er uns weggezogen. Von alter Hektordichtung bleibt, nach Wilamowitz, eigener Analyse, in NΞ nichts übrig als ein paar versprengte Brocken.

Von einer dritten Seite her kann man versuchen, dem N sein Geheimnis abzugewinnen. Läßt etwa Poseidons Mitwirkung, zum Richtpunkte der Betrachtung erhoben, organischen Aufbau erkennen? Feierlich genug wird der Gott eingeführt. Und sogleich bildet er die Seele des Widerstandes gegen die andringenden Troer. Die beiden Aias ermuntert er mit Wort und Zauberschlag, dann eine Schar von Kämpfern; nachher ist er über den Fall seines Urenkels Amphimachos (185 ff.) ergrimmt und treibt aufs neue die Achäer zum Kampf an, wobei er sich mit Idomeneus zusammenfindet (215 ff.). Später greift er doch nur mittelbar ein, indem er einen Schwiegersohn des Anchises von Idomeneus' Hand fallen läßt (434), Antilochos beschützt (554 f. 562 f.), und von da an verschwindet er, wird nur als Treiber zum Kampfe gegen Ende noch einmal erwähnt (N 677 f.). Immerhin ist sein Anteil groß genug, um es verständlich zu machen, daß der Dichter sein Wirken, womit er zu Zeus in Gegensatz tritt, rechtfertigen zu müssen glaubte (345—360). Wilamowitz meint, diese »an sich vortreffliche Versreihe« störe den Zusammenhang, so »daß der Einschub unverkennbar« sei; doch rühre dieser nicht von einem Rhapsoden her, sondern vom letzten Bearbeiter — dem Iliasdichter —, der hier wie in 1—38 auf den Zusammenhalt des ganzen Epos bedacht sei (S. 224). Gut; ob wir dann freilich noch Grund haben, von »Einschub« zu sprechen, hängt von der Ansicht ab, die wir von Alter und Entehungsweise des Buches N gewinnen. Und da kann wirklich Poseidon den rechten Weg weisen.

Innerhalb jener 38 Verse steht die herrliche Beschreibung, deren wir schon S. 371 f. und 392 gedachten, wie der König des Meeres durch das beherrschte Element fährt, die Ungetüme der Tiefe aus den Schlüften hervorkommen, ihm zu huldigen (27—30). Wilamowitz benutzt diese Stelle, um die Dichterkraft seines Bearbeiters II an einem Beispiel zu zeigen (S. 243). Doch wie fügt sich die Fahrt in den Gang der Handlung ein? Von Samothrake aus betrachtet Poseidon das troische Schlachtfeld und beschließt einzugreifen. In drei großen Schritten geht er nach Ägä

(an der Küste von Euböa, S. 445), wo ihm Wagen und Rosse stehen, und fährt von da bis zu einer Grotte zwischen Imbros und Tenedos. Man sieht: der Ausgangspunkt, die Kultstätte in Ägä, war gegeben; dorthin mußte der Gott erst gebracht werden, wenn die Schilderung seiner Fahrt durch die Wogen sollte eintreten können. Diese Schilderung war also für den Dichter, der sie hier benutzt hat, selbst etwas Gegebenes. Das hat Mülder erkannt (BPhW. 1908, S. 870). Und von hier aus erkennt man mit einem Male den Plan und sieht das Gebälk, das den Bau dieses Gesanges trägt. Kleine und kleinste Stücke, ja Splitter älterer Poesie sind hier in derselben Weise eingearbeitet wie anderwärts (Z, I) ganze Gedichte. So wird auch jene Charakteristik der feindlichen Brüder Zeus und Poseidon — Wilamowitz hat richtig empfunden — einst aus anderem Zusammenhang heraus gedacht gewesen sein, als in dem sie jetzt steht. Und doch ist sie im N kein Einschub, sondern ein ursprüngliches, stützendes Glied im Gemäuer; nur daß der ganze Bau recht unursprünglich und mit starker Benutzung solcher Steine aufgeführt ist, die früher für andere Zwecke behauen und verwendet waren. Für das lautlose Anrücken der Troer (39—42) hat Robert ansprechend vermutet, daß es aus der Darstellung eines Überfalls stamme, der im Morgengrauen versucht wurde. Der Vergleich Hektors mit einem vom Gebirge herabrollenden Felsstück (137ff.) muß in einer Umgebung entstanden sein, wo er nicht nur für sich anschaulich war, sondern zu einer Gesamtanschauung half. Auch die von Wilamowitz mit Recht gerühmte Schilderung des troischen Angriffes mit dem Wortwechsel der beiden Helden (795ff.) muß in älteren Liedern von Hektor und Aias ihren Ursprung haben, nur daß sie nicht als Teil eines ganzen, hier überarbeiteten Gedichtes in das N gekommen ist. Von dessen Kampfszenen mögen manche aus überliefertem Bestand entnommen sein, z. B. sicher der Fall des Asios (384ff.), auf den der M-Dichter Bezug nimmt (116f.), und die Verwundung des Deïphobos, dessen Wegführung durch Polites (535—538) nachher im Gange der Διὸς ἀπάτη auf den Fall Hektors übertragen ist (Ξ 429—432; Wilamowitz S. 235). Was der Autor des N dazugetan hat, war die Gruppierung im ganzen um Poseidon und Idomeneus, das Zusammenarbeiten zu einer fortlaufenden Erzählung, wobei ihm seine Augenblickserfindungen, seine lehrhaften Reden als Bindemittel dienten. Eben diese Reden zeugen für die Jugend des N; wir werden sehen, daß sie auch nach Wilamowitz' Meinung in die Zeit des Übergangs vom Epos zur Elegie gehören. Von einem Dichter dieser Zeit braucht es uns dann nicht zu wundern, daß er den Polydamas (745f.) von der »gestrigen« Niederlage der Achäer sprechen, also auf das notorisch ganz späte Θ Bezug nehmen läßt, noch daß er als Mitkämpfer osthellenische Völkerschaften rühmt und sie in einer Weise

beschreibt, die im ionischen Epos keinen rechten Platz hat (681—700). »Das ist erst im Mutterlande möglich, auch in Athen, aber nicht not»wendig dort«, sagt Wilamowitz (S. 228) und nimmt Interpolation an. Wir haben keinen Grund, das mitzumachen. Der N-Dichter ist uns ganz lebendig geworden. Er wollte mancherlei noch anbringen, was anderswo nicht untergekommen war, schmolz es mit Eigenem zusammen und fügte das ganze Gedicht so ein, daß es den schon vorhandenen Gang der Handlung nicht störte. Deshalb knüpfte er ungefähr an die Situation an, wie sie in M erreicht ist, machte aber nachher keinen Gebrauch davon, weil den Szenen, die er zu geben hatte, die entsprechende Voraussetzung fremd, nur allgemein angenommen war, daß die Feinde den Achäern hart zusetzten. Daß am Ende des N »nichts herauskommen« durfte, ergab sich nun von selbst. Der Gesang läßt sich glatter auslösen als irgendein andrer, K ausgenommen, mit diesem auch darin übereinstimmend, daß ohne ihn der Zusammenhang besser ist als mit ihm. Ξ 1ff. schließt an M 471 natürlicher an als N 39ff.

Während sich nun K und N ohne Schwierigkeiten und reinlich ausscheiden lassen, gilt dasselbe nicht mehr von zwei anderen, ebenfalls noch ziemlich jungen Büchern, Ψ und Ω. Daß die Ἕκτορος λύτρα nachträglich zugesetzt sind, bestreitet heute wohl kaum jemand. Sprache und Stil tragen alle Spuren des Verfalles; aber sie haben hier noch einmal einem wirklichen und großen Dichter als Werkzeug gedient[19]). Diesem ist es denn auch gelungen, nicht eine Episode zu schaffen oder einen Anhang, der ebensogut entbehrt werden könnte, sondern ein organisches Glied der Haupthandlung selbst, das nun wie ein notwendiger Abschluß empfunden wird. Man hat sich hierauf berufen, um zu versichern, daß es niemals eine Ilias ohne dies Ω gegeben haben könne; und vieles, was in diesem Sinne gesagt worden ist, können wir uns aneignen, nur daß wir darin nicht Beweise für die ursprüngliche Einheit des Planes, sondern Zeugnisse für die Genialität eben dieses Fortsetzers erkennen. Nicht auf der gleichen Höhe stehen die Ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ; aber auch sie sind doch viel fester in den allgemeinen Zusammenhang eingearbeitet als die Δολώνεια. Ihr Verfasser hat an eines der ältesten Stücke der Achilleus-Dichtung, das Totenopfer für Patroklos, angeknüpft und es in so geschickter Weise weitergebildet, daß Ψ nun fast den Eindruck einer einheitlichen Schöpfung macht. Davon war schon früher (S. 363) kurz die Rede.

Die vier besprochenen Gesänge sind in gewissem Sinne »Einzellieder«, aber nicht von der Art, wie sie Lachmann gedacht hatte; denn sie gehören nicht der Vorstufe vor einer zusammenhängenden epischen Dich-

19) Dies scheint Wecklein, Studien zur Ilias (1905) S. 13, ganz zu verkennen.

tung an, sondern haben ihrerseits den Bestand einer solchen zur Voraussetzung. Dabei ist dann der Unterschied, daß zwei von ihnen von vorn herein auf eine bestimmte Stelle des Ganzen bezogen und im Anschluß an sie erfunden sind, während für K nur im allgemeinen die Kriegslage vorausgesetzt wird, die man aus den mittleren Büchern der Ilias kannte. Dieses Buch eignete sich also mehr als die beiden anderen zu isoliertem Vortrag.

Das gleiche gilt von M, der τειχομαχία, die sich durch ihren klaren Abschluß und noch mehr durch die umständlich erklärende Einleitung von der Hauptmasse der Kampfszenen abhebt und, da sie auch im Innern einheitliche Anlage zeigt, in der Tat den Eindruck macht, als sei sie als Einzellied gedichtet worden[20]. In dieser Vermutung Niese beizustimmen (EHP. 95), hindert uns auch der Umstand nicht, daß in den späteren Büchern mehrfach auf den Inhalt von M Bezug genommen wird. Es geschieht z. B. Ξ 15. 66. O 361 summarisch genug, etwas genauer und an schaulicher N 679. Π 558, mittelbar auch O 1[21]. Daß solche Erwähnungen sich einstellten, war ganz natürlich. Wenn einmal, wie wir annehmen, der Mauerkampf nachträglich hereingebracht war, so bildete er von der Zeit an eben einen Teil der ganzen Liederreihe und mußte auf die Gestalt, die deren spätere Stücke bei immer erneuter Wiederholung des Vortrages erhielten, mit seinen Einfluß üben.

Zuversichtlich führen wir als ferneres Beispiel die Πρεσβεία an. Die längst beigebrachten Gründe für ihre Unvereinbarkeit mit dem Π sind früher dargelegt worden.

Das Entscheidende für die Stellung von I liegt in der inneren Beschaffenheit des Buches und in der Art, wie es vorbereitet ist. In ersterer Beziehung wird es wohl nur selten so gewürdigt, wie es verdient. Der Gedanke des Moralischen und Lehrhaften spukt immer noch in den Köpfen der Leute und schadet dem Verständnis hier ebenso wie etwa beim König Ödipus des Sophokles. Man meint frevelhafte Überhebung und Härte zu sehen, die bestraft werden müsse, wovon dem Sänger schwerlich etwas bewußt gewesen ist. Aber der gekränkte Stolz, der sich am Bewußtsein des eignen Wertes aufrichtet, der Unmut des Starken, der die eigentliche Arbeit tut, und sehen muß, wie den Schwachen, den Bequemen derselbe, ja reichere Lohn zuteil wird, sind in gewaltigen Zügen geschildert. Das konnte nur einem Dichter gelingen,

20) Die Bedenken Bethes dagegen (Homer I 132) durch positiven Nachweis der Einheit und des Zusammenhanges zu widerlegen, war ein Nebenzweck meiner Analyse S. 495 ff.

21) Hier ist allerdings nicht von einer Mauer die Rede, sondern nur von Pfählen und Graben; vielleicht eine ursprünglichere Vorstellung, was zu dem selbständigen Charakter des O gut passen würde.

der selbst etwas vom Helden in sich hatte. Doch solche Erwägungen geben im Beweis keinen Ausschlag. Für diesen ist es wichtiger, daß die peloponnesische Heimat Agamemnons, die ja durch ionische Umdeutung des Namens Ἄργος erst in das Epos hineingekommen ist (vgl. S. 284 ff.), dem Dichter der Πρεσβεία schon deutlich bewußt gewesen sein muß: nicht nur läßt er Diomedes die Schiffe erwähnen, die dem Agamemnon von Mykene her gefolgt seien (44), sondern er nennt unter den Geschenken, die Agamemnon seinem Gegner anbietet, sieben messenische Städte einzeln mit Namen (150 ff.). — Gehen wir dann in der Reihe der Ereignisse rückwärts und fragen, wie die Situation entstanden ist, die den Agamemnon so nachgiebig macht, so gelangen wir zu der Κόλος μάχη, über deren poetischen Charakter so ziemlich Einstimmigkeit unter den Gelehrten herrscht; auch Kammer in seinem Ästhetischen Kommentar findet hier »größtenteils spätere Dichtung«. Uns selbst hat sich besonders aus der Rolle, die das Göttliche in Θ spielt, aus der Übertreibung älterer Motive, worin der Dichter sich gefällt, die Überzeugung ergeben, daß dieser Gesang in der Reihe der uns erhaltenen nach Alter und Wert einen der tiefsten Plätze einnimmt, wozu es denn nicht übel stimmt, daß er den besonderen Beifall von Herman Grimm (Homer, S. 223. 234) gefunden hat. Aber, wenn wir Θ wegdenken, so schwebt die Πρεσβεία in der Luft; denn das Ergebnis des ersten Schlachttages war für die Achäer keineswegs ungünstig gewesen, für die Troer ein so bedenkliches, daß sie von neuem einen gütlichen Vergleich vorschlugen. Als ihr Herold den versammelten griechischen Fürsten die Botschaft seines Königs ausgerichtet hat, schweigen erst alle lange Zeit; dann erklärt Diomedes, von friedlichem Ausgleich dürfe nicht mehr die Rede sein: das sehe ein jeder, καὶ ὃς μάλα νήπιός ἐστιν, ὡς ἤδη Τρώεσσιν ὀλέθρου πείρατ᾽ ἐφῆπται (H 401 f.). Diese Auffassung eignet sich Agamemnon (407) ausdrücklich an; er kann also nicht gleich darauf δάκρυ χέων ὥς τε κρήνη μελάνυδρος (I 14) in einer neuen Ratsversammlung auftreten und den Vorschlag machen, daß man den Kampf aufgeben und nach Hause fliehen wolle. Deshalb hat Karl Ludwig Kayser zweifellos richtig geurteilt, daß Θ gedichtet sei, um die Situation zu schaffen, die für I notwendig war (Homer. Abhdlgn. 47 ff.)[22]. Daß beide Bücher von demselben Verfasser sein könnten, wird niemand behaupten. Also muß wirklich die Πρεσβεία vorher als einzelnes Gedicht bestanden haben, dessen Autor nur ganz allgemein den Krieg um Troja und in ihm eine den Griechen ungünstige Wendung zum Ausgangspunkt nahm für das, was er frei erfinden wollte. Möglich sogar, daß gerade die Stellen in Π,

22) Seine Hypothese ist wohl endgültig von Wilamowitz begründet und ausgebaut (IIH. 26 ff.); fraglich bleibt nur die Stellung des K, über die später gehandelt werden soll.

die zu I nicht stimmen, den Anlaß zu seiner Entstehung gegeben haben; außer den schon erwähnten auch 29ff. 61ff. 85f. Denn das Unstimmige liegt doch darin, daß wir uns an den Wunsch der Griechen, Achill wieder zu gewinnen, und an seine Unversöhnlichkeit erinnert fühlen, ohne daß die getane und abgewiesene Bitte erwähnt oder auch nur klar vorausgesetzt würde. Ein Dichter, der sich in derselben Weise erinnert fühlte, mochte eben damit den Keim zu einer Neuschöpfung empfangen. Sein Lied gefiel, wurde weiter gegeben und später durch den Dichter der Κόλος μάχη in den vorhandenen Rahmen einer großen Liederreihe, die denselben Gegenstand behandelte, eingefügt.

Es könnte ähnlich mit dem größeren Abschnitt zu stehen scheinen, den zuerst Düntzer und Grote in seiner Zusammengehörigkeit zugleich und Besonderheit erkannt haben. Der Anfang von B schließt sich zwar eng an A an; aber die Erwartung, die der Traum in uns weckt, daß eine schwere Niederlage der Achäer folgen werde, erfüllt sich nicht: in den Büchern B—H ist zwar nicht Achilleus und sein Zorn, wohl aber der Entschluß des Zeus, um seinetwillen die Achäer zu schädigen, völlig beiseite geschoben. »Zeus selbst hat sein der Thetis gegebenes Verspre»chen vergessen; er redet zu Anfang des 4. Buches und anderswo so, »als hätte er nach keiner Seite ein Interesse, und scheint sogar geneigt, »die Beendigung des Krieges zu begünstigen« (Niese, EHP. 71). Man nahm deshalb an, daß diese Gesänge ein besonderes Epos gebildet hätten, das man als »Ilias« der »Achilleis« gegenüberstellte[23]. Bei genauerer Prüfung, wie sie besonders Niese vornahm, zeigte sich nun aber, daß dieser Komplex von Liedern als selbständige Dichtung nicht wohl existiert haben kann, hauptsächlich deshalb, weil jeder rechte Abschluß fehlt. Die Kämpfe, die hier geschildert werden, endigen zwar mit einem kleinen Vorteil für die Griechen, aber doch im wesentlichen unentschieden, so daß die Lage am Schluß kaum anders ist als zu Anfang. Was dazwischen liegt, sind wechselvolle, zum Teil höchst wirksam ausgeführte Szenen, darunter jene beiden ausführlich geschilderten Einzelkämpfe des Γ und des H, das Ganze *a splendid picture of the war generally*, wie Grote sagt, aber keine im Zusammenhang verlaufende und auf ein Resultat gerichtete Handlung. Das wird am besten deutlich, wenn man den Inhalt mit dem der übrigen Ilias, der es doch auch wahrhaftig an Abschweifungen und Wiederholungen nicht fehlt, in Vergleich stellt. Das einzig Bemerkenswerte, was am Schluß geschieht, ist der Mauerbau (H 337ff. 436ff.); wir werden später sehen, daß dieser ursprünglich gar nicht zu dieser Büchergruppe gehört hat.

23) Vgl. die schon zitierte Schrift von Friedländer (Die hom. Kritik von Wolf bis Grote). Dazu Niese, EHP. 70ff.

Sodann aber haben sich für uns aus dem Komplex B—H schon eine Anzahl von Einheiten abgelöst, die einst eine Sonderexistenz hatten: ΓΔ, E, Z, der Zweikampf in H, selbstverständlich auch die Kataloge in B. Auch der Rest des B aber ist in sich nicht einheitlich. Alles verläuft glatt und gut bis zu der Stelle, wo Agamemnon, den Zeus im Traum ermuntert hat, den Kampf neu zu beginnen, seinen Entschluß verkündigt, erst das Heer auf die Probe zu stellen (73), ἣ θέμις ἐστίν. »Wie es natürlich ist« — das pflegt man auch heute da zu sagen, wo man einen Gedanken oder Entschluß verkündigt, der in den Augen anderer recht sehr der Begründung bedürfte. In unserem Falle verrät sich hier die Empfindung des Dichters, daß er etwas erzähle, was nichts weniger als natürlich ist. Sehen wir aber hiervon an dieser Stelle ab, so ist an sich die folgende Erzählung vortrefflich, so daß alle dagegen erhobenen Bedenken verstummen müssen[24]). Mit eingehender Interpretation zeigt auch Wilamowitz, wie Agamemnons Rede (110—141) von Anfang bis zu Ende einen doppelten Zweck verfolgt: scheinbar zur Heimkehr zu raten und im Grunde doch zum Widerspruch gegen diesen Vorschlag zu reizen. Das Unglück will, daß er den scheinbaren Zweck erreicht und den wirklichen verfehlt, was dann aber nach göttlichem Antrieb durch Odysseus' kräftiges Eingreifen wieder zurechtgebracht wird. Den gesamten Verlauf versteht man vollkommen, wenn man annimmt, daß sich bei der Mannschaft Heimweh und Kriegsmüdigkeit schon stark bemerkbar gemacht hatten. Dies muß einst der Ausgangspunkt der πεῖρα-Dichtung gewesen sein, worauf das zaghafte αἴ κέν πως θωρήξομεν υἷας Ἀχαιῶν (72. 83) in Agamemnons Vorbesprechung mit den Fürsten noch hindeutet. Der eigentliche Anfang ist verloren oder vielmehr bei der Ein-

24) Bethe scheint es sicher, daß Stücke von Agamemnons Eröffnungsrede aus einer Umgebung herstammen, in der der Vorschlag zur Flucht ernst gemeint war (S. 208. 213). Ist das aber notwendig? Auch ich sehe die πεῖρα so an, daß in ihr ein einfacheres Motiv umgebogen und erweitert ist. Ein so wechselvoller Verlauf — mit Verstellung, unerwünschtem Erfolg, schließlichem Gelingen — hätte wohl nicht ersonnen werden können, wenn nicht vorher der schlichte Vorgang, daß der Oberfeldherr im Ernste die Heimfahrt plante und Widerspruch fand, mehrfach schon in epischer Poesie behandelt worden wäre; zwei Proben davon haben wir noch in der Ilias (I 26ff. Ξ 74ff.). Doch in freiem Anschluß an diesen überlieferten Typus ist die Szene in B frisch komponiert. Daß Agamemnons Rede den Eindruck mache, als sei sie zusammengestückt, behauptet Bethe (S. 207); vielmehr zeigt sie kunstvolle Mischung einer ausgesprochenen und einer versteckten Tendenz. Und der Gedanke, der hier dramatisch gestaltet ist, war zwar damals gewiß neu, doch an sich nicht so unnatürlich. Friedrich der Große bei Leuthen hat es ähnlich gemacht wie Agamemnon, nur freilich mit anderem Erfolg; und an ein Beispiel aus dem Altertum, wo Klearch sich dieses Kunstgriffes bedient (Xenophon Anab. I 3), hat Hans Probst, Studien zur Ilias. Über Homers Erzählkunst (Nürnberg 1914) S. 30 mit Recht erinnert.

fügung in den jetzigen Rahmen weggelassen worden (S. 267). Besser erhalten ist das Ende: Rüstung und Auszug der Achäer, obwohl auch hier manches verdrängt sein mag durch den doppelten Katalog, der zwischen B und Γ eingesetzt wurde. Wilamowitz vermutet (S. 277 ff.), daß die Rüstung der Troer ähnlich wie die der Achäer geschildert war, daß der Katalogendichter diese Schilderung stellenweise noch benutzt und dabei den Späher Polites, der in der ursprünglichen Darstellung seinen Platz hatte, durch die Götterbotin Iris ersetzt hat, ohne doch die Umformung ganz durchzuführen (786—815). Das ist sehr glaublich.

Von der Anlage des Gedichtes, das seinem Hauptbestande nach in B erhalten ist, haben wir so eine deutliche Vorstellung. Doch inwieweit war es selbständig? Wilamowitz glaubt Abhängigkeit von Δ entdeckt zu haben (S. 273. 277). Nestors Rat, die Leute κατὰ φῦλα, κατὰ φρήτρας aufzustellen (362), solle die ἐπιπώλησις vorbereiten; das werde unzweifelhaft bewiesen durch Agamemnons gleich sich anschließende Einladung zum Mahle (B 404/7), wobei gerade diejenigen Führer genannt würden, die in der ἐπιπώλησις auftreten. Auch B 176f. sei entlehnt aus Δ 173f. Aber jene Fürsten — Nestor, Idomeneus, die beiden Aias, Diomedes, Odysseus — ragen in der ganzen Ilias als die führenden hervor; welche anderen sollte der König einladen? Und einen, der in der Epipolesis vorkommt, den Athener Menestheus (Δ 327/9. 336/8), müßten wir, um die Entsprechung genau zu machen, als interpoliert abrechnen, obwohl der Verf. selbst darauf aufmerksam macht, daß die Einfügung sich nicht mechanisch auslösen lasse. So tun wir doch wohl besser, mit Bethe und anderen Nestors taktischen Vorschlag nicht auf die weiter abstehende Musterung in Δ, sondern auf den fast unmittelbar folgenden Schiffskatalog zu beziehen und dem späten Redaktor, der diesen eingefügt, zuzuschreiben; was obendrein durch die sachlichen Bedenken empfohlen wird, die gerade Wilamowitz gegen die gewaltsame Gleichsetzung der Phylenordnung mit der Teilung in die ἔθνη des Epos erhebt (S. 274). Auch jene Parallelstelle schlägt nicht durch. Die Worte — κὰδ δέ κεν εὐχωλὴν Πριάμῳ καὶ Τρωσὶ λίποιτε (-μεν) Ἀργείην Ἑλένην — passen beide Male gleich gut. Der Gedanke an die Ursache des Krieges lag für B nahe genug; auch Nestor wird sogleich Helena stimmen (356). So vermag ich nicht anzuerkennen, daß die πεῖρα für den Platz, an dem sie jetzt steht, gemacht sein müsse (S. 298), und kann der Ansetzung eines »Epos B—E«, das einmal beständen hätte, nicht zustimmen (S. 299. 514). Gerade die Charakteristik des politischen Hintergrundes von B, die Wilamowitz gibt, spricht mehr dafür, in ihm ein Einzellied von der Art der Z, I, Ω zu sehen.

Also die Bücher B—H sind jedenfalls keine ursprüngliche Einheit

gewesen; ob ein einheitlicher Wille sie zu dem jetzigen Komplex zusammenfaßte und an ihre jetzige Stelle schob, das wird später zu erwägen sein.

In der Odyssee scheinen die Lieder, in denen Telemach der eigentliche Held ist, eine ablösbare Schicht darzustellen. Sowohl in β wie in ο wird zu diesem Teil der Handlung in einer Weise übergeleitet, die unbestreitbar den Nacharbeiter verrät, der Gegebenes zu vermitteln hatte. Ein weiteres Zeugnis alter Selbständigkeit glaubte Kirchhoff π 27 ff. zu erkennen, wo Eumaios den aus Pylos Heimgekehrten begrüßt und zuerst zwar der Gefahren gedenkt, denen er auf so kühner Fahrt glücklich entgangen ist, dann aber so spricht, als freue er sich »einfach darüber, »daß der Herrensohn endlich einmal wider seine Gewohnheit sich auf »dem Lande bei seinem treuen Diener sehen läßt, wo er sonst so selten »zu finden war, daß dieser schon die Hoffnung aufgegeben hatte, es »überhaupt noch zu erleben« (Od.[2] 510). Dieser Argumentation, der sich Wilamowitz angeschlossen hat (HU. 89. 102), habe ich schon früher widersprochen[25]); der Dichter hat eben wieder die einzelne Szene mit möglichst wirksamen Zügen ausgestattet, ohne zu fragen, ob und wie sie in den großen Zusammenhang der Handlung hineinpaßten. Es bleibt dabei, daß auch die zweite Hälfte der Odyssee Telemachs Rückkehr von Pylos voraussetzt. Und seine Person ist mit den späteren Ereignissen viel enger verknüpft als mit den früheren: von hier aus muß also der Tatbestand einer sichtbar nachträglichen Einfügung in α und ο erklärt werden. Dieses Verhältnis hat Niese (EHP. 150) völlig verkannt, während sich die Lösung gerade mit Hilfe seiner Theorie ergibt. Wenn es von Athene wenig Klugheit verriet, den Jüngling in dem Augenblick auf Reisen zu schicken, wo sie selbst die Heimkehr seines Vaters herbeizuführen im Begriffe war, so ist es dagegen ein sehr natürlicher Zug, sei es der Sage oder irgendeiner alten Erfindung, daß der eben erwachsene Sohn nach Kunde von dem verlorenen Vater ausgezogen war in dem Augenblick, als jener zu Hause eintraf. Dies war von jeher, soviel wir sehen können, die in der Odyssee angenommene Situation. Von hier aus hat die Phantasie eines jüngeren Dichters die drei Gesänge geschaffen,

25) Noch weiter in kühnen Folgerungen über das allmähliche Hereinwachsen der Telemachie geht an dieser Stelle Heinr. Schiller, Beiträge zur Wiederherstellung der Odyssee (Progr. Fürth 1907 und 1908) S. 58. — Rudolf Dahms (Odyssee und Telemachie, Berlin 1919) versucht das Auftreten des Telemach in den Büchern, die nicht zur Telemachie gehören, überhaupt zu eliminieren; nach seiner Meinung war die Gestalt des Telemach ursprünglich der Odyssee fremd. Zuzugeben ist, daß er an mehr als einer Stelle des zweiten Teiles der Odyssee Telemach-Szenen mit Recht ausgelöst hat; daß es eine Odyssee ohne Telemach nicht hat geben können, scheint mir Wilamowitz (HU. 56) erwiesen zu haben.

die Telemachs Schicksale ausführlich behandeln: sein Auftreten in der Volksversammlung, die Abreise, den Besuch bei Nestor und Menelaos. Dies Gedicht war weder ein selbständiges Epos, noch genau für die Umgebung bestimmt, in der es jetzt steht, sondern nahm zu der Odyssee eine ähnliche Stellung ein wie die Bittgesandtschaft oder der Mauerkampf zur Ilias. Man muß sich nur immer gegenwärtig halten, daß die Zeit, in der all diese Bildungen sich vollzogen, keine literarische war. Die Stücke, die sich zur Einheit eines werdenden Epos zusammenschlossen, konnten leicht so beschaffen sein, daß sie mit ihrem Inhalt streckenweise nebeneinander hergingen; denn sie wurden ja nicht an einem Tage, in einer Folge vorgetragen. Erst als man die chronologische Ordnung der Rezitation zur Vorschrift machte und eine abschließende Redaktion unternahm, traten die Widersprüche hervor, die nun, so gut es ging, ausgeglichen werden mußten. Derjenige Bearbeiter, der die Telemachie einfügte, hat zwar manches gemacht, worüber wir jetzt lächeln; aber wir sollen nicht vergessen, daß es damals ein bequemes Hantieren mit Papier und Schere nicht gab. Und alle Anerkennung verdient der poetische Sinn, mit dem er nach einer rückdeutenden Erwähnung in β (262) den Besuch der Athene bei Telemach gestaltet hat (s. S. 403). Diese Erwähnung selbst aber braucht uns nicht zu stören, noch zu der Forderung zu veranlassen, daß vor β 1 ein Stück der ursprünglichen Dichtung verloren sei; sie ist nicht anders zu beurteilen als so mancher ähnliche Zug, mit dem ein Dichter, der in *medias res* führen will, sich einen Hintergrund schafft.

Die größte Schwierigkeit für eine klare Auseinandersetzung zwischen Telemachie und Odyssee liegt da, wo am bewußtesten der Dichter aus der einen in die andere hinüberdeutet, in λ. Was Antikleia ihrem Sohn über die Zustände daheim berichtet, klingt so, als herrsche auf Ithaka tiefer Friede. Sie spricht erst von Penelope, dann von Telemach (181 ff.):

καὶ λίην κείνη γε μένει τετληότι θυμῷ
σοῖσιν ἐνὶ μεγάροισιν· ὀιζυραὶ δέ οἱ αἰεὶ
φθίνουσιν νύκτες τε καὶ ἤματα δάκρυ χεούσῃ.
σὸν δ᾽ οὔ πώ τις ἔχει καλὸν γέρας, ἀλλὰ ἕκηλος
Τηλέμαχος τεμένη νέμεται καὶ δαῖτας ἐίσας
δαίνυται, ἃς ἐπέοικε δικασπόλον ἄνδρ᾽ ἀλεγύνειν·
πάντες γὰρ καλέουσι. πατὴρ δὲ σὸς κτλ.

Daß und warum wir an eine ältere Gestalt der Sage von Odysseus, ohne Freiermord und Freierübermut, wie man sie aus τ zu erschließen gemeint hat, nicht glauben können, ist früher gezeigt worden (S. 600 ff). Die

hier vorliegende Schilderung bietet jedenfalls auch keinen Anhalt dafür. Der Besuch im Hades fand ja vor dem Aufenthalt bei Kalypso statt, also in einer Zeit, in der Penelope noch nicht bedrängt war. Denn die Bemühungen der Freier begannen nicht gleich im Jahre nach Trojas Fall, sondern erst drei bis vier Jahre vor der Rückkehr des Odysseus; das erfahren wir aus β 89. τ 152. Der Verfasser der Verse in λ hat danach einen ganz respektablen Versuch gemacht, die Szene mit der Mutter chronologisch in den Gang der Ereignisse einzuordnen. Freilich ist ihm das nur halb gelungen. Denn während er die sieben Jahre bei Kalypso und die erst vierjährige Dauer des Treibens der Freier richtig beachtet zu haben scheint, ist er im ganzen bei den Vorstellungen geblieben, die ihm aus der Haupthandlung des Epos geläufig waren: er macht den Sohn des Odysseus schon zum Erwachsenen und läßt (187ff.) das trostlose Dasein des Laertes so beschreiben, wie es doch bei Lebzeiten seiner Gattin, der die Beschreibung in den Mund gelegt ist, noch nicht gewesen sein kann. Die Macht der Gewohnheit zeigt sich in dieser Inkonsequenz. Und dabei war es doch eine ganz verständige Überlegung (vgl. S. 586), die hier mit der genaueren Betrachtung des Zeitverhältnisses zusammenwirkte. Hätte Odysseus die Nachricht über die Not von Frau und Sohn aus dem Hades mitgebracht, sieben Jahre hindurch dieses Bewußtsein getragen, das würde der ganzen Erzählung einen anderen, gewaltsameren Grundton gegeben haben. Und auf diesen mochte der Dichter sein Lied nicht stimmen. Ob er sich freilich dies alles so klar gemacht oder unwillkürlich danach gehandelt hat, wer wollte das entscheiden?

IV. ÄLTERE VORLAGEN.

Die Betrachtung hat uns von den Außenwerken mehr und mehr ins Innere geführt, von späten Zusätzen, die ohne Störung für das Ganze wieder abgetrennt werden können, zu solchen Teilen, bei denen zwar die nachträgliche Einfügung oder Zusammenfügung noch erkennbar ist, die aber mit der Umgebung, in die sie nun gebracht waren, schon längere Zeit weitergelebt und dabei ihrerseits Wirkungen ausgeübt haben, so daß die Schichtungsverhältnisse kein klares Bild geben, sondern mehrere Arten der Zerlegung erwogen werden müssen. Immerhin blieb dies in den bisherigen Beispielen eine mögliche Aufgabe, den ursprünglichen Bestand, die Richtung des Anwachsens, die Stufen der Erweiterung und Bearbeitung deutlich zu sondern. Aber es gibt Fälle, in denen dies nicht nur nicht gelungen ist, sondern der Versuch, indem er scharfsinnig durchgeführt wurde, das erstrebte Ziel als ein an sich unerreichbares hat erkennen lassen.

Als eines der gesichertsten Ergebnisse der Kritik galt es lange Zeit, daß die Erzählungen in κ μ ursprünglich in dritter Person abgefaßt gewesen seien und dann erst, um sich der Κυκλώπεια anzupassen, in die erste umgesetzt worden seien. Odysseus fällt mehrmals stark aus der Rolle; der Dichter läßt ihn Dinge berichten, die der Held entweder überhaupt nicht wissen kann (wie das Gespräch der Gefährten über die Gabe des Aiolos κ 34 ff., während dessen Odysseus schläft), oder die er naturgemäß in anderem Ausdruck und in anderer Anordnung gegeben haben würde (wie die Verwandlung der Gefährten κ 210 ff., bei der der König nicht zugegen war, und die Begegnung mit Hermes κ 275 ff., von dem gar nicht gesagt wird, woher Odysseus ihn erkennt). Übrigens fehlt es auch in ι an ähnlichen Anstößen keineswegs. Dahin gehört der auffallende Wechsel, durch den beim Kikonen-Abenteuer plötzlich einmal die dritte Person eintritt (ἐμάχοντο, βάλλον 54. 55), weshalb die beiden Verse von Kirchhoff (Od.² 312) u. a. für interpoliert (aus Σ 533 ff.) gehalten wurden. Weiter haben wir einen doppelten Wechsel des Subjektes ι 85 ff., bei der Landung im Gebiete der Lotophagen:

ἔνθα δ' ἐπ' ἠπείρου βῆμεν καὶ ἀφυσσάμεθ' ὕδωρ·
αἶψα δὲ δεῖπνον ἕλοντο θοῇς παρὰ νηυσὶν ἑταῖροι.
αὐτὰρ ἐπεὶ σίτοιό τ' ἐπασσάμεθ' ἠδὲ ποτῆτος,
δὴ τότ' ἐγὼν ἑτάρους προΐην κτλ.

»Beim Wasserholen schließt er sich mit ein, das Mahl aber läßt er die »Gefährten allein nehmen, dagegen wird er mit satt (σίτοιο ἐπασσάμεθα)«: so schrieb im Jahre 1890 Rothe (Wdhl. 162) und meinte ganz konsequent, daß ι dieselbe Umwandlung wie die beiden andern Bücher erfahren haben müsse. Auch die Erzählung des Eumaios in ο berichtet (424 ff.) über Vorgänge, von denen er nur die Folgen kennt, die er sich aber — ὡς ὅτ' ἀοιδός — ausmalt und dem Zuhörer schildert.

Die Kraft der Folgerung, die zuerst Kirchhoff (Od.² 287) aus den für κ μ beobachteten Tatsachen gezogen hat, ruht auf zwei Sätzen: daß »der »Dichter, der in poetischer Fiktion seine Rolle einem erzählenden Helden »abtrete, verpflichtet sei, den Anforderungen an die Darstellung, welche »aus dieser Fiktion sich mit Notwendigkeit ergeben, Rechnung zu tragen« (Od.² 303), und dem anderen, der nicht ausgesprochen wurde, daß auch ein Dichter der homerischen Zeit schon die Fähigkeit gehabt haben müsse, dieser Pflicht zu genügen. Das zweite ist gerade mit Bezug auf die hier vorliegende Frage vielfach bestritten worden, zuletzt auch von Wilamowitz, der (HU. S. 123 ff.) sehr einleuchtend auseinandersetzt, wie bei der Verwendung direkter Rede für ganze lange Gedichte notwendigerweise Mißverhältnisse sich ergeben mußten, wenn der vom Dichter

einem Erzähler in den Mund gelegte Stoff Elemente enthielt, welche dem als Berichterstatter gewählten Individuum gar nicht bekannt sein konnten. Danach kommt Wilamowitz zu dem Resultat, daß mit einer einzigen Ausnahme alles, was Kirchhoff anstößig findet, »durchaus erträglich oder vielmehr untadelig ist«. Daß der altertümlichen Sprache die Festhaltung wie des Kasus und Modus so der grammatischen Person schwer fiel, sehen wir mehrfach (P 250. 681); und selbst der Meister des vollendeten römischen Stiles konnte schreiben (ad fam. III 11): *M. Cicero Ap. Pulchro, ut spero, censori s. d.* Aber wie steht es mit der einen von Wilamowitz zugestandenen Ausnahme?

Sie betrifft die schon (S. 443) berührten Verse, in denen die Meldung des Rinderfrevels an Helios und das Gespräch zwischen diesem und Zeus enthalten ist. Wenn Aristarch diesen Abschnitt (μ 374—390) athetierte, so hat Kirchhoff ihn zu einem Hauptpfeiler für den Bau seines Beweises gemacht (Od.[2] 302); und Wilamowitz, der alle übrigen Stützen wegräumt, hält diese eine für feststehend und ausreichend. »Hier gibt es«, so erklärt er (HU. 126), »keine Rettung vor Kirchhoffs bündigen Schlüssen; »hier hilft allein die Annahme einer poetischen Vorlage, die nicht den »Odysseus reden ließ.« Ihm scheint diese Szene von den anderen, in welchen der Erzählende aus der Rolle fällt, zunächst qualitativ verschieden zu sein, weil »nur hier der Dichter sich veranlaßt fühlt, die Kenntnis »des Odysseus durch die dürftige und mit ε [79. 88] unvereinbare Be- »merkung zu erklären, daß er sie von Kalypso, diese von Hermes hätte«. Dies ist in der Tat wichtig. Die beiden abschließenden Verse μ 389f.:

ταῦτα δ' ἐγὼν ἤκουσα Καλυψόος ἠυκόμοιο·
ἣ δ' ἔφη Ἑρμείαο διακτόρου αὐτὴ ἀκοῦσαι —

sehen wohl so aus, als wären sie von einem Bearbeiter hinzugefügt, der die Erzählung aus der dritten Person in die erste umsetzte und ein dadurch entstehendes Bedenken im voraus beseitigen wollte. Jedenfalls können sie der vorausgesetzten älteren Form, dem Berichte in dritter Person, nicht mit angehört haben. Wenn sie denn aber doch einmal interpoliert sein sollen, so zwingt uns nichts zu glauben, daß sie gerade von demjenigen interpoliert seien, der den vorhergehenden Anstoß geschaffen hatte. Nehmen wir an, dieser sei ursprünglich vorhanden gewesen, die ganze Erzählung also von vornherein in erster Person gedichtet worden, so läßt sich auch in diesem Falle ein pedantischer Bearbeiter denken, der sich über die Kenntnis des Odysseus von dem Göttergespräch wunderte und dem Dichter zu helfen glaubte, wenn er den seltsamen Umstand erklärte. Und dieser zweiten Möglichkeit werden wir geneigt sein den Vorzug zu geben, wenn wir daran denken, daß vielfach kurze

Interpolationen aus dem übertriebenen Eifer entstanden sind, eine sachliche oder sprachliche Unklarheit, die im Texte vorzuliegen schien, aufzuhellen. Wenn dies anderwärts geschehen ist, ohne daß der Interpolator selbst es gewesen war, der durch eine Umgestaltung des Textes die Unklarheit verursacht hatte, so haben wir keinen Grund, gerade nur für unseren Fall dies zu behaupten. — Danach bleibt von Kirchhoffs Argumenten nur noch eines übrig: daß der Platz, an welchem das Gespräch der Götter eingeschoben ist, unzweckmäßig gewählt sei. Ohne Zweifel würde der Dichter geschickter verfahren sein, wenn er den Odysseus das Gespräch an der Stelle hätte anbringen lassen, wo er von seinem unheilvollen Schlafe berichten muß. Aber trotz allem, was Kirchhoff (Od.[2] 296f.) über diesen Punkt gesagt hat, muß ich Niese (EHP. 183) und Ove Jörgensen (Herm. 39 [1904] S. 376) recht geben, daß dieser letzte Vorwurf eine Erzählung in dritter Person ebensosehr treffen würde wie die uns vorliegende in erster. Auch den Anstoß, den Gercke (NJb. 7 [1901] S. 98f.) an dem τοῖσιν in Vers 394 nimmt, ist unbegründet; Odysseus sagt nicht ἡμῖν, weil er die sichtbare Prophezeiung, entsprechend der früher gehörten (λ 113 = μ 140), nur auf die Schuldigen bezieht, von deren törichtem Gezänke er obendrein soeben gesprochen hat. Es gibt wirklich keinen anderen Ausweg: Kirchhoffs Ansicht von der Umformung der Bücher κ μ, so vortrefflich sie erdacht ist und so fest sie begründet schien, bleibt zwar an sich möglich — doch bewiesen ist sie nicht.

Über dieses sozusagen defensive Ergebnis ist Ove Jörgensen hinausgegangen mit seiner Untersuchung über »die Götter in ι—μ der Odyssee« (s. oben S. 383). Er glaubte umgekehrt zeigen zu können, daß die Stilisierung für die erste Person auch in κ und μ tadellos durchgeführt sei; denn auch hier, wie in ι, vermeide der Dichter bestimmte Götternamen, lasse vielmehr, wo über göttliches Wirken zu berichten ist, den erzählenden Odysseus nur von θεός (κ 141. 157. μ 419) oder δαίμων (μ 169. 295) sprechen oder, was im Grunde dasselbe sei, den höchsten der Götter nennen, Zeus, als Vertreter der weltregierenden Macht (μ 313. 445; vgl. 371). Eine feine Beobachtung. Nur bleiben zwei wichtige Ausnahmen: Hermes in κ und das Gespräch zwischen Zeus und Helios in μ. Dieses hält Jörgensen für interpoliert, teils aus denselben Gründen, durch die Kirchhoff und Wilamowitz bestimmt worden sind, hier ein vom Redaktor eingesetztes Zwischenglied anzunehmen, teils deshalb, weil man sich nicht denken könne, daß ein Dichter, der im übrigen streng darauf Rücksicht nehme, daß »die unbestimmte Gottheit für die direkte Rede das »Korrektere war, dann auf einmal, ohne jede zwingende Not, einen so »ganz widersprechenden Zug einführen sollte« (Herm. 39 S. 378). Das

ist aber kein Beweis, sondern eine Vorwegnahme dessen, was bewiesen werden soll, eine Anwendung des Majoritätsprinzipes, die auch dann ihr Bedenkliches haben würde, wenn der Fall, der überstimmt werden soll, wirklich der einzige wäre. Nun steht aber noch Hermes da, dessen Auftreten in κ nicht nur überhaupt die Regel stört, sondern vollends dadurch Anstoß gibt, daß Odysseus es wie etwas Selbstverständliches erwähnt und nicht einmal für nötig hält zu sagen, woran er ihn erkannt habe (oben S. 395. 638). Jörgensen meint die Ausnahme mit der Bemerkung zu rechtfertigen, daß im ganzen Verlauf der Apologe »nur hier »das persönliche Auftreten eines Gottes, nur hier die Rede eines Gottes »von der Handlung gefordert« werde (S. 375). Das wäre denn also die einzige Stelle, an der das Stilgefühl des Dichters auf eine ernsthafte Probe gestellt wurde, und da hätte er sie nicht bestanden. Übrigens war die Handlung ja von ihm erfunden; wenn er also mit Bewußtsein ausnahmsweise einen Gott hereinzog, so hinderte ihn nichts, dessen Verkleidung und Erkanntwerden ebenso poetisch darzustellen, wie dies in Ω geschehen ist. Jörgensen weist selbst auf den Unterschied hin (S. 374) und gibt damit doch eigentlich zu, daß der Verfasser des κ nicht auf der höchsten Stufe persönlichen Könnens gestanden hat. Die Art, wie er den Götterboten erscheinen läßt, ohne ein Wort der Einführung, kann man doch nur so erklären, daß er hier mit einem überlieferten Motiv arbeitete, dessen volle Bedeutung er nicht mehr empfand, bei dem er deshalb nicht bemerkte, wie es von der Behandlung des Götterwesens, an die er sich sonst gehalten hatte, abwich.

Diesen Charakter des Übernommenen und Abgeleiteten trägt nun das ganze Buch κ. Es ist nicht das Werk eines großen und originalen Dichters, sondern das eines Nachahmers, dem gute Vorbilder den Mangel an eigner Gestaltungskraft ersetzen mußten: das hat Max Groeger in einem Aufsatz über »die Kirke-Dichtung in der Odyssee« (Phil. 59 [1900] S. 206ff.) scharfsinnig nachgewiesen. Stellenweise allzu scharfsinnig. Weil die genealogischen Angaben über Kirke denen über Aiolos ähnlich sehen (1 ff. 135 ff.), so meint er, das könne nur an einer der beiden Stellen original sein. Muß es das überhaupt? Daß eine auffallende Übereinstimmung nicht auf gegenseitiger Abhängigkeit zu beruhen braucht, sondern durch Benutzung einer gemeinsamen Vorlage entstanden sein kann, haben wir, Rothe folgend, schon anerkannt (S. 611). So mag auch die in κ beobachtete Art, ein neues Abenteuer einzuführen, längst formelhaft gewesen sein, ehe die Erzählung von Kirke oder von Aiolos gedichtet wurde. Mit dieser Möglichkeit, die Groeger im Prinzip zugibt (S. 211. 215), müssen wir doch ernsthaft rechnen und dürfen nicht mit zu großer Zuversicht solche Züge, die den Eindruck des Nachgeahmten machen,

auf bestimmte Muster innerhalb unsrer Odyssee und Ilias zurückführen. Gerade für manche Wunderlichkeiten des κ versagt diese Erklärung entschieden. Über den Ursprung der Form oder Formel, in der 190f. das Verirrtsein beschrieben wird, habe ich gelegentlich (S. 212, Anm.) eine Vermutung geäußert. Eine andere gibt Richard Heinzel in seiner schönen, aus dem Nachlaß veröffentlichen Studie »Mißverständnisse bei Homer«. Er sieht hier, wie schon andere κ 86 und λ 14 getan haben, eine Erinnerung an die langen Tage der hohen Breiten, in denen die Sonne beinahe im Norden aufgeht und untergeht, so daß man nicht, wie bei uns und am Mittelmeer, Osten und Westen nach ihr bestimmen kann (Kleine Schriften [1907] S. 178f.). Auch für den ungeheuren Hirsch, den Odysseus auf der Insel der Kirke erlegt, für den Schlauch des Aiolos, die menschenfressenden Lästrygonen glaubt Heinzel nordische Herkunft zu erkennen. Und so weit jedenfalls hat er recht, daß hier Züge aus den märchenhaften Erzählungen kühner Seefahrer vorliegen, die nur durch lange Überlieferung dem Verfasser des κ zugekommen sein können. Dieser aber schaltete mit ihnen nun doch als selbständiger Erzähler, nicht als Redaktor, dessen Kompilation wir in ihre Teile zerlegen könnten. Durch das Ganze geht ein einheitlicher Ton, den Groeger (S. 231) richtig erkannt hat, eine Neigung zum Larmoyanten an Stelle des frischen Humors, der dem Dichter der Κυκλώπεια eigen ist.

Der Vergleich zwischen beiden Partien ist überhaupt lohnend. Wie dem ι die Beziehung des Berichtes auf die Person des Sprechenden besser gelungen ist, so zeigt es auch sonst im Psychologischen größere Kraft zugleich und Feinheit. Aber Spuren der Einarbeitung überlieferten Stoffes entgehen dem schärfer Blickenden auch hier nicht. Dietrich Mülder hat sie aufs genaueste verfolgt mit einer Untersuchung, deren Wert auch der dankbar anerkennen muß, der das Resultat wesentlich anders formuliert[26]. Er selbst glaubt, daß das Ganze ursprünglich eine viel einfachere, rohere Gestalt gehabt habe, in der es weder ein Volk der Kyklopen gab neben dem einen Unhold, noch die Beziehung zu Poseidon, noch den Scherz mit dem Namen Οὖτις. Dieses heitere Element stamme aus einem besonderen Gedicht, in dem eine viel menschlichere Vorstellung von Polyphem herrschte (er kennt den Wein, hat Nachbarn usw.; S. 420). Ein erweiternder Bearbeiter habe das Οὖτις-Gedicht aus fremdem Zusammenhang herübergenommen und mit dem alten Kyklopenmärchen verschmolzen; und das sei kein anderer gewesen als der Schlußredaktor der ganzen Odyssee, zugleich der Erfinder des Poseidonzornes

26) Mülder, Das Kyplopengedicht. Herm. 38 (1903) S. 414ff. Gegen ihn O. Wilder. Zum Kyklopengedicht in der Odyssee. Wiener Studien 28 (1906) S. 84ff., der aber die positiven Gedanken Mülders zu wenig zu erkennen scheint.

(S. 439). — Nehmen wir versuchsweise an, dies alles sei richtig. Dann wäre das Gespräch zwischen Odysseus und dem Kyklopen (252—287) kein altes Stück, sondern erst mit Rücksicht auf das Οὖτις-Gedicht gebildet (S. 423). Die Frage, ob die Fremden Seeräuber seien (253 ff.), fiele weg; Mülder streicht sie ausdrücklich (S. 451), einen so überaus charakteristischen Zug! Polyphems Ansprache an den Widder ist an zwei Stellen mit der Οὖτις-Episode verknüpft, müßte also auch dem alten Gedichte fremd gewesen sein. Und dies wird mit voller Zuversicht gefordert (S. 430): »Die Sentimentalität paßt gar nicht, sie verwirrt auch das Gefühl, »indem sie Mitleid für den Geblendeten erweckt. Das paßt nicht auf den »Schrecklichen in der Höhle, das paßt zu Polyphem, der mehr die Züge »eines harmlosen Hirtentölpels als die des entsetzlichen Menschenfres- »sers trägt.« Sollen wir dem beistimmen und dieses Prachtstück von Ethopoiie einem unverständigen Redaktor zuschreiben? Sicher, nein. Und doch meldet sich hier etwas Richtiges, wie in so manchen der Beobachtungen, durch die Mülder kleine Inkonsequenzen und Widersprüche in dem Bilde des Kyklopen aufgespürt hat. In der Tat sind es stellenweise gröbere und wildere Züge, die uns daraus anblicken; nur wird es nimmermehr gelingen, Übermalung und Grundlage voneinander zu lösen. Denn, der die frischeren Farben aufgetragen hat, war kein Handwerker, sondern ein Künstler.

Auch dem Künstler, ja ihm erst recht, steht eine gewisse Sorglosigkeit wohl an — die sich hier u. a. darin geäußert hat, daß er es unterließ, den Namen Κύκλωψ zu erklären; er setzt die Bekanntschaft mit solcher Fabelgestalt bei seinen Zuhörern voraus. Diese unscheinbare Tatsache liefert zugleich den sichersten Beweis dafür, daß es Kyklopengedichte schon lange vor dem unsrigen gegeben hat. Daß wir uns von ihrer Art und ihrem Inhalt eine etwas greifbarere Vorstellung machen können, ist Mülders Verdienst; nur daß darin auch schon Odysseus der Held gewesen sei, scheint mir nicht bewiesen.

So haben wir aufs neue und, wie ich meine, besonders anschaulich das Verhältnis erkannt, das u. a. der Zweikampf in H, die Versuchung des Heeres durch Agamemnon, in der Odyssee die Phäakengeschichten boten: eine älteste Vorlage durch die jetzige Darstellung hindurchscheinend, auch hier und da faßbar, doch nicht als Ganzes herzustellen, weil wir, um sie zu erreichen, nicht bloß äußerlich verbundene Bestandteile trennen, sondern eine Dichtung in ihre Elemente auflösen müßten.

V. ΠΡΟΣΣΩ Η ΟΠΙΣΣΩ;

Bei Betrachtung der Kulturverhältnisse, der Göttererscheinungen, auch auf sprachlichem Gebiete ist es uns vorgekommen, daß derselbe irgend-

41*

wie vom Gewöhnlichen abweichende Zug von einigen für altertümlich, von anderen für das Zeugnis einer späten Entwicklungsstufe gehalten wurde. Fälle dieser Art gibt es natürlich auch in der Kompositionskritik, ja hier zahlreicher und schwieriger zu entscheiden als irgendwo sonst, weil beim Abwägen der gegenseitigen Beziehung zwischen poetischen Motiven oder Stücken der Erzählung immer das ästhetische Moment mit ins Gewicht fällt. Aber die Schwierigkeit darf uns vom Versuch der Lösung nicht abschrecken. Wenn Ἀργὼ πᾶσι μέλουσα (μ 70) von Benedictus Niese (EHP.) 244f. für eine jener improvisierten Erfindungen gehalten wird, mit denen die Sänger ihr Publikum zu fesseln wußten und die zu allmählicher Weiterbildung und Neubildung von Sagen Anlaß gaben, während Wilamowitz (HU. 26. 165) die Erwähnung darauf zurückführt, daß eine bereits bestehende, also im Vergleich zu μ ältere Sage dem Dichter bekannt war, so wäre es ja das bequemste, zu sagen: Die Gelehrten streiten; zu wissen gibt es hier nichts. Aber solche unfruchtbare Skepsis wollen wir denen überlassen, die den Wert einer historischen Wissenschaft nach den festgelegten Resultaten schätzen, anstatt nach den lebendig fortwirkenden Problemen. Wer sich fürchtet zu irren, wird nicht viel Wahrheiten finden. In bezug auf Argo hat sich Niese geirrt, indem er ein an sich berechtigtes Erklärungsprinzip (vgl. oben S. 237f. 378) auf einen Fall anwandte, in dem der eine Hinweis so durch eine Reihe ähnlicher bestärkt wird, daß man deutlich — in κμ — die Argonautensage als Hintergrund der Dichtung erkennt.

Unter Umständen könnte es sich fügen, daß jede der beiden entgegengesetzten Ansichten etwas recht hätte: wenn ein in den Zusammenhang der Dichtung nachträglich eingesetztes Stück mit Benutzung einer älteren Vorlage gedichtet ist. Beispiele dieses Verhältnisses boten die Aias-Lieder, im besonderen der große Zweikampf im H (S. 620), die Διὸς ἀπάτη (S. 393), die πεῖρα in B (S. 633), vielleicht auch die νίπτρα in τ (S. 603). Verwickelter gestalten sich die Beziehungen da, wo zwei Bearbeitungen desselben Motivs uns erhalten sind. Denn da wäre es an sich denkbar, daß das innerhalb der Komposition ältere Stück stofflich jünger wäre, gebildet nach einem älteren, das dann aber erst später, mit Benutzung der Nachbildung nun seinerseits umgestaltet, in das Epos eingegangen wäre. Für ein Paar einander ähnlicher Erzählungen in der Odyssee ist dies geradezu behauptet worden.

In dem Aufenthalt bei Kalypso sieht Eduard Meyer eine alte Variante der Hadesfahrt, Wilamowitz eine durch das Kirkeabenteuer angeregte dichterische Neuschöpfung (GA. II § 67 Anm., dazu oben S. 368; HU. I 2). Wer recht habe, unterliegt hier vollends keinem Zweifel. Ed. Meyer selber fügt hinzu: daß der irrende Held bei seiner Rückkehr die Gattin

in äußerster Bedrängnis findet, sei schwerlich ein mythischer Zug, sondern ein weitverbreitetes Märchen, das erst später an Odysseus angeknüpft wurde. Dies letzte stimmt zu der Ansicht, die sich auch uns, bei Betrachtung des τ, ergeben hat. Wie der Hausherr nach zwanzig Jahren, durch Alter und Leiden unkenntlich gemacht, zu den Seinen heimkehrt, eben noch rechtzeitig, um eine neue Vermählung der Frau zu hindern: das war eine oft gehörte und beliebte Geschichte. Um sie auf Odysseus übertragen zu können, erfand ein Dichter die Verwandlung durch Athene (S. 603); damit war für Alter und Unkenntlichkeit gesorgt. Aber nun mußte noch die Zeit der Irrfahrten verlängert werden; denn auch ein wenig kritischer Hörer konnte, wenn er ein Jahr bei Kirke, einen Monat bei Aiolos usw. zusammendachte, Anstoß daran nehmen, daß von der Abfahrt von Troja bis zur Heimkehr zehn Jahre vergangen sein sollten. Und die lange Dauer war hier doch von größter Bedeutung. Deshalb wurde die »Verhüllerin« erfunden, die den zu ihr Verschlagenen sieben Jahre festhält. Diese Auffassung des ε, die von Niese (EHP. 185) gegeben, dann von mir in einer Kritik von Wilamowitz' Untersuchungen genauer begründet worden ist (WklPh. 1885 Sp. 522), paßt aufs natürlichste zu dem, was auch Eduard Meyer anerkennt, daß die Erzählung von dem spät und unerkannt heimkehrenden Herrn erst nachträglich auf Odysseus angewendet worden ist. Voraussetzung aber für Nieses Kombination war und ist seine, auch von Wilamowitz vertretene Ansicht, daß Kalypso keine echte Sagengestalt, sondern von der Phantasie eines Dichters frei erschaffen ist.

Der Beweis hierfür in dem schon zitierten Kapitel der »Homerischen Untersuchungen« beruht zum guten Teil auf einem Vergleich zwischen Kirke und Kalypso. Die Heliostochter, genealogisch und örtlich und nach der Art ihres Wirkens in der Sage befestigt; die Nymphe auf entlegener Insel, nach all diesen Beziehungen ohne Anhalt: »wer den Ab»stand zwischen Sage und Fiktion nicht zu verstehen vermag, der er»messe ihn an diesem Verhältnis«. So sagt Wilamowitz durchaus richtig. Doch mit unerwarteter Wendung will er auch hier einen Teil seiner eigenen Beweisführung wieder ausstreichen: Kalypso soll zwar eine Nachbildung von Kirke, aber unser Lied von Kirke (κμ) eine Nachbildung unseres Liedes von Kalypso sein. Das ist die Behauptung, auf die hingedeutet wurde, und um deretwillen ich hier auf diese ganze Frage eingegangen bin. Die Gründe, mit denen eine so kühne Konstruktion gestützt werden sollte, scheinen mir noch heute so hinfällig wie damals, als ich sie zuerst prüfte (WklPh. 1885 Sp. 517). Einer, auf den Wilamowitz (S. 119—121) besonders starkes Gewicht legte, wirkt geradezu in entgegengesetzter Richtung: in dem Verse μή τί μοι αὐτῷ πῆμα κακὸν βου-

λευσέμεν ἄλλο (ε 179 = κ 344) hat das αὐτῷ der Kalypso gegenüber keinen erkennbaren Sinn, während es bei Kirke als Hinweis auf das, was sie den Gefährten des Odysseus angetan hat, vollkommen verständlich ist. Nach erneuter Prüfung aller Umstände kann ich jene an sich unwahrscheinliche Doppelbeziehung von Original und Nachahmung auch hier nicht gelten lassen, sondern muß daran festhalten, daß Kalypso, wie sie der Erfindung nach jünger, so auch im Zusammenhang unsrer Odyssee ein späteres Glied ist als jene.

Das Beispiel zeigt wieder, worauf schon (S. 610) hingewiesen wurde, daß die Vergleichung einzelner Züge oder Szenen ein zweischneidiges Werkzeug der Kritik ist. Zuverlässiger wirkt die gleiche Betrachtungsweise da, wo man ein umfangreicheres Material ins Auge faßt, weil dann durch überwiegende Mehrheit der Fälle ein bestimmtes Verhältnis ge- sichert werden kann. So hat Albert Gemoll durch sorgfältig gesammelte und scharfsinnig geprüfte Parallelstellen zu zeigen gesucht, daß die Δολώνεια von der Odyssee mehrfach beeinflußt ist, während im übrigen auch die jüngsten Partien der Ilias immer noch älter seien als die Odyssee in ihrem heutigen Bestande[27]). Allerdings bleiben einige Ausnahmen, die Erklärung verlangen. In drei Fällen sieht sich Gemoll genötigt, weil das Original offenbar auf seiten der Odyssee ist, für die Ilias einen späten Einschub anzunehmen (Υ 235 = ο 251; Ψ 92 nach ω 73f.; Ψ 843 nach θ 192). Anderwärts ist seine Interpretation anfechtbar. Daß der Dichter von π in den Worten des Eumaios (17ff.) die des Phoinix (Ι 480ff.) habe überbieten wollen, scheint mir willkürlich gedeutet; der Gedanke ist in π zwar kräftiger ausgeführt, aber auch klarer. Dasselbe gilt für θ 408f. neben Δ 362f.; zumal, wenn wir das in der Überlieferung verdunkelte δεννόν wieder einsetzen (oben S. 108), macht die Odysseestelle den Eindruck größerer Ursprünglichkeit. Ist dies aber erst in ein paar Fällen anerkannt[28]), so kommen wir mit dem Hilfsmittel der Athetese der ent-

27) Alb. Gemoll, »Das Verhältnis der 10. Buches des Ilias zur Odyssee«. Herm. 15 (1880) S. 557ff.; »Zur Dolonie« ebd. 18 (1883) S. 308ff.; »Die Beziehungen zwischen Ilias und Odyssee« ebd. 18 S. 34ff. Das gesamte Material bei Shewan, The Lay of Dolon (London 1911) S. 114ff., der diesem ganzen Untersuchungsgebiet mit einem einigermaßen unfruchtbaren Skeptizismus gegenübersteht. Durchaus evident scheint mir Κ 214 ὅσσοι γὰρ νήεσσιν ἔπι κρατέουσιν ἄριστοι ∼ π 122 (α 245), τ 130 ὅσσοι γὰρ νήσοισιν ἔπι κρατέουσιν ἄριστοι. Die Ortsbezeichnung ist in der Odyssee notwendig, im Κ höchst wunderlich: wir erwarten vielmehr eine Volksbezeichnung.

28) Weitere Stellen, an denen ich Gemoll nicht beistimmen kann, sind: Α 430 ἀπηύρων neben ἀπηύρα δ 646; Α 460ff. gegen γ 457ff. (Opfer des Chryses, des Nestor); Α 481ff. und β 427ff. (Abfahrt); Β 58 = ζ 152; Ε 214 = π 102; Ε 688 gegen ν 44; Ι 440f. neben δ 818 (die alte Form ἀγοράων in der Odyssee, in der Ilias die junge Kontraktion ἀγορέων); Λ 705 neben ι 42; Ρ 568 neben γ 52; Ρ 695f. = δ 704f. (in der Odyssee mindestens ebensogut passend wie in der Ilias); Σ 363 = υ 46 (ebenso); Σ 440f. = τ 257f. (in

sprechenden Iliasverse nicht mehr aus. Vielleicht ist die Möglichkeit, daß ein formelhafter Gedanke an einer Stelle der Odyssee passender verwendet sei als in der Ilias, öfter anzuerkennen, als von Gemoll geschieht, der z. B. Ω 673 = δ 302 so erklärt und für ταρπώμεθα in Ω 636 = ψ 255 das gleiche vermutet, um so glaublicher, weil derselbe Vers δ 295 noch einmal vorkommt. Durch das Zusammentreffen von mehr als zwei ähnlichen Stellen wird natürlich die Entscheidung gefördert, weil dann eine zwischen den andern vermitteln kann; Φ 20f. mit K 483f., χ 308f. (= ω 184f.) und Ψ 62 neben υ 56f. ψ 344 sind Beispiele hierfür, die Gemoll wohl zu benutzen weiß. Aber dies führt nun zu einer geänderten, grundsätzlichen Fassung der ganzen Aufgabe. Wenn die Odyssee »in ihrem heutigen Bestande« jünger ist als die Ilias, auch als recht junge Teile der Ilias, so bleibt doch zu fragen, ob die Odyssee durch die bereits abgeschlossene Ilias beeinflußt sei oder durch die noch im Fluß befindliche. Wäre das zweite der Fall, so würde es sich damit sehr wohl vertragen, daß das ältere Epos, ehe es endgültig fixiert wurde, auch von dem jüngeren her Einwirkungen erfuhr. Die Stellung des K wäre dann keine ganz einzigartige. Vielmehr hätten wir eine Übergangszeit anzunehmen, in der die letzten Ausläufer des Wachstums der Ilias und das beginnende Wachstum der Odyssee nebeneinander hergingen.

In der Tat glaube ich, daß es so gewesen ist, und werde in dieser Ansicht bestärkt durch das Ergebnis der umsichtigen und eindringenden Untersuchung, die das Verhältnis beider Epen, im besonderen »der Einfluß des Ω auf die Komposition der Odyssee« erfahren hat (Rhein. Mus. 59 [1904] S. 1ff.). Max Groeger geht dabei von der Beobachtung aus, daß die Handlung des α in ihren Grundzügen der des Ω ähnlich ist: in einer Versammlung der Olympier wird beraten über die Hilfe, die einem vom Unglück Bedrängten gebracht werden soll; eine Gottheit steigt zur Erde hinab, um den Zaghaften zu kühnem Unternehmen zu ermutigen, bei dem sie dann selber ihn geleitet. Und dieser Typus göttlichen Eingreifens wiederholt sich noch mehrmals: Hermes bei Kalypso und auf der Kirkeinsel, Athene in Scheria dem Odysseus den Weg weisend sind Umbildungen der alten Grundform. Auch in ν haben wir Ähnliches: Athene erscheint dem Heimgekehrten erst verwandelt, dann sich enthüllend, und bringt ihm Rat und Hilfe. Daß die θεῶν ἀγορά in Ω mehr Inhalt hat als in α, daß Priamos, wenn er ins Lager der Griechen gehen soll, eher des Schutzes bedarf als Telemach auf einer Reise nach Pylos und Sparta, ist sicher, und dabei die Übereinstimmung zwischen Ω und α so groß, daß Groegers Vermutung einleuchtet, Athenens Besuch auf

der Odyssee besser). In bezug auf die Δολώνεια macht Wilamowitz, während er das Hauptresultat anerkennt, doch einzelne Einwendungen (HU. 14f. 231).

Ithaka sei dem Gange des Hermes zu Priamos nachgebildet. Auch in bezug auf das Auftreten dieses Gottes in κ möchte ich ihm jetzt, anders als früher, beistimmen, nachdem durch die Untersuchung von Jörgensen ein wichtiges Merkmal hinzugekommen ist, indem sich innerhalb der Apologe das Eingreifen des Hermes von der sonstigen Mitwirkung der Götter abhebt und zugleich als ein fertig übernommenes Motiv darstellt (s. oben S. 640). In den späteren Teilen der Odyssee sind die Anklänge an Ω doch sehr viel geringer; und wer immer nur auf den einen Ton das Ohr gespannt hält, ist in Gefahr, andere zu überhören[29]. So wird Groeger hier der künstlerischen Leistung des Dichters nicht ganz gerecht und zeichnet von seiner Individualität (S. 31 f.) ein zu wenig günstiges Bild. In der Hauptsache ist doch durch diese Abhandlung unsere Einsicht wesentlich gefördert, ein enger Zusammenhang zwischen Ω und der Odyssee überzeugend nachgewiesen. Aus der Art, wie dieselbe Quelle wiederholt benutzt, das aus ihr Geschöpfte an mehrere Stellen verteilt, den Umständen gemäß immer wieder irgendwie modifiziert wird, ist Groeger geneigt auf eine Einheit des Autors zu schließen. Was er darüber sagt, kommt unserer eignen Auffassung nahe. Wenn sich denn aber die Kunst dieses Dichters darin betätigt, daß er ein fruchtbares Motiv mannigfaltig zu entwickeln und umzugestalten weiß, liegt da nicht der Gedanke nahe, daß es kein äußerlich angeeignetes, sondern ein selbstgeschaffenes Motiv gewesen sei? Die Gemeinsamkeit des Ursprungs würde dann das Ω mit umfassen, das ja von der Hauptmasse der Ilias als etwas Besonderes sich abhebt. Es bliebe doch auch wunderbar, daß der Odyssee-Dichter gerade diesen einen, in der Ilias selber isoliert stehenden Gesang zum Ausgangspunkt einer neuen Produktion genommen hat, wenn hier nicht ein bestimmter, lebendiger Zusammenhang bestanden hätte; nicht gerade eine Einheit der Person, aber eine Gemeinschaft der Schule, der Kunstübung. Damit haben wir, wie zuvor angedeutet, einen neuen Anhalt für die Anschauung, daß die Ilias mit ihren jüngsten Teilen doch in die Periode herabreicht, in der die Odyssee entstanden ist.

Noch tiefer herab führt uns Mülder, zuerst in der schon genannten Programmabhandlung »Homer und die altionische Elegie« (Hildesheim, 1906), dann IQ. 145 ff. Den militärisch und politisch lehrhaften Charakter

29) Auch sonst hätte ich hier und da etwas einzuwenden. Daß in Ω mehr innere Übereinstimmung herrscht als in α, ist richtig; aber Groeger dehnt (S. 10) dieses Urteil auf die ganze Reise des Telemach aus, wo es weniger zutrifft. Den zweiten Teil des β stellt er dem α gleich, über den ersten Teil von β und dessen Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Odyssee will er sich einer Mutmaßung enthalten (S. 19). Das ist denn aber, gegenüber dem, was Kirchhoff hier nachgewiesen hat, eine bedenkliche Lücke der neuen Theorie. Auch daß die Säulenhalle in Ω natürlicher sei als in γ (Groeger S. 15), kann ich nicht zugeben; vgl. oben S. 324.

der Elegie findet er an mehreren Stellen der Ilias wieder, und zwar so, daß ein Stück solches Inhaltes manchmal inmitten einer Szene steht, aus der seine Gedanken nicht erwachsen sein können, weil sie, genau betrachtet, nicht dazu passen, so daß man umgekehrt annehmen muß, die Szene sei »als Illustration und epischer Rahmen« für eine schon vorhandene Mahnrede gedichtet worden (S. 25). Beispiele sind N 108—123 (Diatribe gegen die μεθημοσύνη), N 237 (συμφερτὴ δ᾽ ἀρετὴ πέλει ἀνδρῶν καὶ μάλα λυγρῶν) in einer Ansprache des als Thoas auftretenden Poseidon an Idomeneus. Mehr taktische Regeln als moralische Anforderungen spricht Nestor aus: die Kämpfenden sollen sich nicht damit aufhalten, daß sie einzeln Beute machen, sondern die erschlagenen Feinde liegen lassen, bis der Kampf beendet ist (Z 68 ff.); der einzelne soll sich nicht, sei es vorstürmend oder zurückweichend, von der Masse trennen (Δ 303 ff.); dies wird leichter durchzusetzen sein, wenn überall die Verwandten zusammenstehen (B 362 f.). Wenn solche Ratschläge dem greisen Nestor in den Mund gelegt sind, der sich sogar, um stärkeren Eindruck zu machen, auf die bewährte Praxis früherer Geschlechter beruft (Δ 307 f.), so ändert dies nichts an der Tatsache, daß es in der Ilias in Wirklichkeit ganz anders gehalten wird. Einzelkampf und Einzelberaubung war die Regel[30]. Das A beweist auch dadurch seine späte Entstehung, daß es ein Verfahren voraussetzt, wonach die Beute zusammengehalten und dann verteilt wurde (Mülder, Progr. S. 33). Irgendwann muß dies eingeführt worden sein. Daß es nicht mit einem Schlage gelang, würden wir, auch ohne das Zeugnis, das in Nestors Warnung liegt, annehmen müssen; und es konnte nur gelingen, wenn gleichzeitig von der zerstreuten Kampfart zu einer geschlossenen übergegangen wurde, wie Nestor sie empfahl und wie sie Δ 428 ff. beschrieben wird. Auch Γ 8 f. ist es so: schweigend gehen die Scharen der Achäer in den Kampf, ἐν θυμῷ μεμαῶτες ἀλεξέμεν ἀλλήλοισιν. Nicht kühnes Vor- und schnelles Zurückspringen, sondern das Ausharren in Reihe und Glied ist jetzt die Aufgabe. Vor Abschluß der Ilias, das sehen wir, ist die neue Form des Gefechtes durchgedrungen; und eben diese ist es, auf welche sich die Mahnungen bei Tyrtaios beziehen: Ὦ νέοι, ἀλλὰ μάχεσθε παρ᾽ ἀλλήλοισι μένοντες (10, 15; ähnlich 11, 11). Ἀλλά τις εὖ διαβὰς μενέτω ποσὶν ἀμφοτέροισιν στηριχθεὶς ἐπὶ γῆς, χεῖλος ὀδοῦσι δακών (11, 21 f.). Τοὺς δὲ παλαιοτέρους, ὧν οὐκέτι γούνατ᾽ ἐλαφρά, μὴ καταλείποντες φεύγετε τοὺς γεραιούς

30) Das bedarf keines Nachweises. Ich will aber doch dafür, daß die Gefallenen mitten im Gefechte beraubt wurden, ein paar Beispiele hersetzen: Δ 465 f. E 48. 164. 618. Z 28. Λ 110. 334. M 195. N 202. 510. P 85. 125. Vom προμαχίζειν und ἀναχάζεσθαι der einzelnen gibt die zusammenhängende Kampfschilderung, die wir in O gefunden haben, ein anschauliches Bild (oben S. 500 ff.).

(10, 19f.). Von der Ilias gehören also nicht nur einzelne Teile, sondern der Plan, der das ganze Gedicht aufgebaut hat — ohne μῆνις ist er ja nicht denkbar —, einer Periode an, deren Kampfesweise von der des ritterlichen Zeitalters, das einst den Heldengesang erzeugt hatte, wesentlich verschieden war, dagegen mit derjenigen übereinstimmte, die in der ionischen Elegie vorausgesetzt wird.

Wilamowitz findet in dieser Beobachtung Mülders mindestens einen Wahrheitskern (IlH. 222f.): »Gebe man ruhig zu, daß die Betrachtungen »über das richtige Verhalten des tapfern Mannes (N) 275—291 in dem »Munde des Idomeneus hier unberechtigt sind: darum sind sie nicht »minder schön und nicht minder am Platze als die Debatten über das »Frühstücken vor der Schlacht im T und die Leiden des Waisenknaben im X. »Hier haben wir in der Tat eine Paraenese, ganz wie in der Priamosrede »des X, und es gilt für sie dasselbe. Nenne man's nicht homerisch-heroisch, »nenne man's meinetwegen elegisch. Bei Kallinos und Tyrtaios hat sich »die Paraenese aus dem Epos gelöst; sie lehnt sich an die Kämpfe der »Gegenwart an. Die verwandten Stellen der Ilias stellen einen älteren »Zustand dar, in dem noch die heroischen Kämpfe den Hintergrund bil»den, aber die Stimmung für die Mahnrede bereits vorhanden ist.« Also er erkennt an, daß es Partien in der Ilias gibt, die in die Zeit des Übergangs vom Epos zur Elegie gehören. Von da ist noch ein weiter Schritt zu Mülders Ansicht, daß die schon ausgebildete Elegie geradezu in der Ilias benutzt sei. Mülder glaubt eine solche Beziehung nachweisen zu können zwischen den Worten, mit denen Priamos den Sohn vom Kampfe zurückzuhalten sucht (X 71 ff.), und denen, durch die Tyrtaios das Heer zum Kampfe anspornt (10, 21 ff.). Ich habe die Homerstelle innerhalb des Gedankenzusammenhanges, dem sie angehört, zu rechtfertigen gesucht (S. 544f.); hier handelt es sich nur um die Abhängigkeitsfrage. Es wird gut sein, wenn ich beide Stellen ausschreibe:

X 71 νέῳ δέ τε πάντ᾽ ἐπέοικεν
ἀρηικταμένῳ, δεδαϊγμένῳ ὀξέι χαλκῷ
κεῖσθαι· πάντα δὲ καλὰ θανόντι περ, ὅττι φανήῃ.
ἀλλ᾽ ὅτε δὴ πολιόν τε κάρη πολιόν τε γένειον
αἰδῶ τ᾽ αἰσχύνωσι κύνες κταμένοιο γέροντος,
τοῦτο δὴ οἴκτιστον πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσιν.

Tyrt. 10, 21 αἰσχρὸν γὰρ δὴ τοῦτο, μετὰ προμάχοισι πεσόντα
κεῖσθαι πρόσθε νέων ἄνδρα παλαιότερον,
ἤδη λευκὸν ἔχοντα κάρη πολιόν τε γένειον,
θυμὸν ἀποπνείοντ᾽ ἄλκιμον ἐν κονίῃ,
αἱματόεντ᾽ αἰδοῖα φίλαις ἐν χερσὶν ἔχοντα —

αἰσχρὰ τά γ' ὀφθαλμοῖς καὶ νεμεσητὸν ἰδεῖν —
καὶ χρόα γυμνωθέντα· νέοισι δὲ πάντ' ἐπέοικεν,
ὄφρ' ἐρατῆς ἥβης ἀγλαὸν ἄνθος ἔχῃ·
ἀνδράσι μὲν θηητὸς ἰδεῖν, ἐρατὸς δὲ γυναιξίν,
ζωὸς ἐών, καλὸς δ' ἐν προμάχοισι πεσών.

Mülder führt für die Priorität des Tyrtaios drei Gründe an. Der erste ist S. 544 f. besprochen. Der zweite wirft dem Dichter des X vor, daß er »die »Quintessenz des Gedankens, den Appell an die Ehre, ganz zu Boden »fallen läßt«. Dieser Beweis ist eine reine petitio principii. Der Gedanke, dessen Urheber wir feststellen möchten, wird bei Tyrtaios auch zu einem Appell an die Ehre verwandt[31]), in der Ilias nicht; daß er ursprünglich einem Appell an die Ehre habe dienen sollen, wird von Mülder stillschweigend vorausgesetzt. Endlich behauptet Mülder, der Dichter der Ilias »zer»trümmere den Vergleich durch die Einführung der Vorstellung von den »zerfleischenden Hunden, durch die er das Bild zu verschönern bzw. zu »variieren und damit sich anzueignen suchte«, was er kurz vorher erläutert durch die pathetische Frage: »Ist es irgend denkbar, daß ein »Grieche oder überhaupt ein Mensch *einen von Hunden zerfleisch»ten Jüngling* für einen schönen Anblick halten könnte?« Diese Frage wird jeder mit Nein beantworten; aber steht denn bei Homer ein Wort davon, daß der Leichnam des Jünglings von Hunden zerfleischt gedacht werden soll? Hier ist Mülder selbst später bedenklich geworden; denn er schreibt IQ. 158: »Dafür bereichert unser Dichter seine Vorlage durch »Einführung der zerfleischenden Hunde, was ihn nötigt, wenigstens im»plicite einen von Hunden zerrissenen Jüngling für ein schönes Bild zu »erklären.« »Wenigstens implicite« deutet den Beginn eines Rückzuges an; vielleicht findet sich Mülder noch einmal soweit zurecht, daß er den Dichter des X solchen Unsinn weder explicite noch implicite sagen läßt.

Mülder hat seine These nicht bewiesen; ist es Rothe (Jahresberichte des Phil. Ver. zu Berlin XXXIII [1907] 300 ff.) und Wilamowitz (IlH. 95 ff.) gelungen, die ihrige zu beweisen, daß Tyrtaios die Stelle des X nachgeahmt habe? Rothe meint, die Übereinstimmungen im Wortlaut sprächen bei genauer Prüfung eher für Abhängigkeit auf seiten der Elegie: der dort häßlich vergröberte und dabei ganz individuelle Zug, daß der Tote αἱματόεντ' αἰδοῖα in Händen hält; die durch das Metrum notwendig gewordene Zerstörung des schönen und natürlichen Gleichklanges πολιόν τε κάρη πολιόν τε γένειον (X 74); der harte Wechsel des Numerus in

31) *Auch* — so weit hat Mülder in der Auffassung des Tyrtaios recht; denn das αἰσχρόν 21 wird durch αἰσχρὰ τά γε καὶ νεμεσητόν 26 wieder aufgenommen. Aber *nicht nur*. In αἰσχρά kann das ethisch und das ästhetisch Häßliche liegen; daß auch an dieses gedacht wird, beweisen V. 29—31.

νέοισι und dem, was von ἔχῃ an folgt (Tyrt. 27 ff.). Was den ersten Punkt betrifft, so ist gerade das Individuelle dieses Zuges ein Zeichen von Selbständigkeit; daß darin ein Gestus der Scham liegt, dürfte Wilamowitz mit Recht behauptet haben. Ob die Wiederholung desselben Attributes oder der Wechsel λευκόν—πολιόν schöner und echter sei, ist Sache subjektiven Empfindens. Der Plural νέοισι endlich stört in der Tat etwas. Aber das beweist nichts für eine Entlehnung aus dem X. Dort steht ja der Singular, und diesen hätte der Verfasser der Elegie ohne Schwierigkeit beibehalten können: νέῳ δέ τε πάντ᾽ ἐπέοικεν. Wenn er also überhaupt nachgeahmt hat, so ist wohl nicht die Homerstelle das Original gewesen.

Wilamowitz hat von Rothes Beweisgründen (wenn er sie kannte) keinen Gebrauch gemacht; ihm genügt die Erwägung: »Wer die Verbreiterung »hier den Pentametern 24 und 28 nicht ansieht (auch 26 ist ungeschickt »genug eingeflickt), der mag ein anderes Handwerk treiben: von der »Poesie soll er die Finger lassen.« Das ist eins jener Wilamowitzischen Argumente, die mehr einschüchtern als überzeugen; und für 24 ließe sich doch wohl ein Wort der Verteidigung sagen: wenn αἱματόεντ᾽ αἰδοῖα φίλαις ἐν χερσὶν ἔχοντα ein Gestus der Scham sein soll, so muß ausgesprochen sein, daß von einem Sterbenden, nicht einem Toten die Rede ist, und das erfahren wir erst aus 24.

Ich habe am Schluß meiner Prüfung der Gründe Rothes eine Möglichkeit berührt, die vielleicht auch hier der Wahrheit näher kommt. Beide Dichter hätten ein gemeinsames Vorbild gehabt, der Verfasser des X hätte den Wortlaut etwas geschickter benutzt, Tyrtaios wäre dem Sinn treuer geblieben; die Verwendung, die er dem Hauptgedanken gegeben hat, entspräche dem Zusammenhang, aus dem dieser anderswo erwachsen war, besser als die Umgebung, in die Homer ihn gebracht hat. Jedenfalls bleibt bestehen, was sich aus der Untersuchung von Mülder unausweichlich ergeben hat: fast mit Augen sehen wir, wie die Ilias noch wird in einer Zeit, in der schon die Elegie wurde.

Ein wichtiges Resultat, das uns noch zu denken geben soll. Daß der in ihrem Hauptbestande geschlossenen Ilias immer noch neue Glieder hinzugewachsen sind, die nun als »Interpolationen« empfunden werden, wußten wir wohl. Von dieser Art sind, in kleinstem Maßstabe, die Verse Ω 614—617, die das Felsenbild einer weinenden Frau am Sipylos-Berge beschreiben, oder, in etwas größerem Umfang, die Abschnitte in Π und P, die Panthoos' Sohn Euphorbos, den Heldenjüngling, einführen, wie er zum Fall des Patroklos mitwirkt und gleich darauf selber dem Speere des Menelaos erliegt. Robert hat glücklich vermutet, daß die Panthoiden ein historisches Fürstengeschlecht waren, dessen Ruhm der

Sänger zum Dank für freundliche Aufnahme, ähnlich wie den der Antenoriden, dadurch verherrlichen wollte, daß er von den Vorfahren Großes erzählte (Stud. z. Il. 392. 387). Das war dieselbe Rücksichtnahme auf einen vermuteten — oder gar ausgesprochenen? — Wunsch der Zuhörer, wie sie Radloff bei den Karakirgisen erlebt hat[32]. Idomeneus und die Kreter waren nicht mit vor Ilios; erst nachträglich sind sie in diesen Sagenkreis und in die Handlung unseres Epos eingefügt worden (vgl. oben S. 260f.). Dazu stimmt es denn gut, daß jene der Elegie verwandten kriegerischen Mahnreden sich besonders reichlich im N finden, das man nicht mit Unrecht eine Aristie des Idomeneus genannt hat. Aber in der Ἕκτορος ἀναίρεσις haben wir ein Kernstück, wenn auch wohl nicht der troischen Sage, doch der Ilias, wie sie sich auf deren Grunde gebildet hat; und in diesem Stücke tritt neben ionischer Bewaffnung (oben S. 319) nun auch ein Gedankenelement hervor, das in einer für nachhomerisch geltenden Dichtung mindestens einen Seitenzweig hat.

Ich will die Schwierigkeit solcher Prioritätsfragen, wie die es war, an die sich die letzten Erwägungen anschlossen, noch an einem Beispiel zeigen. θ 166 antwortet Odysseus auf den taktlosen Angriff des Euryalos:

ξεῖν᾽, οὐ καλὸν ἔειπες· ἀτασθάλῳ ἀνδρὶ ἔοικας.
οὕτως οὐ πάντεσσι † θεοὶ χαρίεντα διδοῦσιν[33]
ἀνδράσιν, οὔτε φυὴν οὔτ᾽ ἂρ φρένας οὔτ᾽ ἀγορητύν.
ἄλλος μὲν γὰρ εἶδος ἀκιδνότερος πέλει ἀνήρ,
ἀλλὰ θεὸς μορφὴν ἔπεσιν στέφει· οἱ δέ τ᾽ ἐς αὐτὸν
τερπόμενοι λεύσσουσιν, ὁ δ᾽ ἀσφαλέως ἀγορεύει
αἰδόι μειλιχίῃ, μετὰ δὲ πρέπει ἀγρομένοισιν·
ἐρχόμενον δ᾽ ἀνὰ ἄστυ θεὸν ὣς εἰσοράουσιν.
ἄλλος δ᾽ αὖ εἶδος μὲν ἀλίγκιος ἀθανάτοισιν,
ἀλλ᾽ οὔ οἱ χάρις ἀμφιπερὶ στέφεται ἐπέεσσιν.

Hesiod schließt Theog. 79 die Aufzählung der Musen mit Kalliope:

... Καλλιόπη θ᾽· ἣ δὲ προφερεστάτη ἐστὶν ἁπασέων.
ἣ γὰρ καὶ βασιλεῦσιν ἅμ᾽ αἰδοίοισιν ὀπηδεῖ.

32) Radloff (in dem oben S. 268 zitierten Werke) S. XIV berichtet: in der Schilderung der Kämpfe, die er zu hören bekam, sei Manas durchweg als Freund des Weißen Zaren (des russischen Kaisers) dargestellt worden. »Der Zar greift überall in den »Gang der Ereignisse als handelnde Persönlichkeit ein. Diese Einflechtung des Zaren »ist nur durch meine Anwesenheit veranlaßt; der Sänger meinte, der russische Be»amte könnte es übel nehmen, daß Manas auch die Russen besiegt habe, und sorgte »also für eine für mich angenehme Abänderung.«

33) Der Vers muß korrupt sein, denn es fehlt ein Hauptbegriff: Nicht alles Wohlgefällige zusammen geben die Götter den Menschen; der minder Wohlgestaltete hat die Gabe der Rede, dem Wohlgestalteten fehlt diese. Alle Heilungsvorschläge sind zu gewaltsam, um einleuchtend zu sein.

ὅντινα τιμήσουσι Διὸς κοῦραι μεγάλοιο,
γεινόμενόν τε ἴδωσι διοτρεφέων βασιλήων,
τῷ μὲν ἐπὶ γλώσσῃ γλυκερὴν χείουσιν ἐέρσην,
τοῦ δ' ἔπε' ἐκ στόματος ῥεῖ μ ε ί λ ι χ α· οἱ δέ τε λαοὶ
πάντες ἐς αὐτὸν ὁρῶσι διακρίνοντα θέμιστας
ἰθείῃσι δίκῃσιν· ὁ δ' ἀ σ φ α λ έ ω ς ἀ γ ο ρ ε ύ ω ν
αἶψά κε καὶ μέγα νεῖκος ἐπισταμένως κατέπαυσεν ...
91 ἐ ρ χ ό μ ε ν ο ν δ' ἀ ν' ἀ γ ῶ ν α θ ε ὸ ν ὣ ς ἱ λ ά σ κ ο ν τ α ι
α ἰ δ ό ι μ ε ι λ ι χ ί ῃ, μ ε τ ὰ δ ὲ π ρ έ π ε ι ἀ γ ρ ο μ έ ν ο ι σ ι ν ...

Wilamowitz behandelt die Abhängigkeitsfrage IlH. 477f. Den Gedanken an eine gemeinsame Vorlage lehnt er diesmal — und mit Recht — als »eine ganz haltlose Ausrede« ab. Unabhängig voneinander können die beiden Stellen nicht sein. Dabei sei anzuerkennen, daß die Stelle des θ ohne Anstoß gelesen werden kann. Trotzdem sieht Wilamowitz in ihr die Nachahmung, aus folgenden Gründen: »Der König ist αἰδοῖος »(Hes. 80), weil er König ist; in diesem Falle ist die αἰδώς eine μειλιχίη, »weil ihm aus dem Munde ἔπεα μείλιχα ῥεῖ (84); die sehr besondere »Wendung ergibt sich also aus den eigenen vorhergehenden Worten: »wie soll ein beredter Mann lediglich deswegen eine μειλιχίη αἰδώς be»sitzen. Wenn der König auf den Markt, in die Versammlung kommt, »verehren ihn alle wie einen Gott, weil er αἰδοῖος ἅμα καὶ μειλίχιος ist, »und er zeichnet sich unter dem zusammenströmenden Volke aus. Wie »kann es auf den häßlichen gescheiten Mann bei Homer zutreffen, daß »ihn alle wie einen Gott ansehen? Und wie paßt es, wenn man genau »hinsieht, daß μετὰ δὲ πρέπει ἀγρομένοισι bei Homer vorhergeht?« — Dagegen ist einzuwenden: 1. Wilamowitz erklärt αἰδόι μειλιχίῃ: »Von »beiden Teilen könnte die αἰδώς ausgesagt werden, dem αἰδοῖος und »dem αἰδούμενος; μειλιχίῃ zeigt, daß der αἰδοῖος gemeint ist.« Er faßt also αἰδοῖος hier auf in dem Sinne »αἰδώς erweckend«, und sicher ist es in der Verbindung βασιλεῦσιν αἰδοίοισι so gemeint, nicht in dem Sinne, daß einer αἰδώς empfindet und danach handelt; in diesem zweiten (aktiven) Sinne müßte aber das Wort hier genommen werden, wenn die αἰδώς durch ἔπεα μείλιχα, die er spricht, zu einer μειλιχίη werden und so den Grund abgeben soll, weshalb die Leute ihm huldigen. 2. Für einen Richter sind ἔπεα μείλιχα wenig angebracht: ὡς ἰθύντατα soll er sprechen. In der Odyssee dagegen hat Euryalos unfreundlich und, wo nicht unverschämt, doch taktlos gesprochen; sehr natürlich also, daß Odysseus gerade das Gegenteil dieser beiden Eigenschaften an dem Manne rühmt, der mit öffentlicher Rede Beifall erntet: er spricht ohne Entgleisung (ἀσφαλέως), mit freundlicher Rücksicht (αἰδόι μειλιχίῃ). 3. Das αἰδόι μειλιχίῃ bezieht man beim ersten Hören auf die Gesinnung

derer, die dem Fürsten huldigen; ob es nicht auch Hesiod so gemeint hat? Daß der Dativ, nach Wilamowitz, ganz anders verstanden werden muß, ist sprachlich hart. 4. Daß der König in der Versammlung bemerkbar wird, versteht sich von selbst, auch falls nicht »seine Schulter ragt ob allem Volk«; er tritt doch mit Begleitern auf. Der Unscheinbare zeichnet sich eben durch seine Rede aus; er spricht sicher und doch nicht unbescheiden. 5. Der Schluß bei Hesiod, mit etwas Selbstverständlichem, ist matt, die Reihenfolge in der Odyssee anschaulich und wirksam: die Versammlung, die den gering aussehenden Mann zu verdienten Ehren gebracht hat, ist vorüber; aber noch Tage nachher, wenn er die Straße hinaufgeht, zeigen ihn sich die Leute: οὗτος ἐκεῖνος. Wir werden also dabei bleiben, daß die Theogonie jünger ist als das θ.

VIERTES KAPITEL

DIE KOMPOSITION DER ILIAS

Eine Reihe von Einzelfragen zur Komposition der Ilias sind im Vorstehenden schon behandelt worden; jetzt soll eine Gesamtanschauung ihrer Komposition dargelegt werden. Nicht die Zugehörigkeit jedes einzelnen Stückchens und Splitters soll dabei besprochen werden; das würde ein Buch für sich erfordern. Auch soll die Darlegung sich beschränken auf das, was wir wissen können; und ich fürchte, das ist weniger, als Bethe und besonders Wilamowitz glauben. Umbildungsvorgänge, welche die einzelnen Teile des Epos betreffen, mögen, ja müssen wir voraussetzen, aber wenn wir sie nachweisen und verfolgen wollen, so werden wir dabei oft die Grenzen einer möglichen Erfahrung überschreiten und nur den orthodoxen Unitariern ihr beliebtes Argument wieder in die Hand drücken, daß die Zergliederer der einheitlichen Ilias sich selber nicht darüber einigen könnten, wie sie den Körper dieses Kunstbaues zerschneiden sollten. Eine solche Einigung scheint mir in den Hauptpunkten heute doch möglich zu sein.

I. Wenn wir mit dem Ende beginnen, so ergibt sich ohne weiteres, daß sich die Ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ (Ψ 257 ff. = $Ψ_2$) und die Λύτρα (Ω) ablösen lassen. Auf eine weite Strecke hin können wir hier Wilamowitz (IlH. 68 ff.) durchaus folgen.

Die Beschreibung der Wettspiele ist an sich vortrefflich, zeigt aber auch im Stofflichen jüngeren Ursprung (»nicht älter als das siebente Jahrhundert«) und in der Behandlung mancher Personen Verwandtschaft mit kyklischer Poesie (S. 68). Der Bittgang des Priamos andrerseits kann auch nicht von jeher, seit es eine Ilias gab, deren Schluß gebildet haben. Mit Fick u. a. konstatiert Wilamowitz, daß Achill das dem toten Freunde gegebene Versprechen, seinem Mörder das Haupt abzuschlagen und den Leib den Hunden zum Fraß hinzuwerfen (Σ 334 f. Ψ 20 f.), ausgeführt haben muß. Stellenweise erkennt man noch, daß dies einst so erzählt war. Denn Ψ 180 ff. rühmt sich Achill, daß er dem Freunde alles

Versprochene geleistet habe: »Die zwölf Troerjünglinge verzehrt mit »dir zugleich das Feuer, den Hektor aber werde ich nicht dem Feuer »zum Fraß geben, sondern den Hunden«, woran vom Dichter eine dem Ω Raum schaffende Bemerkung darüber geknüpft wird, wie die Götter den Leichnam des Helden zu schützen wußten. Danach wäre keineswegs πάντα ἤδη τετελεσμένα; man sieht, wie der Bericht aus dem ursprünglichen Gang abgebogen ist. Und ebenso vorher, in der Handlung selbst, gleich nach der Erneuerung des Versprechens (24f.): ἦ ῥα καὶ Ἕκτορα δῖον ἀεικέα μήδετο ἔργα πρηνέα πὰρ λεχέεσσι Μενοιτιάδαο τανύσσας ἐν κονίῃς. Man erwartet die schlimmste Schändung des Toten, der ja schon, mit den Füßen an den Wagen gebunden, über das Feld geschleift worden war; und es geschieht weiter nichts, als daß er neben der Bahre des Patroklos in den Staub geworfen wird. Das Gräßliche, was nach der ursprünglichen Darstellung hier geschehen war, hat weichen müssen, weil es sich mit der milderen Auffassung und Darstellung der Lytra nicht vertrug.

Dies hat der Verf. einleuchtend entwickelt. Darin aber, daß die Ἆθλα später als die Λύτρα der Ilias hinzugefügt seien, es also eine Zeit gegeben habe, da der Text der Ilias von der Bestattung des Patroklos (Ψ 1—256) unmittelbar zu den Λύτρα überging, kann ich ihm nicht beistimmen. Dies führt zu der Konsequenz, daß Ω älter sei als die Ἆθλα, und das wird, bei dem ganzen Charakter des letzten Gesanges und bei seinen Beziehungen zur Odyssee, nicht leicht jemand nachweisen können, außer Wilamowitz (S. 70) auch wohl niemand behaupten wollen. Auf der andern Seite glaubt er selber, daß Ω einst als Einzellied bestanden und dann erst seinen Platz, als Abschluß der Ilias, erhalten habe (S. 76. 79). Da ist es doch die natürlichste Annahme, daß Ἆθλα und Λύτρα zugleich aufgenommen worden sind. Der Anstoß im Anfang des Ω, daß aus der Erzählung dessen, was an einem bestimmten Tage geschah, unmerklich in die Schilderung eines zwölf Tage dauernden Zustandes, in Iterativen, hinübergeglitten wird (Ω 12), erklärt sich auf diese Weise besser als unter der Voraussetzung, daß diese Schilderung früher eine Zeitlang an die Bestattung selber, anstatt wie jetzt an die Wettspiele angeschlossen gewesen sei.

Wenn Priamos X 416ff. den Verzweiflungsentschluß ausspricht, ins Schiffslager gehen zu wollen, natürlich, um Hektors Leiche von Achill zu erbitten, so ist das eben ein Verzweiflungsentschluß, nicht mehr, und soll in keiner Weise das Ω vorbereiten. Das hat Wilamowitz sehr schön gezeigt. Aber es besteht ein Zusammenhang, der, den schon Lachmann sah: der Dichter des Ω hat den im X gegebenen Gedanken selbständig ausgeführt.

II. Die Dolonie ist in ihrer Eigenart S. 562f. gewürdigt worden. Die Handlung dieses Gesanges wird nachher in der Ilias nirgends erwähnt, vorher nirgends angedeutet. Wohl glaubt Shewan (The lay of Dolon 144ff.), bestimmte Merkmale der inneren Verknüpfung zwischen K und den folgenden Gesängen gefunden zu haben[1]. Im Anfang von Ξ, wo Nestor aus seiner Hütte tritt, nicht eigentlich um zu kämpfen, nur um durch klugen Rat zu helfen (62f.), ergreift er den Schild seines Sohnes Thrasymedes, während dieser selbst mit dem Schilde des Vaters gerüstet in den Kampf gegangen ist (9. 11); und das ist derselbe Thrasymedes, der in der Nacht vorher als Wachthabender seinen Schild zusammen mit anderen Waffenstücken dem Diomedes zur Ausrüstung für den Gang ins feindliche Lager geliehen hat (K 257). Irgendein Zusammenhang besteht hier gewiß; welcher Art er aber ist, ob K auf Ξ oder Ξ auf K Einfluß geübt hat, wäre doch erst zu untersuchen. Der englische Gelehrte nimmt an, daß Thrasymedes deshalb am Morgen den Schild seines Vaters ergriffen habe, weil er den eigenen von Diomedes noch nicht zurückbekommen hatte (S. 144); dann wäre in der Tat ein Vorgang in K Voraussetzung für eine Situation in Ξ. Aber die Annahme ist an sich unwahrscheinlich (vgl. K 564ff.) und wird es dadurch noch mehr, daß der Schild ja doch am Nachmittag, als Nestor ihn aufnimmt, zur Stelle ist. Noch weniger einleuchtend — *not quite so clearly*, sagt Shewan selber — wirkt die gleiche Kombination in dem Falle des Meriones. Er hat in der Nacht dem Odysseus Bogen und Köcher, Schwert und lederne Kappe geliehen (K 260ff.); am folgenden Tage zerbricht ihm eine Lanze (N 162), er will sich eine neue aus seiner Hütte holen (168), begegnet dem Idomeneus und bittet nun diesen darum (256 ἔρχομαι, εἴ τι τοι ἔγχος ἐνὶ κλισίῃσι λέλειπται); die Bitte wird leicht erfüllt, und nachher kämpft Meriones wieder mit der Lanze (529), doch auch mit dem Bogen (650). Wenn wir hier annehmen dürften, daß in 256 die vereinzelte Variante ποι für τοι das Richtige böte, wenn demnach (trotz 260f. und 268) das κλισίηθεν ἀνείλετο so gedeutet werden könnte, daß Meriones die Lanze aus dem eigenen Vorrat holt, wenn wir weiter uns dächten, daß er auch Bogen und Pfeile erst bei dieser Gelegenheit an sich genommen habe, und danach vermuteten, daß er sie morgens beim Ausrücken deshalb nicht mitgenommen hätte, weil auch an ihn die ausgeliehenen Stücke erst im

[1] Shewan verweist auf die genauere Ausführung, die seinem Gedanken von Andrew Lang gegeben worden sei, in dessen Buche »Homer and his age« (1906) ein eigenes Kapitel von der Doloneia handelt. Aber gerade der künstliche Zusammenhang, der dort konstruiert wird, spricht gegen die Beziehung, die durch ihn gestützt werden soll. Und schließlich sieht sich Lang (S. 279) selber zu der Vermutung veranlaßt, daß ein etwas genauerer Bericht über den Hergang ausgefallen sei.

Laufe des Vormittags zurückgeliefert worden wären: so hätten wir auch hier einen Punkt, in dem ein späteres Buch durch K vorbereitet würde. Aber mit all solchen Möglichkeiten wird schlechterdings nichts bewiesen. Versuchen wir es lieber umgekehrt: der Verf. von K wollte schildern, wie die beiden Kundschafter für ihr improvisiertes Unternehmen ausgerüstet werden; und da er aus N und Ξ Meriones und Thrasymedes als solche kannte, die einmal mit geborgten Waffen gekämpft haben, so stellten sich ihm durch ungezwungene Assoziation ihre Namen und Personen ein, von denen er mit schneller Erfindung erzählen mochte, daß sie auch ihrerseits anderen auszuhelfen bereit gewesen seien. Daß aber Thrasymedes den Schild seines Vaters mitgenommen hat, kann einfach darin seinen Grund haben, daß dieser besonders gut war (vgl. Θ 192f.), und könnte gerade in Ξ ein klug berechneter Zug sein, um im voraus die allgemeine Maßregel verständlicher zu machen, die nachher Poseidon empfiehlt (Ξ 376f.).

So läßt sich dieser Gesang als Einzellied so glatt ausscheiden, wie kein anderes Buch der Ilias oder Odyssee. Wenn wir es tun, so gewinnen wir dadurch von I zu Λ einen guten Zusammenhang, besonders mit Bezugnahme auf die Person Agamemnons. Danach scheint es das Natürliche, anzunehmen, daß K in der Tat zwischen I und Λ eingeschoben worden sei. Nun halte ich aber für erwiesen, daß I von dem Dichter des Θ eingeschoben ist; hat er zugleich K in die Ilias aufgenommen oder ist dieses später eingefügt? Für die erstere Annahme entscheiden sich Bethe und Wilamowitz; es gilt, ihre Gründe zu prüfen.

Bethe geht von der unverkennbaren Beziehung aus, die zwischen dem Bericht über den Mauerbau (H 336—343. 435—441) und dem spöttischen Hinweis Achills (I 346ff.) besteht: »Agamemnon mag mit andern »zusammen auf Hilfe sinnen: hat er doch ohne mich, d. h. während ich »mich grollend des Kampfes enthielt, auch Mauer und Graben gebaut.« Nun sind diese Worte in Achills Rede durchaus am Platze, während Plan und Ausführung des Baues in H, nach Zeitpunkt und Zeitdauer, recht übel angebracht sind. Daraus folgt, daß diese Erzählung des H eingelegt ist, um die Erwähnung in I vorzubereiten, und zwar von demselben, der überhaupt H 323ff., Θ, I 1—88 gemacht hat, um die Λιταί, früher ein selbständiges Kleinepos, in den größeren Zusammenhang aufnehmen zu können. Auch hat dieser »einzelne Züge, mit denen er die für das I »notwendig zu schaffende Niederlage der Achaier im Θ wirkungsvoll »ausstattete« (S. 131), der Erzählung des Odysseus in den Λιταί entnommen (I 232—243 vgl. mit Θ 133ff. 170f. 175ff.). In derselben Weise hat derselbe Dichter die Δολώνεια vorbereitet. In dieser war vorausgesetzt, daß in nächster Nähe des Schiffslagers das Feld mit Gefallenen

von der Schlacht des vorhergehenden Tages bedeckt ist (K 199f.); danach hat der Autor des Θ den Kampf bis an den Graben herangeführt (343. 348). »Vor dem Schiffslager in freiem Feld läßt er Θ 490 die Troer bi»vakieren. Nach dem Vorbild von K 311 läßt er Θ 510 Hektor die Sorge »äußern, die Achäer möchten die Nacht zur Abfahrt benutzen« (S. 129). Er fand jedoch auch Voraussetzungen in der Dolonie vor, die ihm schlecht paßten und denen er sich nicht anbequemen konnte. Für die Κόλος μάχη hatte er, in Voraussicht auf jene Stelle des I, das Lager befestigt gedacht; zwischen Wall und Graben drängen sich die Flüchtlinge (Θ 213f.), über diese Schutzwehr spottet Hektor (177ff.), macht aber nachher vor ihr halt (348). Für Dolons Unternehmen andrerseits, den Plan wie den Verlauf, ist die Vorstellung wesentlich, daß man bis zu den Schiffen glatt hindurchgehen kann (K 308. 325), nur die Postenkette zu passieren hat (365). Da hat denn der redigierende Dichter umgekehrt die Dolonie seiner ihr widerstrebenden Voraussetzung anpassen müssen und »hat das sehr einfach dadurch erreicht, daß er die Ratssitzung, in »der Diomed und Odysseus das Wagestück übernehmen, vor Wall, »Wachen und Graben verlegte, um das im Original geschilderte Lokal, »die von Leichen bedeckte Walstatt, beibehalten zu können« (S. 128). Mit entsprechendem Eingriff ist nachher (K 564) der Rückweg durch den Graben eingeschaltet.

Um zu einem Urteil über diese etwas verwickelte Konstruktion zu gelangen, müssen wir auf Wilamowitz' Untersuchungen über das Θ[2]) zurückgreifen, mit der sich Bethe mehrfach auseinandersetzt, die in seinem Werke »Die Ilias und Homer« wieder abgedruckt ist. Und dann versteht es sich von selbst, daß wir auch das dort folgende Kapitel »Dolonie und Gesandtschaft an Achilleus« mit heranziehen, weil sonst eng Verbundenes zerrissen werden würde.

Beide Gelehrte stimmen, wie schon gesagt, darin überein, daß sie K mit I auf eine Linie stellen und annehmen, derselbe Dichter — über dessen Person und relative Zeit sie verschieden denken — habe den einen wie den anderen Gesang vorgefunden und beide zugleich mit Hilfe des Θ in einen gegebenen Rahmen eingearbeitet. Das kann nicht richtig sein: K sitzt viel lockerer darin. Nimmt man die 579 Verse, die es umfaßt, aus dem Text heraus, so entsteht keine Lücke, sondern der Zusammenhang wird besser; von I sagt Wilamowitz selber: »Es läßt sich »jetzt nicht mehr aus der Bearbeitung herausschälen, weder im Anfang »noch am Ende« (S. 64). Fassen wir letzteres ins Auge. Der Dichter von Θ war es, der »am Ende des I den Anfang des Λ direkt vorbereitet hat«

2) Sitzgsber. d. Berl. Ak. 1910, S. 372. Ich zitiere nach dem Neudruck, IlH. 26ff. der unverändert ist.

(S. 59): das leuchtet ein. Und derselbe soll an eben dieser Stelle das K dazwischengeschoben haben? Nicht nur den unmittelbaren Zusammenhang hätte er damit zerstört, sondern auch die Verhältnisse im großen verdorben. Denn nun sollen wir denken — vorstellen läßt es sich nicht —, daß dieselbe Nacht, in der schon die Gesandtschaft an Achill mit vorhergehendem und nachfolgendem Fürstenrat stattgefunden hatte, auch noch den Erkundungsgang der beiden Helden, wieder mit vorangehender Beratung, umfaßt habe. »Der Verfasser von Θ hat sich's leicht ge»macht«, meint Wilamowitz (S. 61). Ist das eine Erklärung? Bethe hat sich denn auch, wie wir sehen, nicht dabei beruhigt; aber was er dazu getan hat, macht die Sache noch unglaublicher. Denn nun hat nicht bloß ein Mann zwei von ihm eingefügte Stücke, I und K, völlig verschieden behandelt, sondern er hat auch an dem einen K Unvereinbares verübt: hat mit sorgsamer Kleinarbeit — wenn wir Bethe folgen — ein paar versteckte Beziehungen hergestellt und im großen alle Rücksichten poetischer Ökonomie beiseite gesetzt.

Wo sind, für eine Hypothese, die zu so unmöglichen Konsequenzen führt, die positiven Gründe? Zwei werden angegeben. »Es versteht »sich von selbst,« sagt Wilamowitz, »daß die Vorposten hier [I 79—88] »nur ausgesetzt werden, weil sie im K in Aktion treten, also Nestors »Rede und die Dolonie in dasselbe Gedicht gehören« (S. 38). Es wäre doch ebensogut möglich, daß der Dichter des K sie deswegen in Aktion treten läßt, weil er sie in dem Teil des Epos vorfand, der für seine frei erfundene Erzählung den Hintergrund bilden sollte. Übrigens treten sie gar nicht in Aktion, sie werden bloß revidiert. Anteil an der Handlung haben nur Meriones und Thrasymedes (K 255 ff.), und die werden zu diesem Zweck ausdrücklich von Wache abberufen (197 f.). Dagegen darf man sagen: für den Dichter des Schlusses von Θ und Anfangs von I, von dem hier beide Seiten mit durchdachter Symmetrie, die gerade Wilamowitz nachgewiesen hat, behandelt sind, verstand es sich wirklich von selbst, daß den troischen Wachtfeuern (Θ 509 ff., 554 ff.) auch eine Sicherung des griechischen Lagers entsprechen mußte. Dieses ganze Argument fällt also weg; das andere ist von besserer Art. Zu 491 — ἐν καθαρῷ, ὅθι δὴ νεκύων διεφαίνετο χῶρος — bemerkt Wilamowitz: »Der Vers ist unentbehrlich, denn er gibt den Grund an, weshalb Hek»tor das Heer von dem Lager fortführt. Aber entlehnt ist er aus K 199, »und er paßt eigentlich nur da. Denn da klettern einige Leute bei Nacht »über den Graben auf das Schlachtfeld: die können sich einen Fleck »suchen, wo keine Leichen liegen. Bei einem Heere von 50000 Mann »ist das Suchen eines χῶρος νεκύων διαφαινόμενος ein Unding« (S. 27). Scharf beobachtet. Aber recht natürlich, d. h. aus der Situation erwach-

sen ist der Vers auch in K nicht: daß die Fürsten sich außerhalb des Grabens zur Beratung niederlassen, ist an sich unbegreiflich, während Hektor, wie ja eben hervorgehoben, beim Aufsuchen des Lagerplatzes verständig und verständlich verfährt. Da wird also der Anstoß in Θ durch den in K reichlich aufgewogen. Und der Ursprungsstelle des ἐν καθαρῷ, auf die Wilamowitz hinweist, Ψ 61, ist die Örtlichkeit des Troerlagers obendrein ähnlicher als die des nächtlichen Fürstenrates. Die Seltsamkeit der Platzwahl in K kann man nicht anders als — mit Bethe — aus äußerem Zwang erklären. Für die Handlung der Δολώνεια war das Schiffslager offen gedacht, in freies Feld übergehend; ihr Verfasser fand aber in Θ/I, aus denen er die allgemeine Situation für sein Einzellied entnahm, das Befestigungswerk vor und suchte sich dem ein wenig anzubequemen. Deshalb erwähnte er die Vorposten und den Graben, während sie I 67. 87 zwischen Wall und Graben stehen, und verlegte die Sitzung ins freie Feld, wo nachher die Zurückkommenden unmittelbar erwartet und empfangen werden können (532 ff.); daß dort Leichen Gefallener lagen, ergab sich aus Θ 342 ff., worauf der K-Dichter — nun unverkennbar, 200 f. — Bezug nimmt. Auf dieselbe, einfache Art — — nicht, wie Bethe meint, auf zwei entgegengesetzte Arten — erklären sich auch die sonstigen Übereinstimmungen zwischen der in K vorausgesetzten und der in Θ herbeigeführten Gefechtslage. Auch den zürnenden Achill im Hintergrunde und seine mögliche Wiederkehr hat der Dichter des K leise angedeutet (106 f.). Zu der Ortsangabe für das Troerlager νόσφι νεῶν (Θ 490) enthält ἄγχι νεῶν in K (161) keinen Widerspruch; es entspricht nicht der Wirklickeit, sondern der ernsten Sorge des Redenden, Nestor, der innerhalb der Θ-Dichtung ebenso gesprochen hat (ἐγγύθι νηῶν I 76).

Wenn die Λιταί, wie sich uns ergeben hat, das einzige Stück waren, das der Θ-Dichter einzuarbeiten hatte, so liegt es nahe, daß er von dort auch das Bild der Lagerbefestigung entnommen habe, die ja in I von Odysseus (232) wie von Achill erwähnt wird. Das ist Bethes Ansicht, für den der Verfasser der Ilias, der Κόλος μάχη und des Mauerbaues in H nur eine Person sind. Wilamowitz, der die Tätigkeit des Θ-Dichters später setzt als die Gestaltung der Ilias in ihrem Hauptbestande (S. 57), geht für die Erzählung des Mauerbaues noch tiefer herab. Diesen mitsamt den Vorkehrungen für künftige Heimführung der Gebeine (also H 323—344 und 433—465) habe ein Rhapsode eingefügt, der daran Anstoß nahm, daß die Mauer des M in den Kämpfen des ersten Schlachttages nicht erwähnt wird; erst im Mutterlande könne dies geschehen sein, wo später die Gräber der vor Troja gefallenen Achäer gezeigt wurden, und zwar nicht in Athen, wo es kein Monument dieser Art gab.

Man erkenne die Fuge noch an dem seltsam verschobenen Abendessen der Troer (H 477), das durch den Einschub von dem Tage, an dem sie gearbeitet hatten, entfernt worden sei (S. 52—56). Der scharfsinnigen Beweisführung, die hier nur angedeutet ist, steht doch ein gewichtiges Bedenken entgegen: ihr zuliebe muß in I Achills Spott über Agamemnons neueste Leistung, die Anlage von Wall und Graben (346—356), als nachträglicher Zusatz eines Bearbeiters ausgeschieden werden (S. 64). Und zwar nicht desjenigen, der mit Hilfe des Θ die Λιταί der Ilias einverleibt hat, sondern eines späteren, frühestens jenes nicht-attischen Rhapsoden, der den Mauerbau zu erzählen für nötig hielt. Dazu kann ich mich nicht entschließen[3]; lieber will ich annehmen, daß dem Θ-Dichter, bei dem ohnehin im Gange der Handlung nicht alles klar ist, auch die ungewollte Verzögerung des Nachtessens der Troer zur Last falle. Denn die Verse in I, die sonst ausgeschaltet werden müßten, sind an sich tadellos und geben eine wirksame Beleuchtung der Situation von Achills Standpunkt aus; fällt diese weg, so fehlt in seiner Antwort so gut wie jede Bezugnahme auf Odysseus' Schilderung der Notlage. Das ist nicht die Art, wie der Dichter der Λιταί sonst Rede und Gegenrede zu gestalten versteht. Seiner Art ist er auch hier treu geblieben. Dabei scheint er von der märchenhaften Schnelligkeit des Baues nichts zu wissen. Allerdings erwähnt Achill, daß die Arbeit während seines Fernbleibens getan sei; aber das ist als ein schon länger dauerndes gedacht, wenn doch Odysseus bittet: καὶ ὀψέ περ υἷας Ἀχαιῶν τειρομένους ἐρύεσθαι (247 f.). Der Verfasser dieses Einzelgedichts hat sich nur die allgemeinen Voraussetzungen des Epos zu eigen gemacht. Erst für den, der hier die Anregung schöpfte, rückwärts motivierend — wie α der Odyssee nach β gemacht ist — die Entstehung des Werkes zu erzählen, ergab sich die Notwendigkeit, diese so zusammenzudrängen, daß sie in dem chronologischen Rahmen der Ilias Platz fände. Auch von dieser Seite her betrachtet erscheint es als das Natürliche, daß der Bericht in H durch die Erwähnung in I hervorgerufen worden ist, nicht umgekehrt.

Wenn die Grenzen der Dolonie nach unserer Meinung mit denen des zehnten Buches der Ilias zusammenfallen, so steht es mit denen der Λιταί nicht entsprechend. Zwar, der Schluß des neunten Buches fällt auch mit dem Schluß des Gedichtes zusammen, aber der Anfang nicht. Wilamowitz hat einleuchtend dargetan, daß die Versammlung der Troer und die Schilderung ihrer Lage und Stimmung von Θ 399 an und die Darstellung der Stimmung der Achäer und ihrer Versammlung am Anfang des I mit bewußter Parallelisierung gearbeitet sind, so daß hier keine Grenzscheide vorliegen kann. Die Rede Nestors bei der Gerontenver-

3) Ebenso urteilt, auf Grund eingehender Prüfung, Bethe S. 218 f.

sammlung von 96 an gehört schon zu den Λιταί; den Anfang dieses Gedichtes können wir nicht mehr feststellen, weil der Dichter des Θ den Übergang von seiner Dichtung zu den Λιταί verwischt hat.

Wenn wir von dem Dichter des Θ reden, so benennen wir ihn a potiore; der Schluß seines Gedichtes reicht in das I, der Anfang in das H hinein. Auch dies hat Wilamowitz zur Evidenz gebracht; nur weiche ich, wie schon dargelegt wurde, darin von ihm ab, daß ich den Bericht vom Bau der Mauer, mithin auch die ihn anratende Rede Nestors nicht dem Dichter des Θ abspreche. Wilamowitz nimmt an dieser Rede Nestors noch einen besonderen Anstoß (S. 54): »Von diesen Versen kann der »Teil nicht ertragen werden, der sich auf die Bestattung bezieht[4]), denn »hier klingt es so, als stünde es in der Macht der Achäer, ob sie kämpfen »wollten oder nicht; die Feinde bleiben außer Betracht. Nachher aber »wird erst ein Waffenstillstand geschlossen, und da geht die Anregung »von den Troern aus: hier von den Achäern. Das kann nicht derselbe »Mensch nebeneinandergestellt haben.« Ich kann diesen Anstoß nicht nachfühlen. Wer um die Erlaubnis bittet, die Toten bestatten zu dürfen, der erklärt sich für besiegt; das tun die Troer. Die Achäer aber sind, wenn wir den Gesamtverlauf des ersten Schlachttages überblicken, die Sieger, also steht es bei ihnen, ob sie ihre Toten bestatten wollen. Also würde die Einarbeitung des Θ-Dichters von 323 an zu rechnen sein.

III. Gehen wir nun zu dem Komplex B—H_1 über. Wir sahen (S. 531), daß die Handlung des A zunächst ohne Störung fortschreitet. Es dient der Ausführung der βουλή Διός, wenn er durch einen trüglichen Traum Siegeshoffnung in Agamemnon erweckt (B 1—41). Anderseits hat die πεῖρα bei dieser Siegeshoffnung keinen Sinn; in ihr liegt ein auf ganz anderen Voraussetzungen ruhendes Sondergedicht vor. Läßt sich der Beginn dieses Sondergedichtes genau bestimmen? Das Gedicht von der πεῖρα mußte, bevor es zu dieser kam, eine βουλή γερόντων enthalten: diese mußten über den Plan des Königs und über das von ihnen bei dessen Ausführung erwartete Verhalten aufgeklärt werden. War eine solche βουλή notwendig, wenn der König die in ihm durch den Traum geweckte Siegeshoffnung verwirklichen wollte? Doch wohl nicht; dann konnte Agamemnon sogleich verfahren, wie er es Λ 15 tut: Ἀτρεΐδης δ᾽ ἐβόησεν ἰδὲ ζώννυσθαι ἄνωγεν Ἀργείους· ἐν δ᾽ αὐτὸς ἐδύσετο νώροπα χαλκόν. Daß der πεῖρα noch etwas anderes hätte vorhergehen müssen als die βουλή, möchte ich nicht behaupten: in der Rede Agamemnons selbst konnte die Exposition, vor allem der Bericht über die kriegsmüde Stimmung des Heeres, gegeben werden. Also sicher können wir nur

4) Daß Nestors hierauf bezügliche Ausführungen für späte Entstehung dieser ganzen Partie sprechen, ist S. 328f. dargelegt.

sagen, daß die Menishandlung bis 41 reichte, und anderseits, daß zur πεῖρα der Schluß der Rede Agamemnons von 72 ab gehörte; im übrigen sind die Grenzen durch die Tätigkeit des Bearbeiters verwischt. Vgl. S. 633.

Über Einheit und Abgrenzung von ΓΔ ausschließlich der Epipolesis habe ich S. 564ff. gesprochen.

Die Besonderheit des E hinsichtlich der Kampfschilderungen, der Unterschied, der in dieser Hinsicht zwischen E und dem letzten Teile von Δ besteht, ist S. 488ff. dargelegt worden. Immerhin mag es sein, daß ΓΔE schon zu einer Einheit verbunden waren, als sie in die Ilias aufgenommen wurden.

Wenn Herodot II 116 Z 289ff. mit der Stellenangabe ἐν Διομήδους ἀριστείῃ zitiert, so könnte uns dies zu der Meinung veranlassen, daß die in E vorliegende Dichtung sich ursprünglich in das Z hinein erstreckt, ja, dieses mit umfaßt habe. Das ist durchaus unglaublich: Z 12ff. erscheint Diomedes einfach als ein Kämpfer unter anderen tätig; 128—141 lehnt er es nachdrücklich und mit ausführlicher Begründung ab, gegen Götter zu kämpfen. Wir stehen hier auf einem anderen Boden, eben dem des Z, das in seiner Eigenart S. 569ff. gewürdigt worden ist; das Verbindungsstück, das die Anfügung an E ermöglichte, läßt sich nicht mehr reinlich ausschneiden.

Meine Ansicht über Herkunft und Zweck von H_1 ist S. 617ff. ausführlich dargelegt worden.

Die Darstellung des ersten Kampftages ist damit abgeschlossen, ein für die Achäer trotz einzelner Mißerfolge im ganzen doch günstiges Ergebnis erreicht. Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, daß ein Mann es war, der aus kleineren und größeren Einheiten diesen Komplex schuf und einfügte. An seine Arbeit schließt sich stofflich und für den äußeren Zusammenhang aufs genauste die Wirksamkeit des Θ-Dichters an, erscheint ihr auch innerlich verwandt, in der Art des Motivierens[5]). Da springt doch die Vermutung von selbst hervor, daß es ein und derselbe Mann gewesen sei, dem wir alles von B bis I — seiner sammelnden und erhaltenden Fürsorge die köstliche Poesie, das Ungelenke der Verbindungen seiner unselbständigen Technik — verdanken.

IV. Das A betrachtet Wilamowitz, von der Chryseis-Episode abgesehen, als künstlerische Einheit. Er hat das Verdienst, schon bei früheren Gelegenheiten den Glauben an die besondere Altertümlichkeit dieses Liedes erschüttert zu haben, und hat ihn nun wohl für immer zerstört. Der Dichter, der doch den Nestor umständlich vorstellt (247ff.), setzt andre Personen

5) Ich erinnere an die einleitenden Szenen von Z und von H_1, in denen beiden der Seher Helenos die Motivierung übernehmen muß, für die eigentlich der Dichter zu sorgen hat.

und wichtige Verhältnisse bei seinen Zuhörern als bekannt voraus: was Hektor zu bedeuten hat (242), wer der Menötiade ist (307), wie Achills Mutter heißt (351; erst 413 wird sie genannt). Auch Briseis wird 184 so genannt, daß wir sie eigentlich kennen müssen. An einer späteren Stelle (392) heißt sie κούρη Βρισῆος: so verstand also der Dichter den Namen; und doch war es ursprünglich die Bezeichnung eines Mädchens aus dem lesbischen Orte Bresa. Das hat Wilamowitz schon vor 33 Jahren nachgewiesen und erneuert jetzt die Folgerung: »daß der Dichter eine ältere »Überlieferung, ja sogar eine bereits entstellte, zugrunde legt« (S. 253), also ein Thema behandelt, das selber schon eine Geschichte hat. Diese Folgerung wird dadurch bestätigt, daß der Priester Chryses durch den vorangestellten Artikel in V. 11 als bekannt eingeführt wird. Dazu stimmt nun die hohe und reife Kunst seines Schaffens: wie er uns in eine aufregende Handlung mitten hineinreißt, wie er mit vollem Pinsel malt, vor allem in den Reden, die dazu bestimmt sind, die Personen zu charakterisieren, hierin ein Vorläufer dramatischer Kunst, und auch darin den Tragikern verwandt, daß er durch neue Bearbeitung eines bekannten Stoffes wirken will (S. 258). Dieser Dichter »gehört erst in die Spätzeit »des Epos« (S. 253).

Die künstlerische Absicht des Dichters in dem Berichte, den Achill seiner Mutter erstattet, habe ich S. 535 darzulegen versucht. Daß er in diesem Berichte der Mutter nicht bekennt, er sei schon im Begriffe gewesen, das Schwert zu ziehen, ist natürlich. Eher könnte man sich wundern, daß er sich nicht im allgemeinen seiner Selbstbeherrschung rühmt, sicher aber darüber, daß er von den Geschenken, auf die er doch für später rechnet, kein Wort sagt, und daß demgemäß auch Thetis in ihrer Bitte an Zeus diesen Punkt ganz unberührt läßt. Das war doch, wenn wir uns an den Text, wie er ist, halten, der entscheidende Punkt. Nur mit diesem Beweggrund wollte Athene wirken — von der geheiligten Person des Königs spricht nachher Nestor —, nur um für den Verlust einen dreifachen Gegenwert in Aussicht zu stellen, läßt der Dichter die Göttin auf Heras Geheiß vom Olymp herabsteigen; im Hinblick darauf hat er schon vorher (55 f.) erwähnt, daß es Hera war, die den Helden dazu bestimmte, die Versammlung zu berufen. Er hat es also »auf das »Eingreifen der Götter angelegt. — Wer das verkennt, ist der Kunst »des Dichters nicht gewachsen«: so urteilt Wilamowitz. Achill soll auf Briseis verzichten; »das konnte ihm wahrhaftig nur ein Gott zumuten« (S. 247. 249). — Aber wird es ihm denn zugemutet? Ist das ein Verzicht, wenn ihm dreifacher Ersatz, unter Bürgschaft von zwei Göttinnen, zugesichert wird? Und dies für eine Sklavin, die doch nicht mehr ist als ein Beutestück, keinen »persönlichen Affektionswert« hat (S. 248).

Man könnte, wenn man sich einmal hineindenkt, meinen, das sei sogar ein ganz gutes Geschäft. Einem Einwand der Art sucht Wilamawitz zu begegnen: »Heroisch ist diese Rechnung vielleicht nicht, aber griechisch »ist sie, menschlich ist sie. Odysseus nimmt auch gern die Geschenke »der Phäaken und versäumt sich in Thesprotien χρήματ᾽ ἀγυρτάζων »τ 284.« Nun, Gedankenkreis und Lebensanschauung der Odyssee, zumal in der zweiten Hälfte, sind völlig anders als in der Ilias; darüber, was griechisch, was menschlich sei, Verständigung zu suchen, wäre ein weiter Weg. Halten wir uns an den Charakter des Achilleus. In I weist er die Geschenke geringschätzig zurück, in T nimmt er sie, nicht viel weniger geringschätzig, an (147f.). In Π wünscht er sie sich, nennt sie aber an zweiter Stelle; voran steht ihm die Wiederherstellung seiner Ehre (84ff.). Und der Achill des A, das sahen wir schon, denkt gar nicht mehr an das ihm Versprochene, als er der Mutter sein Herz ausschüttet.

Haben die Worte der Athene denn gar keinen Eindruck auf ihn gemacht? Doch: er steckt das Schwert ein, in der Hoffnung, daß die Göttinnen für seinen Gehorsam erkenntlich sein werden (218), und macht von der Erlaubnis zu schimpfen reichlichen Gebrauch. Zuletzt denkt er doch noch an blutige Abwehr, für den Fall, daß man ihm sonst etwas von seinem Besitztum wegnehmen wolle (300ff.). Diese Drohung des Zurückweichenden und die vorhergegangenen Scheltworte sind psychologisch verständlich und also poetisch wahr bei dem leidenschaftlich Erregten, der den Mißbrauch höherer Macht über sich ergehen lassen muß; von seiten eines durch göttlichen Zuspruch Beruhigten sind sie unglaubhaft und, wenn wir doch daran glauben müßten, abscheulich. Dasselbe gilt in erhöhtem Grade von dem Zuge, dessen entscheidende Bedeutung Bethe erkannt hat, dem Hinwerfen des Stabes am Schluß der Rede, mit der Achill auf die Ankündigung antwortet, daß er die Briseis hergeben soll. Der echte Ausdruck tiefsten Unmutes wird zur theatralischen Geste, wenn wir denken müssen, daß er unmittelbar vorher schon ans Schwert gegriffen, dann aber auf Zureden sich bezwungen hat. Und das alles vor den Augen der Versammlung! Wilamowitz bedauert diejenigen, deren Verstand die Pause nicht vertrage, die für den Nachrechnenden entstehe: »wir dürfen nicht daran denken, was die andern machen, während Achil- »leus mit der Göttin sprach, und wir dürfen die Minuten nicht zählen« (S. 251). Ich meine, der nachrechnende Verstand hat hier nichts zu tun, aber die anschauende Vorstellung; und die bleibt unvollziehbar. Es hilft nichts: so schön das Bild ist, wie Athene an den Jüngling herantritt, ihn bei den blonden Haaren ergreift, daß er sich umblickt und sofort die Göttin erkennt, der er in die funkelnden Augen schaut, so viel psychologische Wahrheit in dieser Erfindung sich ausdrücken mag — wir

müssen uns entschließen, die ganze Szene, deren Inhalt uns wertvoll bleibt, als nachträglichen Zusatz anzusehen, auch ihn als einen solchen, der sich nicht mehr glatt ausscheiden läßt.

V. Aber wie hatten μῆνις und Traum ihren Fortgang, ehe der Einschub erfolgte? Die naheliegende und keineswegs neue Antwort lautet: in der Reihe von Kämpfen, die mit Λ beginnt. Diesen Gedanken meint Wilamowitz auszuschließen: weder an A sei Λ anzusetzen noch an B (S. 275 f.). Dabei nimmt er an, daß entweder von A 611 zu Λ übergegangen, oder das ganze B — ohne die Kataloge — mit einbegriffen werden solle. An eine dritte Möglichkeit scheint er gar nicht zu denken, eben die, auf die wir vorher von seinen eignen Argumenten aus geführt worden sind: daß der Traum (etwa bis B 41), der ja zum Vorhergehenden sehr gut paßt, die ursprüngliche, vom A-Dichter gewollte Überleitung zu den Kämpfen, in denen drei Führer der Achäer verwundet werden (Λ), gebildet habe. Für diesen Fall kommt von den Einwendungen, die Wilamowitz gegen die Verbindung A/B—Λ erhoben hat, nur eine in Betracht: »Im A ist noch »gar keine Schlacht in Aussicht genommen; im Λ ist vorausgesetzt, daß »der Kampf im Gange ist, die Troer bereits die Schiffe bedrohen.«

Die Nacht vor dem Tage des Λ sollen die Troer schon draußen gelegen haben. Einen Ansatzpunkt für Vermutungen bietet der unvollständige Satz (56): Τρῶες δ᾽ αὖθ᾽ ἑτέρωθεν ἐπὶ θρῳσμῷ πεδίοιο. Da müsse etwas ausgefallen sein, und zwar, da H 323—K für sich stehen, das ursprüngliche Schlußstück des H nach dem dort geschilderten Siegesmahl, »ein Stück, das der Verfasser des Θ eben darum strich, weil er es »am Schlusse des Θ selbst benutzt hatte: die Troer bezogen ein Biwak »auf einem Hügel unweit des feindlichen Lagers«. Daß der Kampf in Λ unter ungünstigen Verhältnissen für die Achäer beginne, lasse sich aus der Darstellung selbst noch erkennen (S. 186f.). Die Masse wird am Grabe des Ilos vorbei, am Feigenbaum vorbei bis an das Skäische Tor und die Eiche gejagt, wo sie wieder zum Stehen kommt. Unter den Zurückgebliebenen, die noch über die Mitte des Feldes flohen, wütet der Verfolger Agamemnon [166ff.]. »Wenn der Sieg Agamemnons erst auf »die Mitte des Feldes führt, so hat die Schlacht dicht vor den Schiffen »der Achäer begonnen.«

Daß der Text des Λ im Anfang der Kampfschilderung — und vielleicht schon vorher — störende Eingriffe erfahren hat, glaube ich auch. Zu jenem unvollständigen Satze verlangt man, nach dem Beispiele von Υ 3, etwas wie θωρήσσοντο; Genaueres läßt sich nicht sagen. An einen verlorenen Schlußteil des H können wir jedenfalls nicht denken; denn dort ist gar nichts verloren. Die Monomachie von Hektor und Aias war ja gerade für den Zweck erfunden, die zu einem ersten Kampftage zu-

sammengefaßten Ereignisse mit einem Sonnenuntergang abzurunden. Aber auch wenn wir auf dieses schon gewonnene Resultat versuchsweise wieder verzichten, so bleibt es undenkbar, daß hinter H 322 einst erzählt gewesen wäre, wie die Troer in bedrohlicher Nähe des Schiffslagers ein Biwak aufschlugen. Das Siegesmahl feierten ja die Achäer; im ganzen Verlauf der Kämpfe des ersten Tages waren sie im Vorteil. Und nun sehen wir Λ an. Jene Schilderung, wie die Troer, Hektor voran, mitten durchs Feld (167) zur Stadt fliehen, ist nicht recht anschaulich und wird es auch dadurch nicht, daß Wilamowitz V. 165 auswirft. Auch so sollen wir uns vorstellen, wie Agamemnon denen, die der Stadt zustreben, auf den Fersen ist (κεκληγὼς ἕπετ᾽ αἰεί), bis sie das Skäische Tor erreichen, haltmachen und auf die anderen warten, und doch gleichzeitig denen nachsetzt, die noch mitten durchs Feld fliehen (172). Oder können wir das so verstehen, daß er von den ersten, wo sie einigermaßen in Sicherheit sind, abläßt und sich den Nachzüglern zuwendet? Dann wäre vollends hier kein Beweis dafür zu finden, daß »der Sieg Agamemnons erst »auf die Mitte des Feldes führt«. Mir scheint es, als ob hier Dubletten vorlägen; auch αἰὲν ἀποκτείνων τὸν ὀπίστατον 178 stimmt allzu gut, und folglich schlecht, zu αἰὲν ἀποκτείνων ἕπετο 154. Wie dem nun auch sei: aus dem Bilde, wie der Atride die Fliehenden mitten durchs Feld jagt, zu folgern, daß der Kampf nahe bei den Schiffen und also seitens der Achäer in gefährdeter Stellung begonnen habe, ist allzu mathematisch gedacht. Nirgends sonst in dieser Partie zeigt der Dichter, daß er sich die Griechen bedroht vorstellt; wiederholt spricht er so, daß die Kräfte sich gleichstehen. Die erste Schilderung gipfelt in dem Satze: ἴσας δ᾽ ὑσμίνη κεφαλὰς ἔχεν (72). Solange der Tag zunahm, τόφρα μάλ᾽ ἀμφοτέρων βέλε᾽ ἥπτετο, πῖπτε δὲ λαός (85). Als endlich die Danaer in die Scharen der Feinde einbrechen (90), verlautet nichts, daß sie sich damit aus bedrängter Lage befreien. Diese ganze Annahme schwebt in der Luft und mit ihr die Behauptung, daß Λ nicht die Fortsetzung zu A bilden könne. Diese Verbindung halten wir nunmehr getrost aufrecht. Vielleicht hat in B der Dichter, der die πεῖρα einarbeitete, für die Beschreibung von Antreten und Ausrücken, die dann zu Γ hinüberleitet, manches von dem benutzt, was einst im Anfange des Λ stand; denn der Zusammenstoß der Heere kommt hier in der Tat ein wenig unvermittelt. Jedenfalls war, wie wir gesehen haben, Agamemnons Traum ein Bindeglied in der ursprünglichen Dichtung.

$Λ_2$, dessen Anfang ich 575 ansetze, kann erst in Zusammenhang mit Π besprochen werden.

VI. Wir gehen zu den Gesängen M—O über, die eine besondere Gruppe bilden; es sind die, in denen eine Befestigung des Schiffslagers voraus-

gesetzt wird. Die Patroklie kennt nur einen Graben (Π 369f. 380. P 760), worin das Λ gut zu ihr stimmt (48. 51). In den Büchern ΤΦΧ wird der Befestigung nicht gedacht, ebensowenig in den Schilderungen des ersten Kampftages; $H_2\Theta$ sind spätester Zusatz. Ehe dieser, um I einzufügen, gemacht wurde, war nur für M—O der Lagerwall in der Phantasie des Dichters ein Stück Wirklichkeit. Dem entspricht es, daß er zu Beginn von M umständlich eingeführt wird. Wilamowitz meint, das geschehe nur deshalb, weil er bis dahin noch nicht vorgekommen sei; als vorhanden zu denken sei er auch in den früheren Büchern, sei bloß noch nicht erwähnt worden, weil »die Schlacht noch in der Ebene bis an die »Stadt heran vor sich ging« (S. 55f. 210). Auch beim Rückzuge des Aias? Da ist deutliche Vorstellung, daß er allein die Schiffe noch deckt (Λ 557. 569). Und in dem verlorenen Schlußteile des H, in dem erzählt war, daß die Troer unweit des Schiffslagers ein Biwak bezogen? Da wäre doch wahrhaftig Anlaß gewesen, ein letztes Hindernis, das sie noch von den Schiffen fernhielt, zu erwähnen. Dieser Abschluß des ersten Kampftages existiert freilich nur als Annahme von Wilamowitz (S. 668 dieses Buches), die ihm an ihrer Stelle dienen mußte, die Unvereinbarkeit von A und Λ zu beweisen; jetzt hat er selbst sie fallen lassen.

Die Hypothese, auf Grund deren Wilamowitz die Entstehung dieser Büchergruppe geklärt, ist bei Gelegenheit der Besprechung des N dargelegt und gewürdigt worden; ich glaube dargetan zu haben, daß sie nicht haltbar ist, und möchte an den übrigen drei Büchern nicht jede Aufstellung, zu der er auf dieser Grundlage gelangt ist, an dieser Stelle prüfen.

Der Anfang des M entspricht nicht der Gefechtslage am Schlusse von Λ (die in Λ_2 nicht verändert wird). M 2f. (οἱ δ᾽ ἐμάχοντο Ἀργέιοι καὶ Τρῶες ὁμιλαδόν) liefert nur eine ganz allgemeine Angabe; die Fortsetzung (οὐδ᾽ ἄρ᾽ ἔμελλεν τάφρος ἔτι σχήσειν Δαναῶν καὶ τεῖχος ὕπερθεν εὐρύ) enthält nur eine Zielangabe für die Handlung, die folgen soll; die Situation, in der M beginnt, wird 35ff. geschildert:

τότε δ᾽ ἀμφὶ μάχη ἐνοπή τε δεδήει
τεῖχος ἐύδμητον, κανάχιζε δὲ δούρατα πύργων
βαλλόμεν᾽. Ἀργέιοι δὲ Διὸς μάστιγι δαμέντες
νηυσὶν ἔπι γλαφυρῆσιν ἐελμένοι ἰσχανάοντο,

wozu wir freilich aus dem Folgenden ergänzen müssen, daß der Graben noch nicht überschritten ist. Am Schluß von Λ_1 dagegen (566ff.) macht Aias bald Vorstöße, bald weicht er wieder zurück. Zwischen den Troern und den Achäern ist ein Zwischenraum, auf dem er kämpft; die Wirkung seines Kämpfens ist die, daß er den Troern den Weg nach den Schiffen

noch versperrt. Also den gesuchten Anschluß an Λ_1 haben wir hier noch nicht gefunden. Wir sehen das M als ein Einzellied an und wir haben den inneren Zusammenhang dieses Einzelliedes S. 495 ff. dargelegt. Beziehungen nach rückwärts bestehen nicht: Sarpedon könnte nicht so auftreten, wie er es in M tut, wenn er von E her als schwer verwundet gedacht wäre. Umgekehrt wird die Verwundung des Glaukos (M 387 f.) in Π 509—531 erwähnt als noch wirkend; der Dichter des Π kann aber sehr wohl M als Einzellied gekannt haben. Ebenso kann der Dichter des M Bestandteile, aus denen sich das N zusammensetzt (S. 629 ff.), als selbständig existierende gekannt haben; es ist nicht notwendig, daß ihm das jetzige N vorlag, wenn er auch M 113 ff. auf den in N 284 ff. erzählten Fall des Asios hinweist.

Für das N haben wir gleichfalls nachzuweisen gesucht, daß es ein Einzellied ist, und wir haben uns, hoffentlich mit Erfolg, bemüht, ein Verständnis für seinen Aufbau zu gewinnen (S. 623 ff.).

Der Anfang des Ξ paßt in keiner Weise zum Schluß von N. Hektor führt dort die Troer zum Angriff, aber die Achäer halten unerschrocken stand; als am Anfang des Ξ Nestor heraustritt, um sich über die Kampflage zu vergewissern, sieht er V. 14 τοὺς μὲν ὀρινομένους, τοὺς δὲ κλονέοντας ὄπισθεν Τρῶας ὑπερθύμους· ἐρέριπτο δὲ τεῖχος Ἀχαιῶν. Dagegen ist genauer Anschluß an M vorhanden, wo Hektor das Tor erbrochen hat und die Troer eindringen: Δαναοὶ δ᾽ ἐφόβηθεν νῆας ἀνὰ γλαφυράς· ὅμαδος δ᾽ ἀλίαστος ἐτύχθη (M 470 f.). Das Einzellied N ist also zwischen M und Ξ eingeschoben.

Das Ξ trägt die Überschrift Διὸς ἀπάτη; aber zu der ἀπάτη gehört auch das Erwachen des Zeus und die Rückgängigmachung ihrer Wirkungen. Das führt uns weit in das O hinein, bis 280. Über die Herkunft der ganzen Szenenfolge zwischen den Olympiern habe ich S. 266 f. gehandelt; hier liegt einer der Punkte vor, in denen Mülder die Analyse der Ilias am sichersten gefördert hat. Wenn wir mit ihm annehmen, daß dem Dichter der ἀπάτη eine Heraklesdichtung als Muster vorlag, so werden wir zugestehen müssen, daß wir sein eigenes dichterisches Vermögen nicht sicher abschätzen können; es ist sehr wohl möglich, daß die unverkennbaren Vorzüge dieser Dichtung ihrem Vorbild mehr als ihrem Verfasser zuzuschreiben sind.

Es bleibt die Frage, ob diese Dichtung vorlag und dann hier aufgenommen oder ob sie für diese Stelle geschaffen wurde. Diese Frage wird ihre Antwort finden, wenn wir die Entwicklung der Handlung in O von 281 an, sowie sie S. 500 ff. gegeben ist, überblicken. Wir erinnern uns, in welcher Lage sich Aias am Ende von O befindet, wie er, immer noch auf dem Schiff, aber zurückgewichen θρῆνον ἔφ᾽ ἑπταπόδην, mit

dem riesigen zweiundzwanzig Ellen langen Schiffsspeer[6]) jeden Troer verwundet, der Feuer zum Anstecken der Schiffe herzubringt. In einer ähnlichen Lage haben wir ihn schon einmal gesehen: Λ 566, 569, 594 f., allerdings mit dem Unterschied, daß er dort noch auf dem Erdboden, vor den Schiffen stand. Sonst stimmen beide Szenen überein, doch nicht so, daß eine die andere fortsetzen könnte, sondern als Parallelszenen. Die Fortsetzung zu $Λ_1$ kommt erst Π 102 ff. Dort ist Aias ebenfalls auf dem Erdboden gedacht, anders als in O; das zeigt uns Π 102, 106 f., wo er einen Schild hält, was er O 677 gar nicht könnte; auch das δόρυ μείλινον, dem Hektor Π 114 ff. die Spitze abschlägt, ist nicht dasselbe wie das ξυστὸν μέγα ναύμαχον, das er O 677 führt. Die Erkenntnis, daß die Schilderung des Π zu der des O nicht stimmt, hat schon Gottfried Hermann gewonnen; Wilamowitz streicht um dessen willen Π 102 bis 111. Ich halte die Verse fest und erkenne hierin die lange gesuchte Fortsetzung zu $Λ_1$. Nur ist zwischen Λ 574 und 594 f. durch die Einarbeitung des Eurypylos wohl einiges Ursprüngliche weggefallen, so daß die Lage des Aias in Π ungünstiger anfängt, als sie in unserm Λ aufgehört hat.

Der Zweck des Ξ war die Zusammenfügung von M und O_2, die ja eigentlich einen Doppelbericht enthielten, insofern die Befestigung der Achäer zweimal durchbrochen wurde. Dieser Doppelbericht wird eben erträglich, weil zwischen M und O_2 in Ξ ein Rückschlag eintritt. M und O_2 sind als Einzellieder vollkommen denkbar; es sind Variationen des Themas, wie die Troer bis zu den Schiffen vordrangen; Ξ hat nur auf dem Hintergrunde jener beiden Parallelberichte seine Bedeutung.

Daß mindestens die Verwundung des Eurypylos, der den Patroklos aufhalten soll, wenn nicht der ganze Botengang des Patroklos, eingesetztes Klammerwerk ist, ergibt sich uns nun ohne weiteres. Der Leser rufe sich den Tatbestand ins Gedächtnis zurück. $Λ_2$ 599 sieht Achill Nestor mit dem verwundeten Machaon (517), den er aber nicht sicher erkannt hat, ins Schiffslager zurückfahren; er ruft Patroklos heraus und schickt ihn ab, um die Persönlichkeit des Verwundeten festzustellen. Patroklos wird bei Nestor festgehalten und muß eine Rede von 148 Versen anhören, in deren Schluß Nestor ihn auffordert, Achill zu bitten, daß er den Freund, aber mit den eigenen Waffen, den Danaern zu Hilfe senden möge. Patroklos geht, trifft aber 809 den 583 verwundeten Eurypylos, der ihn bittet, ihm den Pfeil, mit dem er verwundet ist, aus dem Schenkel zu schneiden. Dies tut Patroklos am Schluß des Λ. Erst O 390 besinnt er sich darauf, daß er ausgegangen war, um Botschaft zu

6) Es kann kein Zufall sein, daß Hektors Speer Θ 494 = Z 319 genau halb so lang ist.

bringen und nicht um Verwundete zu pflegen, daß er auch von Nestor einen wichtigen Auftrag empfangen hatte; er geht und kommt Π 2 bei Achill an.

Dieser ganze Botengang des Patroklos könnte erfunden sein zu dem Zweck, den Komplex ΜΞΟ einzufügen, der zusammengehalten wird durch die Voraussetzung des τεῖχος Ἀχαιῶν, die dem Λ und dem Anfang von Π (102 ff.) fremd ist. Jedenfalls ist nachträglich Ν eingesetzt; dies hat sein Verfasser, sei er nun ein dichtender Bearbeiter oder ein bearbeitender Dichter, mit gutem Grunde so gestaltet, daß es zu seinem Ausgangspunkte zurückführt.

Hier aber müssen wir uns mit einer scharfsinnigen Hypothese Bethes auseinandersetzen. Bethe schreibt die Erfindung des Botenganges dem Verfasser unserer Ilias zu (S. 145): »Wer an drei weislich verteilten »Stellen (Λ 597—848, Ο 390—404, Π 23 ff.) nach demselben Plane ge»arbeitet hat, der hat eben der Ilias die Gestalt gegeben, in der wir sie »lesen.« Der Waffentausch gehört diesem Dichter, also auch des Patroklos darauf bezüglicher Vorschlag und Nestors Rat, durch den er veranlaßt wird. Die Hauptbitte, ihn mit den Myrmidonen dem bedrängten Heer zu Hilfe zu schicken, wird in der älteren Patroklie von Patroklos selbst ausgegangen sein (S. 146). Die Motivierung dieses Vorschlages, der jetzt sein Botengang dient, ist aber nicht dessen einziger Zweck. Er sollte auch dazu helfen (S. 148), Abwechslung in die langen Schlachtschilderungen zu bringen, das hübsche Nestor-Idyll — Λ 618—803, wo gar nicht mehr davon die Rede ist, daß der Gast Machaon sei — einzufügen, durch die lange Erzählung des Alten das Publikum zu entspannen und für neue Kampfberichte wieder empfänglich zu machen (S. 150). Nun aber eine Schwierigkeit, die in den Versen Λ 600 ff. liegt:

Νέστορα δ᾽ ἐκ πολέμοιο φέρον Νηλήιαι ἵπποι
ἱδρῶσαι, ἦγον δὲ Μαχάονα ποιμένα λαῶν.
τὸν δὲ ἰδὼν ἐνόησε ποδάρκης δῖος Ἀχιλλεύς·
ἑστήκει γὰρ ἐπὶ πρυμνῇ μεγακήτεϊ νηὶ
εἰσοράων πόνον αἰπὺν ἰῶκά τε δακρυόεσσαν.
αἶψα δ᾽ ἑταῖρον ἑὸν Πατροκλῆα προσέειπεν
φθεγξάμενος παρὰ νηός, ὃ δὲ κλισίηθεν ἀκούσας
ἔκμολεν ἶσος Ἄρηι· κακοῦ δ᾽ ἄρα οἱ πέλεν ἀρχή.
τὸν πρότερος προσέειπε Μενοιτίου ἄλκιμος υἱός·
τίπτε με κικλήσκεις, Ἀχιλεῦ; τί δέ σε χρεὼ ἐμεῖο;
τὸν δ᾽ ἀπαμειβόμενος προσέφη πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς·
δῖε Μενοιτιάδη, τῷ ἐμῷ κεχαρισμένε θυμῷ,
νῦν ὀίω περὶ γούνατ᾽ ἐμὰ στήσεσθαι Ἀχαιοὺς
λισσομένους· χρειὼ γὰρ ἱκάνεται οὐκέτ᾽ ἀνεκτός.

ἀλλ' ἴθι νῦν, Πάτροκλε διίφιλε, Νέστορ' ἔρειο,
ὅντινα τοῦτον ἄγει βεβλημένον ἐκ πολέμοιο . .

Die Verse 600—610 kann der Verfasser der Ilias so nicht gedichtet haben; denn sie widersprechen dem I, das doch gerade er nach Bethe mit vieler Mühe eingearbeitet hat (S. 152). Also muß er dieses Stück aus einer älteren Dichtung übernommen haben. Die Verse sind vortrefflich, kraftvoll, leidenschaftlich: ἔκμολεν ἶσος Ἄρηι, κακοῦ δ' ἄρα οἱ πέλεν ἀρχή; nur die drei mittleren (605—607) fallen aus dem Ton heraus. Und gerade sie sind es, die den Botengang vorbereiten; die übrigen acht könnten sehr gut ein Gespräch über die Bedrängnis der Achäer einleiten, das nachher einen ganz anderen Verlauf nähme. Also sind jene drei von dem Verfasser der Ilias eingesetzt, die anderen passen nach Inhalt und Stil in den Anfang einer Patroklie — der ursprünglichen Patroklie. Auch schließen wirklich Π 2—22, mit denen im heutigen Texte die Patroklie beginnt, an Λ 608—610 lückenlos an. Achill steht auf dem Achterdeck und sieht die Not der Achäer; er ruft den Freund, der aus dem Zelte tritt, und ruft ihm sogleich die frohlockenden Worte zu: »Jetzt müssen die Achäer mich anflehen, nicht mehr erträglich ist die »Not.« Da tritt Patroklos heran, weinend, — und nun würde das Gespräch im wesentlichen so weitergehen, wie in Π berichtet wird (S. 157). Voraussetzung für diese Situation ist freilich, daß vorher eine schwere Niederlage der Achäer geschildert war. Aber die haben wir ja im Λ, zwischen der Aristie Agamemnons (bis 284) und Eurypylos' Verwundung (575—596), auf die dann Nestors Fahrt mit Machaon folgt. In diesen knapp 300 Versen sind ältere Stücke durchsetzt mit solchen, die der Dichter unserer Ilias verfaßt hat, um »Helden weiter in den Vorder»grund« zu schieben, »die er aus irgendeinem Grunde stärker betonen »will» (S. 169), so vor allen Hektor (S. 163. 166). Die älteren Stücke sind Reste eines Gedichtes, das eine Schlacht dicht bei den verschanzten Schiffen zum Gegenstand hatte und sie so darstellte, daß die Achäer durch Zeus' Eingreifen (318f. 406. 544) schwer zu leiden hatten. Für dieses ehemalige Gedicht sind »Achills Zorn und seine Kampfenthaltung »die Grundlage. Zeus selbst drängt die Achäer zurück. So muß dies Ge»dicht auch erzählt haben, wie Achills Zorn entstand und wie Zeus sein »Versprechen gab, den Troern Sieg zu verleihen«. In Π Σ wird dieses Gedicht fortgesetzt: »die vielgesuchte ‚Urilias' wäre ungesucht gefunden« (S. 171).

Über die von Bethe ausgeschiedenen Verse gleich nachher. Entscheidend ist für mich, daß weder die stilistische Verwandtschaft noch der sachliche Zusammenschluß der acht von Bethe für alt angesprochenen Verse mit Π 2ff. einleuchtet. Ἔκμολεν ἶσος Ἄρηι und gleich darauf

παρίστατο ποιμένι λαῶν δάκρυα θερμὰ χέων ὥς τε κρήνη μελάνυδρος — ἠύτε κούρη νηπίη: das will mir nicht in den Sinn; damit schafft Bethe einen Widerspruch der Stimmung, der schwerer zu überwinden ist als ein logischer.

Ich muß die von Bethe angegriffenen Verse nebst den zwei vorhergehenden gegen Wilamowitz (IlH. 198 f.) verteidigen, tue es der Kürze wegen, indem ich seine Gründe nicht erst anführe, sondern darlege, wie diese Stelle meiner Ansicht nach vom Dichter gemeint ist. Achill ruft Patroklos heraus. Dieser, ungeduldig das Eingreifen in den Kampf erwartend wie alle Myrmidonen, stürzt heraus ἶσος Ἄρηι; der ersehnte Entschluß könnte ja endlich von Achill gefaßt sein. Und deshalb wartet er Achills Anrede nicht ab (πρότερος προσέειπε), fragt ihn mit sichtlicher Ungeduld: τίπτε με κικλήσκεις, Ἀχιλεῦ; τί δέ σε χρεὼ ἐμεῖο; Das gestaltet sich dem Dichter, als eine rechte »Augenblickserfindung«, so, als er schon Πατροκλῆα προσέειπεν gesagt hat; ich meine, wir sehen seine Gedanken im Werden vor uns, nicht die zwecklose Versmacherei eines Interpolators.

Es bleibt jetzt aus den Büchern Λ—O lediglich das Nestor-Idyll in $Λ_2$ übrig. Es stellt uns eine Frage, die ich nicht bestimmt entscheiden möchte. Entweder ist es, wie Wilamowitz (IlH. 198) meint, »wohlerhalten«; dann gehört der Botengang des Patroklos diesem Dichter an, und der Redaktor von M—O gestaltete nur diesen Botengang durch Heranziehung des Eurypylos weiter aus. Oder der Erfinder des Botenganges führte in das Nestor-Idyll den Patroklos ein; dann bleibt, da ohnehin Nestors Begleiter völlig schattenhaft wird, von diesem Gedichte wenig übrig, da wir auch die schöne Szene in Phthia (765 ff.) von ihm abtrennen müßten. Ich habe mich früher der zweiten Meinung zugeneigt, bin aber dann doch zweifelhaft geworden, ob Wilamowitz nicht recht hat.

VII. Wir sind an die Patroklie gelangt. In dieser haben wir den Anschluß der Kampfschilderung 102 ff. an $Λ_1$ festgestellt. Dazwischen ist dann die schöne Szene zwischen Achill und Patroklos eingeschoben (1—101)[7]. Ich habe V. 64—82 früher (S. 587. 592) erläutert, aber auch das Vorhergehende verdient einige Worte.

Weinend tritt Patroklos zu Achill und blickt ihn, zunächst ohne zu sprechen, an; das ergibt sich aus den Worten des von Achill gebrauchten Gleichnisses δακρυόεσσα δέ μιν ποτιδέρκεται. Achill spricht zu ihm mit freundlichem Spott; denn anders kann der Vergleich mit dem kleinen Mädchen, das von der Mutter auf den Arm genommen zu werden wünscht, nicht gemeint sein. Dieser scherzende Ton setzt sich fort in der Frage

7) Vers 1 ὣς οἳ μὲν περὶ νηὸς εὐσσέλμοιο μάχοντο ist natürlich der in O eingetretenen Kampflage angepaßt und lautete ursprünglich anders.

ἠέ τιν᾽ ἀγγελίην Φθίης ἔξ ἔκλυες οἶος; denn wie könnte Patroklos allein solche Botschaft vernommen haben? Dann erst stellt er die Frage, die Patroklos bejahen wird: ἠὲ σύ γ᾽ Ἀργείων ὀλοφύρεαι; Woher dieser scherzende Ton? Ich denke, weil er selbst schon entschlossen ist, der Bitte, die er voraussieht, zu willfahren; er sagt sich: Diese Tränen werden wir bald stillen[8]). Aber was Patroklos sagt, klingt anders, als Achill es erwartet hatte. Wohl schildert er die Not der Achäer (22—29) und bittet, ihn Hilfe bringen zu lassen (36—45); aber dazwischen stehen ernste Vorwürfe (30—35). Die hätte Achill von der ἐνηείη des Patroklos (P 670) nicht erwartet; die wecken wieder den Zorn in ihm, gerade weil sie aus diesem Munde kommen. Und darum spricht er noch einmal aus, was ihm widerfahren ist, so gut Patroklos es auch weiß, in stärkstem Affekt das αἰνὸν ἄχος V. 52 drei Verse nachher wieder aufnehmend, affektvoll schließend ὡς εἴ τιν᾽ ἀτίμητον μετανάστην[9]). Aber dies war eine augenblickliche Aufwallung; trotz des einst ausgesprochenen Entschlusses, nicht eher in den Kampf einzugreifen, als bis seine eigenen Schiffe angegriffen würden[10]), will er die Bitte des Freundes erfüllen.

Von einem Botengang des Patroklos ist nirgends die Rede. Was er über die Verwundung des Diomedes, des Odysseus, des Agamemnon[11]) sagt, braucht er nicht auf einem solchen erfahren zu haben; und wir würden geringer von dem Helden denken müssen, der doch ein besonderer Liebling des Dichters war, wenn wir wüßten, daß ihm erst Nestor

8) Zum Vergleich schreibe ich aus, was Mülder IQ. 170 über diese Partie sagt: »Besonders Π 3—11 machen den Eindruck besonderer Kraft, Schönheit und Altertüm»lichkeit. Wenn man erkennt, daß die Schilderung der Betrübnis des Patroklos hier »derjenigen der Kleopatra dort entspricht, so hat man die Erklärung für das Weibische »in dem Betragen des Patroklos und für die Art, wie Achilleus zu ihm spricht. Wenn »die spätere Zeit auf ein intimes Verhältnis zwischen beiden Helden schloß, so kann »nichts anderes als diese Szene die Unterlage für einen solchen Schluß gebildet haben. »Für Meleager und Kleopatra ist dieser Gesprächston sehr angemessen.« Vorher S. 161 über die zweite Rede Achills, deren ersten Teil ich hier analysiere — der zweite ist von mir schon früher (S. 588) besprochen: »Der Dichter unterläßt es nicht, den »Seelenzustand des Achilleus als einen zweigeteilten mit ausdrücklichen Worten zu »bezeichnen. Freilich vertieft er sich nicht in ihn und malt ihn nicht in Details aus, »was einerseits dem phantastischen Charakter der Erfindung schlecht anstehen würde, »anderseits in Ermanglung jeder Möglichkeit der Anlehnung formell außer»ordentliche Schwierigkeiten bereiten würde.« Das unterstrichene Satzglied ist für Mülders Anschauung von der Eigenart der Ilias als Dichtung charakteristisch.

9) Natürlich hat der Dichter der Λιταί I 648 diesen Vers von hier übernommen.

10) So kann der Dichter ihn reden lassen, auch wenn er vor unseren Ohren diesen Entschluß niemals ausgesprochen hat.

11) Die des Eurypylos (V. 27) ist natürlich eingefügt von dem, der Eurypylos verwunden ließ, um durch ihn Patroklos länger aufzuhalten.

den Entschluß zu seiner Bitte eingegeben hätte. Rein aus seinem eigenen Herzen ist dieser Entschluß erwachsen, der ihm den Tod bringen soll.

Der Fortgang der Patroklie stellt nun aber mehr als eine schwierige Frage, auch Fragen, die uns nötigen, schon jetzt über das Π hinauszublicken. Wir beginnen mit dem Tode des Helden. Apollon betäubt ihn durch einen Schlag mit der flachen Hand auf den Rücken, χειρὶ καταπρηνεῖ (792). Ich möchte trotz der kontrahierten Form nicht mit Robert (StI. 77) den Vers streichen und stimme ihm nicht bei, wenn er vermutet: »Apollon schlug doch wohl mit der Faust«. Für den Gott genügt ein Schlag mit der Handfläche, um einen Menschen zu betäuben; ein Faustschlag des Gottes würde ihn wohl töten. Der Gott schlägt ihm den Helm vom Kopf und zerbricht ihm die Lanze; der (mykenische) Schild fällt ihm samt dem Tragriemen von den Schultern. Den nun folgenden Vers 804 λῦσε δέ οἱ θώρηκα ἄναξ Διὸς υἱὸς Ἀπόλλων hat Robert mit Recht gestrichen (ebd. 32); seine Gründe liegen auf der Hand und brauchen nicht wiederholt zu werden. Aber weshalb greift der Gott überhaupt ein? Ich habe lange die Meinung von Niese (EHP. 89) und Leaf (Einleitung zu Π S. 156) für richtig gehalten (vgl. I 242 dieses Buches), der Held trage eben jetzt Achills göttliche Waffen (P 195. Σ 84), so daß ihm kein sterblicher Gegner ans Leben könne; deshalb werde Phoibos bemüht, der sie ihm vom Leibe schlage. Aber diese Herkunft der von Patroklos getragenen Waffenstücke wird gerade in Π nicht erwähnt und an den beiden Stellen, wo sie genannt werden, von einer Undurchdringlichkeit dieser Schutzwaffen nichts gesagt. Bethe sieht darin, daß Hektor dem Patroklos sozusagen nur den Fangstoß gibt, eine Äußerung überspannten Nationalgefühls; ich finde gleichfalls eine gegen Hektor gerichtete Tendenz, die sich aber nach meinem Gefühl einfach aus der unverkennbaren Vorliebe des Dichters für seinen Helden erklären könnte. Denn nur aus solcher Tendenz erklärt es sich, daß dem Patroklos, bevor Hektor ihm den Todesstoß gibt, ein Δάρδανος ἀνήρ die Lanze zwischen die Schulterblätter bohrt. Roberts Vermutung, daß dieser anonyme Dardaner erst später Euphorbos benannt worden sei und demgemäß 808—12 und 850 zu streichen seien, halte ich auch jetzt für sehr wahrscheinlich. Richtig ist, daß der Vergleich zwischen dem Löwen, der nach hartem Kampfe dem Eber obsiegt, zu Hektors sehr bescheidener Leistung nicht paßt, und es mag ja in einer früheren Gestaltung des Stoffes Hektor allein seinen Gegner getötet haben; derjenige Dichter, der Achill 93 f. sagen ließ: μή τις ἀπ᾽ Οὐλύμποιο θεῶν αἰειγενετάων ἐμβήῃ· μάλα τούς γε φιλεῖ ἑκάεργος Ἀπόλλων[12]), hat jeden-

12) Über Zenodots Lesung statt 93—96 (und in 92!) scheint mir Düntzer (*De Zenodoti studiis Homericis* 123. 153) richtig geurteilt zu haben.

falls das Eingreifen Apollons vorgesehen, und nach dessen Eingreifen blieb in der Tat für einen Sterblichen keine Gelegenheit, ein besonderes Heldentum zu betätigen.

Im übrigen scheint mir aber die ganze Szene den herben Tadel, den sie erfahren hat, nicht zu verdienen. Wie wenig kennt dieser Hektor Achills Seele, daß er ihm zutraut, Patroklos den Befehl gegeben zu haben, er solle Hektor töten. Das ist dieselbe Blindheit, die ihn im X noch im letzten Augenblick vor dem Zusammenstoß an die Möglichkeit denken läßt, daß er und der Todfeind sich versöhnen könnten, die den Sterbenden hoffen läßt, Achill werde Rückgabe seiner Leiche zusagen. Gewiß ist es eine kecke Prahlerei, wenn Patroklos mit gewaltsamer Anstrengung es Hektor ins Gesicht wirft: τοιοῦτοι δ᾽ εἴπερ μοι ἐείκοσιν ἀντεβόλησαν, πάντες κ᾽ αὐτόθ᾽ ὄλοντο ἐμῷ ὑπὸ δουρὶ δαμέντες; er rafft eben die letzte Kraft zusammen, um den ersten und letzten Tag seines Heldentums mit ungebrochenem Reckentrotz zu beenden. Den Eindruck der Todesweissagung des Sterbenden möchte Hektor sich von der Seele reden; aber er kommt nicht weiter als zu einem kleinlauten »Wer weiß denn, ob nicht . .?«

Wilamowitz weist unwillig den Gedanken ab (IlH. 142), den ich Gdfr.[2] 446 andeutete, daß der Dichter des X im letzten Wortwechsel Hektors mit Achill absichtsvoll an diese Szene erinnere. Die Frage ist für die Kompositionskritik nicht unwichtig, deshalb gehe ich ein wenig ausführlicher darauf ein. Abzusehen ist von dem Zwiegespräch über die Auslieferung der Leiche (X 338—354), wozu es im Π kein Gegenstück gibt. Im übrigen sind die Anklänge deutlich:

I. Der Überwinder zum Überwundenen: Du meintest wohl (Πάτροκλ᾽, ἦ που ἔφησθα ~ Ἕκτορ, ἀτάρ που ἔφης) . . Tor (νήπιε) . .

II. τὸν δ᾽ ὀλιγοδρανέων προσέφης, Πατρόκλεες ἱππεῦ ~ τὸν δ᾽ ὀλιγοδρανέων προσέφη κορυθαίολος Ἕκτωρ.

III. Der Überwundene weissagt dem Überwinder den Tod.

IV. Das Sterben des Überwundenen wird mit denselben Versen berichtet.

V. Der Überwinder setzt sich in größter Kürze mit der Todesweissagung auseinander[13]).

Die Berührungen sind unverkennbar; zeigt sich in Π, wie Wilamowitz meint, der Plagiator? Ich meine, hier wie dort derselbe kunstvoll schaffende Dichter, der dies so gefügt hat, um Gedanken an Hybris und Nemesis in den Hörern zu wecken. Der Leser wolle sein eigenes Gefühl befragen; more geometrico demonstrieren läßt sich das nicht.

13) Natürlich ist hier die Stimmung verschieden bei Hektor und Achill; es ist nicht nötig, die Gründe dafür darzulegen.

Prüfung erfordert auch die Sarpedon-Episode, ein berühmtes Stück, besonders durch das Schlußbild, wo die Zwillinge Schlaf und Tod den Leichnam nach Lykien tragen. Diese Episode wird von vielen für nachträglich eingesetzt gehalten, und meiner Meinung nach mit Recht. Sarpedon kommt im E und im M vor, sein Freund Glaukos auch im Z. Alle diese Stücke gehören nicht zur Handlung der Μῆνις. Und daß dieser Handlung der lykische Fürst eigentlich fremd ist, zeigt ja der Bericht über seine Bestattung, den man längst so verstanden hat und nur so verstehen kann, daß der Dichter erklären wollte, wie der Lykier, von dem es auch in der Heimat ein Grabmal gab, doch als Trojakämpfer gefallen sein konnte. Auf der Tendenz, auswärtige Helden in diesen Kreis hineinzuziehen, beruht ja auch die Szene von Sarpedon und Tlepolemos im E. Fester sitzt Sarpedon in M; aber dieser Gesang, in dem der Athener Menestheus eine Rolle spielt, mit seiner entwickelten Darstellungskunst, ist überhaupt sehr jung. Und gerade auf ihn wird in Π zweimal Bezug genommen, für Sarpedon 558[14]), für Glaukos 508 ff. Wer also glaubt, daß Sarpedon in Π ursprünglich sei, muß annehmen, daß diese beiden Stellen und die Partien, denen sie angehören, in Π interpoliert seien.

Das tut Wilamowitz (IlH. 138 f.), der den Tod Sarpedons der ursprünglichen Patroklie zuschreibt. »Der Sieg über Sarpedon ist es ja, der den »Patroklos berauscht, so daß er die Mahnung des Achilleus in den Wind »schlägt und dem übergewaltigen Hektor in die Arme läuft. Bricht man »den Sarpedonkampf heraus, so stürzt der Bau des ganzen Gedichtes zu»sammen. — Aber solche allgemeinen Erwägungen schlagen allein nicht »durch; die Interpretation des Textes entscheidet über Echt und Un»echt.« Diese Interpretation wird dann gegeben; aber Entscheidung bringt doch wieder (S. 140) der Gedanke: »Die Überwindung Sarpedons »ist die Heldentat des Patroklos, die ihm selbst verhängnisvoll wird, da »sie ihn zur Fortsetzung des Kampfes verleitet.« Davon sagt aber der Dichter 684—691 nichts. Allerdings kann man die Worte so verstehen, wenn, wie in unserem Texte, der Fall des Sarpedon unmittelbar vorhergeht; man würde sie aber nicht minder gut verstehen, wenn sie sich auf die Ereignisse vor 418 oder vor 393 oder vor 357 bezögen; hinter 393 oder 357 wäre auch der formale Anschluß mit Πάτροκλος δ' ἵπποισι κτλ. glatt gegeben. Wir können also Sarpedon sehr gut wegdenken, ohne

14) Übrigens in sehr merkwürdiger Form, die aussieht, als wolle der Dichter dem M absichtlich widersprechen. Dort ist es zwar Sarpedon, der 397 ein Stück der ἔπαλξις abreißt und »vielen eine Bahn schafft«, aber Hektor schafft sich seine eigene Bahn, und von ihm heißt es 437 Ζεὺς κῦδος ὑπέρτερον Ἕκτορι δῶκεν Πριαμίδῃ, ὃς πρῶτος ἐσήλατο τεῖχος Ἀχαιῶν. Genau so redet Patroklos im Π von Sarpedon (558): κεῖται ἀνήρ, ὃς πρῶτος ἐσήλατο τεῖχος Ἀχαιῶν.

den Bau des Gedichtes zu schädigen. Und nun sehen wir an, was bei Wilamowitz herauskommt: 659 ἔνθ' οὐδ' ἴφθιμοι Λύκιοι μένον soll unmittelbar an 507 anschließen. Da fehlt jede Beziehung für οὐδέ, die im überlieferten Text gegeben ist. Wir bleiben also dabei, die Beziehungen auf M von den übrigen Sarpedon- und Glaukos-Partien nicht zu trennen, und halten die ganze Partie für ein nachträglich in die Patroklie eingesetztes Stück.

Zu dem allen kommt nun der schöne Aufsatz von Emanuel Löwy, Zur Aithiopis (NJb. 33 (1914) S. 81 ff.), der zeigt, wie das Motiv von Schlaf und Tod bei Memnon entstanden ist. Ihn trägt seine Mutter Eos aus dem Kampfe, wäscht ihn und salbt ihn, was in der Ilias unpassend Apoll besorgt, dann tragen ihn Schlaf und Tod fort, irgendwohin an die Grenzen der Erde, da Zeus auf Eos' Bitte sein Auferstehen zur Unsterblichkeit gewährt hat. Die Mitwirkung des Hypnos hat hier ihre gute Bedeutung, auch das zweimalige Tragen, während es in der Ilias unnatürlich ist und also auf Übertragung aus der Aithiopis zu beruhen scheint. Danach würde die Sarpedon-Episode zu den jüngsten Teilen der Ilias gehören; das ist aber, wegen M, ohnehin anzunehmen. Unwirksam muß der Einspruch von Wilamowitz bleiben (IlH. 135), Löwys Hypothese sei eine Verirrung, die sicherlich nicht begangen wäre, wenn nicht die Philologen der ganzen Sarpedon-Episode den Makel angeheftet hätten. Welchen Makel denn? Des späten Ursprungs! Den trägt, von anderen Beispielen nicht zu reden, auch Ω, das doch wohl auch Wilamowitz als höchste Poesie gelten läßt. Wir würdigen die Schönheit der Sarpedon-Episode, nehmen aber allerdings von ihr an, daß sie als Einzellied bestand, ehe sie in die eigentliche Patroklie aufgenommen wurde.

Sodann ist die vielverhandelte Frage des Waffentauschs zu besprechen. Es ist auffallend, daß er nachher beinahe gänzlich vergessen wird. Zwar, Π 279—282 kann man darauf beziehen, man kann die Verse aber auch anders verstehen. Im ganzen Verlaufe des Π wird niemand durch die Rüstung, die Patroklos trägt, getäuscht, z. B. auch nicht Sarpedon 423 f. Erwähnt wird sie erst wieder Π 796—800, wo Apollon sie dem Patroklos vom Leibe schlägt, P 130 f., wo Hektor sie wegschickt, P 191—195, wo er den Gefährten nachläuft und die erbeutete Rüstung selber anlegt, gleich darauf 201—208, wo Zeus aus diesem Anlaß Mitleid mit Hektor empfindet; P 231, wo Hektor die Hälfte der Rüstung dem verspricht, der den Leichnam des Patroklos erbeute, ist nicht gesagt, daß es Achills Rüstung sei[15]). Dann freilich, im Σ ist das Fehlen der Waffen für Achill

15) Nicht erwähnt ist hier P 711, weil Wilamowitz diese Stelle mit Recht entfernt hat. Menelaos, der, von Aias aufgefordert (652 ff.), Antilochos mit Botschaft an Achill geschickt hat (685 ff.), spricht zu den beiden Aias:

wichtig, und nachher dreht sich alles um die Herstellung der neuen Rüstung. Daß Achill die neue Rüstung trägt, ist Υ 268ff. hervorgehoben; vielleicht wird auch Φ 165 und 594 daran gedacht, obwohl der Ausdruck auch auf Achills ursprüngliche Rüstung passen könnte. Endlich wird X 323 kurz erwähnt, daß Hektor die erbeutete Rüstung trägt, aber nicht gesagt, daß dies eigentlich Achills Rüstung war; im übrigen weiß das X nichts davon.

Geradezu gegen den Waffentausch spricht Π 246f. der Schluß des Gebetes, das Achill an Zeus richtet:

αὐτάρ ἐπεί κ' ἀπὸ ναῦφι μάχην ἐνοπήν τε δίηται,
ἀσκηθής μοι ἔπειτα θοὰς ἐπὶ νῆας ἵκοιτο
τεύχεσί τε ξὺν πᾶσι καὶ ἀγχεμάχοις ἑτάροισι.

Wenn Achill darum betet, daß Patroklos mit allen seinen eigenen Rüstungsstücken heimkehren möge, so ist das verständlich; er soll nicht auf feiger Flucht die Waffen fortwerfen. Aber wenn ich es unerträglich finde, daß Achill beten soll, es möge von den Waffenstücken, die er ihm geliehen hat, keines verloren gehen, so ist das hoffentlich keine krankhafte Feinfühligkeit eines Modernen.

κεῖνον μὲν δὴ νηυσὶν ἔπι προέηκα θοῇσιν,
ἐλθεῖν εἰς Ἀχιλῆα πόδας ταχύν· οὐδέ μιν οἴω
νῦν ἰέναι, μάλα περ κεχολωμένον Ἕκτορι δίῳ·
οὐ γάρ πως ἂν γυμνὸς ἐὼν Τρώεσσι μάχοιτο.

Wilamowitz streicht 711 und verbessert 709f. ἦ μιν ὀίω νῦν ἰέναι, μάλα περ κεχολωμένον Ἀτρεΐωνι. Dazu Mülder JbfA. 182 (1920 I) 30: »Was macht Wilamowitz dar»aus, da seine Hypothese diesen Hinweis auf den Verlust der Waffen ja nicht erträgt? »‚Ich glaube, daß er kommen wird.' Positiv — *kommen wird*! Er verbessert ein»fach οὐδέ μιν οἴω in ἦ μιν ὀίω, entfernt V. 711 ganz . . und läßt das eindeutige νῦν »in der Versenkung der Paraphrase verschwinden. Den stolzen Bau krönt er dann durch »die Konjektur Ἀτρεΐωνι statt Ἕκτορι δίῳ. Und die Begründung für diese Vergewal»tigung des Dichters und des Textes? ‚Diese Anspielung auf den Waffentausch', sagt »Wilamowitz, ‚*würde meine ganze Analyse stören*'«. Folgen einige sachlich belanglose Hohnworte. Dazu ist dreierlei zu sagen. Das »eindeutige« νῦν bekommt erst einen befriedigenden Sinn durch die Konjektur. Vorher konnte es höchstens besagen »nicht jetzt, sondern später«. Wann war dieses *später*? Wenn Achill sich Waffen borgen konnte, so konnte er sofort kommen; wenn er keine borgen konnte, wann dann? Sodann verschweigt Mülder den Hauptgrund ganz: daß Menelaos seine Meinung über das Kommen Achills, wenn sie negativ war, dem Aias, der ihm den Auftrag gab, sogleich hätte sagen müssen. Endlich ist Ἀτρεΐωνι keine Konjektur, sondern eine Variante (die übrigens der Dichter des Ω, wenn er 394f. sagt οὐ γὰρ Ἀχιλλεὺς εἴα μάρνασθαι *κεχολωμένος Ἀτρεΐωνι*, hier gelesen haben könnte). Ich will nicht in Mülders Spuren wandeln, indem ich ihm absichtliches Verschweigen vorwerfe; er geht eben, nicht nach rechts und nicht nach links blickend, wie ein Stier auf das rote Tuch los. Aber für einen Berichterstatter ist das eine üble Eigenschaft.

Wir können es schon hier aussprechen, was längst festgestellt ist, daß der Waffentausch eingeführt worden ist, damit Achills Waffen verloren gehen und er die neuen Waffen erhält, die Hephaistos ihm im Σ schmiedet, d. h. um die Hoplopoiie einzufügen. Darüber ist später weiter zu handeln. Im Π fallen damit 40—43, sehr zum Vorteil des Zusammenhanges; denn wenn Patroklos fortfährt

ῥεῖα δέ κ᾿ ἀκμῆτας κεκμηότας ἄνδρας ἀυτῇ
ὤσαιμεν προτὶ ἄστυ νεῶν ἄπο καὶ κλισιάων,

so würde doch ein Vorstoß, der die Troer bis zur Stadt zurückschlüge, mehr als ein kurzes Atemholen erreichen. Natürlich sind diese Verse mit der ganzen Partie 36—45 in Λ_2 (794—803) übernommen. Aus Π 64 muß das ἐμά verschwinden; statt ἐμὰ κλυτά könnte etwa ἀρήια dagestanden haben. Zu streichen ist die Beschreibung der Wappnung 131 bis 144, in der wir den 804 so töricht eingefügten Harnisch finden, endlich 796—800, wenn nicht 796 αἵματι καὶ κονίῃσι echt ist und ursprünglich anders zu einem vollen Verse ergänzt war (Wilamowitz, IlH. 143).

Wir dürfen aber nicht glauben, daß wir nach Ausscheidung der hier genannten Bestandteile das ursprüngliche Π heil und unversehrt zurückgewonnen hätten. Wir können uns nicht wundern, wenn ein so dankbares Thema vielfach variiert und erweitert wurde. Ein und derselbe Dichter hätte schwerlich 702 ff. und wieder 784 Patroklos viermal anstürmen lassen (Robert, StI. 102). Wenn 258 Patroklos und die Seinen ἔστιχον, ὄφρ᾿ ἐν Τρωσὶ μέγα φρονέοντες ὄρουσαν, so kann es nicht 276 von ihnen heißen ἐν δ᾿ ἔπεσον Τρώεσσιν ἀολλέες. Wenn es von Hektor 363 heißt ἀλλὰ καὶ ὣς ἀνέμιμνε, σάω δ᾿ ἐρίηρας ἑταίρους, so kann es nicht schon 367 von ihm heißen Ἕκτορα δ᾿ ἵπποι ἔκφερον ὠκύποδες σὺν τεύχεσι, λεῖπε δὲ λαὸν Τρωικόν (Robert, StI. 99). Weitere Anstöße würden sich ergeben, wenn man im einzelnen untersuchte, wo Patroklos zu Fuß und wo er auf dem Wagen ist; doch müßte diese Untersuchung auf breiterer Grundlage, als sie das Π bietet, ausgeführt werden. Der Versuch von Wilamowitz, aus den Versen 257—712 das Echte herauszulösen, ist interessant und wertvoll, aber auch abgesehen von seiner Behandlung der Sarpedon-Episode nicht durchweg überzeugend. Jedenfalls möchte ich ihm gegenüber die Kebriones-Episode halten; für mich fällt ja auch der Grund weg, der für Wilamowitz der Hauptgrund ist: »In die »Patroklie gehört sein Tod nicht, so schön er erzählt wird, schon weil »der Tod des Wagenlenkers im Sarpedonkampfe vorhergeht.« Zur Hybris Hektors wider Patroklos bildet die Hybris des Patroklos wider Kebriones ein Gegenstück in der Komposition, das ich mir nicht nehmen lassen möchte.

VIII. Für das P kann ich nichts anderes leisten, als die zahlreichen schweren Anstöße, die es bietet, durch eine Inhaltsangabe aufzeigen, die absichtlich durchaus trocken gehalten sein soll.

Menelaos ist plötzlich da, durch die Formel οὐδ' ἔλαθ' Ἀτρέος υἱὸν Πάτροκλος Τρώεσσι δαμείς herbeigezaubert. Euphorbos fordert ihn auf, von dem Leichnam zu weichen, damit er die Waffen in Besitz nehmen kann — sehr seltsam, da Patroklos die Waffen doch nach Π 793 ff. nicht mehr am Leibe trug und, nachdem sie ihm durch Apollon vom Leibe geschlagen waren, seinen Platz gewechselt hatte (ἂψ ἑτάρων εἰς ἔθνος ἐχάζετο Π 817). Menelaos weist die Aufforderung des Euphorbos begreiflicherweise ab, bezieht sich dabei auf eine in unserer Ilias fehlende Szene, in der Hyperenor, ein Bruder des Euphorbos, Menelaos geschmäht und dies mit dem Leben gebüßt hatte. Euphorbos fällt von der Hand des Menelaos (50); an der Besitznahme der Waffen hindern diesen die unter Hektor heranrückenden Troer (107).

Menelaos holt Aias zum Schutze der Leiche des Patroklos herbei, und dieser kommt mit ihm (124). Derweilen war die Leiche in den Händen der Troer, und Hektor konnte Patroklos die Waffen rauben (κλυτὰ τεύχε' ἀπηύρα 125), die danach offenbar Patroklos noch am Leibe trug. Er bemüht sich, die Leiche fortzuzerren, um ihr den Kopf abzuschneiden und den verstümmelten Körper den Hunden zum Fraß zu geben; da rückt Aias heran, Hektor weicht zurück, springt auf den Wagen und befiehlt dem Lenker, die geraubten Waffen nach Troja zu fahren. Aias steht breitbeinig über der Leiche des Patroklos, Menelaos neben ihm (139).

Glaukos schilt Hektor, daß er sich nicht bemüht, die Leiche des Patroklos als Unterpfand für die Leiche und die Waffen des Sarpedon zu erbeuten. Hektor eilt dem Wagen mit der Rüstung des Patroklos nach, erreicht ihn und zieht sie an. Der mitleidige Zeus, der weiß, wie kurz diese Freude sein wird, beschließt, ihm zunächst Sieg zu gewähren (206). Hektor feuert eine Reihe mit Namen genannter Bundesgenossen an und verspricht dem, der die Leiche des Patroklos fortziehe, die Hälfte der Waffen des Achill — ein seltsames Angebot; denn wie soll man die teilen? Sie rücken auf Aias und Menelaos los, Aias heißt Menelaos Hilfe herbeirufen, auf seinen Ruf kommen Aias, der Sohn des Oileus, Idomeneus und Meriones mit vielen andern (261).

Die Troer stoßen vor:

ἀμφὶ δ' ἄρα σφιν
λαμπρῇσιν κορύθεσσι Κρονίων ἠέρα πολλὴν
χεῦ', ἐπεὶ οὐδὲ Μενοιτιάδην ἤχθαιρε πάρος γε,
ὄφρα ζωὸς ἐὼν θεράπων ἦν Αἰακίδαο·

μίσησεν δ' ἄρα μιν δηίων κυσὶ κύρμα γενέσθαι
Τρῳῇσιν· τῷ καί οἱ ἀμυνέμεν ὦρσεν ἑταίρους.

Wir wollen uns merken, daß Zeus den Nebel zugunsten des Patroklos sendet, also um den Verteidigern der Leiche ihr Geschäft zu erleichtern. Der Vorstoß der Troer bringt zunächst vollen Erfolg: die Achäer lassen die Leiche in ihren Händen (275). Freilich ist dieser Erfolg nicht von Dauer. Aias ermutigt wieder die Achäer, tötet Hippothoos, der schon an einem Fuß des Patroklos einen Riemen befestigt hat, um ihn fortzuschleppen (303). Hektor tötet, Aias verfehlend, den Schedios, Aias den Phorkys (318).

Nun ist die Kampflage wieder völlig anders: die Achäer hätten die Troer nach Ilion zurückgedrängt, wenn nicht Apollon den Aineias zum Kampfe angespornt hätte (332). Wir fragten uns schon 275, wo die Achäer den Leichnam fliehend verließen, warum ihn die Troer nicht fortgeschafft haben; hier fragen wir das gleiche hinsichtlich der Achäer — aber wir erhalten keine Antwort; das Thema des Kampfes um die Leiche soll eben ausgenutzt werden. — Aineias spornt seinerseits wieder Hektor an, und die Troer machen wieder Front (343). Die Achäer stehen in geschlossener Schildmauer mit vorgehaltenen Speeren vor Patroklos' Leiche; Aias mahnt sie, diese Stellung innezuhalten (365).

Nebel deckt die Kämpfer um Patroklos, die anderen Troer und Achäer kämpfen unter hellem, wolkenlosem Himmel. Diese kämpfen auch in größerem Abstande voneinander und können sich inzwischen einmal ausruhen; die Verteidiger des Leichnams leiden unter dem Nebel — der also hier eine ganz andere Wirkung ausübt als die, welche Zeus 270 beabsichtigt hatte — und unter dem Kampf zugleich (376). Recht seltsam wird hier plötzlich die Notiz eingeschoben, daß die beiden Söhne Nestors, Antilochos und Thrasymedes, noch nichts von dem Tode des Patroklos wissen, weil sie auf Rat ihres Vaters weit von den andern entfernt kämpfen (383).

Es folgt eine neue Zustandsschilderung des unentschiedenen Kampfes um die Leiche (425); in diese eingeschoben ist die Mitteilung, daß Achill noch nichts vom Tode seines Freundes weiß. Er setzt voraus, daß Patroklos bis an die Tore Trojas gelangt ist, was ihn aber weder mit Unmut über die Übertretung seines Gebots noch mit Furcht für Patroklos erfüllt (400—411). Wir erfahren hier, daß der Kampf τείχει ὕπο Τρώων (404) tobt, also die Leiche dort liegt, was zum Schluß unseres Π stimmt.

Dann kommt die seltsame — wir müssen doch wohl sagen, etwas rührselige[16]) — Episode von den unsterblichen Rossen Achills, die fern

16) Wie viel echter mutet uns die Edda-Stelle im zweiten Gudrunliede (S. 242 Gering) an, wo Gudrun sagt:

von der Schlacht unbeweglich ihre Tränen um Patroklos weinen. Zeus hat Mitleid mit ihnen; sie sollen ihren Lenker Automedon heil aus dem Kampfe zu den Schiffen tragen. Diese besondere Fürsorge ist notwendig; denn den Troern ist noch bestimmt, siegreich bis zu den Schiffen vorzudringen (455). Es kommt aber ganz anders: die Rosse tragen Automedon nicht νῆας ἔπι γλαφυράς, sondern μετὰ Τρῶας καὶ Ἀχαιούς (Robert, StI. 84). Automedon »kämpft« vom Wagen aus, aber, da er die Zügel nicht loslassen kann, natürlich, ohne jemand zu erlegen, bis er Alkimedon als Wagenlenker gewinnt (480) und selbst abspringt. Hektor und Aineias, Chromios und Aretos machen sich auf, um die Rosse Achills zu gewinnen. Automedon ruft Aias und Menelaos zu Hilfe, die die Verteidigung der Leiche einstweilen den tüchtigsten Kämpfern überlassen sollen. Diese kommen, und Hektor zieht sich mit den Seinen, außer Aretos, der durch Automedons Hand gefallen ist, zurück. Dieser verschwindet, um nicht wiederzukehren; der Gedanke, ihn zum Fortschaffen der Leiche zu benutzen, kommt nicht auf (542).

Jetzt spornt Athene die Achäer wieder an: προῆκε γὰρ εὐρυόπα Ζεὺς ὀρνύμεναι Δαναούς· δὴ γὰρ νόος ἐτράπετ᾽ αὐτοῦ (545). Nicht für lange; schon 596 heißt es wieder νίκην δὲ Τρώεσσι δίδου, ἐφόβησε δ᾽ Ἀχαιούς. Drei Achäer fallen, Idomeneus wird von Meriones veranlaßt, nach Hause zu fahren. Aias und Menelaos erkennen jetzt, daß Zeus einseitig die Troer begünstigt (627), und Aias schickt Menelaos, um einen Boten zu suchen, den er an Achill schicken könne; und nun folgt die berühmte Stelle:

ἀλλ᾽ οὔ πῃ δύναμαι ἰδέειν τοιοῦτον Ἀχαιῶν·
ἠέρι γὰρ κατέχονται ὁμῶς αὐτοί τε καὶ ἵπποι.
Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ᾽ ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν,
ποίησον δ᾽ αἴθρην, δὸς δ᾽ ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι·
ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεί νύ τοι εὔαδεν οὕτως.

Hier ist also wieder der 269 zugunsten des Patroklos gesandte Nebel wie 376 ein Hemmnis (Robert, StI. 86); man vermutet unwillkürlich, daß um dieser Pointe willen die Darstellung so umgebogen sei. Zeus zerstreut denn in der Tat den Nebel, und Aias bestimmt seinen Auftrag näher dahin, daß Menelaos den Antilochos aufsuchen und als Boten absenden soll (655). Menelaos führt diesen Auftrag aus und kehrt dann zurück (714).

Ich trat zu Grani, Tränen vergießend,
Und schaut' ihm forschend ins feuchte Auge:
Da senkte Grani ins Gras sein Haupt,
Wohl wußte der Hengst: sein Herr war tot.

Nun ordnet Aias das Rettungsgeschäft so, daß Menelaos und Meriones die Leiche tragen, die beiden Aias hinter ihnen die Feinde abwehren sollen. So ziehen sie sich zurück; die Troer drängen bald nach, bald, wenn die beiden Aias Front machen, weichen sie zurück. Im letzten Absatz (755—761) ist die Lage wesentlich ungünstiger für die Achäer geworden: wie Stare oder Dohlen vor dem Habicht so fliehen sie vor Aineias und Hektor, von denen sie bis an den Graben zurückgedrängt sind.

Wenn wir den Gesamteindruck des Gesanges näher zu bestimmen versuchen, so müssen wir sagen: ein ermüdendes Hinundher, bei dem die Motivierung mehrfach durch ein selbst nicht weiter motiviertes göttliches Eingreifen ersetzt wird. Der Verfasser oder derjenige, der den Stoff in diese abschließende Form gebracht hat, schwelgt in Bildern; kein anderes Buch der Ilias ist so reich an Gleichnissen. Ein unmittelbarer Anschluß an unser Π ist nicht vorhanden: dieser Patroklos trägt noch seine Waffen am Leibe, und die Wendung Ἕκτορι δ᾽ ἥρμοσε τεύχε᾽ ἐπὶ χροΐ (210) beweist, daß es sich um ionische Bewaffnung handelte. Auch in sich zeigt der Gesang Widersprüche, die auf verschiedene Hände deuten: die Verwendung des Nebels, die nicht ausgeführte Absicht des Zeus hinsichtlich Automedons sind sichere Beispiele. Eine wirklich überzeugende Ausscheidung des Alten und Echten aus diesem Buche ist, soviel ich sehe, noch niemand gelungen.

IX. Vom Waffentausch ist schon gesprochen; wir halten es für sicher, daß der Waffentausch eingeführt wurde, um die Einfügung der Hoplopoiie zu ermöglichen. Damit setzen wir einen Mann voraus, der dies Gedicht einfügte, dessen Arbeit hier abzugrenzen wäre; nennen wir ihn den Dichter des Σ.

Aber wir gehen zunächst von der Patroklie, nicht von der Hoplopoiie aus. Wie wird die Leiche des Patroklos geborgen? Das ist die erste Frage, die wir an das Σ stellen. — Wenn wir Waffentausch und Waffenverlust der ursprünglichen Patroklie absprechen, so fällt für sie auch jenes herrliche Bild weg (Σ 203 ff.), wie Achilleus waffenlos, während Athene sein Haupt von einer goldenen Wolke umstrahlen läßt, am Graben steht und den Schlachtruf erhebt, der die Troer zurückscheucht, so daß die Achäer sich ohne weiteres der Leiche bemächtigen. Dieses Prachtstück wäre sozusagen bei Gelegenheit, nebenher entstanden. Und wenn wir das dem Dichter des Σ, der die Thetis-Szenen geschaffen hat, zutrauen wollten, so würde doch nun der Patroklie ein rechter Schluß fehlen. Die Leiche soll doch geborgen werden, und vieles deutet darauf hin, daß Achill die Rettung bringen wird. Antilochos wird abgeschickt, ihm Kunde zu geben. Damit das aber möglich werde, betet Aias zu

Zeus, den Nebel wegzunehmen; das geschieht, und jetzt erst kann Menelaos in Aias' Auftrag sich aufmachen, den Antilochos zu suchen. Das ist eine umständliche Veranstaltung (P 640—710), die auf ein bedeutendes Ziel gerichtet sein muß (Wilamowitz, IlH. 152 ff.). Sehen wir, wie nachher die Botschaft ausgerichtet wird (Σ 15 ff.). Achill wirft sich zu Boden, greift mit beiden Händen in den Staub, um ihn sich über das Haupt zu streuen, und schreit auf, daß die Mägde erschrocken zusammenlaufen. Antilochos muß ihm die Arme festhalten: δείδιε γάρ, μὴ λαιμὸν ἀπαμήσειε σιδήρῳ. Seinen Schrei hört Thetis und kommt aus der Tiefe mit ihren Schwestern. Wie sie an den Sohn herantritt, ist die Situation eine andere: »Antilochos ist nicht mehr da, die Weiber sind nicht mehr da, Achill sitzt in stiller Trauer, tief stöhnend, aber ganz ruhig«, so daß er der Mutter Rede stehen kann (IlH. 155. 165). — Die Plötzlichkeit dieses Wandels, der nur durch das Auftreten der Nereiden und Thetis' Ansprache an sie geschickt überdeckt ist, läßt auf gewaltsame Störung eines Zusammenhanges schließen. Deshalb hat u. a. Bethe angenommen, daß nach der älteren Darstellung, die den Waffenverlust nicht kannte, Achill sogleich in die Schlacht gegangen sei und den Hektor umgebracht habe. Aber »das heißt den Homer umdichten«, sagt Wilamowitz und stellt eine andre Vermutung dagegen (IlH. 169): »Wie, wenn er, wie er war, in unbesinnlicher Wut aufsprang und hinaus»stürzte und schrie. Athene tat dann gut, den Wehrlosen, Rasenden noch »furchtbarer erscheinen zu lassen. Vor dem Rufe fuhren die Troer zu»rück. Die Träger konnten ihre Last auf eine Bahre legen, und so »Achilleus selbst dem Einzuge des Toten das Geleit geben, 237 f. Kein »schönerer Schluß kann für die Patroklie gedacht werden.« — Das scheint in der Tat eine Entdeckung zu sein: je mehr man ihr nachsinnt, desto festere Gestalt gewinnt sie. Und durch die Art, wie der Verf. von fernher allmählich an den Gedanken heranführt, ist dieser so vorbereitet, daß er zuletzt dem Leser wie von selbst entgegentritt. Einleuchtend auch die weitere Folgerung: »daß dieser Schluß der Patroklie, das Eingreifen »des unbewaffneten Achilleus, dem Dichter des Σ den Anstoß gegeben »hat, den Waffentausch einzuführen. Er hatte die Schildbeschreibung, »suchte sie einzureihen, brauchte einen Achilleus ohne Waffen: hier fand »er ihn vor. Er brauchte also nur zu erfinden, daß Achilleus überhaupt »keine Waffen zur Verfügung hatte, also neuer bedurfte, so war der Raum für die Schildbeschreibung gewonnen.« — Reinlich auslösen läßt sich ein ursprünglicher Text nicht mehr; manches müßten wir ergänzen, anderes weglassen. Wir lesen die Arbeit des Σ-Dichters, und wohl auch diese nicht mehr rein. Aufzuklären wäre vor allem das Verhältnis zwischen dem ausdrücklichen Gebote der Mutter, vorläufig nicht in den

Kampf zu gehen (134 f.), und der durch Iris übermittelten Aufforderung, doch hinzugehen, um für den Toten das Schlimmste zu verhüten (165 bis 202). Sicher ist es, daß wir hier mit einem kümmerlichen Pfuscher zu tun haben und weder mit dem Dichter der Patroklie noch mit dem der Thetis-Szenen. Es klingt geradezu komisch, wenn Iris dem Manne, den sie πάντων ἐκπαγλότατ' ἀνδρῶν anredet (170), vorwurfsvoll zuruft: ἀλλ' ἄνα μηδ' ἔτι κεῖσο (178). Und Achill, der die Legitimation der Botin feststellt (182), der ihr sehr vernünftig klar macht, daß er doch eben dem Patroklos nicht helfen könne, weil die Mutter es ihm verboten habe, verdient das Prädikat eines verständigen jungen Mannes, aber keines Helden. Aus törichtem Motivierungsbedürfnis entstanden, läßt sich diese Partie (166—202) reinlich und spurlos ausschneiden. Hera entsandte Iris κρύβδα Διὸς ἄλλων τε θεῶν (168); dafür bekommt sie später eine sanfte Rüge, die sie mit Würde abweist (356—68).

215 f. paßt nicht in die Patroklie wegen der Erwähnung der Mauer, und weil hier auf das unzweifelhaft zur Hoplopoiie gehörige Verbot der Mutter Rücksicht genommen wird; die Stelle ist eben von dem, der die Hoplopoiie einfügte, dem neuen Zusammenhang angepaßt worden. Was ursprünglich hier stand, können wir nicht wissen.

Daß endlich die Hoplopoiie nicht mit Σ abschließt, sondern in das T — bis 39 — hineinreicht, bedarf keines Beweises.

Es erhebt sich die Frage: war der, der den Waffentausch in die Ilias eingeführt hat, zugleich dessen Erfinder? Das ist nicht selbstverständlich. Wir nehmen, mit Wilamowitz, als eigentliches Kernstück die Schildbeschreibung an; daraus folgt noch nicht, daß alles übrige nur Mittel zum Zweck der Einarbeitung, also Füllsel ist. Die Thetis-Szenen und das Auftreten der Iris muten doch recht verschieden an; und sachlich ist hier geradezu ein Widerspruch, den wir schon berührt haben. Das Verbot der Thetis, μή πω καταδύσεο μῶλον Ἄρηος (134), wird durch Iris wieder aufgehoben (170 f.); Achill widerspricht, sie findet einen Mittelweg (197 ff.): nun erst hat der Dichter den Helden da, wohin er ihn haben will. Warum hat er nicht den guten Rat, den Iris gibt, gleich der Thetis in den Mund gelegt? Versuchen wir einmal zu scheiden. Dann wäre Iris mit allem, was zu ihr gehört, einem Bearbeiter von der Art des Θ-Dichters zuzuschreiben, der das mütterliche Verbot für die Handlung unwirksam machen wollte. Die Szene, in der dieses Verbot vorkommt, und der Gang der Gesamthandlung waren ihm also gegeben als getrennte Stücke, die zu vereinigen er sich vorgesetzt hatte. Mit anderen Worten: die Hoplopoiie mit den Thetis-Szenen war ein Einzelgedicht, erdacht auf dem Hintergrunde der Patroklie, angeregt durch die Situation, zu der diese geführt hatte, aber noch nicht dazu bestimmt, ein Teil der Hauptdich-

tung zu werden. Wilamowitz' glänzende Vermutung, daß von dem Bilde des waffenlos am Graben stehenden Helden die Phantasie eines Dichters befruchtet worden sei, behält ihr Recht, ja wird nun erst ganz überzeugend. Denn der Verfasser eines Einzelliedes war frei und brauchte sich dadurch nicht stören zu lassen, daß seine Erfindung zu dem bekannten Verlauf der Ereignisse nicht recht stimmte. Erst für den sorgsamen Arbeiter, der auch diesem Kleinod eine Stelle im Gesamtkunstwerk verschaffen wollte, entstand ein Widerspruch, den er, so gut es ging, durch Iris und ihre Verhandlung mit Achill auszugleichen suchte. Ihm würde denn alles gehören, was in den früheren Gesängen dem Waffentausch Rechnung trägt.

Auf die Polydamas-Szene 242—314 nimmt X 100ff. Bezug; die Erinnerung an sie gibt den Ausschlag dafür, daß Hektor den verhängnisvollen Kampf mit Achill aufnimmt. Also hier ist ein ebenso fester zum X hinleitender Verbindungsfaden, wie er in der Sterbeszene am Schluß des Π gegeben ist. Diese Wechselreden sind mit einer Kunst aufgebaut, die sie der Beziehung zum X durchaus würdig erscheinen lassen; sehr fein ist es, wie der Dichter Hektor 303 und 306 mit zornigem Hohn gerade die Worte gebrauchen läßt, die Polydamas anwandte (277 f.), um die Ankündigung ganz anderer Maßregeln auszusprechen[17]. — Wenn Polydamas 259 sagt χαίρεσκον γὰρ ἐγώ γε θοῇς ἐπὶ νηυσὶν ἰαύων, so würde unsere Ilias den Iterativ auch dann nicht rechtfertigen, wenn wir für diese Stelle des Σ das Biwak des Θ voraussetzen dürften, aber schwerlich liegt hier eine Spur anderer Überlieferung, sehr wahrscheinlich nur eine Augenblickserfindung vor, bei der sich der Dichter weniger dachte

17) Gewiß sieht Wilamowitz (IlH. 174) richtig, wie hier das Leben durch die Dichtung durchblickt; aber in einem Punkte kann ich ihm nicht recht geben. »Auch »Hektor schlägt Töne an, die den Ioniern vertraut waren und vertraut blieben. Der »Krieg wird allzu kostspielig, weil man die Söldner bezahlen muß. Daher drängt »er auf freiwillige Beiträge der reichen Bürger, ἐπιδόσεις, wie sie später »sagten, und vor allem drängt er auf rasche Entscheidung.« Das Gesperrte kann nur gehen auf 300ff.:

Τρώων δ' ὅς κτεάτεσσιν ὑπερφιάλως ἀνιάζει,
συλλέξας λαοῖσι δότω καταδημοβορῆσαι,
τῶν τινα βέλτιόν ἐστιν ἐπαυρέμεν ἤπερ Ἀχαιούς.

Aber das ist doch wohl anders gemeint. Der Zornige entwickelt seine Gedanken nicht in wohlgesetzter Rede, sondern er wirft ein Bruchstück hin, das man erst durch Ergänzung in logischen Zusammenhang bringen muß. Ihm ist Polydamas ein übler Flaumacher, das Ende solcher Strategie muß die Eroberung und Plünderung der Stadt sein. Also wer etwa Polydamas beistimmt, der muß ja wohl ein solches Ende wünschen. Den drückt dann also sein Reichtum (κτεάτεσσιν ὑπερφιάλως ἀνιάζει): nun, dann soll er lieber alles zusammen (συλλέξας) den Leuten geben, damit sie's gemeinsam verzehren; immer noch besser, als wenn die Achäer davon gut haben.

als der nachprüfende Philologe. Überhaupt kann uns die Erinnerung an die S. 598 beigebrachten Beispiele aus Shakespeares Macbeth davor warnen, dem Dichter irgendwelche chronologische Genauigkeit aufdrängen zu wollen: der Zeitraum von drei Kampftagen, während deren Achill sich vom Kampfe ferngehalten hat, wird Σ 125 wie T 46 durch δηρόν bezeichnet, welches Wort in uns notwendig die Vorstellung einer viel längeren Dauer erwecken muß.

Über die Unstimmigkeiten in Thetis' Rede an Hephaistos habe ich S. 537 f. gesprochen; auch hier dürfte das kritische Messer nirgends anzusetzen sein.

X. Wir haben zwischen der Patroklie und dem X zwei Verbindungen festgestellt; zwischen dem Tode des Patroklos und dem des Hektor muß Achills Versöhnung mit Agamemnon gelegen haben. So urteilt auch Wilamowitz, meint aber, von der alten Aussöhnungsszene sei im T keine Spur vorhanden; was wir in T haben, sei jüngere Dichtung, nach der Vorlage des I gemacht. Und zwar habe der Autor dieser Neudichtung das I zu einer Zeit benutzt, als es noch selbständiges Einzellied war, habe es auch nicht etwa selber in den Zusammenhang des Epos aufgenommen (S. 177f.). Nur so lasse sich der eigentümliche Tatbestand erklären, daß T zwar auf das vorhergegangene Anerbieten von Geschenken Bezug nimmt (140f. 194f.), dabei aber den wertvollsten Teil, eine Tochter des Agamemnon zur Ehe und eine Anzahl Städte als Mitgift, unerwähnt läßt. Diese Konstruktion ist an sich nicht unmöglich, doch wenig wahrscheinlich. Wenn die Voraussetzungen des T zu I teils stimmen, teils nicht stimmen, so müssen wir fragen, ob nicht umgekehrt I durch T beeinflußt sein könnte, oder auch beide aus gemeinsamer Quelle abgeleitet. Eine solche kennen wir ja wirklich. Auch Wilamowitz läßt gelten, daß der Groll des Meleagros das poetische Vorbild für den des Achilleus gewesen ist (S. 335; vgl. 65); zur Meleagros-Sage aber gehörte es, daß Geschenke angeboten und zurückgewiesen wurden. Diese Erinnerung und nicht unser I wird auch für das, was Thetis Σ 448 ff. dem Hephaistos erzählt, den Hintergrund bilden, wobei sich die scheinbare Ungenauigkeit ihres Berichtes (S. 173) ohne weiteres erklärt. Der Dichter des T deutet an, was er voraussetzen will, und das braucht er weder aus unsrer noch aus seiner Ilias geschöpft zu haben. Auch die Einnahme von Lyrnessos als Gelegenheit, bei welcher Briseis erbeutet wurde (60), hat er weder aus I noch aus A nehmen können; nur im Katalog wird sie erwähnt (B 690), den keiner, meint Wilamowitz mit Recht, als Vorlage annehmen werde.

Die Beziehungen zwischen I und T sind aber nicht auf ein paar sachliche Punkte beschränkt; auch im Geistigen zeigt sich Verwandtschaft.

Diese sollen wir so verstehen, daß der Dichter des T seinen Stil und seine Ethopoiie am I gebildet habe; er sei »ein Nachahmer, aber ein »talentvoller, der weiß, was er will« (S. 173). Damit ist doch die Frage, auf welcher Seite die Priorität liege, eigentlich noch offen gelassen. Beweiskräftig scheint erst die Beobachtung, daß die erste Rede Agamemnons in T »an der Parabel von der Ate weiterdichtet, die in der Phönix-»rede des I steht«. Aber sehen wir genau zu. Was Phönix ausführt, ist wirklich eine Parabel (I 502 ff.): daß es auch Bitten gibt, Töchter des großen Zeus, zwar lahm und langsam, so daß die schnellfüßige Verblendung ihnen allen zuvorkommt, und doch nicht ohne Macht; wer sie achtet, dem bringen sie Segen, wer sie hart abweist, den verklagen sie bei Zeus, daß er ihm die Verblendung zum Geleite gibt. Agamemnon erzählt (T 90—95. 126 ff.), wie Zeus' Tochter, die Verblendung, einst den höchsten Gott selber verstrickt habe, daß er mit unbedachtem Eide sich band. Da habe er, zur Erkenntnis gekommen, die Göttin beim flechtengeschmückten Haupt ergriffen und unter dem Schwure, sie solle niemals wieder dem Olymp sich nahen, herumgewirbelt und zur Erde hinabgeschleudert. Wo ist da etwas von Parabel? Es ist ein Stück Mythus, ein urwüchsiger Mythus, den man sich als Vorstufe jener sinnigen Dichtung von den Bitten denken kann, nicht als Fortbildung. So glaube ich in der Tat, daß T älter ist als I. Das einzige, was dagegen sprechen könnte, ist die Beziehungslosigkeit des Pronomens in Agamemnons Schwur μήποτε τῆς εὐνῆς ἐπιβήμεναι (T 176) im Vergleich zu der entsprechenden Stelle des I (275), wo die Tochter des Briseus vorher genannt ist. Das würde für das ursprüngliche Verhältnis zwischen T und I noch nicht viel beweisen; es könnte ja das T, nachdem das I in unsere Ilias eingefügt war, ihm angepaßt worden sein[18]). Aber ist es wirklich befremdlich, wenn Odysseus von dem Mädchen, dessen Achill V. 59f. so unfreundlich gedachte, als von »ihr« ohne Namensnennung redet? Ich halte daran fest, daß T älter als I ist, und ich sehe kein Bedenken dagegen, es als Fortsetzung der μῆνις-Dichtung anzusprechen. Dafür ist wichtig, wie in beiden Gesängen der Dichter es versteht, seine Personen durch Reden sich charakterisieren zu lassen. »Wie vortrefflich »kommt (im T) neben dem Hochsinn auch der Eigensinn des Achilleus

18) Wilamowitz freilich würde dies für unmöglich halten (IlH. 177): »Der Hörer darf »an das I gar nicht denken, sonst kommt er auf sehr peinliche Fragen. Dort hat ja »Agamemnon sehr viel wertvollere Dinge angeboten. Er hat dem Achill eine seiner »Töchter versprochen und zur Mitgift eine Anzahl Städte seines Gebietes. Wer dies »fortläßt, kann das I als einen Teil seines Epos unmöglich mitgerechnet haben.« Aber Achill hatte im I eben diese viel wertvolleren Dinge abgelehnt, und Fürstentöchter können doch nicht zweimal angeboten werden.

»heraus. — Noch feiner ist Agamemnon charakterisiert, wenig schmei»chelhaft; da ist der Anschluß an A unverkennbar«: so urteilt Wilamowitz. Ich gehe einen Schritt weiter und behaupte: alles spricht für die Annahme und nichts gegen sie, daß die Μήνιδος ἀπόρρησις, wie sie den Plan der Μῆνις an entscheidender Stelle wieder aufnimmt und mit gleicher Kunst weiterführt, so aus demselben Kopfe hervorgegangen ist, daß der Dichter des A auch das T geschaffen hat.

Jüngeren Ursprungs würde die Partie sein, die auf die Hoplopoiie Bezug nimmt (365—391), und das Gespräch mit den Rossen (399—424) erinnert an die Episode P 426 ff., die auch dort eine Sonderstellung einzunehmen schien.

Erwähnt darf werden, worauf Leaf aufmerksam gemacht hat, daß eine für den Soldaten allerdings wichtige Frage, die des Essens, im T eine größere Rolle spielt als irgendwo sonst. 44 erscheinen die Proviantmeister (ταμίαι, σίτοιο δοτῆρες); die Frage, ob die Soldaten vor dem Kampfe essen sollen, wird ernsthaft erörtert, die Notwendigkeit von Achill bestritten, von Odysseus siegreich verfochten; ein Versöhnungsmahl (δαὶς πίειρα) wird von Odysseus vorgeschlagen, aber es kommt nicht zustande, weil Achilleus sich standhaft weigert, vor Sonnenuntergang Nahrung zu sich zu nehmen — zum Ersatz kräftigt ihn dann Athene durch göttliche Stärkungsmittel. Von dem allen findet sich im A nichts, was sich aber durch die Besonderheit seiner Handlung sehr wohl erklären kann; und jedenfalls müssen wir bedenken, daß das A keineswegs alt und vor ihm die μῆνις und gewiß auch die μήνιδος ἀπόρρησις schon von anderen behandelt war.

XI. Wir werden annehmen, daß auch in der ursprünglichen Ilias Achill nicht sofort nach seinem Wiedereintritt in den Kampf Hektor erlegte; z. B. konnte die Gefangennahme der zwölf Troer, die er Patroklos zu opfern versprochen hatte, nicht wohl nach Hektors Tode erfolgen, weil Hektors Tod den Höhepunkt bilden mußte; wir werden aber ohnehin der Kunst dieses Dichters ein allmähliches Ansteigen zu diesem Höhepunkte, den Einschub retardierender Momente zutrauen. Anderseits konnten hier leicht Erweiterungen Platz greifen, entweder so, daß sie für die gegebene Stelle gedichtet wurden, oder so, daß sie selbständig entstanden waren und dann bei der abschließenden Redaktion Aufnahme fanden. In der Tat ist hier ein ursprünglich einfacherer Gang der Handlung durch mannigfach verschlungene Zwischenpfade erweitert.

Als ursprüngliches Einzellied verrät sich die Begegnung zwischen Achill und Aeneas Υ 79—352. Daß hier Here 119 ff. für Achill besorgt ist, stimmt weder zu der Art, wie Zeus 26 ff. seine den Göttern erteilte Erlaubnis zum Mitkämpfen motiviert hat, noch ist es an sich einleuch-

tend. Befremdlich ist die ausführliche Genealogie des Aeneas 215ff. Nachher wird er von Poseidon gerettet, der doch auf griechischer Seite steht. Durchaus einleuchtend ist das, was Wilamowitz (IlH. 83f.) über diese Episode bemerkt: »Es ist gar nicht anders denkbar, als daß ein »halbhellenisiertes Herrscherhaus von Aeneaden in der Troas diese »Personen, ihre Ahnen, in die Reihen der Troer eingeführt hat, deren »Reich sie in gewissem Sinne fortsetzten [vgl. Υ 302—308]. Der Dichter »des E betrachtete sie noch als Feinde und verhöhnte ihre göttliche Ahn»frau. Der Dichter des Υ und der des Aphroditehymnus dichten an ihrem »Hofe, zu ihren Ehren, schöne Belege für die Eroberung des Asiaten»tums durch die hellenische Kultur und Dichtung.«

Man hat auch Bedenken gegen den Kampf zwischen Hektor und Achill 419—454 erhoben, vor allem deshalb, weil Apollon (376ff.) Hektor verbietet, Achill entgegenzutreten; und der konservative Rothe (ID 304f.) hat hier einen starken Eingriff vorgenommen, indem er vermutete, daß dieser Kampf ursprünglich zwischen Aeneas und Achill stattgefunden habe und auf Hektor und Achill übertragen worden sei, als jene längere Darstellung des Kampfes zwischen Aeneas ünd Achill aufgenommen wurde. Das wäre nicht undenkbar; aber daß Hektor hier Apolls Gebot übertritt, ist begreiflich, da Priamos' Liebling Polydoros eben von Achill getötet worden ist und der Schmerz über dessen Tod ihm fast die Besinnung raubt (κάρ ῥά οἱ ὀφθαλμῶν κέχυτ᾽ ἀχλύς 421). Jedenfalls wird die Tötung des Polydoros X 46 vorausgesetzt; das Verbot Apollons entspricht dem Stil der göttlichen Eingriffe in Λ_1 (165f. 544f.) und dürfte gleichfalls der alten Ilias-Dichtung angehören.

Υ 490—503, das Bild des siegreichen, über das Leichenfeld galoppierenden Helden, ist von Wilamowitz (IlH. S. 87) richtig beurteilt. Das Stück war schon von anderen vielfach verworfen worden. Leaf nimmt es in Schutz: das Gleichnis 495ff. sei im besten epischen Stil. Dies ist zuzugeben; der kleine Abschnitt wird wie die Schilderung der Fahrt Poseidons am Anfang des N einem anderen Zusammenhang angehört haben und ist hier nur an ungehöriger Stelle untergebracht.

Enge Zusammengehörigkeit zeigen Υ und Φ in der Götterhandlung. Υ 7 kommen auch die Flüsse zur Götterversammlung, und 73 wird der Xanthos dem Hephaistos gegenübergestellt, weil beide in Φ wirklich gegeneinander kämpfen. Die ganze Aufzählung der Kämpferpaare Υ 67ff. dient als Vorbereitung für die wirklichen Kampfszenen Φ 385 bis 519. Diese Kämpfe, ungeschlacht und roh, werden von Bethe wie von Wilamowitz als überbietende Nachbildung des E angesehen; gewiß mit Recht. Die Götter toben sich aus, nachdem sie sich seit Θ 10ff. vom Kampf haben zurückhalten müssen; Zeus gibt ihnen jetzt Υ 25 aus-

drücklich die Erlaubnis. Ob Verbot und Erlaubnis gleich alt sind oder etwa die Erlaubnis früher gedichtet ist, das Verbot erst später, zur Vervollständigung, lasse ich dahingestellt.

Einen Teil der Theomachie bildet die Bezwingung des Skamandros, hier Xanthos genannt, durch Hephaistos, für deren Erfindung sowohl als Darstellung die μάχη παραποτάμιος des Achilleus den Anhalt gegeben hat (Wilamowitz IlH. 87). Zu dem allgemeinen Götterkampf leitet die Szene unmerklich hinüber (Φ 384 f.); sie beginnt da, wo der Fluß zum zweiten Male sich erhebt und dem Peliden zu Leibe geht (305). Von hier an bis zum Wiedereintritt in die Troerschlacht (520) ist demnach aufgelagerte Schicht, die sich glatt abheben läßt. Weniger einfach liegen die Dinge vorher, bei dem ersten Angriff des Flusses auf den Helden, dem dann Athene und Poseidon wirksame Hilfe bringen. Das Ringen des gewaltigen Mannes gegen das erzürnte Element ist prachtvoll geschildert (235—304), aber eingeleitet durch ein Gespräch, in das rechten Sinn zu bringen man vergebens versucht hat; dieses wieder ist, obwohl etwas äußerlich (211 f.), angeknüpft an die Tötung des Asteropaios und anderer Päoner, und wenn wir den Bericht darüber rückwärts verfolgen, so finden wir ihn mit den Worten anfangend: τόφρα δὲ Πηλέος υἱὸς — — Ἀστεροπαίῳ ἔπαλτο, und davor drei Verse (136—138), in denen der Zorn des Flusses und der Vorsatz, den Troern zu helfen, schon ausgesprochen sind. Wilamowitz schließt so aneinander:

136 ὣς ἄρ᾽ ἔφη· ποταμὸς δὲ χολώσατο κηρόθι μᾶλλον,
235 πάντα δ᾽ ὄρινε ῥέεθρα κυκώμενος, ὦσε δὲ νεκρούς κτἑ.

Ich würde es vorziehen, 137/8 mit festzuhalten; aber das ist ein geringer Unterschied. In der Hauptsache ist die Ausscheidung (139—234) überzeugend, weil sie einen viel besseren Verlauf herstellt; und jenes Gespräch des Flusses, der ἀνέρι εἰσάμενος βαθέης ἐκ φθέγξατο δίνης, wird jeder gern preisgeben.

Aber auch den Kampf mit Asteropaios? Gewiß steht diese Szene gegen die schwermütig rührende des Lykaon, die wir bis 135 lesen, zurück: nicht von ganz gleichem Werte, doch von verwandter Art. Wilamowitz stellt sie mit der Aeneas-Episode in Υ auf eine Linie (S. 83. 84): »Ganz derselbe Stil und dieselbe Renommage der Helden von ihrer Ab»kunft, wenn auch der Kampf selbst besser erzählt ist.« Das ist ja zum guten Teil Gefühlssache. Mir klingt die Geschichte von Aeneas wie ein Stück aus den Hymnen; dagegen der Kampf des Asteropaios ist nicht nur gut erzählt, sondern mit sehr besonderen und lebhaft vorgestellten Einzelheiten auf beiden Seiten. Und Renommage? Asteropaios nennt ganz schlicht Namen und Herkunft; danach ist er ja gefragt. Achill war erstaunt über die Kühnheit des Fremdlings (150 f.):

τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν, ὅ μοι ἔτλης ἀντίος ἐλθεῖν;
δυστήνων δέ τε παῖδες ἐμῷ μένει ἀντιάουσιν.

Der Vers hat etwas an sich, wozu ich gern »echt« sagen möchte[19]). Nachher gibt Achilleus ausführlich die eigene Genealogie; dahinter steckt noch andres, worüber I 267f. gesprochen worden ist. Ich denke, nicht nur die Gestalt des Asteropaios war überliefert (S. 85), sondern die ganze Szene war ein altes Stück, das vom Bearbeiter nur anders eingeordnet worden ist. Daß dieser überhaupt in den überlieferten Bestand der μάχη παραποτάμιος eingegriffen hat, geht ja, wie von Wilamowitz erkannt ist (S. 85), daraus hervor, daß er mehrere Männer und Völkerschaften nicht nennt, die noch der Verfasser unseres Troerkataloges unter den Opfern des Peliden beim Flußkampf gekannt hat.

Nur ausgesprochen zu werden braucht, daß die wundervolle Lykaon-Szene am Anfang des Buches durch X 46 wie durch ihren eigenen Wert als zugehörig zur Stamm-Ilias bezeugt wird.

XII. Aus dem Liede von Hektors Fall sind die Reden des Priamos S. 544 und S. 650, das Selbstgespräch Hektors S. 542 und die Rede der Andromache S. 545 schon besprochen. Es fragt sich, wo der Anfang dieser Partie anzusetzen ist. Nach Wilamowitz Φ 520, nach Bethe 526; die letzte Ansetzung lockt, weil sie mit einem vollen Verse beginnt, der zugleich eine kurze Angabe der Situation enthält; aber der Anfang braucht ja nicht in der ursprünglichen Fassung enthalten zu sein, und den tieferen Sinn des Gleichnisses 522ff. hat Wilamowitz (IlH. 92) schön dargelegt.

Priamos befiehlt, das Tor offen zu halten, bis alle Flüchtigen in der Stadt seien. Als ein durchaus notwendiges Glied schiebt sich nun die Agenor-Episode ein (538ff.). Ohne sie würde Achill den Fliehenden auf dem Fuße folgen und notwendigerweise Hektor, der doch beim Rückzug der letzte sein muß, erreichen; für die Reden der Eltern an ihn, für ein Selbstgespräch würde kein Raum bleiben. Aber derselbe Dichter, der dies so weislich einrichtete, konnte unmöglich Hektors Selbstgespräch

19) Und zwar scheint er mir hier echt zu sein, weil er hier ganz der furchtbaren Stimmung entspricht, die diesen Achill erfüllt; damit vergleiche man die Verwendung Z 127:

τίς δὲ σύ ἐσσι, φέριστε, καταθνητῶν ἀνθρώπων;
οὐ μὲν γάρ ποτ' ὄπωπα μάχῃ ἔνι κυδιανείρῃ
τὸ πρίν· ἀτὰρ μὲν νῦν γε πολὺ προβέβηκας ἁπάντων
σῷ θάρσει, ὅτ' ἐμὸν δολιχόσκιον ἔγχος ἔμεινας.
δυστήνων δέ τε παῖδες ἐμῷ μένει ἀντιάουσιν.

Sehr merkwürdig ist, daß am Schluß dieser Rede (143) gleichfalls ein Vers erscheint, der in einer sonst beanstandeten Partie dieses Teiles der Ilias Achill gehört:

Υ 429 ἆσσον ἴθ', ὥς κεν θᾶσσον ὀλέθρου πείραθ' ἵκηαι —

diesmal von Wilamowitz (S. 87) als echt und ursprünglich reklamiert.

in seiner Wirkung schmälern, indem er Agenor ein genau so aufgebautes Selbstgespräch halten ließ. Also hat Wilamowitz 550—580 mit Recht als Erweiterung bezeichnet. Auch X 1—4 dürfte er mit Recht als Rhapsodeneinlage getilgt haben: die Achäer so dicht bei der Stadt und dem Tore, bevor Achill kommt, können wir noch nicht brauchen; und σάκε' ὤμοισι κλίναντες würde zum Haltmachen, zur Verteidigungsstellung passen (Λ 593. N 488), nicht zum Vorrücken.

Man hat daran Anstoß genommen, daß nicht erzählt wird, wie die Wächter das Stadttor wieder schließen. Mir scheint es pedantisch, das vom Dichter zu verlangen. Natürlich bleibt Hektor als letzter zurück, bis der letzte Flüchtling sich gerettet hat. Dann zeigt sich Achill in der Ferne. Der Vater bittet den Sohn, sich zu retten; die Mutter fleht ihn an, kürzer, weil der Schreckliche näher kommt; Hektor bleibt unerschüttert. Da müssen die Wächter schon das Tor schließen; aber mußte das ausdrücklich erzählt werden?

In der Schilderung von Achilleus' Lauf näher an die Mauer heran und seinem Verbot, auf Hektor zu schießen (188—198. 205—207), sieht Wilamowitz sekundäre Ausführungen und scheidet außerdem das Göttergespräch und die damit zusammenhängende Nachricht über Apollon (167—187. 202—204) als interpoliert aus (IlH. 101. 100). Ich glaube, daß im ersten Falle die ältere Schilderung eines Laufes benutzt ist, der unter ganz anderen Verhältnissen stattfand, daß aber alle diese Stücke, wie wir sie jetzt lesen, dem Dichter des X gehören und seinen künstlerischen Absichten dienen, die ich darzulegen versuche. Einige unerläßliche kritische Bemerkungen mögen in Fußnoten unterkommen.

Die Dichtung hatte »die nicht leichte Aufgabe, die Spannung dem »Leser mitzuteilen, die ein Zuschauer empfinden mochte« (S. 99): sehr richtig. Dies wird eben dadurch erreicht, daß zwei Gruppen von Zuschauern auftreten und mitwirken, die Götter auf dem Olymp und die Achäer im Felde. Daß uns Banquos Geist und der des alten Hamlet auf der Bühne glaubhaft werden, dazu trägt die Haltung dessen, der den Geist sieht, mehr bei als die vollkommenste Technik des Erscheinens und Verschwindens; für die Laokoongruppe hat Goethe dem noch wenig verstrickten älteren Sohne die Rolle als Zuschauer innerhalb des Kunstwerkes zugewiesen. Verwandte Wirkungen erstrebt der epische Dichter. Mit den Olympiern blicken wir zur Erde hinunter. Da nimmt Zeus das Wort. Wir horchen auf, ob es noch eine Hoffnung gebe. Mit harter Entschlossenheit antwortet Athene; sie erhält die Vollmacht, zu tun, wonach ihr Sinn steht, und steigt vom Olymp hinab[20]). Wir wir jetzt

20) »Dies Gespräch ist gemacht aus der Kenntnis von dem, was Athene später tat, »nicht so wie ein Dichter seine Erfindung vorbereitet, sondern wie ein Unberufener

den Blick wieder nach unten lenken, ist Verfolgung und Flucht unverändert im Gange (188). Ein Gleichnis, von Hund und Hirschkalb, zeichnet die Überlegenheit des Verfolgers, der dem Fliehenden immer wieder den Weg zum Tore abschneidet. Aber auch sein Vorhaben gelingt nicht: das malt ein zweites Gleichnis, dem Traumleben entnommen (vgl. S. 528). Immer wieder entkommt der Gehetzte: Apollon gab ihm die Kraft dazu[21]). Von der Stadt abgedrängt, müßte er den zuschauenden Achäern vor die Speere laufen: denen winkt Achilleus, daß sie sich zurückhalten. Endlich beim vierten Umlauf[22]) ergreift der Vater die Wage des Schicksals und hebt sie empor[23]): Hektors Schale sinkt, Phoibos Apollon, der ihm nahe geblieben war, verläßt ihn[24]). Unterdessen ist Athene auf dem Schlachtfeld angelangt und greift ein: das Unheil soll sich vollenden.

Die Menge, die nicht hat schießen dürfen, tritt nachher doch noch in Aktion. Als der Held erschlagen liegt, sammeln sie sich um ihn, staunen über den gewaltigen Wuchs — οὐδ᾽ ἄρα οἵ τις ἀνουτητί γε παρέστη (371). Dieser Dichter hatte, wie von allem Hohen und Edlen, so von allem Gemeinen, dessen die menschliche Natur fähig ist, vollkommene Erfahrung.

»die Vorbereitung, die er vermißt, nachzuliefern versucht.« — In diesem Falle möchte ich es mit dem Unberufenen halten. Wo sind bei Homer die Beispiele, die ein unvorbereitetes Πηλείωνα δ᾽ ἵκανε (214) stützen? Man vergleiche doch das Auftreten der Athene in Α, Β, Δ, Ε, des Poseidon in Ν; auch Κ 507. Ξ 135 ist das persönliche Eingreifen der beiden doch irgendwie vermittelt, ebenso der Aphrodite Γ 380 mit 374, des Apollon Ο 307. Π 788. Ρ 71. 322. 582. Und hier heißt es gar: »sie erreichte den Peliden«. Übrigens sieht auch die Wendung οὐ πρόφρονι θυμῷ, in der vollen Grundbedeutung des Wortes, und die Schilderung des Höhenkultes (171 f.) in keineswegs abgebrauchten Ausdrücken, nicht so aus, als hätten wir es hier mit einer »schlechten« Interpolation zu tun.

21) »Ganz ungenügend, da es seine Tätigkeit im Unklaren läßt« (S. 100). Nicht unklarer als an zahlreichen anderen Stellen, die von der wunderbaren Einwirkung einer Gottheit berichten, von denen Wilamowitz S. 187 f. 241 zusammenfassend kurz gehandelt hat.

22) »Entscheidend ist und reicht hin, daß das τὸ τέταρτον (208) rasch auf τρίς »(165) folgen muß« (S. 101 f.). — Warum denn rasch? Daß er richtig bis vier zählen könne, braucht der Verfasser ja wohl nicht zu beweisen. Wenn er nun die Absicht hatte, die lange Dauer vergeblicher Flucht seinen Zuhörern fühlbar zu machen, sie in Spannung zu halten? Er war doch ein Dichter.

23) Zuletzt ist es doch Zeus, der nach langem Zögern das Ende herbeiführt. Auch für diesen Eindruck ist die vorbereitende Götterszene wichtig.

24) »Zwar hatte Apollon zuletzt nichts für Hektor getan, aber doch eben noch den »Achilleus von der Verfolgung der Troer abgezogen [Φ 599 ff. Χ 7—20]; er wird »auch vorher im echten ΥΦ tätig gewesen sein, wenn wir davon auch nur in der »Überarbeitung lesen« (S. 102). — Dieser Versuch, eine Lücke in der Darstellung zu rechtfertigen, zeigt noch einmal deutlich, wie unrecht wir tun würden, sie unsrerseits hineinzubringen.

Das Gedicht setzt sich im Ψ fort; wie der ursprüngliche Gang der Handlung dort umgebogen ist, haben wir S. 656 besprochen. Hier aber ist noch Stellung zu nehmen zu einer Hypothese, die Wilamowitz über den ursprünglichen Schluß des Gedichtes aufgestellt hat. Aus dem, was im Ψ die Seele des Patroklos zu Achill spricht, erfährt er, ihm selber sei bestimmt, noch im Kampfe um Ilios (τείχει ὕπο Τρώων, 80f.) zu fallen. Dasselbe hatte ihm die Mutter vorhergesagt (Σ 96: αὐτίκα μεθ᾽ Ἕκτορα), Hektor selbst hat ihm sterbend das Ende verkündet (X 359f.). Darauf ist er gefaßt. Deshalb sieht er die gemeinsame Bestattung schon vor (Ψ 126) und schert sich den Lockenschmuck ab, den Peleus dem heimischen Flußgotte für die glückliche Heimkehr des Sohnes versprochen hatte; denn jetzt bindet ihn das Gelübde nicht mehr (Ψ 141 ff.). Aus dem allen schließt Wilamowitz, daß in demselben Gedichte der Tod des Achilleus erzählt werden sollte und einst erzählt gewesen sei (S. 102. 111 f.). Den deutlichsten Beweis findet er in der Prophezeiung Hektors: φράζεο νῦν, μή τοί τι θεῶν μήνιμα γένωμαι ἤματι τῷ, ὅτε κέν σε Πάρις καὶ Φοῖβος Ἀπόλλων ἐσθλὸν ἐόντ᾽ ὀλέσωσιν ἐνὶ Σκαιῇσι πύλῃσιν. »Nur wenn »der Dichter das entweder selbst berichten wollte oder es durch ein maß- »gebendes Gedicht, kaum allein durch die anerkannte Sage, als dem »Publikum bekannt voraussetzen durfte, konnte er den Hektor so reden »lassen«: so urteilt Wilamowitz und gibt damit zwei andre Möglichkeiten selber zu (S. 77). Die Zeitbestimmung ἤματι τῷ deutet nicht auf unmittelbaren Anschluß des erwarteten Ereignisses. Der wird gefolgert aus Achills Bitte an Agamemnon, die Beschaffung des Holzes und was sonst nötig sei, zu beschleunigen, damit der Leichnam schnell verbrannt werde, λαοὶ δ᾽ ἐπὶ ἔργα τράπωνται (Ψ 53). »Damit das Volk an seine »Tätigkeit kommen könne —: das heißt doch, damit der Kampf fort- »ginge. Also den Sturm auf Ilios erwarten wir. Was kann der bringen? »Eingenommen ist doch die Stadt nicht« — so werden wir gefragt (S. 76), und sollen antworten: Den Tod des Peliden. Aber die ἔργα, denen sich die Leute wieder zuwenden sollen, sind ihre alltäglichen Arbeiten, auch im Feldlager zum guten Teil friedlicher Art. Daß der Dichter den Gedanken an ein unmittelbar bevorstehendes Ende nicht wecken will, zeigt er zu Anfang derselben Rede des Helden, wo er ihn ein Bad ablehnen läßt, ehe die Bestattung vollbracht sei: ἐπεὶ οὔ μ᾽ ἔτι δεύτερον ὧδε ἵξετ᾽ ἄχος κραδίην, ὄφρα ζωοῖσι μετείω (46 f.). Und nun blicken wir auf A zurück. Wilamowitz freilich meint auch dort seine Forderung bestätigt zu finden (S. 79): »Wer dürfte leugnen, daß der Eingang des A nicht »schöner wahr gemacht werden kann, als wenn die zahllosen Leiden der »Achäer im Tode des Achilleus gipfeln und seine Seele in den Hades »geht.« Ganz im Gegenteil! Wenn im Prooemium gemeint gewesen

wäre, daß unter den Opfern des Grolles der Pelide selbst sein werde, so hätte der Ausdruck anders lauten müssen. Und da A und X auch nach meiner Ansicht von demselben Dichter stammen, so liegt hier ein letzter triftiger Grund gegen die Annahme, daß X ursprünglich noch den Tod des Achilleus umfaßt habe.

Aber vielleicht ist die Anregung willkommen, uns auszumalen, wie dieser Dichter das Thema behandelt haben würde? — Versuchen wir's, es will nicht gelingen. Wilamowitz selber schreibt: »In unheimlicher »Größe steht der Held auch für den Dichter da; die grausen Taten sind »ihm schauerlich. Daher läßt er den Achilleus außer von heißer Liebe »zu seinem Freunde auch von dem Bewußtsein des eigenen nahen Todes »beseelt sein: er handelt leidend, ein tragischer Held. — Und als Gegen- »stück steht Hektor da; auch der geht wissentlich in den Tod; mensch- »licher ist er, er darf fliehen; glücklicher ist er, so viel Liebe sorgt um »ihn. Achilleus ist einsam; aber sein Tod wird auch nicht so vielen bit- »teres Herzeleid bringen« (S. 114). Man könnte nicht wirksamer als mit diesen Worten die Weisheit des Dichters preisen, da aufzuhören, wo die Darstellung eine höchste Höhe erreicht hat, während die Phantasie darüber hinausschweifen mag, weil die äußere Handlung noch weitergeht. Und recht zufrieden wollen wir sein, daß die Freude an der herrlichen Dichtung von Priamos als Bittendem bei Achilleus nicht durch den Gedanken gestört zu werden braucht, wir hätten um ihretwillen ein noch schöneres, echteres Schlußstück der Ilias verloren (S. 107). Das Äußerste in Schändung der Leiche ist unterdrückt, sonst, soviel wir wissen können, durch die Rücksicht auf Ω nichts verdrängt worden.

Wir haben gefunden, daß der größere Teil des Inhaltes der Ilias zu einem relativ ursprünglichen Gedichte hinzugekommen ist. Hinzugekommen sind πεῖρα, Kataloge, Teichoskopie, Eidbruch, ἐπιπώλησις, Aristie des Diomedes, Begegnung der beiden Gatten, Zweikampf zwischen Aias und Hektor, κόλος μάχη, Bittgesandtschaft, Dolonie, Nestor-Idyll, Teichomachie, Kämpfe um Poseidon und Idomeneus, Überlistung des Zeus, Kampf bis zu den Schiffen, Hoplopoiie, Aeneas-Szenen, Götterkampf, Leichenspiele, Lösung. Verknüpfung ist fast überall da — nur bei K fehlt sie —, aber keine im ganzen durchgehende Handlung; die Verknüpfung ist mehr oder weniger geschickt erfolgt, mit reichlicher Verwendung des *deus ex machina*, immer etwas äußerlich, nicht auf strengen ursächlichen Zusammenhang gegründet. Manche der aufgezählten Stücke selbst waren erst als Verbindungsglieder geschaffen: die Monomachie des H, κόλος μάχη, Διὸς ἀπάτη.

Auf der anderen Seite steht eine Reihe von Szenen, in denen sich die eigentliche Handlung der Ilias abspielt, mit durchgehender Motivierung, so daß immer, wenn das eine gegeben ist, das andere folgen muß, wie in den Akten einer Tragödie. Das sind, durch Schlagworte bezeichnet: Zwist, Kampfenthaltung, Bedrängnis, Schiffsbrand, Versöhnung, Patroklie, Rache. Sie sind enthalten in A, B 1—40, $Λ_1$, Π, (P), T, (Y, Φ), X, $Ψ_1$, rund 3500 Verse. Dies war, wie mehrfach hervorgehoben wurde, keine primäre Dichtung, aber doch schon so früh entstanden, daß sie für weitere Erfindungen den Hintergrund und den Stamm bildete. Zur Ausmalung der Leiden des Krieges, zum Zurückgreifen auf seinen Ursprung (B, Γ) zur Vorführung anderer Helden (E), neuer Gefechtslagen (Mauerkampf) gab das Fernbleiben des Peliden den Spielraum. Und auch in bezug auf ihn selber tritt die Lust an mannigfaltiger Ausgestaltung des Themas durch neue Erfindungen hervor: sie erzeugt die Bittgesandtschaft, die Waffenschmiedung, die Leichenspiele, die Lösung Hektors. Alle diese neuen Schößlinge erwuchsen zunächst nebeneinander und neben der Stamm-Ilias. Irgendeinmal ist dann mit bewußter Arbeit und nicht ohne Gewaltsamkeit dies alles zu einem Gebilde verbunden worden, vielleicht so, daß vorher schon mehrere kleinere Einheiten zu einer größeren vereinigt waren. Die Gewaltsamkeit sieht man im Auseinanderreißen von B 40 und $Λ_1$, von Λ 595 und Π; die bewußte Arbeit in Patroklos' Botengang, in der Verbindung von M und O durch die ἀπάτη, in der Erfindung des Θ; Gewaltsamkeit und bedachte Gestaltung zugleich in der ganzen Anlage des N.

So ist ein Bauwerk entstanden, in seinem äußeren Eindruck vergleichbar dem eines Kirchenbaus, an dem Jahrhunderte, und keineswegs nach einheitlichem Plane, gearbeitet haben, an dem bei näherer Betrachtung sich verschiedene Stile zeigen, die in ihren grundlegenden Baugedanken durchaus voneinander abweichen; betrachten wir aber das Ganze in größerem Abstande, so empfinden wir doch einen mächtigen und imponierenden Gesamteindruck. Es bleibt Erich Bethes Verdienst, bei aller Schärfe und Entschlossenheit in der Anerkennung und Aufspürung der Diskrepanzen doch auf den Charakter der Ilias als Gesamtkunstwerk mit stärkstem Nachdruck wieder hingewiesen zu haben. Wenn ihn freilich die Unitarier nun als reumütigen Bekehrten zu den Ihrigen rechnen möchten, so beweisen sie nur, daß sie Bethes Werk sowenig wie die Ilias richtig aufzufassen wissen. Ein dichtender Redaktor, ein redigierender Dichter war es, der unsere jetzige Ilias schuf.

Hat dieser Dichter-Redaktor sein Werk aufgeschrieben? Zweifellos. Zu manchen der eingesetzten Verklammerungen und Ergänzungen wäre ja sonst gar kein Anlaß gewesen. Hektors Gang in die Stadt und Be-

gegnung mit Andromache konnte als Einzellied, wie es gedichtet war, weitergegeben werden und weiterwirken; erst die Aufnahme in einen fortlaufenden Text machte es notwendig, aus der Schlacht zu diesen Szenen hinüberzuleiten, und so wurde der Vorschlag des Sehers Helenos erfunden. Das Nestor-Idyll, einerlei ob früher selbständig oder für seinen jetzigen Platz gedichtet, ist jedenfalls deshalb an diesen Platz gestellt worden, weil die Wunde, die dem Λ_1 geschlagen war, eines lindernden Verbandes bedurfte; und wieder, das Kampfgedicht mit Λ 574 abzubrechen, wäre ebenso unnötig wie unmöglich gewesen, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, einen geschriebenen Text herzustellen. Unnötig: denn falls sich, wie Wilamowitz annimmt (IlH. 194f.), der zweite Teil des Λ mit anderen Darstellungen desselben Kampfes, in O, sachlich deckte, so störte das niemanden, solange die Gedichte nur mündlich vorgetragen wurden; man brauchte sie ja nicht gerade am selben Tage zu Gehör zu bringen. Und unmöglich: denn wie wollte man es hindern, daß ein schönes Gedicht als Ganzes im Gedächtnis fortlebte, auch wenn für bestimmten Zweck ein Stück davon anderweitig mit verwendet worden war? Ähnlich steht es mit M und O, wie wir sie anzusehen gelernt haben. Daß beide Gesänge streckenweise dasselbe erzählen, schadet gar nichts; erst die Einreihung in ein festzulegendes Korpus erforderte ein Zwischenglied, und als solche ist die ἀπάτη Διός erwachsen. Dieser Dichter verstand es, aus der Not eine Tugend zu machen.

Doch wir dürfen der zweiten, schwierigeren Frage nicht vorgreifen: hat der Ordner nach schriftlichen Vorlagen gearbeitet? Die Beantwortung hängt davon ab, wie man sich den Zustand der Überlieferung, dem das Sammelwerk ein Ende gemacht hat, besser vorstellen kann, geschrieben oder mündlich. Dieser Zustand selber ist durch Wilamowitz recht anschaulich geworden. Sicher dürfen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß verschiedene Bearbeitungen desselben Gegenstandes eine Weile nebeneinander hergingen; davon geben stellenweise noch, in kleinerem Umfange, Dubletten ein unmittelbares Zeugnis, die jetzt hintereinander gedruckt stehen. Die Beziehungen innerhalb des jetzigen Epos sind mannigfaltig, besonders merkwürdig, wo sie zwischen solchen Teilen hervortreten, die einst jeder auf sich selbst gestanden haben müssen. In der Patroklie ist die ältere Aristie des Diomedes mehrfach benutzt, und das kann nur zu einer Zeit geschehen sein, da diese noch ein Einzellied, jedenfalls beide noch nicht Glieder desselben größeren Ganzen waren. Der Katalog nimmt auf den Flußkampf Bezug, aber auf eine andre, reichere Gestalt desselben, als die wir kennen. In E, Λ, N, Π finden sich ähnliche Reihen von Einzelkämpfen; das braucht weder von wechsel-

seitigem Einfluß herzukommen noch vom Schöpfen aus bestimmter gemeinsamer Quelle. Solche Schilderungen gehörten von alters her zum festen Bestand und konnten überall, sei es unmittelbar oder in Nachbildung, mit verwertet werden. Dasselbe möchte ich nun aber für die Mehrzahl derjenigen Szenen oder Bruchstücke von Szenen annehmen, in denen — außer Λ und Π — der troische Hauptheld vorkommt. Das alte Hektorgedicht, das nach Wilamowitz in M—O zugrunde liegen soll, ist nicht greifbar geworden; sehr glaubhaft dagegen, daß dem Dichter, der eine Schlacht beschreiben wollte, Hektorbegegnungen und Hektortaten allezeit in reicher Auswahl zur Verfügung standen. Das merkt man recht deutlich gegen Ende des N, wo unter seiner Führung die Troer wieder vorrücken (795 ff.); es ist die Stelle, die gegen das Vorhergehende so erfrischend absticht. In diesem ganzen Gesange konnten wir ja erkennen, wie kleinere Stücke und Stückchen alter Poesie zu einer neuen Darstellung verarbeitet worden sind, der es infolgedessen nicht an einzelnen Schönheiten, doch an geschlossener, fortschreitender Handlung fehlt. Der Fahrt Poseidons durch die Wogen (N 20—31) ist in Ξ der Mythus vom ἱερὸς γάμος verwandt (347—351), den späte Kunst des Erzählens mit leichtfertiger Erfindung breit übersponnen hat, um widerstrebende Stücke, die innerhalb der Sammlung sich vertragen sollten, gefällig zu verbinden.

Dieses alles ist besser zu verstehen, wenn es noch keine geschriebenen Vorlagen gab, so daß ein bleibender Zusammenhang erst hergestellt werden mußte. Wie können wir uns denn das Herausgreifen und Einarbeiten kleinerer und größerer dichterischer Einheiten, manchmal kurzer Versreihen, vorstellen? Doch wohl nur so, daß sie aus dem Gedächtnis auftauchten und neuem Plane, durch schnell bereitetes Füllwerk verbunden, dienstbar wurden. Oder sollen wir glauben, daß der Redaktor schon, wie heute ein Redakteur, mit Schere und Klebstoff hantierte? Und angenommen selbst, Einzellieder und Kleinepen seien schon aufgeschrieben gewesen, wie konnte jemand versuchen, und damit gar Erfolg haben, beliebte und bekannte literarische Erzeugnisse zu beschneiden, zu zerstückeln, neu zusammenzufügen? Oder waren sie noch nicht bekannt und in fester Form verbreitet, sondern nur zum Privatgebrauch hier und da aufgezeichnet? Dann kommt es doch wieder darauf hinaus, daß sie erst durch Aufnahme in das Korpus in die Literatur eingetreten sind. Dieser Folgerung ist nicht auszuweichen. Zuversichtlicher als je bekenne ich: die Entstehung der Ilias aus dem Zustande, den ihre eigne Beschaffenheit als unmittelbare Vorstufe erkennen läßt, aus einem Gewoge mannigfach abgegrenzter, teils zusammenstrebender, teils sich ausschließender Gedichte, dieser Wandel ist zugleich der Übergang von

mündlicher Fortpflanzung zu schriftlicher Fixierung gewesen. Das Resultat ist unabhängig von der Frage, wann das eine wie das andere eingetreten ist. Doch meine ich, es muß zu einer Zeit gewesen sein, als die Anwendung der Schrift für dichterische Produktion schon in anderen, moderneren, aus dem tätigen Leben erwachsenden Gattungen erprobt und geläufig geworden war, so daß sie auf den ererbten epischen Besitz, den bisher Gedächtnis und Vortrag der Rhapsoden bewahrt hatten, übertragen werden konnte.

So sehr ich im einzelnen von vielen Aufstellungen Wilamowitzens abweiche, so richtig erscheint mir im ganzen das Bild, das er vom Leben und Weben der epischen Poesie vor dem Festwerden unsrer Ilias gezeichnet hat. In bezug auf die Umstände dieser Neubildung gehen die Ansichten wieder weit auseinander. Wilamowitz meint, »es verstehe sich von selbst«, daß zur Zeit, als Elegie und Iambus aufkamen, zu Anfang des siebenten Jahrhunderts, »das Epos zu ausgiebiger Aufzeichnung »kam; in den Kreisen der Rhapsoden mußte es schon längst niederge»schrieben sein. — Es ist also vollkommen widersinnig, die schriftliche »Überlieferung von Epen aus dem achten Jahrhundert zu bezweifeln« (S. 359). Wir vernehmen da ein Postulat und keinen Beweis; der Prüfung zugänglich ist nur, von seiten ihrer Konsequenzen, die Zeitbestimmung. Seinen Dichter des Λ und der Διὸς ἀπάτη, der B—H und Λ—O geordnet, die Patroklie aufgenommen, die Achilleis gedichtet habe (S. 321), d. i. Homer selber, setzt Wilamowitz um 750, hundert Jahre vor Archilochos (S. 373. 358). Dem widerspricht aber seine eigene, zum Teil doch einleuchtend begründete Beurteilung des Alters der einzelnen Gesänge Die Beziehungen von N und X zur Elegie nötigen uns, mit der Tätigkeit des Ordners der Ilias, der zugleich ihr Dichter gewesen sein soll, tief ins siebente Jahrhundert herabzugehen. Damit sind wir der Zeit schon nahe, in der Athen anfing, zum erstenmal ein Zentrum geistigen Lebens und ein Hauptsitz der Pflege des Epos zu werden.

Und hier sind wir in den Gedankengang wieder eingebogen, durch den wir im fünften Kapitel des ersten Buches den Leser hindurchführten; wir müßten uns wiederholen, wenn wir unsere Überzeugung weiter zu begründen suchten, daß der gesuchte Dichter-Redaktor der Ilias den von Peisistratos bestellten Viermännern angehörte. Gewiß war, wie in jeder Kommission, einer der leitende Kopf, der die Arbeit tat; nach dem Namen werden wir wohl stets vergeblich fragen.

ABKÜRZUNGEN

AJPh. = American Journal of Philology.
Bekker HBl. = Homerische Blätter.
Beloch GrG. = Griechische Geschichte.
BphW. = Berliner philologische Wochenschrift.
BPt. = Bulletin de l'académie impériale de sciences de St. Pétersbourg.
Busolt GrG. I² = Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia. Band I: bis zur Begründung des peloponnesischen Bundes. 2. Aufl.
Bzb. Btr. = Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, herausgegeben von Dr. Adalbert Bezzenberger.
Chadwick HA. = The Heroic Age. Cambridge 1912.
Cobet MCr. = Miscellanea critica.
DLZ. = Deutsche Literaturzeitung.
Fick Il. = Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt von August Fick.
Fick Od. = Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt von August Fick.
GDI. = Sammlung der griechischen Dialekt-Inschriften. Herausgegeben von H. Collitz und F. Bechtel.
Helbig HED. = Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Archäologische Untersuchungen.
IF. = Indogermanische Forschungen, herausgegeben von Brugmann und Streitberg.
JbA. = Jahresbericht über die Fortschritte der Altertumswissenschaft, begründet von Bursian, herausgegeben von W. Kroll.
JHSt. = Journal of Hellenic Studies.
Kirchhoff Od.² = Die homerische Odyssee, von A. Kirchhoff. Zweite, umgearbeitete Auflage von »Die homerische Odyssee und ihre Entstehung« und »Die Composition der Odyssee«.
KZ. = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, begründet von Adalbert Kuhn.
La Roche HTk. = Die homerische Textkritik im Altertum.
La Roche HU. = Homerische Untersuchungen.
Leaf HaH. = Homer and History. London 1915.
van Leeuwen CH. = Commentationes Homericae.
Lehrs Ar.² = De Aristarchi studiis Homericis. Editio secunda.
Ludwich AHT. = Aristarchs homerische Textkritik nach den Fragmenten des Didymos dargestellt und beurteilt von Arthur Ludwich.
Ed. Meyer Forsch. z. a. G. = Forschungen zur alten Geschichte.
Ed. Meyer GA. = Geschichte des Altertums.
Mülder IQ. = Die Ilias und ihre Quellen.

Murray RGE. = The Rise of the Greek Epic.
Niese EHP. = Die Entwicklung der Homerischen Poesie.
NJb. = Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik.
Robert GrH. = Griechische Heldensage.
Robert StI. = Studien zur Ilias.
Roemer [Ar.] Ath. = Aristarchs Athetesen in der Homerkritik.
Roemer HA. = Homerische Aufsätze.
Roemer KrE. = Zur Kritik und Exegese von Homer usw. Abh. Münch. Ak. I. Kl. XXII, III.
Schulze Qe. = Quaestiones epicae. Scripsit Guilelmus Schulze.
Wilamowitz HU. = Homerische Untersuchungen.
Wilamowitz IlH. = Die Ilias und Homer.
WklPh. = Wochenschrift für klassische Philologie.

REGISTER

I

II

III

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

